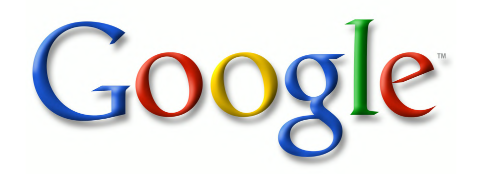
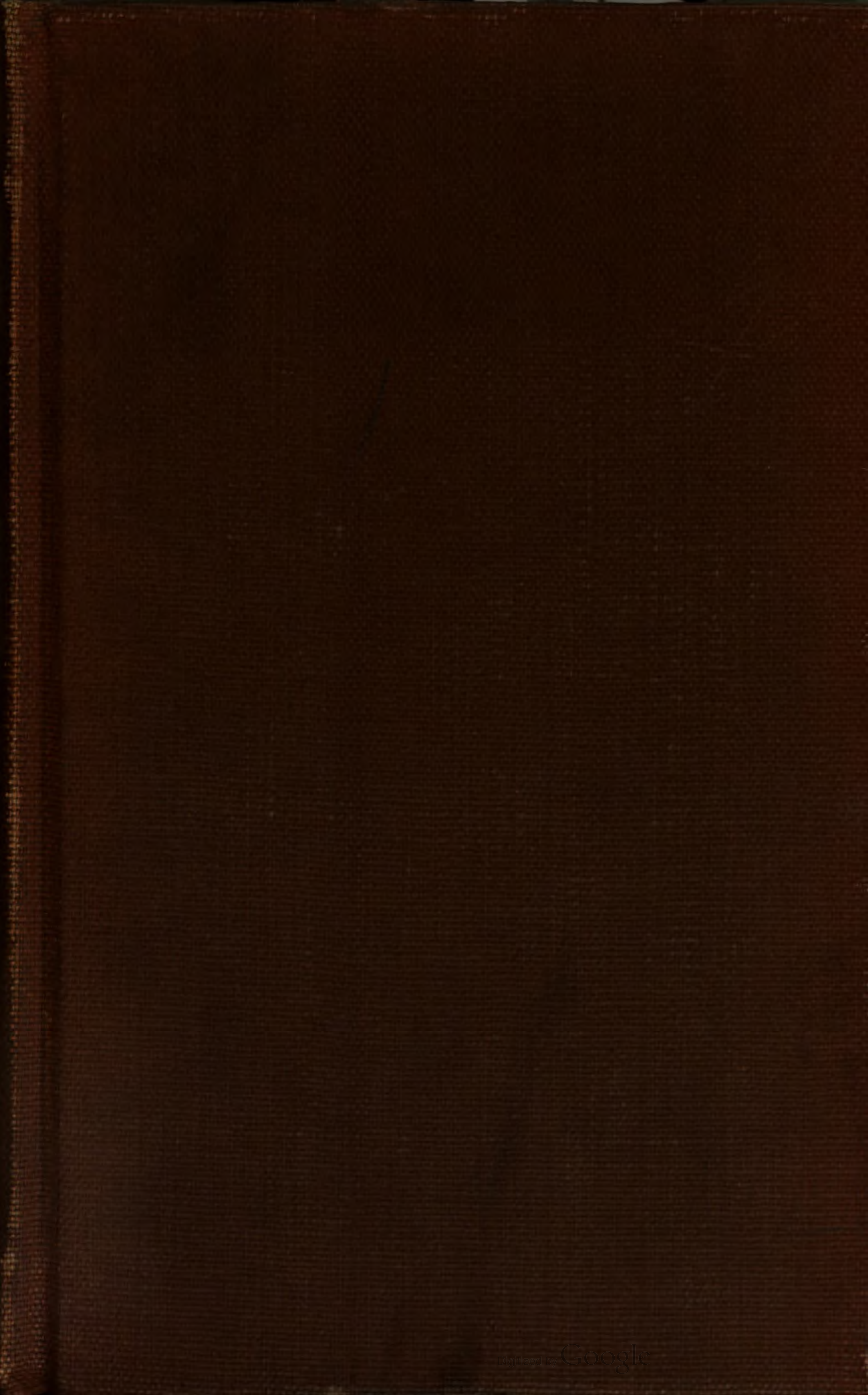

Google




PA3
.J2
Digitized by Google

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Hundertneunundneunzigster Band.

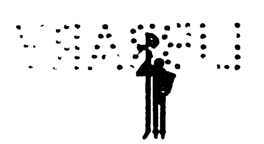
Fünfzigster Jahrgang 1924.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE AUTOREN.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1925.



Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis

des hundertneunundneunzigsten Bandes.

Bericht über die Publikationen zu Hesiodos für das Jahrzehnt 1909—1918.

Von

Alois Rzach in Prag.

I. Ausgaben und Übersetzungen.

Hesiodi carmina recensuit Aloisius Rzach. Ed. tertia. Accedit Certamen quod dicitur Homeri et Hesiodi. Lipsiae MCMXIII. V u. 273 S.

In dieser dritten Auflage der kleineren Teubnerausgabe wurden die neuesten Ergebnisse der Hesiodforschung sorgfältig verwertet. Für die Theogonie konnte der Papyrus Ryland 54, der sich als ältester Zeuge des Gedichtes für die V. 643—656 darstellt, da er dem 1. Jahrhundert vor oder nach Chr. Geburt entstammt, sowie der Oxyrhynchospapyrus 873 (3. Jahrh.) mit Überresten der V. 930—939 und 994—1004 ausgenutzt werden. Für die Erga kamen der Papyrus von Oxyrhynchos 1090 aus dem 1. Jahrh. und der späte Berliner 7784 ((5. bis 6. Jahrh.), für die Aspis ein in den Pap. Greci e Latini der Società Italiana veröffentlichtes Bruchstück (4. bis 5. Jahrh.) hinzu.

Von neuen Fragmenten konnten noch die kurz vor Abschluß des Druckes publizierten zwei Stücke der eben erwähnten Sammlung PSI II 130 und 131 in den Addenda S. 269—273 Aufnahme finden. Das erste, welches über den Wettlauf der Atalante mit Hippomenes handelt, gehört mit Fr. 21 zusammen, welches durch das Schol. Ven. A Hom. B 764 und das Etym. gen. v. ἀμαρύσσω als den hesiodischen Katalogen angehörig erwiesen ward. Zu diesem neuen als Fr. 21 b angereihten Bruchstücke, um dessen Herstellung sich Vitelli verdient gemacht hat, wurde vom Herausgeber einiges beigesteuert, das dann von Vitelli im 2. Bande der genannten Papyruspublikation in den Addenda et Corrigenda p. X f. verzeichnet ward. So wurde z. B. im Eingange des V. 10 (χιτῶνα) καλὸν ἐύννητόν τε ergänzt. Den auf V. 16 μῦθος δ' ὅς θ' ὑγιὴς νῦν μ>οι (Vitelli οἱ) εἰρημένος ἔστω folgenden Hexameter ähnlichen Inhaltes ὧδε δὲ μυθέομαι, Ζεὺς δ' ἄμ>μ' ἐπιμάρτυρος ἔστω wird man als Variante bzw. Doppelfassung ansehen können. In V. 19 ff. schrieb Rzach εἰ δέ κεν οὗτος / <νικήσῃ θάνατον προφυγὼν καὶ>κῦδος ἀρέσθαι / <ἀθάνατοι δώωσ', οἳ 'Ολύμ>πια δώματ'

ἔχουσιν/<οἴκαδε νοστήσειε φί>λην ἐς πατρίδα γαῖαν / <παῖδά τ' ἐμὴν ἀγάγοιθ', ἅμα δ' ὠκυ>πόδων σθένος ἵππων / <ἐσθλά τέ οἱ δώσω κε>ιμήλια. V. 29 darf ἧχ' ὑποχωρήσας als die ursprüngliche Schreibung angesehen werden. V. 42 empfiehlt sich nach Hom. P 190 ξ 33 μ<ετασπῶν ἧκε τὸ μῆλον, Vitelli schrieb μ<ετελθὼν ἧκε τὸ πρῶτον; 43 dürfte ἡ δ' αἶψ' ὥς θ' ἅρπυια μετ<αΐξασα μάλ' ὦκα das Ursprüngliche sein, vgl. Apoll. Rhod. Arg. B 187, 224.

Hesiod the Homeric Hymns and Homerica. With an english translation by H. G. Evelyn-White. London MCMXIV. XLVIII u. 639 S.

Hier kann nur über die in dieser Sammelausgabe enthaltenen Hesiodea berichtet werden. Nach einer allgemeinen Einleitung über das ionische und böotische Epos, worin einer 'boeotian school' ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, bietet der Herausgeber ein Bild von Hesiods Leben. Hierbei betont er, daß die V. 22—35 der Theogonie nicht alle auf Hesiod zu beziehen seien, vielmehr der Verfasser dieses Gedichtes die Geschichte seiner Inspiration durch die Muse erzähle, die einst dem Hesiod sein ruhmvolles Lied eingegeben.

Unter den Werken des hesiodischen Nachlasses unterscheidet Evelyn-White zuerst die didaktischen. An die Erga, die er im ganzen als ein einheitliches Werk ansieht, hat man die Ornithomantie angeschlossen, die Apollonios Rhodios verwarf, und dann vielleicht, wie der Gelehrte vermutet, die Astronomie. Den didaktischen Werken zählt er auch die Χίρωνος ὑποθῆκαι zu. Hierher gehören weiter die Μεγάλα ἔργα, in denen nebst Vorschriften über Agrikultur — wie in einem der Abschnitte der Erga — etwa auch der Weinbau sowie die Pflege der Olive und verschiedener anderer Gewächse und Gemüse enthalten gewesen sei. Das Gedicht von den Ἰδαῖοι Δάκτυλοι, welches die Bearbeitung der Metalle darstellen mochte, sei vielleicht an die Μεγάλα ἔργα angereiht worden.

Eine zweite Gruppe bilden die genealogischen Dichtungen mit der Theogonie an der Spitze, deren Schlußpartie zu dem Frauenkatalog hinüberleitet. Im Anschlusse an Marckscheffel gibt Evelyn-White eine Übersicht der in diesem Werke behandelten Sagen. Einzelne Stücke wurden durch jüngere Dichter weiter ausgeführt und dem älteren Bestande einverleibt oder selbständig gestaltet. Die Ehoien hält der Herausgeber wie einzelne Vorgänger für einen Anhang des Katalogs; die 'großen Ehoien' hätten längere Ausführungen enthalten. Auch auf die Melampodie und den Aigimios kommt er zu sprechen.

Als ältestes der unter Hesiods Namen gehenden Werke werden die Erga bezeichnet, die Evelyn-White bis in die Mitte des 9. Jahrh.

verlegen will, da Herodot die Zeit Homers und Hesiods 400 Jahre vor der seinen ansetzt. Die Theogonie sei etwa ein Jahrhundert später entstanden; auch die Kataloge und Ehoien gehören nach seiner Meinung zu den jüngeren Schöpfungen, während der 'Schild' der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. entstamme.

Schließlich wird die literarische Bedeutung Hesiods sowie dessen Stil einer Würdigung unterzogen.

Nach einer Übersicht über die Handschriften folgt der Text, mit den Erga beginnend, dem eine englische Übersetzung in Prosaform gegenübersteht. Kritische Bemerkungen sind nur wenige beigefügt. Bezüglich der Textgestaltung möchte Ref. eine Reihe Einzelheiten berühren.

Die Verse Erg. 169 nebst den aus dem Genfer Papyrus bekannt gewordenen 169 b—e (bei dem Herausgeber a—d), bezüglich deren Herstellung der unten folgende Abschnitt betreffend die Überlieferung zu vergleichen ist, kann man nicht o h n e Klammern in den Text setzen, da sie eine Variation bedeuten. Die einstimmige Überlieferung der Hss im Eingange von E. 192 ἀνέρα τιμήσουσι darf nicht wegen des vorangehenden ὕβριν, das sich recht wohl erklären läßt, durch die wieder aufgewärmte Konjektur ἀνέρες αἰνήσουσιν ersetzt werden. Ebensowenig empfiehlt es sich, die Lesart E. 257 θεῶν des Pap. Oxyrh. 1090 für das treffliche θεοῖς unserer sonstigen gesamten Überlieferung in den Text aufzunehmen, wie der Herausgeber getan. Dike genießt Ruhm und Ehrfurcht bei den Olympiern. V. 263 kann βασιλῆες mit Synizese der auslautenden Silbe ruhig stehen bleiben und muß nicht durch βασιλῆς des Oxyrh. Pap. 1090 ersetzt werden, da die kontrahierte Form für das Epos nicht sicher nachweisbar ist. Gegen Beibehaltung des attischen Nom. Plur. πίστεις E. 372 ist Einsprache zu erheben. Den überlieferten unmöglichen Gen. Βορέου E. 518 (βορέαο die Hs LM) und 553 (βορέαο IL) hat Ref. längst durch Βορέω ersetzt, eine Form, die Th. 870 die bessere Sippe Ω bewahrte (Ψ βορέου). E. 799 durfte Guyets θυμοβορῇ, das auch Agar in seiner Rezension der Ausgabe The Class. Rev. XXX (1916) S. 18 als 'double error' bemängelt, nicht aufgenommen werden.

An die Erga schließt Evelyn-White die Fragmente der Astronomie und der Χίρωνος ὑποθῆκαι an, unter welch letztere er nach Schneidewin auch Fr. 271 (als 2) reiht; weiters die Bruchstücke der Megala Erga und der Daktyloi Idaioi.

In der Theogonie, die hierauf folgt, kann 126 ἑαυτῇ, das im alten Epos sonst nirgends vorliegt, nicht im Texte belassen werden. Entweder ist diese Form als ἑ' (= ἑοῖ) αὐτῇ aufzulösen oder kann man mit Pap. A und Theophilos ἑωυτῇ gelten lassen. Mit πείρασιν ἐν μεγάλοις Th. 335 ist nach ἐρεμνῆς κεύθεσι γαίης nichts anzufangen: Wilamowitz' σπείρῃσιν

1*

μεγάλαις (μεγάλης) scheint dem Ref. die Stelle in Ordnung zu bringen. Th. 669 ist 'Ερέβευσφιν auch als falsche Analogiebildung nicht zulässig, zumal Ωc die normale Form bietet. Die bei Chrysippos vorliegende Fassung der Erzählung von Athenes Geburt, die Usener einer besonderen Theogonieversion zuschrieb, wäre besser unter dem Texte anzuführen gewesen: der Herausgeber setzt sie innerhalb des Textes in Klammern.

Der Theogonie folgt der Frauenkatalog mit eigener Numerierung der Bruchstücke. Wiederholt findet der Herausgeber hier Gelegenheit, sich an der Wiederherstellung der lückenhaft überlieferten Papyrusfragmente mit Glück zu beteiligen, worüber noch im einzelnen zu sprechen sein wird. Auf einiges möge aber schon hier aufmerksam gemacht werden. In dem als Fr. 14 bezeichneten Katalogbruchstück, das die Atalantesage betrifft (vgl. Fr. 20, 21, 22 und 21 b, S. 269 Rzach [3]) ergänzt er V. 4 (Fr. 21 Rz. [3]) ὡραίη περ ἐοῦσ' ἀπ>αναίνετο φῦλον ὁμοῖ<ον, in dem Fr. Pap. Gr. e Lat. 130 V. 7 (2) ἔξοχον εἶδος ἔχουσ>α. V. 9 (4 Ev. Wh.) τῆς μὲν κινυμένης. V. 29 (23 Ev. Wh.) <ἐπ'>ἀρισ<τερά. In Fr. 135 (98 Ev. Wh.) will er V. 5 ξανθοκόμης <Οἰνῆος ἴδ' 'Αλθαίης φίλος υἱός ergänzen. Als Bruchstück 99 reiht er Nr. 131 der Pap. Greci e Lat. an, dem er Fr. 35 Rz.[3] über Argeia's, Tochter des Adrastos, Anwesenheit bei der Bestattung des Oidipus als 99 A voranstellt, da im Eingange von Fr. 99 (= Pap. 131) Alkmaions in Theben bei den ταφαί des Oïdipodes gedacht werde.

Im 'Schilde' empfiehlt es sich, V. 152 lieber das verderbte αὐτῶν mit beigefügtem Kreuze im Texte zu dulden, als die zweifelhafte Konjektur κάκκιον aufzunehmen. In der Note zu 203—205 muß es statt rejected by Baumeister heißen 'Bauermeister'. V. 378 liest man die in DΨ gebotene, längst als unzulässig erkannte Form εἴως wieder, das durch falsche Transskription aus ΗΕΟΣ entstand. Auch δρῦς als Nom. Plur. in V. 376 ist höchst bedenklich, es stammt wahrscheinlich aus E. 509, wo es als regelrechter Akkus. Plur. erscheint.

Der Aspis läßt der Herausgeber den Keykos Gamos, die Bruchstücke der Μεγάλαι 'Ηοῖαι, der Melampodie und des Aigimios folgen, woran die Fragmenta incertae sedis gereiht sind. Vermißt wird Fr. 205 b Rz.[3] aus Oxyrh. Pap. 1087, 55 und Fr. 204 Rz.[3] aus Ammonios, wiewohl hier direkter Wortlaut aus Hesiod zitiert erscheint. Im Κήυκος γάμος fehlt aus demselben Papyrus 1087, 50 der Ausdruck ἀπάτωρος. Als Appendix erscheinen am Schlusse der Ausgabe S. 630 ff. als Fr. 19 A und 40 A die Fragmente 1 und 2 des Oxyrh. Pap. 1358 mit einer Reihe eigener Ergänzungen Evelyn-Whites, die er in einer später zu erwähnenden Publikation begründet hat, ebenso wie die Fr. 1, 2 und 3 des Oxyrh. Pap. 1359.

Betreffs des auf S. 566 ff. abgedruckten Agon wäre zu vermerken gewesen, daß S. 578 Κολχίδ' ἔπειτ' ἤγοντο von Wilamowitz hergestellt ward; S. 570 muß das überlieferte ἐν Χαλκίδι τῆς Βοιωτίας stehen bleiben, vgl. Busse Rhein. Mus. LXIV 112. Warum der Herausgeber trotz des Pap. Flinders Petrie t. XXV noch an der auch im Laur. LVI nicht überlieferten Form des Namens Πανείδης, welche Hermann einführte, festhält, ist nicht ersichtlich.

Hesiods Theogonie. Mit Einleitung und kurzem Kommentar versehen von Wolf Aly. Heidelberg 1913. XXIV u. 69 S.

Nach der Vorbemerkung des Herausgebers will er in seinem Kommentar, der „aus Übungen des phil. Seminars hervorgegangen ist", darlegen, wie man sich in die älteste systematische Darstellung des griechischen „Glaubenslebens" und die sich anschließenden Probleme einarbeiten kann. Besonders war es ihm um Namenerklärung und geographische Verbreitung der Kulte zu tun.

In der Einleitung wird summarisch über das Leben des Dichters und die Zeitabfolge der unter Hesiods Namen gehenden Werke berichtet; daran schließt sich eine Übersicht über die Tradition, die Ausgaben und Scholien sowie Abschnitte über den Inhalt und die Entstehung der Theogonie. Einige Bemerkungen über die theogonische Dichtung der Griechen überhaupt werden beigefügt. An dem Werke hätten nach Ansicht Alys (S. XVIII) mindestens vier Persönlichkeiten mitgearbeitet: daß der V. 22 genannte Hesiodos den Kern des Ganzen (116—885) geschaffen, sei keineswegs selbstverständlich. Im Eingange nimmt Aly drei Prooimien an. Der Schöpfer des Werkes sei „etwa ein Rhodier im Dienste Delphis", eine Behauptung, für die den Beweis zu liefern Aly unterließ. Der Dichtung seien ältere Versuche gleicher Tendenz vorausgegangen: zweifellos werden kosmogonische und theogonische Themen schon früher in kleineren Gedichten berührt worden sein, daß aber die „kyklische Theogonie" (Titanomachie), welche man dem epischen Kyklos der thebanischen und troischen Heldenlieder voranzustellen pflegt, älter sein müsse, wie Aly behauptet (S. XX), ist unerweisbar. Im Zusammenhang mit seiner Ansicht über den Verfasser der Theogonie will Aly auch die Zeit der Entstehung bestimmen: da Delphi vor 650 kaum etwas bedeutet habe, könne man hieraus die Epoche seines Lebens fixieren, was durch die Erwähnung des Nil im Flußkatalog bestätigt werde, welche die Gründung der hellenischen Kolonie Naukratis voraussetze. Mit Recht hat schon Friedländer in seiner Rezension (Sokrates II 1914, 288 ff.) diesen vagen Annahmen die Tatsache gegenübergestellt, daß bereits vor 650 Lyderkönige Weih-

geschenke nach Delphi sandten, dieses somit damals bereits internationalen Ruf genoß.

Der Text der Ausgabe beruht, wie Aly selbst bemerkt (S. 5 A. 1) im wesentlichen auf dem des Ref. In zwei Stockwerken sind kritische und exegetische Noten beigefügt.

V. 42 will der Herausgeber für das völlig korrekte ἠχεῖ δὲ κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου geschrieben wissen ἠχῇ: da der Satz epischem Stil gemäß sich parataktisch an die vorausgehende Schilderung γελᾷ δέ τε κτλ. anschließt, wird der Vorschlag kaum Anklang finden. Auch der neue Versuch, die Verderbnis in V. 48 zu heilen — Aly vermutet ἀρχόμεναι θεαὶ λήγουσαί τ' ὑμνοῦσιν (er meinte θ' ὑμνεῦσιν) ἀοιδῆς — ist schon wegen des übeln Rhythmus unannehmbar. Die Wiederaufnahme des überlieferten κλεῖα in V. 100 kann nicht gutgeheißen werden: das ist nicht für hom. κλέα „metrisch gedehnt"; Nauck hat die ursprüngliche Form κλέεα hergestellt, die in der homerischen Diktion eine andere Kontraktion — zu κλέα — erfuhr, dessen enger Schlußvokal in der Senkung vor folgendem vokalischen Anlaute naturgemäß Korreption erfuhr (κλέα ἀνδρῶν). In der kritischen Note zu 235 ist als Schreibung des Laur. 32, 16 (bei Aly Δ, in des Ref. Ausgabe D) θεμίστων angegeben: dieser aber bietet θεμιστων mit Rasur hinter στ, d. h. es stand hier dereinst offenbar θεμιστέων. V. 250 liest man im Texte Δωρὶς καὶ Πανόπη τε; τε habe Peppmüller hinzugefügt: allein dieser schlug vor καὶ Δωρὶς Πανόπη τε, was an sich möglich wäre, während bei Aly das τε in der Luft hängt. Am einfachsten ist G. Hermanns Vorschlag Δωρὶς καὶ Πανόπεια (für Πανόπη), wodurch zugleich der im Nereidenkatalog beliebte Reim am Ende der Kola erzielt wird (Πανόπεια — Γαλάτεια), vgl. 243 Εὐκράντη τε — Ἀμφιτρίτη τε. Die Form Πανόπεια stand neben Πανόπη ebenso wie Μήδεια neben Μήδη, Πηνελόπεια neben Πηνελόπη u. a. V. 258 darf Πουλυνόμη nicht stehen bleiben, mit Recht hat Peppmüller Πουλυνόη aus [Apollodor] hergestellt (vgl. Προνόη 261), so daß sich wieder ein Reim in dem Paar Πουλυνόη τε καὶ Αὐτονόη ergibt, wie 248 Δωτώ τε Πρωτώ τε, 251 Ἱπποθόη — Ἱππονόη, 257 Ληαγόρη τε καὶ Εὐαγόρη. V. 453 ist die Fassung Ῥείη δὲ δμηθεῖσα, auf welche die Schreibung des ältesten Pariser Fragments C (= Cod. supplem. gr. 663) weist, festzuhalten gegenüber Ῥεῖα δ' ὑποδμηθεῖσα der übrigen Hss, da die Form Ῥείη V. 625 und 634 (467 Ῥέην) wiederkehrt und 135 sogar Ῥείαν mit erhaltenem urspr. ᾱ (nur D ῥεῖαν). Zu V. 497 war mit einem Worte auf die Schwierigkeit aufmerksam zu machen, die der Versschluß πύματον καταπίνων bereitet. Unter Rücksichtnahme auf Emperius' Versuch πύμαθ' ὃν κατάπινεν hat neuerdings Wackernagel unter Annahme einer Satzhaplologie und Psilosis πύματ ὃν (= πύματον ὃν) κατάπινε befürwortet. Eine gute Bemerkung

wird zu V. 535 ff. gemacht: eine ähnliche Geschichte — wie die Erzählung von dem einstigen Zusammenleben der Götter und Menschen — sei einmal nach E. 108 ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι gestanden. Die fast allgemeine Überlieferung in V. 635 f. οἵ ῥα τότ' ἀλλήλοισι μ ά χ η ν θυμαλγέ' ἔχοντες / συνεχέως ἐμάχοντο κτλ. ist unhaltbar: es ist ein anderes Objekt zu ἔχοντες nötig; die Rezension x (Hauptrepräsentant Cod. Casan. 356) bietet χόλον, was Ref. aufnahm, während Schoemann nach V. 629 πόνον empfahl. Der Vorschlag Alys, 658 f. mit Beibehaltung von ἄψορρον δ' ἐξαῦτις der Hss umzusetzen, scheitert an der Symmetrie, womit den V. 651. 652. 653 in der Antwort des Kottos in umgekehrter Abfolge die V. 658. 659. 660 entsprechen: es empfiehlt sich deshalb, mit Stadtmüller δεῦρ' αὖτις zu schreiben und an der traditionellen Reihenfolge der Verse festzuhalten. Warum hat Aly nach Cod. Paris. 2833 des 15. Jahrh. die kontrahierte Form ἔζει der offenen ἔζεε der übrigen Tradition (nur H ἔζεσε) vorgezogen? Auch 847 ist ἔζεε notwendig; ἔζει, wie Aly wiederum in den Text setzte, hat gar keine Gewähr. Und 850 ist τρέε durch Hephaestion gut bezeugt, die Hss τρέσσε, was metrisch unzulässig ist; es durfte deshalb Aly hier nicht τρεῖ in den Text aufnehmen. Die Form ἔγεντο 705 ist nichts weniger denn aus ἐγένετο entstanden, wie Aly notiert. V. 762 ist mit Beachtung des leicht verderbten ἕτερος γαίην des Cod. Laur. 32, 16 doch offenbar τῶν ἕτερος γαῖαν als exquisite und altertümliche Fassung dem gewöhnlichen τῶν ἕτερος μὲν γῆν der sonstigen Überlieferung, das Aly aufnahm, vorzuziehen, zumal auch die Sippe Ψ ἕτερος μὲν γαίην gibt; in Ω bc ist jenes τῶν ἕτερος μὲν γῆν offenbar erst zurecht gemacht. Ob das in Laur. 32, 16 allein gebotene πολυόμβριμον in V. 785 auf eine Konjektur für angeblich mißverstandenes πολυώνυμον (nach Hom. Δ 453) zurückzuführen ist, wie Aly meint, darf billig bezweifelt werden; vielmehr scheint eine alte Variante vorzuliegen, die auf die mächtige Wirkung des Schwures bei dem Styxwasser Bezug hat, vgl. namentlich V. 805. Den V. 852 läßt der Herausgeber stehen mit der Bemerkung „für den Genetiv s. V. 781 Anm. ἀγγελίης". Man sucht dort vergeblich Auskunft, denn in dem zitierten Schol. Ven. A zu O 640 ist im Lemma ἀγγελίης οἴχνεσκε, wofür Zenodotos ἀγγελίην forderte, nicht als Genetiv, sondern als Nominativ aufgefaßt = ἄγγελος; wie in der Theogonieüberlieferung 781 (Ἶρις) ἀγγελίη πωλεῖται das Nomen ἀγγελίη als Femininum ähnlicher Art galt, wofür Wolf richtig ἀγγελίην schrieb (was auch Aly aufnahm). Heinsius' Schreibung V. 885 ἐὺ (für εὖ der Hss) διεδάσσατο τιμάς ist um so weniger haltbar, als die prosodische Schwierigkeit sich nicht entschuldigen läßt und zudem die treffliche Herstellung von Ahrens' ἐάς an Theokrits Ed. XVII 50 ἐὰς δ' ἀπεδάσσαο τιμάς eine gute Stütze findet. Ebenso war 887 die Form εἰδυῖαν nicht

im Texte zu belassen, Schoemanns Herstellung τε ἰδυῖαν empfiehlt sich von selbst, zumal ἰδέ folgt. V. 903 schrieb Aly ὡραιοῦσι, das er als 'mögliches Wort' (ὡραιόω) aus dem zum Teil überlieferten ὡραίουσι ableitet. Abgesehen davon, daß ein solches nicht nachweisbar ist, warum soll ὠρεύουσι, wie er verlangt, ferngehalten werden? Dies gehört zu ὤρη Sorge und bedeutet 'besorgen', was hier ganz in Ordnung ist. V. 961 ließ der Herausgeber im Verseingange ἣ δέ οἱ Μήδειαν mit argem metrischem Verstoß stehen, statt die einfache Korrektur Guyets δή aufzunehmen.

In den etymologisch-mythologischen Deutungen von Namen, die der Herausgeber reichlich ausgestreut hat, bleibt manches kontrovers und wäre besser weggeblieben, wie z. B. die Ableitung des Namens der Persephone (zu V. 913) von πεπαρεῖν + ἄφενος (nach Fick) oder 'Κάδμος Zier? — wenn nicht fremd' (zu V. 975); kühn ist die Note zu 1005: 'Αἰακός (zu αἶα) ist durchsichtig, der Strand, auf dem die Robbe im Sande liegt'.

Am Schlusse der Ausgabe reiht Aly 'Paralleltexte' an, darunter auch die Fragmente der sogenannten 'kyklischen Titanomachie'.

In seinem Referat über die Edition widerspricht berechtigter Weise P. Friedländer (Sokrates II, 1914, 288 ff.) energisch verschiedenen Annahmen Alys bezüglich der Komposition des Gedichtes, wie z. B. in der Note zu 144, wonach entweder 140. 2. 3 oder 141. 4. 5 zu lesen sei. Der Moderne gestatte, sagt Friedländer, dem archaischen Dichter keine archaische Formgebung. Manche Einwendung wird gegen die religions- und sagengeschichtlichen Anmerkungen erhoben, so gegen die Ableitung von Eileithyia von εἴλλω; die Note zu V. 984 'Τιθωνός etwa zu Theia?' sei nicht einmal als Frage förderlich.

Auch J. Sitzler hat in seiner ausführlichen Rezension in der Woch. f. klass. Phil. 1916 Sp. 457 so manches an der Ausgabe auszusetzen. Die Anführung von Chrysaor und Hekate sowie die Bekanntschaft mit der Bellerophon- und Heraklessage, die 'nach dem Südosten weisen', und das angebliche Streben nach theologischer Systematik sowie Anklänge an spätere orphische Lehre genügen nicht für die Annahme eines von Delphi beeinflußten Rhodiers als Verfasser. Verschiedenes wird bezüglich der Textgestaltung eingewendet. Statt der unzulässigen Fassung des V. 48, die Aly vorschlug, denkt Sitzler selbst an ἀρχόμεναί θ' ὑμνεῦσιν ἀοιδῆς λήγουσαί τε, wobei das überlieferte θεαί als späterer Zusatz aufgefaßt wird. Auch die Vermutung des Herausgebers zu V. 532 ταῦτ' ἄρ' ἀγαζόμενος τιμῶν τ' wird wegen der unstatthaften Verbindung der beiden Participia mit Recht abgelehnt: eher möchte Sitzler ταῦτ' ἄρα φραζόμενος τιμᾶν ἀριδείκετον υἱόν / καίπερ χωόμενος παύθη χόλου vorschlagen. Warum V. 487. 890. 899 ἐγκάτθετο

(mit Akkus.) statt des von der besseren Tradition gebotenen ἐσκάτθετο in den Text aufgenommen ward, bezeichnet Sitzler als unerfindlich. Ebenso wird man ihm beistimmen, wenn er den Einfall Alys zu 861 πολλῇ? zurückweist: Das überlieferte πολλή 'im weiten Umkreis' ist hier ganz in der Ordnung. — Die Erklärung der Eigennamen entspricht nicht der aufgewendeten Mühe, da sie vielfach problematisch bleibt. Τριτογένεια in V. 924 wird als 'unerklärbar' bezeichnet, aber Τρίτων 931 gedeutet. Kronos soll nach V. 178 als Zwerg gedacht sein, während er 168 μέγας heißt und 179 die von ihm geschwungene Harpe πελώριος und μακρή ist. Auch Sprachliches wird berechtigter Weise bemängelt; so sagt Aly zu V. 850 τρεῖ: 'die offenen Formen sind rekonstruiert': Sitzler verneint die Möglichkeit eines Beweises für diese Behauptung.

P. Waltz äußert sich in der Anzeige 'Revue des études grecques' XXVII, 1914, S. 327 ff. im Ganzen ungünstig über die Ausgabe Alys, die er als 'une œuvre de vulgarisation, scientifique plutôt que proprement savante' bezeichnet.

Hésiode. Les Travaux et les Jours. Texte grec avec une introduction, des notes et une traduction française par Pierre Waltz. Paris 1909. 128 S.

Der Herausgeber, der sich, wie seine früheren Arbeiten zeigen (vgl. Jahresber. B. CLII 1911 S. 19, 34, 36), eifrig auf hesiodischem Gebiete betätigt hat, bietet hier eine vornehmlich für die französische Universitätsjugend bestimmte ('surtout à l'intention des étudiants de nos Universités') kommentierte Ausgabe, in der er nur sichere Ergebnisse vereinigen will. Nach einer Bibliographie über die wichtigeren Editionen und einschlägigen Schriften werden die wenigen Daten über Hesiods Leben zusammengefaßt, wobei besonders auf den Erbstreit mit Perses eingegangen wird. Richtig wird betont, der Dichter habe nichts von einem 'aède ambulant', sondern gebe sich als ein an die Scholle gebundener Landmann ernsten und würdigen Wesens. In einem weiteren Abschnitt geht Waltz auf die Quellen und die Komposition der Erga ein, deren Entstehungszeit er 'au debut du VIIIe siècle' ansetzt. Ihm ist der Dichter, mochte er auch primitive literarische Ansätze, Sprichwörter, in denen Volksweisheit steckte, Orakel, moralische Mythen, die in religiösen Hymnen enthalten waren, verwenden und verwerten, in Wahrheit ein Schöpfer ('un créateur' S. 14), der seine Beobachtungen in ein System brachte, indem er Arbeit und Gerechtigkeit preist. Auch auf die losere Form des Gedichts kommt Waltz zu sprechen, die es dem Leser überläßt, die nötigen Übergänge selbst herzustellen. Die zugrunde liegenden ethischen Ideen und praktischen Winke dieser Observationen einer kraftvollen Persönlichkeit bilden den Inhalt eines weiteren (III.)

Abschnittes, in dem der Herausgeber in wohlüberlegter Darstellung und beredten Worten die Vorschriften und Verpflichtungen des Individuums gegen Gottheit und Umwelt, wie sie in den Erga niedergelegt sind, erörtert Endlich wird ein Versuch über den Stil und die Sprache Hesiods beigefügt und die bekannten Eigentümlichkeiten dialektischer Art kurz zusammengefaßt. Gegen einzelnes lassen sich Einwände erheben: so ist V. 293 αὑτῷ keine 'innovation' in der griechischen Poesie, sondern eine der epischen Diktion unbekannte Form, die hier überhaupt nicht zu dulden ist, da die beste Tradition und Nebenüberlieferung vielmehr αὐτός als die ursprüngliche Lesart erweist. Die Herkunft der wenigen Dorismen, zu denen auch das von Waltz zwar nicht aufgenommene, aber durchaus notwendige ἀποδρέπεν 611 zu zählen ist (vgl. Ref. Wien. Stud. V 192), will er nach Goettlings Vorgange auf delphischen Einfluß zurückführen. Ficks Ansicht über die Äolismen, die den Erga eigentümlich sind, wonach diese als Überreste der Umsetzung aus ursprünglich rein äolischer Fassung anzusehen wären, weist Waltz, wenn auch nicht in ganz geschickter Art, zurück. Über die metrisch-prosodischen Besonderheiten spricht er unter hauptsächlicher Bezugnahme auf Paulsons Studia Hesiodea. Durch eine Übersicht (Notes critiques), in welcher die wichtigsten Abweichungen der verschiedenen Kritiker von der Überlieferung und dem Texte der Ausgabe verzeichnet werden, konnte der Apparat einigermaßen entlastet werden.

Der Absicht des Editors, die er mit seinem Buche verfolgt, entsprechend sind die Anmerkungen des öfteren dem Bedürfnis der Studierenden angepaßt, während der Forscher da und dort ein tieferes Eingehen vermißt. Die Form δίκαις E. 36 ist nicht statthaft, sie ist auch gar nicht bezeugt. Und warum schreibt dann der Herausgeber 221 σκολιῇς δὲ δίκῃς? Daß unter δῶρον in V. 85 nebst Pandora auch 'divers objets précieux', die sie mitbrachte und 'entre autres le πίθος' zu verstehen sei, erscheint sehr fraglich. Übrigens war der πίθος ein Faß für Vorräte überhaupt, auch trockene, nicht bloß 'une grande jarre d'argile, ou l'on gardait le vin'. Nach V. 115 (.. τέρποντ' ἐν θαλίῃσι κτλ.) seien, vermutet Waltz (Note zu 108), die zwei Verse des Fr. 82, die Bergk und Reitzenstein auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis bezogen, einzusetzen, was kaum Zustimmung finden wird. Der unserer gesamten Überlieferung unbekannte V. 120 erscheint wieder im Texte, wiewohl er nur aus dem Zitat des Diodoros V 66, 6 stammt, das auch sonst starke Abweichungen ausweist. Wenn Waltz V. 124 in Klammern setzt, so muß dies auch mit dem folgenden 125 geschehen: beide sind von einem Interpolator aus 254 f. hierher übertragen worden, weil das zweite Hemistichion von V. 123 φύλακες θνητῶν ἀνθρώπων mit dem von 253 gleich lautet. Völlig unbeachtet blieb Peppmüllers notwendige

Emendation V. 141 θνητοῖς, die doch durch Pindars Nachbildung Fr. 133, 5 B.-Schr.[5] außer Frage steht. Der Gegensatz liegt hier nicht in μάκαρες θνητοί und μάκαρες θεοί (V. 139), sondern in ὑ π ο χ θ ό ν ι ο ι μάκαρες und μάκαρες θεοί, ο ἳ Ὄ λ υ μ π ο ν ἔ χ ο υ σ ι ν. Außerdem werden die ὑποχθόνιοι μάκαρες des silbernen Geschlechtes den Abgeschiedenen des goldenen gegenübergestellt, die nach V. 122 δαίμονες ἐ π ι χ θ ό ν ι ο ι sind und die Funktionen von Schutzgeistern üben. V. 162 gibt die bessere Überlieferung ὑφ' ἑπταπύλῳ Θήβῃ, während Waltz ἐφ' der minderen vorzog: jenes ὑφ', das übrigens in der französichen Übersetzung wiedergegeben wird (S. 111, s o u s les murs de Thèbes), entspricht der geschilderten Situation weit besser. Betreffs des V. 169, der aus den Scholien stammt, erfährt der Leser, da die neuen von der alexandrinischen Kritik verworfenen Verse des Genfer Papyrus 94 gar nicht erwähnt werden, nicht den richtigen Sachverhalt. Die Bemerkung, 169 sei vielleicht 'une glosse inspirée par le v. 111', ist demnach ganz hinfällig. Dialektisch unstatthaft ist die von Waltz in den Text aufgenommene Konjektur V. 191 κακῶν ῥεκτῆρα καὶ ὕ β ρ ε ω ν; eine unmögliche Form steht auch 198 im Texte λευκοῖσιν φ α ρ έ ε σ σ ι; gerade der älteste Zeuge für diese Stelle, die Inschrift von Acharnai bei Kaibel, Epigr. gr. 1110, 2, hat das richtige φάρεσσι bewahrt. Die einzige Konjektur, die der Herausgeber selbst wagte, V. 230 οὐδέ ποτ' ἰθυδίκῃσι μ ὲ ν ἀνδράσι λιμὸς ὀπηδεῖ, kann nicht als glücklich bezeichnet werden; das μ ε τ' ἀνδράσι unserer Hss ist ganz in Ordnung, abgesehen davon, daß ein Gegensatz zum nachfolgenden Satze θαλίης δὲ κτλ. nicht vorliegt, da hier das δέ ein anreihendes ist. Die attischen Formen 248 ὦ βασιλεῖς, wo die Lesung βασιλῆς (von anderer Hand übergeschrieben ει) der ältesten Hs C auf die epische Form βασιλῆες mit Synizese weist, sowie 372 πίστεις lassen sich nicht aufrecht erhalten. V. 278 ist das bei Clemens bewahrte ἐσθέμεν der handschriftlichen Lesart ἔσθειν (Waltz) vorzuziehen. V. 309 f. lautet die Urfassung καὶ ἐργαζόμενοι πολὺ φίλτεροι ἀθανάτοισιν (Subj. ἄνδρες in 308): erst als der Plural in den Singular verändert wurde, ist der V. 310 ἔσσεαι κτλ. interpoliert worden, der noch dazu ganz aus dem Lapidarstil der Gnomen herausfällt. Ein Irrtum liegt vor 376 μουνογενὴς δὲ πάις οἶκον πατρώιον εἴη φερβέμεν: hier soll α von πάις lang sein; es wird auch nicht erwähnt, daß dies die Fassung von Paley ist, gegenüber der untadeligen Überlieferung, vgl. des Ref. Neue Beitr. z. Techn. d. nachhom. Hexam. 51 f. Daß 405 βοῦ τ' ἀροτῆρε (mit Sittl) wegen 436 βόε δ' ἐνναετήρω zu schreiben sei (für das überlieferte βοῦν τ' ἀροτῆρα), wobei die Dualform βοῦ der regelrechten βόε widerspricht, wird kaum beifällig aufgenommen werden. Bei 515 διὰ ῥινοῦ war auf die längende Wirkung der anlautenden Liquida in der Hebung (διαρρινοῦ) hinzuweisen. V. 533 darf Wachlers

einfache Herstellung βροτοί (für βροτῷ) nicht außer Acht bleiben, da ein neues Subjekt erwartet wird (im Vorausgehenden sind es die Tiere des Waldes); hingegen ist τρίπους (ohne βροτός) gerade für die volkstümlichen Bezeichnungen in den Erga charakteristisch. Ein Versausgang ἐπ' ἠῶ κοῖτον (V. 574), dem man wieder im Texte begegnet, ist im Hexameter unzulässig; längst hat Gerhard ἠόα hergestellt. Das nach Guyet aufgenommene κακότητί γε in V. 740 findet durch die Bemerkung 'datif de cause' keine Erklärung: das beste bleibt immer noch die Lesart des Laur. XXXI 39 (D) und des Ambros. C 222 inf. κακότητ' ἰδέ. V. 747 muß κρώξῃ mit dem Pap. Rainer und unserer ältesten mittelalterlichen Hs C gelesen werden, für das auch Aratos 1002 und Euphorion Fr. 104 Sch. (= 65 M.) eintreten; mit κρώζῃ folgt Waltz der minderen Tradition. Verwunderlich ist es, wenn in V. 804 auf die längst aufgegebene Conjectur Ὅρκον τινύμενον zurückgegriffen wird: für das trefflich überlieferte γεινόμενον (Pap. A γινομεν<ον) tritt als gewichtiger Zeuge Vergil ein, der Georg. I 277 die Stelle vor Augen hatte: pallidus Horcus Eumenidesque satae.

Den Schluß der Edition bildet eine gefällige französische Übersetzung in Prosaform, in der auch die ausgeschiedenen Verse unter dem Texte berücksichtigt sind.

Eine eingehende Besprechung widmete der Ausgabe J. Sitzler in der Woch. f. klass. Phil. 1910 Sp. 149 ff. Im allgemeinen bezeichnet er den kritischen Standpunkt von Waltz als sehr konservativ, da er gelegentlich auch offenbare Verderbnisse im Texte stehen läßt. So wird mit Recht die Beibehaltung der handschriftlichen Tradition in V. 526 οὐ γάρ οἱ ἠέλιος getadelt: Hermanns οὐδέ οἱ ist eine evidente Besserung, die in Asp. 15 ein Analogon findet. Auch dort hat derselbe Gelehrte für οὐ γάρ οἱ ἦεν mit gleichem prosodischen Fehler οὐδέ οἱ hergestellt, das nunmehr durch den antiken Pap. Rainer vollauf Bestätigung fand. Hingegen braucht Hermanns Konjektur πυροφόροις in V. 549, dem Waltz folgte, keineswegs in den Text gesetzt zu werden, wie Sitzler mit Recht hervorhebt. Für einzelne Stellen macht dieser Gelehrte eigene neue Vorschläge: so sei 191 etwa κακῶν ῥεκτῆρ' ἰδ' ὑβριστὴν / ἄνδρα zu schreiben, was dem Ref. unnötig erscheint, da das überlieferte κακῶν ῥεκτῆρα καὶ ὕβριν sich recht wohl erklären läßt. V. 230 ließe sich, meint Sitzler, vielleicht an ἅμ' (für μετ') denken, keinesfalls aber dürfe μέν, das Waltz sogar in den Text einsetzte, in Betracht kommen. Den Ausdruck νῆ' ὀλίγην αἰνεῖν V. 643, wo Waltz eine Verderbnis vermutet, möchte Sitzler allenfalls durch νῆ' ὀλίγην μὴ νεῖν ersetzen. Bezüglich der Auffassung der Ἐλπίς (V. 96 ff.) betont er, die Hoffnung sei naturgemäß als 'Linderung und Trost' mit den Übeln verbunden zu denken.

Wenn nun Zeus sie durch Verschließung im Fasse den Menschen nimmt, mache er ihr Los noch schrecklicher.

Von anderen Rezensionen sei noch der Méridier's gedacht, Rev. d. étud. gr. XXIII 1910 S. 477 ff. Er wendet sich gegen die Auffassung von καύματος ἰδαλίμου (V. 415) als Genet. temporis; dieser hängt vielmehr von λήγει ab. In der Übersetzung darf V. 59 ἐκ δ' ἐγέλασσε nicht mit 'en souriant' wiedergegeben werden; Méridier übersetzt richtig 'éclate de rire'. Der Ausdruck 'dans l'intervalle' (V. 394) geht auf die handschriftliche Lesart μεταξύ, die auch Waltz nicht aufnahm; das richtige μέταζε verlangt, wie der Rezensent bemerkt, etwa die Übersetzung 'jusqu' à la récolte prochaine'. Auch V. 622 sei μηκέτι νῆας ἔχειν κτλ. nicht mit 'il ne faut plus y avoir de bateaux', sondern mit 'diriger' wiederzugeben.

Hésiode. Les Travaux et les Jours. Ed. nouv. par Paul Mazon. Paris 1914, XI u. 161 S.

In einer Einleitung zu dieser hübschen und sorgfältigen Ausgabe legt Mazon einerseits den Standpunkt dar, den er gegenüber der handschriftlichen Überlieferung einnimmt, andererseits bespricht er die Aufgaben der Philologen bei der Wertung und Erklärung antiker Literaturwerke, um hierbei auch sein eigenes Vorgehen mit zu begründen. Der erste Teil der Schrift enthält (S. 1—32) den mit Umsicht behandelten Text des Gedichtes, der von einem gedrängten kritischen Apparat begleitet ist: bezüglich einzelner wichtigerer Fragen wird hier gelegentlich auf den später folgenden Kommentar verwiesen.

Über die Textgestaltung, bei der sich der Herausgeber im wesentlichen an des Ref. Ausgaben angeschlossen hat, wäre einiges hervorzuheben. In V. 39 folgt er der handschriftlichen Tradition οἳ τήνδε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι. Die Schreibung Schoemanns, die er S. 47 eine 'malheureuse conjecture' nennt, ist keineswegs so übel: nach der Überlieferung ist nicht gesagt, wie die βασιλῆες diesen (?) Schiedsspruch zu fällen gewillt sind: sie haben ihn schon gefällt als δωροφάγοι nach dem Wunsche dessen, der sie bestach. Das Fehlen eines Dativs σοί kann, da Perses angesprochen wird, nicht von Gewicht sein. Die Begründung der Athetese von V. 223 (auf S. 80), der bisher unbeanstandet geblieben ist, reicht nicht aus, um ihn fallen zu lassen. Dike bleibt 'ἠέρα ἑσσαμένη' die Stadt und die Leute beklagend, deren rechtswidriges Vorgehen ihnen doch nur Unheil bringen kann. In V. 330 darf ἀλιταίνεται ὀρφανὰ τέκνα nicht stehen bleiben: angesichts der sonstigen Konjunktive zuvor βαίνῃ und ἔρξῃ sowie später νεικείῃ ist unbedingt auch hier einer nötig, der im Präsens nur ἀλιταίνηται sein kann. Die Elision des auslautenden Diphthongen αι vor folgendem Vokal ist, wie uns Inschrif-

ten lehren, wiederholt graphisch nicht angedeutet worden, sondern blieb dem Leser oder Sprecher überlassen. In V. 363 hat Mazon die von Bergk vorgeschlagene seltenere Form αἴθονα (λιμόν) aufgenommen für handschriftliches αἴθοπα. Der Zweifel Aristarchs an der Echtheit von V. 740, mit dem auch der folgende fallen muß, gibt nach des Ref. Erachten nicht die Gewähr, daß diese Stelle erst durch einen Orphiker hereinkam. Nach Mazon wäre die Waschung der Hände als Symbol der Reinigung der Seele eine Vorstellung viel späterer Zeit (S. 146); indes solche Gedanken reichen oft erstaunlich weit zurück, und von volkstümlichen Gepflogenheiten weiß ja gerade dies Gedicht manches zu sagen. In V. 788 ist der Mangel von κε beim Optativ in der Fassung φιλέοι δ' ὅ γε κέρτομα βάζειν, wie unser ältester Zeuge, der Pap. A, bietet, kein Grund, die Lesart φιλέοι δέ κε κτλ. der mittelalterlichen Hss vorzuziehen; das Subjekt, das in diesem Falle erst aus ἀνδρογόνος herausgeholt werden muß, ist im Pap. durch ὅ γε sehr gut bezeichnet; die Partikel κε aber kann in älterer epischer Diktion sogar im potentialen Optativ, als Modus des Gedachten, fehlen.

Der wichtigste Abschnitt des Buches ist der ausführliche Kommentar (S. 33—160). Mit großer Sorgfalt gibt der Editor hier Auskunft über die wichtigeren Fragen, die sich dem denkenden Leser aufdrängen. Interessantere Abschnitte gestalten sich hierbei zu kleinen, abgerundeten Essais, wie z. B. die Auseinandersetzungen über den Pandoramythos, die Weltalter, die landwirtschaftlichen Geräte, die Schilderung des Winters, die moralischen und religiösen Vorschriften, endlich die Tage.

Das Prooimion gilt Mazon mit Recht als eine Schöpfung des Hesiod selbst; er sieht darin einen Hymnus an Zeus, den Schützer des Rechtes und der Gerechtigkeit, die ein Hauptthema der Dichtung bildet. Betreffs der Erzählung von Pandora wird sorgfältig dargelegt, welch wichtiger Unterschied in der Behandlung dieses Mythos in den Erga und in der Theogonie vorliegt. In dieser ist das Weib selbst die Strafe für die Menschen, im erstgenannten Gedichte ist es eine Falle, deren Zeus sich bedient, um Epimetheus zu täuschen und, wie Mazon meint, zur Annahme des Fasses zu bestimmen, während die darin eingeschlossenen Übel auch ohne das Weib bestehen. Diese Übel, die durch die Öffnung des Fasses sich über die Erde verbreiten (insbesondere 'die harte Arbeit', dur travail), sind in den Erga die Hauptsache, in der Theogonie aber nach des Herausgebers Ansicht nur die, welche das Weib mit sich herbeibringt, 'ceux (maux), que la femme apporte avec elle'. Die Frage, ob die Ἐλπίς als ein Übel zu fassen sei, verneint Mazon; ihm ist sie die Erwartung, l'attente, sei es des Glücks oder des Unheils, doch häufiger das erste, also die Hoffnung, espérance. Im Fasse der Übel aber müsse sie sein, da sie nur diese begleiten könne, als 'fille du malheur', insofern

ein glücklicher Mensch es ja nicht nötig habe zu hoffen. Da die Menschen von Zeus zu harter Arbeit verurteilt sind, ist es nur die Ἐλπίς, die sie zur Tätigkeit ermuntert; sie wurde die Lockspeise, durch die sie in die Falle des strafenden Zeus gerieten, dessen Willen man nicht entrinnen kann. — Eine hübsche Übersicht der bisherigen Forschungsergebnisse betreffend den Mythos von den Weltaltern enthält die Darstellung Mazons auf S. 57 ff. Er hebt hervor, daß Hesiod 'de races' und nicht 'd'âges' spreche. Im ganzen stelle der Mythos die Dekadenz der Humanität dar, aber es gibt ein Mittel des Heils, die Δίκη: die Gerechtigkeit hält sich jedoch nur bei einem Volke, wenn jeder arbeitet. — Mit verständnisvollem Eingehen in die der Erklärung bedürftigen Einzelheiten sind die Abschnitte über die Feldarbeiten und landwirtschaftlichen Geräte behandelt. Desgleichen erfährt die prächtige Episode über den Winter, die Mazon mit Recht als eine 'composition très ingénieuse' bezeichnet (S. 119), im Gegensatze zu bekannten Verdächtigungen dieser Partie, eine allseitig befriedigende Interpretation. Den ionischen Monatsnamen Ληναιών (V. 504) schätzt er verständiger Weise nicht allzu hoch ein, da die kalendarischen Bezeichnungen in den verschiedenen Landschaften durcheinander gingen; wie neuerdings Wackernagel bemerkte, kann der Name von Euboia nach Böotien herübergekommen sein, wenn auch in diesem Gebiete der Januar sonst Βουκάτιος hieß. Anläßlich der Behandlung der Frage, ob die von Plutarch vorgenommene Streichung der V. 654—662 berechtigt sei, gibt Mazon seiner Überzeugung Ausdruck, die Theogonie sei älter als die Erga, ja das erste Gedicht Hesiods, durch einen längeren Zeitraum davon getrennt. Ref. ist gegenteiliger Ansicht: die Erga, deren lebendiger Ton den Eifer, den der Verfasser im Streite mit Perses entwickelt, wahrnehmen läßt, gehören einem jüngeren Manne an: anderseits wird man ein Werk von der religionsgeschichtlichen Bedeutung der Theogonie, das ein vertieftes Eindringen in bedeutsame Probleme und eine lange Beschäftigung mit allerhand kosmogonischen und theoretischen Fragen voraussetzt, nur einem durchaus gereiften Manne späteren Lebensalters zumuten können. Die 'Tage' hält der Herausgeber im großen und ganzen für hesiodisch, nur sei die auf uns gelangte Form nicht mehr die ursprüngliche; insbesondere bemängelt er, daß die Reihe der ἡμέραι nicht nach dem normalen Ablauf geordnet sei, weshalb er von einer 'confusion' spricht; schon in früher Zeit sei eine Kontamination verschiedener derartiger Kalender erfolgt. Mit der handschriftlichen Lesung 797 ff., wo von ἀλεύασθαι noch ein Inifinitiv θυμοβορεῖν abhinge, darf man sich nicht so leicht abfinden wie Mazon.

Eine französische Übersetzung der Erga gab derselbe Gelehrte in dem Prachtwerk ΕΡΓΑ ΚΑΙ ΗΜΕΡΑΙ. Les Travaux et les Jours

d'Hésiode. Traduction nouvelle de Paul Mazon suivis de La Terre et l'Homme par Anatole France, das mit 114 Holzschnitten von Em. Colin geschmückt zu Paris 1912 erschien.

Von den Anzeigen sei die ausführliche von M. Croiset im Journal des Savants XIII, 1915, 193 ff. erwähnt, der insbesondere auf die beiden schönen Mythen von Pandora und den Weltaltern in geistreicher Weise eingeht. In der ursprünglichen Fassung der Legende habe Zeus dem Prometheus die Übel im Fasse eingeschlossen übergeben, zur Zeit, da die beiden noch gute Freunde waren. Prometheus legte dieses in seinem mit Epimetheus gemeinsamen Hause nieder. Nach dem Zwiste habe Zeus die reizende Pandora geschaffen, die in Abwesenheit des Prometheus dessen einfältigen Bruder Epimetheus veranlassen soll, ihr die Geheimnisse des Hauses zu zeigen, darunter das Faß. Wußte sie, was sie Übles tat? Man kann, sagt Croiset, zweifeln, sie war eine neugierige Frau, die alles sehen will. Bei dieser Annahme würde die Erzählung der Erga mit jener der Theogonie trotz der Verschiedenheiten im ganzen übereinstimmen, da es beide Male die Frau war, welche 'en raison de son charme et de ses défauts' die Ursache des unglücklichen Geschicks der Menschheit wäre. Die Auffassung Mazons betreffs der 'Ελπίς als Gut, die das Übel als fille du malheur begleitet, teilt Croiset völlig. In dem Mythos von den Weltaltern habe, meint er, die Abfolge der beiden nach Erz und Eisen benannten Geschlechter klärlich den Charakter historischen Geschehens, während das goldene und silberne lediglich poetische Realisation eines Traumes oder Idealisierung gewisser traditioneller Anschauungen symbolischen Charakters darstelle. Das vom Dichter gut geschilderte Bronzezeitalter, eine uns jetzt wohlbekannte Epoche der Menschheit, war ursprünglich identisch mit dem von Hesiod an vierte Stelle gesetzten Geschlechte der Heroen. Durch die mächtige Wirkung der epischen Dichtungen Homers veranlaßt, konnte Hesiod jenes in zwei Abschnitte geteilt und zerlegt haben: wie Mazon und manche Vorgänger hält auch Croiset dafür, daß die Einführung des heroischen Zeitalters auf ihn gehe.

Betreffs der Übersetzung Mazons fügt Croiset hinzu, man gewinne durch sie eine exakte Idee von allem, was sich im Original finde: dies erläutert er durch eine durchaus sympathisch anmutende Wertung des unschätzbaren Gedichts vom Adel der Arbeit, das die Gerechtigkeit als höchstes Gut preist. Hier ist Zeus nicht mehr der Patron der Kriegsobersten, sondern der höchste Richter, der Vater Dikes. Durch Hesiod lernen wir diese Evolution verstehen.

Eine italienische Übersetzung der Theogonie bietet

G. La Ferla: La Teogonia di Esiodo recata in prosa italiana. Catania 1912. 62 S. Vgl. A. Beltrami, Riv. di fil. XLII 1914, S. 130 f.

Die deutsche,

Hesiods Werke von J. H. Voß, wurde neu herausgegeben durch Bertha Kern — von Hartmann, Tübingen 1911, VII u. 244 S.

Es ist ein hübsch ausgestatteter Neudruck der trefflichen Übertragung des Altmeisters. Die Einleitung über Hesiods Leben und Werke steht nicht überall auf der Höhe. Etwas überschwenglich ist die Dichterweihe geschildert. Am Schlusse des Werkchens sind eine Reihe von Anmerkungen beigefügt.

Hier sei gleich auch über neue Editionen der Quellenschriften zu Hesiods Leben berichtet.

Der Agon Homers und Hesiods erfuhr außer in den Gesamtausgaben von Rzach und Evelyn-White besondere Bearbeitungen in der Berichtsperiode zunächst durch

T. W. Allen, in den Homeri Opera, tom. V, Oxford (1912), auf S. 225 ff., dem auf S. 220 ff. auch ein Stück der Hesiodvita des Tzetzes vorangeht, soweit diese für Homer in Betracht kommt (und zwar zum Teil nach neuen Kollationen zweier Madrider und einer Oxforder Hs).

Zunächst gibt Allen einen Abdruck des Pap. Flinders Petrie N. XXV ed. Mahaffy, worauf der Text des Agon folgt. Von eigenen Lesungen sei der Vorschlag Δημοκρίνης Z. 21 A. (= Z. 22 Rz.[3] oder Z. 20 der ed. maior) für Δημόκριτος erwähnt. Z. 22 ist die Lesart des Laur. λέγεσθαι (γενέσθαι Barnes), wie Ref. jetzt glaubt, mit Recht beibehalten und Z. 97 Μοῦσ' ἄγε (Pap. ΜΟΥϹΑΓΕ) durch Hinweis auf Alkman Fr. 1, 1 Μῶσ' ἄγε Μῶσα λίγεια gestützt. (Stesich. Fr. 441, ist für diese Stelle nicht von Bedeutung). Z. 129 (= 132 Rz.[3] oder 132 der ed. maior) hätte die Emendation von Wilamowitz Κολχίδ' ἔπειτ' ἤγοντο (für Κολχίδ' ἔπειθ' ἴκοντο) aufgenommen werden sollen, da erst so die heikle Frage und witzige Antwort verständlich werden.

Sämtliche Nachrichten der Alten über Hesiods Leben und Wirken werden zusammengefaßt in den Vitae Homeri et Hesiodi. In usum scholarum ed. U. de Wilamowitz-Moellendorff. Bonn (Kleine Texte herausg. v. H. Lietzmann 137) 1916. 58 S.

In dieser Sammlung sind die Berichte und Erzählungen über Hesiodos unter N. 8—13 zu lesen. Voran geht der Agon: nebst der aus früherer Publikation (Herm. XXXIV 1899, 615) bekannten trefflichen Herstellung Κολχίδ' ἔπειτ' ἤγοντο Z. 104 findet man hier statt des überlieferten ἐπ' ἀκτῆς δόρπον ἑλέσθαι geschrieben δόρπα πένεσθαι; in der nächsten Zeile schlägt der Herausgeber ἀνόμων (Laur. ὅλλων)

κατὰ φῦλα γιγάντων vor. Z. 109 soll πατὴρ ἐμίγην (Laur. ἐμίγη) καὶ πότνια μήτηρ restituiert werden (während Goettling ἔμιγεν einsetzte), offenbar weil auch kurz vorher die seltene Form κορέσθην (Aristophanes Fried. 1282 ἐκόρεσθεν) begegnet. Durch ihre Einfachheit empfiehlt sich die Korrektur Z. 158 (S. 40, 6 W.) εὔνουν εἶναι ἑοῖ αὐτῷ (für handschr. ἑαυτῷ). Angereiht ist das Bruchstück des Pap. Flinders Petrie.

In seiner Besprechung bestreitet A. Ludwich in der Woch. f. klass. Phil. 1917, 529 die Berechtigung der eben erwähnten Änderung ἀνόμων; er selbst möchte χερσὶ βαλὼν ἰοῖς σὺν ὀλῶν κατὰ φῦλα γιγάντων vorschlagen (ὀλῶν = ὀλοῶν, wofür auf Alkman Fr. 55 ὦ ὀλὲ δαῖμον verwiesen wird). Die Erklärung, Herakles löste den Bogen mit den Pfeilen von den Schultern, nachdem er irgend etwas anderes (ungenanntes) auf die Giganten geworfen, befriedigt indes auch nicht. Die Fassung οὔ τἄρ (Hs οὔτ' ἄρ) wird als unzulässig bezeichnet.

Aus dem Referate J. Sitzlers in der Woch. f. klass. Phil. 1917, 970 ff. sei der Vorschlag Z. 176 (ed. maior Rz., S. 40, 14 W.) ᾧ αὐτοῖς κίνδυνος ἐπὶ πραχθέντι πέληται (oder γένηται) erwähnt; Wilamowitz liest für hdschr. οἷς αὐτὸς — αὐτοῖς und beläßt das überlieferte πραχθεῖσιν. Gegen den Schluß des Agon will Sitzler ἀναμνησθεὶς δή für δέ geschrieben wissen.

Den βίος des Tzetzes gibt Wilamowitz in der kürzeren Fassung, wie andere Vorgänger; weiter folgt die auf Hesychios beruhende Vita aus Suidas, dann die auf Hesiod bezüglichen Stellen aus Pausanias und schließlich die Zeugnisse Plutarchs betreffend das Leben des Dichters.

Zum Tzetzesbios steuert Sitzler a. a. O. einige beachtenswerte Vorschläge bei. Im Orakel über Hesiods Tod p. 50, 21 W. möchte er statt καὶ γάρ τοι (Westermann κεῖ γάρ τοι) schreiben κεῖθι δέ τοι. Weiter p. 51, 2 W. <μετ>ενεγκόντες τὰ Ἡσιόδου ὀστᾶ, endlich im Grabepigramm p. 51, 5 ὀστέα πληξίππου γῆ Μινύω (als Genetiv von Μινύης) κατέχει statt des überlieferten Μινύης; Pausanias IX 38, 4 gibt die Lesung πληξίππων — Μινυῶν. Bei dem Versuche, die konfuse Stelle p. 50, 11 W. unter Annahme einer Lücke zu verbessern, tut Sitzler nach der Meinung des Ref. dem Stümper Tzetzes zu viel Ehre an. Die Verstöße wird man wohl auf dessen Rechnung setzen können.

II. Überlieferung.

R. Herzog. Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet. Progr. zur Rektoratsfeier der Univ. Basel 1912. 103 S.

Diese inhaltsreiche und gründliche Untersuchung betrifft natürlich auch in verschiedener Hinsicht die hesiodische Tradition. Sorgfältig

werden die Fehlerquellen erwogen, die sich durch Scriptio continua, die Schreibung ἐκ πλήρους, durch unrichtige Wiedergabe der Vokale und dgl. bei der Umschrift des älteren Alphabets ergeben. Auf einige Beispiele, die von besonderem Interesse sind, möge hier hingewiesen werden.

Einen Fehler, der durch die Schreibweise ἐκ πλήρους veranlaßt ward, liest man in unseren Hss E. 330: ὅς τε . . . ἀλιταίνεται ὀρφανὰ τέκνα. Hier ist wegen der Beibehaltung des Ausganges αι statt des notwendigen Konjunktivs ἀλιταίνητ' auch das alte E mit ε statt η wiedergegeben worden, wie Ref. seinerzeit darlegte; so schlich sich eine irrige Form in derselben Weise ein wie in die Überlieferung von Hom. A 67, wo die Hss αἴ κεν βούλεται (für βούλητ') ἀντιάσας geben. A. 254 ist fast einstimmig κατεῖεν in den Codd. zu lesen, das der Ref. als die alte Schreibung KATEIEN erkannte, die in κατῆεν zu übertragen war. A. 429 bieten die Hss ἐμμενέως δ' ἄρα τοῦ γε κελαινὸν πίμπλαται ἦτορ: den Eingang, dessen Verderbnis auf falsche Umschrift zurückzugehen scheint, hat von Meyer zu ἐν μένεος verbessert. Das dorisierende λαγός in dem Hemistichion A. 302 ὠκύποδας λαγὸς ἧρευν hat erst Triclinius für die handschriftlichen unmetrischen Korruptelen λαγώς und λαγούς, die wohl ebenfalls auf dieselbe Fehlerquelle weisen, hergestellt.

Beachtenswert ist die handschriftliche Überlieferung in E. 22: hier liest man teils ἀρόμεναι, wo, wie es scheint, die alte Schreibweise APOMENAI bewahrt blieb, dann ἀρώμεναι, die hier notwendige Form, aber auch im Cod. G ἀρόμμεναι, wo die Länge der zweiten Silbe durch Konsonantengemination angedeutet ist. Besonderes Interesse aber weckt der überlieferte Text Th. 74, wo sämtliche Hss εὖ δὲ ἕκαστα / ἀθανάτοις διέταξεν ὁμῶς καὶ ἐπέφραδε τιμάς bieten. Wenn sich diese Fassung auch verstehen läßt, so ist doch Herzog, nach des Ref. Meinung, mit vollem Rechte für die von Lennep seinerzeit vorgeschlagene Schreibung διέταξε νόμους eingetreten, für welche sich auf Th. 66 E. 276 und Hom. Λ 11 τ 592 verweisen läßt. So war die alte Schreibung ΔΙΕΤΑΞΕΝΟΜΟΣ aufzulösen. Bei der falschen Umschrift drang auch die Aspiration ein.

W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde. Berlin 1918.

Auf S. 477 ff. enthält dies vortreffliche Buch eine Übersicht der bis zu dem Jahre seines Erscheinens bekannt gewordenen hesiodischen Papyri. Für die Theogonie reichen die Reste des Pap. Ryland (V. 643 bis 656) bis an die Grenze unserer Zeitrechnung; die wichtigsten Stücke aber für dieses Gedicht sind der Pap. Rainer (saec. IV) mit Überresten aus den Abschnitten V. 626—881 und der Achmîm-Pap. für V. 75—145

(saec. IV—V). Der älteste Ergapapyrus (Oxyrhynchos 1090) mit guten Lesarten für die V. 257—289 entstammt dem Ausgange des 1. Jahrh.; der bedeutendste aber ist auch hier Pap. Rainer mit Fragmenten aus aus den V. 210—828. Interessant wegen der Erhaltung der von der antiken Kritik gestrichenen V. 169 b—169e, die auf den aus den Schol. bekannten V. 169 folgten (vgl. Epigr. gr. ed. Kaibel 1046, 9 Zenobios III 86), der ebenfalls der Athetese verfiel, ist der Genfer Papyrus 94 (aus etwa dem 5. Jahrh.). Bis ins erste vorchristliche Jahrh. geht ein kleines Exzerpt der Aspis im Berliner Pap. 9774 (für die V. 209—213); für den Schluß dieses Gedichts kommt weiter in Betracht der Pap. von Oxyrhynchos 689 des 2. Säkulums, besonders aber wieder der Pap. Rainer, welcher Versreste aus Partien fast der ganzen Aspis umfaßt. Besonders kostbar sind die sich mehrenden Funde, welche Stücke aus den Katalogen bewahrt haben, die Schubart auf S. 96 f. bespricht. Beginnend mit der Wende des 1. und 2. Jahrh. (Pap. Berolin. 9739 mit dem ersten Teile des Freierkatalogs) reichen die Überreste bis ins 4. Säkulum. Hierher gehört auch das Tyrofragment aus den Tebtunispap. II 271, das in der Originalpublikation nicht richtig gedeutet ward. Die Lesungen des Ref. zu den von Vitelli herausgegebenen Papiri Greci e Latini II N. 130 (Addenda der 3. Auflage der kleinen Hesiodausgabe S. 267—271) sind noch nicht angemerkt, ebenso wie die Herstellungsversuche von Wilamowitz und Evelyn-White zu dem Stück II Nr. 131.

W. Schubart, Papyri Graecae Berolinenses. Bonn 1911. (Tab. in usum scholarum editae sub cura Joann. Lietzmann).

Von Hesiodpapyri sind hier unter 19 a der Berolin. 9739, 4. Kolumne (aus Fr. 94) und unter 19 b der Berolin. 10560, 1. Kolumne (aus Fr. 96) wiedergegeben.

S. Hunt, Catalogue of the Greek papyri in the John Rylands library. Manchester 1911.

Diese Sammlung enthält in N. 54 Reste aus Versen der Theogonie (643—656), die aus dem Ende des 1. vorchristlichen oder Anfang des 1. nachchristlichen Jahrhunderts stammen. Ein Faksimile dieses in Behnesa gefundenen Stückes wird auf Taf. IV geboten. In textkritischer Beziehung ist es trotz seines Alters von geringem Werte. Doch wird, wie es scheint, die Herstellung Hermanns 656 ιδ>μεν ο τοι bestätigt, da nach dem Faksimile der mittlere Buchstabe von τοι, wenngleich nur dessen linke Hälfte erhalten ist, doch als ο gefaßt werden kann. Bemerkenswert ist die Schreibung 654 τον δ αιψ <dann wohl αυτις>, während die mittelalterlichen Hss τὸν δ' ἐξαῦτις geben. In V. 652 hat der Schreiber in ε>ς φαος αψ ιχεσθ<ε nach ἄψ die Anfangssilbe von

ἀφίκεσθε irrtümlich weggelassen; 647 ist και κα<ρτ . . für κράτεος gesetzt. Sonst erscheint wiederholt itacistisch 647 ν>εικης, 648 τ>ειτηνες und 650 τειτη< νεσσιν geschrieben.

K. Kuiper, De Saturno restituto. Hes. Op. 269—269 e. Sertum Nabericum. Lugduni Batav. 1908. S. 211—220.

In dem Scholion des Proklos, das sich auf E. 169 und die neuen durch Nicole aus dem Pap. Naville (Genf 94) zuerst veröffentlichten Reste 169 b—e bezieht, möchte der Verf. die Fassung τοῦτον καὶ τὸν (τοὺς Schoemann) ἑξῆς und weiter φαυλίζοντες (critici) und ἀφαιρεῖν εἰπόντες (= ἀποδοκιμάζοντες) festhalten (S. 220). Dieses geht auf Verse, die am Ende dieses Abschnittes vor 174 standen, und zwar zunächst auf zwei, welche die Emphase des V. 174 beeinträchtigen. Im Exemplar des Proklos sei 169 hinter 173 gefolgt: diesen V. 169 will nun auch Kuiper mit Weil nach 173 setzen und die neuen Überreste so fasssen: Ζεὺς γὰρ δεσμὸν ἔλυσε πα<τρὸς καὶ ἐπ' Ὠκεανοῖο> / πείρασί οἱ ν>εάτοις τιμὴ<ν βασιληΐδ' ἔδωκε. Danach sei bereits das Auftreten des fünften Geschlechtes eingeleitet worden mit den Worten: πέμπτον δ' ἄ>λλο γένος θῆκ<εν χείριστον ἁπάντων, τῶν οἱ νῦν>γεγάασι καὶ οἱ <μετόπισθεν ἔσονται. Das seien die zwei Verse, durch deren Duldung nach der Meinung alter Kritiker der Schwung von V. 174 völlig verloren ging.

H. G. Evelyn-White. Hesiodea. The class. Quarterly VII. 1913.

Auf S. 219 f. dieser Abhandlung sieht der Verf. E. 169 und die beiden neuen folgenden Verse 169 b und c (die er 169 a und b nennt) zusammen als Abschluß der Schilderung des heroischen Zeitalters an, indem er für 169 c (169 b) die Fassung vorschlägt τοῖσι δ' ὁμῶς ν>εάτοις τιμὴ<καὶ κῦδος ὀπηδεῖ, ähnlich wie E. 142. Mit dem fragmentarisch erhaltenen nächsten Verse 169 d (bei ihm 169 c) läßt er, wie schon vor ihm Kuiper, dessen Vorschlag nicht angeführt wird, das folgende eiserne Geschlecht eingeleitet werden: πέμπτον δ' αὖτις ἔτ' ἄ>λλο γένος θῆκ'< εὐρύοπα Ζεύς unter Hinweis auf E. 157 αὖτις ἔτ' ἄλλο τέταρτον. In diesen beiden Versen (169 d und e, bei ihm 169 c und d) liege eine weniger originelle, wenngleich antike Variante zu dem in den mittelalterlichen Hss vorliegenden Eingange. Zudem stellt der Verf. die Frage, ob die ursprüngliche Schilderung des Heroengeschlechtes nicht mit dem V. 171 endigte, so daß 172 und 173 ein unechtes Flickwerk wären.

B. Grenfell und S. Hunt, The Oxyrhynchus Papyri VIII, 1911, S. 121 ff.

Der hier publizierte Papyrus 1090 aus dem 1. Jahrh. (S bei Rzach[3]) enthält Reste der Verse E. 257—289 inklusive, ohne Accente und

Spiritus; wiederholt ist ein ι adscr. fälschlich beigesetzt, wie 257 αιδοιηι, 259 καθε<ζο>μενηι, 278 δικ>ηι, 279 ηι (= ᾗ) u. a.; es begegnen auch einige Beispiele von itacistischer Schreibung wie 262 παρκλεινωσι, 263 ειθύνετε, 287 ειλαδον. Hingegen besitzt das Bruchstück Wert für die Texteskonstitution: so liest man 263 β<α>σιληϛ (wie Schaefer, βασιλεῖς Codd.), 264 σκολιεω<ν δε δ>ικεων, wie Kirchhoff für das sonst überlieferte σκολιῶν δὲ δικῶν gefordert hatte; 273 wird die von den beiden Handschriftenklassen gebotene, auch dem Proklos bekannte Lesung Δι<α μητιοεν>τα bestätigt gegenüber dem nach dem Zusammenhange minderwertigen τερπικέραυνον der Sippe Ψ. Besondere Beachtung verdient weiter der Versausgang 278 μετ αυ< . . ., doch bleibt es unsicher, ob αὐ<τοῖς mit Pap. A und einigen antiken Zeugen oder αὐ<τῶν mit Clemens Strom. I 29, 181, 5 und Porphyrios de abstin. I 5 zu ergänzen ist. Unsere mittelalterliche Tradition gibt ἐστὶν ἐν αὐτοῖς. In V. 284 und 285 steht die Fassung κατοπι<σθε und κατοπι<σθεν der sonstigen Überlieferung μετόπισθεν gegenüber. Unzulässig ist 257 die Lesart θεων statt θεοῖς. Auch einzelne Schreibfehler finden sich, wie 271 αρα für ἄνδρα oder 269 πολιν statt πόλις; 268 ist das fehlerhafte νυ κε durch übergeschriebenes ταδ. verbessert. Gern wüßte man, ob 288 λείη, das durch Zitate sehr alter Schriftsteller und den Sinn empfohlen wird (gegenüber ὀλίγη unserer Hss), im Papyrus stand: leider ist er gerade hier zerstört.

In seiner Besprechung dieser Publikation stimmt Waltz, Revue des études anciennes, XV 1913 S. 28 ff. nunmehr der Lesart 273 Δία μητιόεντα bei, während er in seiner Ausgabe der anderen, τερπικέραυνον, folgte, und begründet sie gut.

B. Grenfell — S. Hunt, The Oxyrhynchus Papyri XI. London 1915.

Die unermüdlichen Herausgeber haben sich durch die in diesem Bande neu veröffentlichten Fragmente aus dem Katalogos wiederum hohe Verdienste um die Hesiodforschung erworben. Bei der Restitution der Bruchstücke erfreuten sie sich der Mitwirkung von T. W. Allen, Murray, Lobel u. a.

Zunächst liegt im ersten Fragment des Pap. 1358 (Col. I) ein auf die Geschichte der Europe und ihrer Nachkommen bezüglicher Bericht vor, der nach dem Katalogbruchstück 30 παρ' Ἡσιόδῳ καὶ Βακχυλίδῃ zu lesen war. Zeus trägt in Gestalt eines Stieres Europe übers Meer nach Kreta. Er gewinnt sie durch das Geschenk eines von Hephaistos geschaffenen Schmuckstückes, eines ὅρμος, der bei Hesiod nach dem nunmehr hierher zu beziehenden, bislang unbestimmbaren Fr. 233 als ἄγαλμα bezeichnet war. Sie gebiert dem Zeus drei Söhne, Minos,

Rhadamanthys und Sarpedon. Dieser letztere wird dann als Helfer Trojas gefeiert. Das Bruchstück, von dem leider nur die Versschlüsse erhalten sind, wird mit dem Fr. 30 des Katalogs zu vereinigen oder als selbständiges Fr. 30 b einzuordnen sein. Die Schrift des Papyrus weist auf die Zeit des 3. Jahrh. An der Wiederherstellung der verstümmelten Zeilen haben sich bis 1918 außer den Herausgebern und ihren Mitarbeitern erfolgreich beteiligt

H. G. Evelyn-White, Hesiodea. The Class. Quarterly, X 1916. p. 65 ff.

K. Robert, Η ΙΣΤΟΡΙΑ ΠΑΡΑ ΦΕΡΕΚΥΔΗΙ, Hermes LII, 1917 p. 311 ff.

O. Roßbach, Berl. phil. Woch. XXXII, 1917 Sp. 1503,

K. Fr. W. Schmidt, Gött. Gel. Anz. 1918 S. 84 ff.

Ref. möchte sich unter Zuhilfenahme der bekannt gewordenen Herstellungsversuche und eigener Vermutungen den Text etwa folgendermaßen zurechtlegen:

ἐ>πέρησε δ' ἄρ' ἁλμυρὸν ὕδωρ.
κούρη δ' αὖτε γέγηθε> Διὸς δμηθεῖσα δόλοισι
>πατὴρ καὶ δῶρον ἔδωκεν
ὅρμον χρύσειον, τὸν δ' Ἥ>φαιστος κλυτοτέχνης
δαιδάλλων ποίησε ἰδ>υίῃσιν πραπίδεσσι
πατρὶ θεῶν ἐπίηρα>φέρων· ὁ δ' ἐδέξατο δῶρο<ν
αἶψά τ' ἄγαλμα πόρεν>κούρῃ Φοίνικος ἀγαυοῦ.
αὐτὰρ ἐπεὶ >ηλε, τανισφύρῳ Εὐρωπείῃ
μειχθεὶς ἐν φιλότητι>πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶ<ν τε
Οὔλυμπόνδ' ἀπέβη νύ>μφης παρὰ καλλικόμοιο.
ἡ δ' ἄρα παῖδας ἔτικτ>εν ὑπερμενέι Κρον<ίωνι
τρεῖς ἐσθλούς, μεγαλοσθε>νέων ἡγήτορας ἀνδρῶν,
Μίνω τε κρείοντα>δίκαιόν τε Ῥαδάμαν<θυν
καὶ Σαρπηδόνα δῖον> ἀμύμονά τε κρατερό<ν τε.
τοῖσιν ἑὰς τιμὰς δι>εδ<ά>σσατο μητίετα Ζεύς.
ἤ τοι ὁ μὲν Λυκίης εὐρ>είης ἶφι ἄνασσε
παμπολλάς τ' ἴθυνε πό>λις εὖ ναιεταώσας
Ζηνὸς ἔχων σκῆπτρον· πολ>λὴ δέ οἱ ἕσπετο τιμή,
ἥρωι κρατερῷ, μεγαλή>τορι ποιμένι λαῶν.
τρεῖς γὰρ ἐπὶ ζώειν γενεὰ>ς μερόπων ἀνθρώπων
δῶκέ οἱ — ἔξοχα γάρ μιν ἐφί>λατο — μητίετα Ζεύς.
πολ>ὺν δ' ἐκρίνατο λαὸν
ἐκ Λυκίης προσάγων κλειτοὺς Τρ>ώεσσ' ἐπικούρους
ἥρως ἀντίθεος, κρυεροῦ>πολέμοιο δαήμων.
αἱμαλέας ψιάδας δ' ἐπ' ἀριστ>ερὰ σήματα φαίνων

παιδὶ φίλῳ χεῦεν Ζεὺς >ἄφθιτα μήδεα εἰδώς.
ατοι ἀμφιβαλούσαις
τό οἱ >Διόθεν τέρας ἦεν.
ἦ μέγ' ἀριστεύεσκε τόθ' >Ἕκτορος ἀνδροφόνοιο
ξεῖνος ἐὼν πιστός, Δαναοῖσι >δὲ κήδε' ἔθηκεν
>ς Ἀργεί<ο>ισι
>κα<

Den V. 20 hat Evelyn-White zutreffend hergestellt unter Bezugnahme auf die bereits von Grenfell und Hunt angeführte Stelle aus [Apollodoros] III 6 W. καὶ αὐτῷ δίδωσι Ζεὺς ἐπὶ τρεῖς γενεὰς ζῆν und unter Hinweis auf die ähnliche Stelle der Melampodie Fr. 161, 5, wo es von Teiresias heißt ἑπτά τ' ἐπὶ ζώειν γενεὰς μερόπων ἀνθρώπων. Auch Ref. hatte gleich nach Einsichtnahme in den XI. Band der Oxyrhynchos-Papyri sich den Vers in derselben Weise ergänzt. Das erste Hemistichion des nächsten Verses wollte Evelyn-White durch μηδ' ἀπογηράσκειν mit dem unmöglichen Prädikat ἐνετεί>λατο ausfüllen (nach Theognis 821), da eine ausführliche Schilderung des langen Lebens Sarpedons am Platze sei. Betreffs der Verse 25 ff. sei, meinte er, nicht an die ψιάδες αἱματόεσσαι zu denken, welche bei Hom. Π 459 ff. dem Tode Sarpedons vorangehen, sondern an ein τέρας, das ihm beim Auszuge aus Lykien erschien. Entweder habe der Dichter seinen Tod verkündigen wollen, und dann hätte es geheißen

τῷ δ' ὄρνιν προέηκ' ἐπ' ἀριστ>ερὰ σήματα φαίνων
κῆρά τε παιδὶ φίλῳ Ζεὺς> ἄφθιτα μήδεα εἰδώς

oder Sarpedon sei in den Armen des Schlafes und des Todes nach Lykien zurückgekehrt: für diesen Fall schlug Evelyn-White eine andere Fassung vor:

οὐρανόθεν δέ οἱ ἧκεν ὅ γ' ἀστ>έρα σήματα φαίνων
νόστον θ' υἷι φίλῳ Ζεὺς >ἄφθιτα μήδεα εἰδώς.

Dieser 'νόστος' sei dann in grausam ironischem Sinne gemeint. Ist es nicht möglich, sagt der Gelehrte, daß der hesiodische Poet von Zeus' 'Unentschlossenheit' (Hom. Π 436 f.) Gewinn zog, indem er den Sarpedon 'lebend' aus dem Kampfe weggetragen werden ließ? Von sonstigen Vorschlägen sei zunächst die Ergänzung des Einganges von V. 22 πέμπε δέ μιν Τροίηνδε erwähnt; doch ist es mißlich, den Zeus als Veranlasser des Hilfszuges nach Troja anzunehmen. Unwahrscheinlich ist auch die Vermutung zu V. 28 εὖ γὰρ ἐνὶ φρεσὶ οἶδ', ὅτι δὴ >Διόθεν τέρας ἦεν, unmöglich V. 29 ἦ μέγ' ἀρίστευσέν τε μ ε θ' Ἕκτορος ἀνδροφόνοιο καί . ., da μετά mit dem Genetiv für das archaische Epos ausgeschlossen ist. Nur als problematischen Versuch kann man 31 f.

gelten lassen ἀλλ' ὅτ' ἄρ' ἔμπνευσεν κρατερὸν μένο>ς 'Αργεί<ο>ισι <Πάτροκλος>.

K. Robert, der auf die Übereinstimmung des im Schol. Ven. A und B zu Hom. M 292 (= Fr. 30 Rz.[3]) enthaltenen Berichtes οὕτως τε τὴν Εὐρώπην ἀπατήσας ἐβάστασε καὶ διαπορθμεύσας εἰς Κρήτην ἐμίγη αὐτῇ mit den Anfangsversen des Bruchstücks hinweist, will — wie es scheint, mit Recht — den Satz καὶ ἀπὸ τοῦ στόματος κρόκον ἔπνει für Bakchylides, der neben Hesiod als Quelle der Erzählung genannt ist, in Anspruch nehmen.

O. Roßbach möchte V. 8 αὐτὰρ ἐπεὶ δὴ τ>ῇδε (überliefert >ηλ̣ε) τανισφύρῳ Εὐρωπείῃ / <μείχθη κτλ.> schreiben; τῇδε soll heißen 'in Griechenland'; diese Vermutung wird kaum Beifall finden. In V. 17 wird ergänzt καὶ πολλὰς ἐδάμασσε πό>λεις.

K. Fr. W. Schmidt will in V. 2 πατρίδος ἐκ Κρήτηνδε ergänzen: dann aber ist zu πέρησε in V. 1 Europe als Subjekt anzunehmen, was unstatthaft erscheint; dies ist vielmehr der in den Stier verwandelte Zeus. Wenn nach desselben Gelehrten Meinung schon im Eingange von V. 3 τῇ ῥα μίγη φιλότητι>πατὴρ καὶ δῶρον ἔδωκεν geschrieben werden soll, so muß V. 8 f. zur Vorsicht mahnen: offenbar will Zeus die Gunst der Europa vorerst durch das Geschenk des Schmuckstückes gewinnen, bevor er sich mit ihr vereint. V. 6 wird καὶ κτέανον πόρε πατρὶ>φέρων vermutet, V. 8 unwahrscheinlich αὐτὰρ ἐπεὶ χάριν εἷ̣λ̣ε (Pap. >ηλ̣ε); hingegen stand wohl im Eingange von V. 9 das Partizip μειχθείς, wie Schmidt annimmt.

Bezüglich der in dem oben gegebenen Texte enthaltenen eigenen Vermutungen des Ref. möge nur bemerkt sein, daß die Restitution von V. 21 auf Hom. E 61 beruht.

Die Kolumne II des ersten Fragments des Pap. 1358 enthält nur ganz geringe Buchstaben- und Silbenreste, die vorläufig unbrauchbar sind. Hingegen bietet das zweite Bruchstück der Kol. I dieses Papyrus, von dem auf Pl. II ein Faksimile gegeben ist, besonderes Interesse. Es handelt sich, wie T. W. Allen sah, um die Verfolgung der Harpyien durch die beiden Boreaden. Die erhaltenen Reste führten alsbald darauf, sie auf das dritte Buch der Kataloge zu beziehen, zumal die bislang bekannten Fr. 52—62, denen nun auch Fr. 209 fraglos zugehört, die Möglichkeit sicherer Identifizierung boten. In dem der geographischen Schilderungen wegen περίοδος γῆς genannten (vgl. Ephoros bei Strab. VII p. 302 = Fr. 54) Abschnitte stand auch dieses neugefundene Stück, in welchem jetzt die Fr. 55, 60 und 209 aufgehen, zum Teil auch 62. Abgesehen von den trefflichen Ergänzungen der ersten Herausgeber und ihrer Mitarbeiter Allen, Lobel, Murray haben zu der Herstellung dieser wichtigen und wertvollen Überreste

beigesteuert Evelyn-White, Roßbach und Schmidt in den oben schon erwähnten Publikationen, außerdem auch

Th. Reinach, Revue des études grecques XXIX 1916, S. 120 f.

Auf Grund der Herstellungsversuche der genannten Gelehrten sowie eigener Vermutungen des Ref. gestaltet sich dies Bruchstück nunmehr etwa folgendermaßen:

>ν<
>. κν<
ωντ
τ . χ
5 αο δ
εσπε<. . >ηνοσ<
επα <. . > . κερ<
τ' >ἐπὶ ἔργα καὶ
Κατουδ>αίων καὶ Πυγ<μαίων ἀμενηνῶν
10 ἠδέ τ' ἀπε>ιρεσίων μελανό<πτερον ὄχλον 'Ονείρων
— τοὺς >τέκε Γαῖα πελώρ<ιος· οἳ δ' ἄρα βουλὴν
μαντεί>ας τε πανομφαίο<υ Ζηνὸς προδαέντες
δηλοῦσ', ὄ>φρα θεοῖσιν ὑφε<ιμ>ένοι ἀτασ<θῶσ>ιν
ἄνθρωποι>, τῶν μέν τε νόος <γλ>ώσσης καθ<ύπ>ερθεν —
15 Αἰθίοπάς> τε Λίβυς τε ἰδὲ Σκύθας ἱππημολγούς.
τοῖσι δ' ἄναξ γ>ένεθ' υἱὸς ὑπερ<μ>ενέος Κρονίωνος.
τῶν Λίβυες> μέλανές τε καὶ Αἰ<θί>οπες μεγάθυμοι
ἠδὲ Κατου>δαῖοι καὶ Πυγμαῖ<οι> ἀμενηνοὶ
σύμπαντες> κρείοντος 'Εριχτύπου εἰσὶ γενέθλη.
20 καὶ >ς πέρι κύκλ<ῳ> ἐθύνεον ἀίσσοντες
ἔθ>νεα μ<ύρι' 'Υ>περβορέων εὐίππων
— τοὺς δ' ἄρα Γῆ> φέρβουσα π<ολ>υσπερέας πολυφύλους
τίκτε παρ' 'Ηριδανοῖ>ο βα<θυρρ>όου αἰπὰ ῥέεθρα
> πρ. < >ἠλέκτροιο —
25 Νεβρωδέων τ' ὄρος> αἰπὺ κ<αὶ Αἴτν>ην παιπαλόεσσαν
νῆσόν τ' 'Ο>ρτυγίην Λαιστρυγονίην τε γενέθλην,
— ἔνθα Ποσει>δάωνος ἐρισθ<ε>νέος γένεθ' υἱός. —
καὶ τόθι δ>ὶς πόλεσαν περί τ' ἀμφί τε κυκλώσαντο
ἱέμενοι> μάρψαι· ταὶ δ' ἐκφυγέειν καὶ ἀλύξαι.
30 ἐς δὲ Κεφαλλ>ήνων ἀγερώχων φῦλον ὄρουσαν
32 αἴξαντες ἐπ'> αἶαν 'Αρητιάδαο ἄνακτος,
31 τὸν τέκεν 'Ερ>μάωνι Καλυψὼ πότνια νύμφη.
32 >ι<. . .>α κλύον· ἀλλ' ἄρα καὶ τὰς
35 ἑσπόμενοι ἀμογητὶ μετα>χρονίοισι πόδεσσι
34 αἰὲν ὑπὲρ πόντο>ν διά τ' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο
<καρπαλίμως ἐδίωκον>.

In der Grenfell-Huntschen Bearbeitung des Papyrus bezieht Murray vermutungsweise V. 10—14 auf den δῆμος 'Ονείρων Hom. ω 12 (φῦλον 'Ονείρων Hes. Theog. 212), wohl mit Recht, da bei Euripides Iphig. Taur. 162 f. νύχια χθὼν ἐτεκνώσατο φάσματ' ὀνείρων und Hek. 70 die πότνια χθών als μελανοπτερύγων μῆτερ ὀνείρων angerufen wird. Auf die Schwierigkeit der Konstruktion in V. 15 haben die ersten Herausgeber aufmerksam gemacht; am besten ist es, die V. 11—14 als Parenthesis zwischen Querstriche zu setzen, so daß dann die Akkusative Αἰθίοπας Λίβυς und Σκύθας im V. 15 von dem Verbum, das zu den vorausgehenden V. 8—10 gehört 'sie gelangten (bei der Verfolgung der Harpyien) zu' abhängig zu denken sind. Am Schlusse von V. 22 wurde das überlieferte πολύφορβος von Grenfell-Hunt als irrig erkannt. In V. 23 empfahl Allen 'Ηριδανοῖ >ο, vgl. Apoll. Rhod. Arg. Δ 612 ff. (nebst Herod. III 115), zumal ἠλέκτροιο im nächsten Verse folgt. Die Akkusative in V. 25 müssen ebenso wie die in V. 15 von dem schon angedeuteten Verbum abhängig gedacht werden, indem wiederum eine die V. 22—24 umfassende Parenthesis vorliegt. Das von den Herausgebern in V. 25 ergänzte Αἴτν >ην kann nach dem Berichte des Eratosthenes bei Strabon I n. 23 = Fr. 65 als gesichert gelten. Unter dem V. 27 erwähnten Sohne des Poseidon erkennen die Herausgeber wohl richtig Laistrygon nach Eustath. 1649, 10 und Gellius N. A. XV 21 (Neptuni filios dixerunt . . . Laestrygonas).

H. G. Evelyn-White will in V. 8 Μασσαγετῶν τ' >ἐπὶ ἔργα καὶ 'Η<μικύνων ἀγερώχων schreiben, mit spöttisch-heroischem Epitheton (mock-heroic), vgl. Batrach. 145. Daran schließt er V. 9 ἠδὲ Κατουδ >αίων κτλ. und 10 φῦλά τ' ἀπε >ιρεσίων Μελανο<χρώτων Λιβύων τε. Die nächsten Verse möchte er unter Zuhilfenahme einer Vermutung Lobels, der für V. 16 an Epaphos (Vater Libyes bei Aisch. Hiket. 315 f.) dachte, in dieser Art gestalten:

τοὺς 'Επάφῳ >τέκε Γαῖα πελώ<ρη χρησμολόγους τε
μαντοσύν >ας τε πανομφαίο<υ Διὸς εἰδότας αἴσῃ,
ψεύστας δ', ὄ >φρα θεοῖσιν ὑφε<ιμ >ένοι ἀτασ<θῶ >σιν
ἄνθρωποι >, τῶν μέν κτλ.

Th. Reinach meint a. a. O., die fünf angeführten Völkerstämme Aithiopen, Libyer, Skythen, Katudaioi und Pygmaioi können nicht als Abkömmlinge des Zeus (Kronion 16) gelten, da sich V. 19 ἐρίκτυπος, ein geläufiges Epitheton des Poseidon, findet. Es sei zwischen den Skythen und den übrigen Völkerschaften zu unterscheiden, und daher will er V. 16 f. schreiben: τῶν ῥα πατὴρ γ >ένεθ' υἱὸς ὑπερμενέος Κρονίωνος. / <ἀλλὰ Λίβυς> μέλανές τε κτλ. Die Skythen hätten den Sohn des Kronider Zeus, Herakles, zum Ahnherrn (vgl. Herod. IV 8), die anderen

Völker aber wären Abkömmlinge Poseidons. Der Vorschlag Reinachs ἀλλὰ Λίβυς scheitert an der Unzulässigkeit eines derartigen Nominativs Plur. in so früher Zeit: was in der hellenistischen Epoche möglich war, gilt nicht für das archaische Epos. In V. 21 vermutet der Gelehrte ἕως εἰς ἔθ>νεα μ<ύρι' Ὑ>περβορέων εὐίππων.

O. Roßbach, der neben den Däumlingen die Kraniche (vgl. Geranomachie) vermißt, möchte sie in V. 9 f. anbringen, indem er zu schreiben vorschlägt καὶ Πυγ<μαίων γεράνων τε / φῦλον ἀπε>ιρεσίων.

Aus den Ergänzungen K. Fr. W. Schmidt's seien hervorgehoben: V. 6 Ἑσπε<ρί>ην, 9 Πυγ<μαίων ἀφίκοντο, 12 ff. μαντοσύν>ας τε Πανομφαίο<υ τελετάς τε ἴσασι / πλείστας, ὄ>φρα θεοῖσιν ὑφε<ιμ>ένοι ἀτμε<ύωσ>ιν / <εὐσεβέως>: hier wird die Aufnahme des seltenen, erst aus Nikandros belegbaren Verbums ἀτμεύω 'dienen', zumal der Sinn zu wünschen übrig läßt, wenig Beifall finden. Zu Anfang von V. 16 wird τῶν ἀρχὸς γ>ένεθ' vermutet, am Ende von V. 22 πολυσπερέας πολυφοίτους (für das unstatthafte πολύφορβος); in V. 26 ergänzt Schmidt ein Verbum ἦλθον ἴδ' Ὀ>ρτυγίην. Zweifellos richtig wird von ihm V. 31 τὸν τέκεν Ἑρ>μάωνι hergestellt, wobei Ref. bemerkt, daß nach dem beigegebenen Faksimile der erste erhaltene Buchstabe nicht ein Δ ist (die unrichtige Ergänzung Ποσει>δάωνι beruht auf falscher Lesung), sondern eher ein Rest von M. Schmidt denkt hier an Kephalos, als Heros eponymos von Kephallenia.

Der Ref. hält, indem er mit den Herausgebern V. 10 ff. auf die Ὄνειροι bezieht, in V. 11 ff. die Fassung <οἳ δ' ἄρα βουλὴν / μαντεί>ας τε πανομφαίο<υ Ζηνὸς προδαέντες / δηλοῦσ', ὄ>φρα κτλ. für empfehlenswert; im Eingange von V. 19 ist wohl σύμπαντες zu setzen (Grenfell-Hunt οι παντες), in V. 21 vielleicht πρόσσω ἐς ἔθ>νεα μ<ύρι' statt Reinachs ἕως εἰς ἔθ>νεα μ<ύρι'. Das im Versschluß 22 im Papyrus vorliegende πολύφορβος, das neben Γῆ> φέρβουσα unstatthaft erscheint, ist nach des Ref. Ansicht in πολυφύλους zu ändern, wie Hymn. Orph. 60, 2 und 61, 3; Schmidt hatte an πολυφοίτους gedacht. Am Schlusse des Papyrusfragmentes ist der Text in Unordnung geraten. Der nachgetragene V. 35 ist, wie die Noten am Rande κατ(ω) und αν(ω) andeuten, zuerst übersehen worden, er gehört vor V. 34; aber auch V. 32 muß vor 31 gesetzt werden, da nur so ein lesbarer Zusammenhang möglich wird. Das Glossem θορόντες am Rande über V. 32 gehört allem Anscheine nach zu einem im Eingange von 32 verlorengegangenen Partizipium, das erklärt werden sollte: Ref. ergänzte deshalb

32 ἀίξαντες ἐπ' > αἶαν Ἀρητιάδαο ἄνακτος,
31 τὸν τέκεν Ἑρ>μάωνι Καλυψὼ πότνια νύμφη.

Den Schluß des ganzen Stückes kann man mit Beibehaltung des von

Allen restituierten μετα>χρονίοισι und des von Evelyn-White vorgeschlagenen ὑπὲρ πόντον etwa so gestalten:

32 ἀλλ' ἄρα καὶ τὰς
35 ἑσπόμενοι ἀμογητὶ μετα>χρονίοισι πόδεσσι
34 αἰὲν ὑπὲρ πόντο>ν διά τ' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο
<καρπαλίμως ἐδίωκον> . . .

Der zweite im XI. Bande der Oxyrhynchossammlung veröffentlichte Papyrus N. 1359 aus dem frühen 3. Jahrh., der gleichfalls wertvolle neue Stücke enthält, ist von den Herausgebern wiederum, wie es scheint, mit vollem Rechte auf Hesiods Kataloge bezogen worden, wenngleich eine strikte Identifikation durch bestimmte antike Angaben in diesem Falle nicht vorliegt.

Das Fr. 1 betrifft die Geschichte der Auge und ihres Sohnes Telephos. Auf göttliche Veranlassung wird sie von einem ungenannten Könige aufgenommen und gleich seinen eigenen Töchtern gehalten und geehrt. Durch Herakles, der gekommen war, um Laomedons Rosse zu holen, wird sie Mutter des Telephos. Hier wird gelegentlich der Niederlage und Vertreibung der Amazonen durch Herakles gedacht. Der Schluß des Bruchstücks berichtet vom Kampfe des Telephos mit den Achaiern, die er bei ihrer Landung schlägt. Die ersten Herausgeber sehen in dem Pflegevater Auges den König von Mysien Teuthras, der nach Hygin. Fab. 99 kinderlos war und deshalb Auge als Tochter aufnahm (hanc pro filia habuit). Da in V. 16 davon die Rede ist, Telephos habe viele der Gegner zu Boden gestreckt, ist kaum daran zu denken, daß es schon im Verse zuvor geheißen habe καὶ ἔβησ>ε μελαινάων ἐπὶ ν<ηῶν, so daß sie der Held gezwungen hätte, sich wieder einzuschiffen. Ref. möchte deshalb die V. 14 f. etwas anders gestalten:

αὐτὰρ Τήλεφος> ἔτραπ' Ἀχαιῶν χαλκοχιτών<ων
λαόν, ὅ περ τότ' ἐπῆλθε> μελαινάων ἐπὶ νηῶν,

also das Volk der Achaier, das auf den dunkeln Schiffen herangesegelt war. V. 16 ist nach des Ref. Meinung etwa ἀλλ' ὅτε δὴ πολλούς> und V. 17 ἐξαπίνης ἐπέπαυτ>ο βίη κτλ. zu ergänzen.

R o ß b a c h will V. 18 mit ἔβ>η der Herausgeber weiter ergänzen κατόπισθεν ἐ<κείνου, d. i. Telephos.

S c h m i d t schlägt für V. 4 a. a. O. vor ἤτοι ὁ θά>μβ<ησ>έν τε καὶ ἴδιε (Pap. ειδιε) μῦ<θον> ἀκούσ<ας; wegen ἴδιε vergleicht er Hom. υ 204. Für V. 6 teilt er S. 88 A. 2 die Vermutung Roberts Αὔγη>ν mit, wo die Herausgeber κειvη>ν schrieben. Im Eingange von V. 12, wo Grenfell und Hunt ἐκ δ' ὅ γ' Ἀμαζον>ίδων ergänzten, zieht er unter Hinweis auf [Apollod.] II 134 W. vor, ἐκ δ' ὅ γε Δαρδαν>ιδῶν einzuführen und den nächsten V. 13 mit τεισάμενος, κ>είνης beginnen zu lassen.

Schmidt betont, daß die Augesage bei Hesiod von der bekannten Fassung ziemlich abweicht. Den asiatischen König, der Auge aufnimmt, hielt nach seiner Mitteilung Robert für Laomedon selbst, zu dem Herakles wegen der ihm versprochenen Rosse kam; denn Teuthras von Mysien besaß nach Hygin keine Töchter, denen die Pflegetochter gleichgehalten werden konnte, Laomedon aber mehrere. So sei dann auch Telephos in Troja aufgewachsen. Schmidt hält Roberts Vermutung trotz verschiedener Schwierigkeiten (Wie kam Auge nach Troja? Warum greifen die Götter ein? Wieso wird Telephos König in Mysien? u. a.) für richtig. Da die Schilderung — ähnlich wie in der Chorlyrik — den Eindruck des Sprunghaften mache, erinnert Schmidt daran, daß der Dichter sich auf die Hauptsachen beschränken mochte, weil die Zuhörer ja die verschiedenen Sagen gut kannten.

Das zweite Bruchstück desselben Papyrus 1359, wovon auf Tafel III ein Faksimile beigegeben ist, bezieht sich auf die Atlantide Elektre, die dem Kroniden den Dardanos und Eetion gebar, welch letzterer sonst meist Iasion heißt (Hom. ε 125 Hesiod. Theog. 970). Es meldet, wie Eetion, da er es gewagt, der Demeter zu nahen, von Zeus mit dem Blitze erschlagen ward, während Dardanos, dessen Söhne aufgezählt werden, sich zu Schiffe nach dem Festlande begab (von Samothrake aus), vgl. [Apollod.] III 138 W.

Die von Grenfell und Hunt gegebenen Ergänzungen entsprechen dem Sinne nach zumeist dem vermutlichen Zusammenhang, wenn man auch in betreff des Wortlautes hier und da anderer Ansicht sein kann; so ist V. 10 καὶ τὸν μ<ὲν κατέπεφνε βαλὼν ἀργῆτι κεραυνῷ (vgl. Hom. ε 128) wohl gleichfalls möglich; V. 12 ist wegen [Apollod.] III 138 W. καὶ θέλων καταισχῦναι τὴν θεόν vielleicht οὕνεκα Δ<ήμητρ' ἠύκομον αἰσχῦναι ἔμελλεν zu versuchen; im nächsten Verse 13 schlägt Ref. vor αὐτὰρ Δά<ρδανος ἦλθε πέρην ἁλὸς ἠπειρόνδε ([Apollod.] III 138 W. εἰς τὴν ἀντιπέρα ἤπειρον ἦλθε); zu diesem Vers gehört der letzte, den die Herausgeber vortrefflich gestaltet haben νηὶ <πολυκλήιδι λιπὼν ἱερὴν Σαμοθρήκην; die dazwischen stehenden V. 14 und 15 sind als Parenthese mit Querstrichen einzuschließen, wenn man es nicht vorzieht, V. 16 gleich hinter 13 folgen zu lassen.

Das Fragment 4 dieses Papyrus, gleichfalls auf Tafel III in Faksimile wiedergegeben, enthält Versreste, die sich auf Diomede und ihren Sohn Hyakinthos beziehen. Betreffs des Schlußverses ließe sich nach des Ref. Ansicht, wenn man die zweifellos richtige Fassung von V. 6 aufnimmt, etwa folgende Gestalt gewinnen:

ἣ δ' Ὑάκινθον γείνατ' ἀμύ>μονά τε κρατερόν τε
εὐχαίτην θαλερὸν περικαλλέ>α· τόν ῥά ποτ' αὐτὸς
Φοῖβος ἀκερσεκόμης ἀέκων κτάνε νηλέ>ι δίσκῳ.

Hierzu vgl. [Apollod.] III 116 W. ὃν δίσκῳ βαλὼν ἄκων ἀπέκτεινε; allenfalls könnte auch an κτάν' ἀναιδέ>ι δίσκῳ gedacht werden (vgl. λ 521 λᾶας ἀναιδής): der Diskos ist rücksichtslos, er weicht dem, was in seiner Flugbahn liegt, nicht aus. Daß ἀέκων dastand, läßt sich auch durch Nik. Ther. 903 wahrscheinlich machen: ὃν Φοῖβος θρήνησεν, ἐπεί ῥ' ἀεκούσιος ἔκτα / παῖδα βαλὼν προπάροιθεν 'Αμυκλαίου ποταμοῖο,/πρωθήβην 'Υάκινθον κτλ.; wegen εὐχαίτης vgl. Nonn. Dion. XIX 102.

Die Zugehörigkeit der eben besprochenen Fragmente zum hesiodischen Katalog bestritt

K. Robert, Eine epische Atlantias. Hermes LII, 1917, 477 ff.

Da in Fr. 4 von Hyakinthos die Rede ist, dieser aber von der Atlantide Taygete abstammt und in Fr. 2, 5 die Atlantide Elektre genannt wird, nahm Robert an, daß in diesem Papyrus der Rest einer poetischen Atlantias vorliege, welche das Vorbild der prosaischen des Hellanikos (v. Blumenthal, Hellanicea, 1913, 14 ff.) gewesen sei. Er hält es für unwahrscheinlich, daß sie ein Teil der hesiodischen Kataloge war; diesem selbständigen Epyllion möchte er auch die zweifelhaften Bruchstücke 275 und 276 zuweisen, die Marckscheffel der 'Astronomie' zuteilen wollte; auch die Erzählung von Elektres Trauer über den Fall Trojas im Schol. Hom. Σ 486 (wo als Quelle οἱ κυκλικοί genannt werden) gehörte nach Roberts Meinung der epischen Atlantias an.

Bei dieser Gelegenheit vermutet der Gelehrte, daß von den Bruchstücken das vierte vor 2 und dies vor 1 gehöre; in Fr. 4 V. 3 ergänzt er Λέλεγος> χθονίοιο, dessen Urenkelin Sparte des Hyakinthos Großmutter ist; in V. 2 will er Εὐρώ>ταο θύγατρα (. . δαο die Herausgeber) ergänzen, Eurotas ist Spartes Vater.

Zu den Bruchstücken, betreffend den Freierkatalog, machte neue Vorschläge

J. Franz, Über drei Fragmente Hesiods. Progr. des Albrechts-Gymn. Teschen 1911.

Menelaos habe, meint Franz, als erster Freier dem Tyndareos eine Stadt als Brautgabe geschenkt, weshalb er Fr. 94, 4 (Pap. Berolin. 9739) ergänzen will Τυνδαρέῳ δ' ἐδίδ>ου λιπαρὴν πόλι<ν ε>ἵνεκα κούρης; aber Fr. 94, 25 heißt es von Menelaos, Odysseus habe gewußt, daß dieser obsiegen werde: κτήνει γὰρ 'Αχαιῶν φέρτατος ἦεν; also wird auch dieser Held kaum angenommen haben, Menelaos werde sich Helene durch Schenkung einer Stadt an deren Vater erkaufen. Zudem heißt es Fr. 96, 1 πλεῖστα δὲ δῶρα μετὰ ξανθὸν Μενέλαον / μνηστήρων ἐδίδου; also hatte Menelaos selbst reiche Geschenke gebracht. Auch die von Franz für Fr. 94, 6 erwähnte Konjektur Arnims τὴν γὰρ ἐν ὀφθαλμοῖ>ν

Χαρίτων ἀμαρ<ύγμ>ατ' ἔχουσαν ist kaum annehmbar, da der Dual der epischen Diktion nicht entspricht: das ν ist wohl der letzte Buchstabe von ἔτεκε>ν.

Auch mit dem anderen, die Helenefreier betreffenden Papyrus (Berol. 10560) = Fr. 96 beschäftigt sich der Gelehrte. Der in V. 1 erwähnte sehr reiche Freier, dessen Name verloren ging, sei Aias der Lokrer, dessen Wohlhabenheit aus dem Umstande hervorgehe, daß er 40 Schiffe für den troischen Zug ausrüstete (Hom. B 527).

In der zweiten Partie dieses Papyrus (V. 56 ff.) will Franz Beziehungen zu der Schilderung des Heroengeschlechtes in den Erga wahrnehmen, und zwar hauptsächlich im Hinblicke auf V. 81 ἀν>δρῶν ἡρώων ἐν δηιοτῆτι πεσόντων. In den V. 66 ff. sei vom Untergange der Helden vor Troja die Rede gewesen, vgl. 68 Ζεύς . . . <ἥρ>ωας (wie Ref. vermutete) ἔκερσε. Die wahre Absicht des Zeus, die sein Sohn (Apollon) nur zum Teil (bezüglich der Heroen) erkenne (vgl. V. 80 f.), sei gewesen, die Menschen mit einem Teil der Heroen zu vernichten; deshalb suche sie Zeus mit mancherlei Unheil (Mißwachs u. a.) heim, was in den Kriegsgreueln eine Fortsetzung finde, und zwar zu dem Zwecke, um für die Zukunft zu verhindern, daß Götter weiter mit Menschen verkehren. Den ἄτριχος, die Schlange, vergleicht Franz, da man es in diesem Mythos mit einer alten Natursage zu tun habe, mit dem Ungeheuer Typhon. Die Bemerkungen über das Verhältnis der Schlange zum Plane des Zeus ergeben kein Resultat.

Über Fr. 96 (Pap. Berol. 10560) handelt auch

H. G. Evelyn-White, Hesiodea. The class. Quarterly IX, 1915, S. 74, 75.

Auf S. 75 versucht er für V. 38 f. nach den spärlichen Überresten die Ergänzung

Τυνδάρεος δὲ ἄναξ, ὁπόσοι> κ<ίον> εἵνεκα κούρης,
οὔτ' ἀπέπεμψεν ἑκὼν> οὔτ' <αὖθ'> ἕλε <δῶρο>ν ἑκά<στου.

Für den Sinn von ἕλε wird Hymn. Aphrod. 115 verglichen φίλης παρὰ μητρὸς ἑλοῦσα.

Von Interesse sind die Auseinandersetzungen über den Abschnitt B des Fragmentes. Hier sei eine Episode in Gestalt einer Erzählung vom trojanischen Kriege vorgelegen. Es wird dann weiter untersucht, inwiefern der überlieferte Text diese Annahme zuläßt oder bekräftigt. Der Plan des Zeus, mit den Heroen ein Ende zu machen, da er die weitere Vermischung der Götter und Menschen hintanhalten will, finde ein Analogon im Fr. 1 K. der Kyprien, wo die Absicht des Gottes, die Erde

von den allzuvielen Menschen zu entlasten, erwähnt wird, was gemäß den Kyprien und Erg. 161 f. durch den thebanischen und troischen Krieg geschah. Ob Apollon als Beirat des Zeus, wie in den Kyprien Themis, gedacht war, lasse sich bei der Verstümmelung des Papyrus an den entscheidenden Stellen allerdings nicht feststellen; dafür sei die Schilderung der Stürme und des Schadens an der Feldfrucht etwa als erster — dann aber durch Demeters Einspruch etwa gehemmter — Versuch anzusehen, die Heroen zu vernichten. Der ἄτριχος, der Haarlose, der in der Frühlingszeit, da die Stürme toben, seine Jungen gebäre, habe eine ähnliche Bedeutung wie die Erwähnung des φερέοικος, der Schnecke in E. 571, nämlich als Zeitweiser des Frühlings. Das folgende über die Schlange und ihre Schlupfwinkel sei bloße Digression, ähnlich wie E. 524 f. über den ἀνόστεος, den Polypen. Der Hinweis auf die Absicht des Zeus, viele zum Hades zu senden, deute auf das Vorspiel eines kommenden Krieges, der, da der Katalog der Freier Helenes vorangeht, der troische sein müsse. In der Darstellung der Naturereignisse ist nach Ansicht Evelyn-Whites der Verfasser des Abschnittes der hesiodischen Schilderung des Winters E. 504 ff. gefolgt. Diese Darlegungen des Gelehrten sind zwar nicht alle überzeugend, immerhin stellen sie einen Versuch dar, einiges Licht in das Dunkel zu bringen, das bislang über der eigenartigen Dichtung schwebt, von der uns der Papyrus einen Teil beschert hat.

Zu Fr. 135, Pap. Berol. 9777 bietet

J. Franz, Über drei Fragmente Hesiods. Teschen 1911,

einige Vermutungen. Im Eingange sei mit Bezug auf Meleagros' Geburt gesagt gewesen, Althaia habe dem Ares einen vortrefflichen Helden geboren (ein minderes Kind dem Oineus), was Franz V. 1 f. etwa so fassen möchte: τὸν δ' αὖ μέγα φέρτατον ἀνδρῶν >/ ἔγχεϊ μάρνασθα<ι καὶ ἐναντίον ὁρμηθῆναι > / πλήν γ' <Ἡ>ρακλῆ<ος. Die V. 4 f. will er mit Benutzung von Schmidts αὐτῷ ἶσος in folgender Weise vervollständigen: αὐτῷ ἶσον Ἄρηι <τέκεν φιλότητι μιγεῖσα > / ξανθοκόμην <Μελέαγρον ἀμύμονά τε κρατερόν τε (nach Theog. 1013). In den Buchstaben θηρο im Eingange von V. 8 erkennt er wohl mit Recht einen Hinweis auf das kalydonische Eberungetüm; aber seine Fassung des Verses kann auf Zustimmung nicht rechnen. In V. 12 schreibt er χερ<σίν τε βίῃ τ'; mit Rücksicht auf die Geschosse Apollons hat Ref. χερσὶν βέλεσίν τε, Schmidt χερσὶν καὶ δουρί vorgeschlagen. Andere Vermutungen teilt mit

H. Evelyn-White, Hesiodea. The Class. Quarterly VII 1913, S. 218 f.

V. 4 f. will er ἀρηίφ<ιλος κρατερὸς Μελέαγρος> / ξανθοκόμης <Οἰνῆος ἰδ' Ἀλθαίης φίλος υἱός> ergänzen. Mit Aufnahme von Roberts

γοργῶν soll es V. 7 f. weiter heißen: ὑψηλ<ῷ δέ ποτ' ἐν Καλυδῶνι δάμασσε> / θῆρ' ὀλοὸν χλούνην σῦν ἄγριον ἀργιόδοντα; endlich sei noch erwähnt V. 20 f. τοὺς τέκε καὶ δειν<ὸν ἐν ἀιδρείῃσιν ἔρεξε (nach Hom. λ 272).

G. Vitelli, Papiri Greci e Latini I (Società ital.). Florenz 1912.

Auf einem Pergamentfragment N. 15 aus Oxyrhynchos — saec. IV bis V — (R bei Rzach[3]) finden sich einige Reste der Verse Asp. 28—33. Eine bemerkenswerte Lesart bietet das Stück, in dem zwei Hände wahrnehmbar sind (z. B. in ἱμέιρων Akzent und Spiritus von zweiter Hand), nicht.

H. G. Evelyn-White, Hesiodea. The Class. Quarterly VII. 1913. S. 217 f.

Der Berliner Papyrus 7497 (Fr. 7 b Rzach[3]) und der von Oxyrhynchos 421 (Fr. dub. 245 Rz.[3]), die sich beide auf die Geschichte des Bellerophontes beziehen, enthalten Versanfänge und Versschlüsse. Der Verf. macht es wahrscheinlich, daß die Stücke inhaltlich zusammengehören (wie sie auch zeitlich einander nahe stehen, beide aus dem 2. Jahrh.). Und so versucht er es trotz gewisser Schwierigkeiten, aus ihnen ein Ganzes zu gewinnen. Nach dem bloß im zweiten der Papyrusfragmente enthaltenen Eingang, den Evelyn-White zum Teil mit Hilfe der Vorschläge von Blaß herzustellen sucht, setzt mit V. 9 f. βοῦς ἐλάσα<ς, ἀλλ' οὔ τι Διὸ>ς νόον αἰγιόχοιο / ἔγνω· ὁ μ<ὲν δώροις διζ>ήμενος ἦλθε γυνα<ῖκα> / βουλῇ Ἀθ<ηναίης die Kombination der beiden Stücke ein. Hier möchte Ref. eher an μ<ὲν ἔδνοις denken, weil es Hom. φ 160 f. heißt ἄλλην . . . μνάσθω ἐέδνοισιν διζήμενος; da ἔδνα dereinst mit dem Spiranten Ϝ anlautete, ist metrisch kein Bedenken zu erheben. Die nächsten Worte wären nach des Ref. Erachten etwa so zu fassen: αὐτὰρ (Ev.-Wh. ὁ δ' ἄναξ) >νεφεληγερέτα Ζεὺ<ς> ἀθανάτων <ἀνένευε κ>αρήατι μήποτ' ὀπάτ<ρου>ς / ἔσσεσθαι π<αῖδας πολυκλε>ίτου Σισυφίδαο. In V. 15 wäre Γλαύκου ἐν<ὶ μεγάροις τέκ' >ἀμύμονα Βελλ<εροφόντην zu schreiben (Ev.-Wh. ἐν <οἴκῳ ἔτικτεν>); V. 17 f. könnte etwa so hergestellt werden: τῷ δὲ καὶ ἡ<λάσκοντι πα>τὴρ πόρε Πήγασο<ν ἵππον> / ὠκύτατον <πτερόεντα· φέρων δ' ὅ> μιν ἔπτε<το ῥίμφα> / πάντῃ ἀν<ὰ χθόνα δῖαν ἴδ' ἠύτ'> ἄηται ἴαλ<λεν (vgl. Theog. 269).

Über das im Pap. Berol. 7497 erhaltene Bruchstück (7 b) spricht auch

J. Franz, Über drei Fragmente Hesiods. Teschen 1911.

Die Vermutungen des Verf. sind durch Evelyn-Whites Darlegungen meist überholt. Den Schluß V. 14 f. möchte Franz so gestalten:

αἰδοίου βασ<ιλῆος, ὅς ἐν Λυκίῃ εὐρείῃ
κοίρανος ἀ<νθρώπων ἀσπιστάων ἐάνασσεν

(unter Benutzung von Hom. Z 210, Δ 90, Π 490 und Hes. Fr. 103).

Das in den von B. Grenfell und S. Hun⁺ herausgegebenen Tebtunispapyri II (London 1907) unter N. 271 p. 20 (vgl. Appendix II, p. 243) vorliegende Fragment wurde von

W. Schubart, Gött. Gel. Anz. 1908, 190

vermutungsweise auf die Geschichte der Tyro bezogen unter Hinweis auf Hom. λ 235 ff., 249 ff., die, wie das Katalogbruchstück 18 vermuten läßt, in diesem Werke behandelt war. Es handelt sich wohl um die Abschiedsworte des Poseidon, nachdem er sich der Tyro gesellt. An der Herstellung des von den ersten Herausgebern gebotenen Textes haben sich nebst Schubart auch

O. Crusius im Liter. Zentralblatt 1907, 1377 und

A. Körte im Archiv für Papyrusforschung V 534 f.

beteiligt.

Der Text, welcher nunmehr mit Fr. 18 des Katalogs zu verbinden ist, würde sich etwa so gestalten:

Ποσει >δάωνα <ἄνακτα.
τέξεις δ' ἀγλαὰ τέκ >ν', ἐπεὶ οὐκ ἀποφώ<λιοι εὐναὶ
ἀθανάτων· σὺ δὲ το >ὺς κομέειν ἀτιτα<λλέμεναί τε
ἵν' ἀγλαὰ τέκνα τ<έκοιεν
αἰδοῖοί τ' ἐπὶ πάν >τ' ἀνεμεσσητοί τε <φανεῖεν
>ατα <.> τονωι εμ<
ὣς ἄρα φωνήσας ἀ >πέβη οἶκόνδε <νέεσθαι.

Die Ergänzungen in V. 1, 4, 5 und 7 gehören Crusius an. In V. 6 schlug Körte ἀν >δρο<κ >τόνῳ ἐμ<πολέμοιο und am Schlusse von V. 5 τε<λέθουσιν vor. Bemerkenswert ist die scriptio plena des Papyrus in V. 2 τέκνα.

G. Vitelli, Papiri Greci e Latini II. Florenz 1912. Frammenti delle Ehoiai Esiodee. Dazu IV Addenda et Corrigenda p. XI. Florenz 1917.

Der Papyrus 130 dieser Sammlung, welcher aus Oxyrhynchos stammend dem 2. bis 3. Jahrh. angehört (auf dem R. finden sich Getreiderechnungen mit der Bezeichnung einer Ortschaft ͞εκωμία = Πεντακωμία), enthält ein höchst willkommenes Bruchstück aus der Atalanteehoie, die Schilderung des Wettlaufes der Heroine mit Hippomenes. Es ist demnach zu Fr. 20 und 22 zu stellen und als 21 b (Rzach[3] p. 269 ff.) einzureihen. Die ποδώκης δῖ' Ἀταλάντη, die aus dem Flinders Petrie-Papyrus tab. III 3 (ed. Mahaffy) bekannt war, kehrt hier wieder (V. 45, auch 30 so zu ergänzen). Sie erscheint in Begleitung ihres Vaters Schoineus, der an das Volk eine Anrede hält, in welcher er verspricht, dem Freier, wenn er siege, seine Tochter mit reicher Aussteuer als Braut zu übergeben. Beim Wettlauf, der dann beschrieben wird, be-

dient sich Hippomenes der List mit den goldenen Äpfeln Aphrodites. Da Atalante, welche die drei nacheinander hingeworfenen Äpfel aufhebt, sich verzögert, gelangt er keuchend vor ihr ans Ziel. Vitellis Ergänzungen des Papyrus sind sehr dankenswert; einige Vorschläge des Ref. teilt der Gelehrte in den Addenda et Corrigenda dieses (II.) Bandes p. X nebst ein paar Nachträgen mit. Von den gelungenen Wiederherstellungen Vitellis seien hervorgehoben: V. 16 μῦθος δ' ὅς θ' ὑγιὴς νῦν >οἱ εἰρημένος ἔστω; 32 τῷ δὲ περὶ ψυχῆς πέλε<το δρόμος, ἠ μόρον εὑρεῖν / ἠ>ὲ φυγεῖν; 34 ἀμ<είλιχον ἦτορ ἔχουσα nach Ovid. Met. X 572, wo Atalante 'immitis' heißt. Der Herausgeber hat natürlich die Darstellung Ovids, dessen Behandlung des Themas wohl durch eine hellenistische Quelle hindurch auf die hesiodische Ehoie zurückgeht, sorgfältig zu Rate gezogen. Beachtenswert ist seine Vermutung (auf p. 45, A. 4), daß Fr. 41, wo Onchestos, die Heimat des Hippomenes, genannt wird, zur Atalanteehoie in Beziehung stehe.

Einige neue Vorschläge gibt Vitelli im IV. Bande, in den Addenda p. X. Für V. 9 wird unter Hinweis auf Nonnos Dion. XXXV 106 vermutet τῆς δ' ἀνεκούφιζεν πν>οιή; V. 18 sei etwa auch οὔ μιν ἄτερ καμάτου κεκτ>ήσεται, vgl. Nonn. Dion. XLII 512, oder nach Dion. XIII 30 οὔ μιν νόσφι πόνων möglich. Für V. 35 möchte der Verf. auch die Variante ἅμ<α πνοιῇσι θέουσα nicht ausschließen; mit Berufung auf Apoll. Rhod. Arg. A 1235 und Γ 238 könne im Versschluß 46 etwa an ἠκέ<γε λέχρις gedacht werden; doch ist hier γε nicht motiviert.

Verschiedene Rätsel gibt ein Papyrusfragment auf, das in den
Papiri Greci e Latini II. Florenz 1912

als N. 131 durch Medea Norsa bearbeitet wurde. Der Ref. hat es in der dritten Auflage seiner kleinen Ausgabe als Fr. dub. 245 b (p. 272 f.) aufgenommen. Seither haben Beiträge zum Verständnis des Textes geliefert

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Deutsche Literaturzeit. 1913, S. 1864 ff.

H. Evelyn-White, The Class. Quarterly IX 1915, S. 76 und XI 1917, S. 50 ff.

Das, wie es scheint, einer jüngeren Zudichtung der Kataloge zugehörige Stück enthält Teile zweier Sagenberichte. Zu Anfang ist von dem Besuche eines Helden in Theben gelegentlich der Bestattung des Oidipus die Rede, welche in V. 4 ταφὰς πολυκηδέος Οἰδιπό<δαο berührt wird. Zu dieser kamen nach Hom. Ψ 679 Leute von Argos. Diese Partie will Evelyn-White von V. 6 ff. ausgehend auf Amphiaraos beziehen. Beiläufig werde in V. 1 der Geburt seines Sohnes Alkmaion gedacht; die Erzählung reiche bis einschließlich V. 10; am Schlusse

seien die Worte (γαῖα) κάππιε σύν θ' ἵππ>οισι καὶ ἅρμασι κολλητ<οῖσι auf das Versinken des Amphiaraos zu deuten, wie es die kyklische Thebais meldete.

Der zweite Abschnitt, den Wilamowitz bereits mit V. 8 beginnen läßt, geht ohne Zweifel auf Elektryon und seine Nachkommen. Die Söhne, deren Namen zum Teil bewahrt blieben, fallen im Kampfe mit den Taphiern, die Tochter Alkmene bleibt allein übrig im Hause. Dann folgte, wie aus den weiteren spärlichen Trümmern zu entnehmen ist, wohl die Verbindung Alkmenes mit Zeus, der Herakles entsproß, wahrscheinlich in etwas anderer Weise, wie Wilamowitz meint, als es in der den Eingang der Aspis bildenden Alkmeneehoie geschieht.

Um die arg verstümmelten Verse haben sich M. Norsa sowie die genannten Gelehrten redlich bemüht, gleichwohl bleibt noch Verschiedenes kontrovers.

Ein paar kleine Reste zu Hesiod liefern die bei

S. Hunt, The Oxyrhynchus Papyri VIII, London 1911,

unter N. 1087 veröffentlichten Scholien zu Homers Ilias H. Auf S. 104 (Schol. zu H 76) Z. 50 wird aus dem Κήυκος γάμος ohne Nennung des Verfassers zitiert ἀπάτωροι, bei Rzach[3] jetzt Fr. 159 b, ferner Z. 55 als παρ' Ἡσι<όδ>ῳ ohne nähere Angabe vorliegend Τεύκρου δὲ Τρῷος (jetzt Rzach[3] Fr. 205 b); auch die Worte E. 470 δμῷος ἔχων μακέλην werden Z. 52 aus Hesiod erwähnt. Schließlich sei des neuen Zeugnisses für λάους (überliefert λαοὺς), wie Wilamowitz im Katalogfragment 115, 3 vermutete, gedacht: Z. 39 des Papyrus wird aus Simonides ξύλα καὶ λάους ἐπιβάλλων zitiert (vgl. Soph. Oid. Kol. 195).

Sehr wertvolle Vorarbeiten für eine Neuausgabe der bisher so vernachlässigten Hesiodscholien lieferte

H. Schultz, Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien, Abh. der kön. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse N. F. Band XII, N. 4. Berlin 1910.

Derselbe, Zur Nebenüberlieferung der Hesiod-Scholien. Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse 1913, 252 ff.

Eine kritische Ausgabe der Hesiodscholien ist ein dringendes Bedürfnis. Die Arbeit war von Grund aus zu leisten, da die bisher vorhandenen Editionen vielfach unzulänglich sind und strengen wissenschaftlichen Anforderungen nicht entsprechen. Mit großer Sorgfalt und Umsicht unternahm es der Verf. der genannten Schriften, die Grundlagen für eine allseitig befriedigende Edition zu schaffen: zum Schaden der Wissenschaft ist er eines der zahllosen Opfer des Welt-

krieges geworden, so daß ihm die Verarbeitung des kostbaren Materials, das er gesammelt, und die Vollendung des Werkes versagt blieb.

In der ersten der genannten wertvollen Arbeiten gibt Schultz zunächst eine Übersicht der in jahrelanger Mühe auf den Scholienbestand geprüften und verglichenen Handschriften, um auf die Entstehung und Kritik der Vulgata überzugehen, wobei die verschiedenen früheren Scholienausgaben eingehend beurteilt werden. Die Vulgata des 'Proklos' zu den Erga stellt sich als das subjektive Exzerpt des Demetrios Triklinios dar. Die Tzetzesscholien beruhen in der ersten Hälfte auf der korrupten Handschrift, die der Basler Ausgabe vorlag, und auf einem Exzerpt des Demetrios Triklinios, in der zweiten tritt neben die Hs der Basler Ausgabe ein verlorener verwahrloster Kodex des Trincavelli. Moschopulos liegt im Cod. T (Marc. 464) in sehr gutem Texte vor, ebenso Joannes Protospatharios. Von den alten Theogoniescholien gibt es ein reicheres, schlecht überliefertes Exzerpt in der Hs der Basler Edition, ein ärmeres guterhaltenes in T; in diesem Kodex liegt auch Joannes Diakonos Galenos in sehr guter Fassung vor. Die alten Scholien der Aspis erhielten sich in der Hs der Basler Ausgabe im Exzerpt, woneben noch andere Auszüge bestehen. Einen festen Text des Pediasimos bietet T.

Bei der Besprechung der Grundlagen der recensio, und zwar zunächst der 'Proklos'-Scholien zu den Erga, weist Verf. nach, daß deren Überlieferung auf einer Handschrift beruht, die schon, als Cod. A = Paris. gr. 2771 daraus abgeschrieben ward, Lücken oder unleserliche Partien enthielt, wie z. B. an der Stelle Gaisf. 363, 7—9, wo ein verstümmeltes Zitat des Menandros steht, das wir jetzt aus den Papyri besser kennen, Georg. 79—81 Körte. Weiter werden zwei Klassen von Hss unterschieden und charakterisiert, a — der Text von A und seinen Verwandten, und b — die von A unabhängigen Hss, in denen sich übrigens auch altes Gut findet.

In einem weiteren Abschnitte werden Tzetzes' und Moschopulos' Scholien zu den Erga besprochen.

Betreffs der alten Theogoniescholien sind das Exzerpt des Triklinios und die verlorene Hs der Basler Ausgabe, weiter der Paris. 2708 = B, Vatic. 1332 = W und die neu hinzukommenden Hss X = Mutin. α T 9 14 (saec. XV) und Λ = Laur. conv. soppr. 158 (saec. XV) zu nennen, endlich ein Blatt des Paris. suppl. gr. 679 (saec. XII); in letzterem liegen Scholien vor, die sonst nur aus jüngeren Kodd. bekannt sind.

Die Aspisscholien — dem Tzetzes abzusprechen — enthalten Spuren alter Gelehrsamkeit, doch ist die Tradition im ganzen arm.

In einem Schlußkapitel gibt Schultz eine zusammenfassende Übersicht über den Wert der neu hinzukommenden Scholien für die

Kritik des Hesiodtextes, welche einiges Interessante enthält. So erfahren wir aus dem Mutinensis von der Athetese der Verse 940—944 der Theogonie (sterbliche Frauen des Zeus) und der Tilgung der V. 947—955.

Einzelnes Neue bringt die Schrift für den Hesiodbios (Anhang zum I. Kapitel), nebstdem einen bislang unbekannten mathematischen Kommentar zu den Ἡμέραι aus Vatic. gr. 915 (S. 34—40).

In der zweiten der oben genannten Schriften gibt Verf. die Ergebnisse der Durchforschung des noch unedierten Etym. genuinum und Etym. Gudianum, die ihm Reitzenstein und de Stefani ermöglichten. Dem Verf. des Etym. genuinum lag eine kommentierte Ausgabe der drei unter Hesiods Namen uns erhaltenen Gedichte vor, deren Text für Theogonie und Aspis besser war als der unserer Hss. Die im Etym. gen. benützten Ergascholien waren exegetisch. Für die Art der Benutzung werden Beispiele angeführt. Weniger bietet das Etym. Gudianum, doch gewinnt man auch aus diesem einiges für die richtige Wertung der Scholientradition.

In einem zweiten Abschnitte wird die Benutzung des 'Kyrillos' untersucht, wobei man auf die notwendige Scheidung des Eigentums des 'Kyrillos' und anderer Quellen aufmerksam gemacht wird.

Schließlich verweist Schultz auf den Nutzen, den die Iliasscholien für das Korpus der hesiodischen bieten, während die ärmeren Odysseescholien kaum etwas beitragen.

III. Literaturgeschichte, Kritik, Exegese.

A. Rzach, Hesiodos, Pauly-Wissowas Realenzyklop. VIII, Kol. 1167—1240. Nachtrag dazu, ebenda Kol. 2626. 1912.

Ref. beschränkt sich darauf, eine Inhaltsangabe dieser literarhistorischen Abhandlung zu geben. Von dem Hinweise auf die Bedeutung Hesiods als ältesten bekannten Dichters auf europäischem Boden für die durch ihn vertretene Richtung der epischen Gattung ausgehend behandelt Verf. zunächst die Fragen, die sich an dessen Namen und an die Tradition betreffs seiner Heimat und seiner Lebensverhältnisse knüpfen. Hierauf werden die antiken und modernen Ansichten über die Zeit Hesiods und insbesondere das Verhältnis zur homerischen Poesie einer kritischen Würdigung unterzogen. Hierbei werden Stil und Sprache, Prosodie sowie sachliche Momente von religiöser und sozialer Bedeutung berücksichtigt. Einen bestimmten terminus ante quem gewinnt man durch die sichtlichen Nachahmungen hesiodischer Gedanken und Wendungen seitens der ältesten Lyriker, an deren Spitze bereits Archilochos steht. Mit der Annahme des 8. Jahrh.

als der Zeit von des Dichters Schaffen vertragen sich auch die gelegentlichen geographischen Andeutungen.

Es folgt hierauf eine Charakteristik der einzelnen erhaltenen Dichtungen, deren Umfang und Gestalt, nach den verschiedenen Papyrusbruchstücken zu schließen, sich im wesentlichen seit dem Altertum nicht geändert hat. In den Erga werden wir im Gegensatze zum homerischen Epos, das uns in glanzvoller Darstellung das Heldenzeitalter des griechischen Volkes vor Augen stellt, in ein schlichtes bürgerliches Milieu versetzt. Die Mahnungen an des Dichters müßiggängerischen Bruder Perses verdichten sich allgemach, indem sie immer unpersönlicher werden, zu Ratschlägen und Weisungen für die Wohlfahrt der Volksgenossen in der Heimat, denen allein Arbeit und Sinn für Recht und Gesetz Segen zu bringen vermag. So wird der Dichter zum Berater und Propheten seines Volkes: anfänglich in loser Form gehalten gewinnt sein Werk in weiterer Darstellung festeren Zusammenhang. Die tiefgründige Behandlung eines sozialen Themas, wie es hier zum erstenmal in der hellenischen Welt angeschlagen wird, erscheint durch mythologische Einlagen von besonderem Werte sowie durch prächtige Naturschilderungen belebt. Eine eingehende Erörterung finden die so mannigfach behandelten Fragen nach der Komposition des Gedichtes.

Dann folgt eine Zergliederung und Wertung der Theogonie, welche nach des Verf. Meinung Hesiod in gereiftem Mannesalter schuf, nachdem er lange über die großen Probleme der Entstehung des Weltalls und des Waltens der Götter gegrübelt und die überkommenen Volksüberlieferungen eingehend gesichtet hatte. Das grandiose Werk kann man nicht wohl als die erste Frucht des Schaffens eines jüngeren Mannes ansprechen. Die verschiedenen Theorien, die im Laufe der Zeit betreffs der Anlage der Dichtung aufgestellt wurden, unterzieht der Verf. einer ausführlichen Prüfung, besonders die Frage nach der Identität des Dichters der Erga und Theogonie, wobei auf die Eigenart der beiden Schöpfungen, den Stil und die Sprache gebührende Rücksicht genommen wird.

Auch ein drittes unter Hesiods Namen den Alten bekanntes Werk, der Frauenkatalog mit den Ehoien, gilt dem Verf., wenigstens in seinem alten Kern, als echt. Eine Verbindung mit der am Schlusse der Theogonie angereihten Heroogonie vermitteln die letzten Verse jenes Gedichtes 1021 f. Da es den erlauchten hellenischen Geschlechtern darum zu tun war, in diesem goldenen Adelsbuche genannt zu sein, kamen allgemach verschiedene Einlagen und jüngere Abschnitte hinzu, was wir jetzt durch die neu aufgetauchten Papyrusfragmente besser zu verstehen Gelegenheit haben.

Weiter wird auf die pseudohesiodische, durch einen Abschnitt aus der Alkmeneehoie eingeleitete Aspis näher eingegangen. Insbesondere werden bei der Besprechung der Komposition des Gedichts unter Beachtung der Parallelversionen die Fragen, welche die Abhängigkeit der Schildbeschreibung von der homerischen und das Problem, ob und inwiefern der Verfasser einen Prunkschild vor Augen hatte, eingehender erörtert.

Endlich werden auch die übrigen dem Hesiod zugeschriebenen uns verlorenen Dichtungen besprochen.

Angeschlossen wird die Geschichte der Überlieferung des Textes unter Hinweis auf die antiken Zitate seit Akusilaos und Xenophon sowie auf die zahlreichen Nachahmungen bei griechischen und römischen Dichtern. Hierauf folgt eine Erörterung über den Bestand an Scholien. Den Abschluß der Abhandlung bildet eine Übersicht der Ausgaben, Übersetzungen, kritischen, exegetischen und grammatischen Schriften zu Hesiod.

E. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. I. Reihe. Hesiod und Pindar. 4. Aufl. Leipzig 1912; 5. Aufl. ebenda 1919.

Die zahlreichen Auflagen dieser geistvollen Essais, von denen zuletzt im Jahresber. über Hesiodos 1899—1908 (Bd. CLII 1911) berichtet wurde, beweisen genugsam die Beliebtheit, deren sie sich mit Recht erfreuen.

G. Setti, Esiodo. Bologna-Modena 1909.

Ein für das größere Publikum bestimmter Abriß von Hesiods Leben und Dichten, das in schlichter und sorgfältiger Weise geschildert wird. Der Verf. unterläßt es nicht, auf die hohe Bedeutung der ethischen Anschauungen des Dichters besonders hinzuweisen, er weiß aber auch seine ökonomischen und praktischen Grundsätze zu werten.

Nicht minder findet der tiefgründige Inhalt seiner Poesie und deren ästhetischer Eindruck angemessene Beurteilung.

T. W. Allen, The date of Hesiod. Journ. of hellenic stud. XXXV 1915, S. 85—99.

In sorgfältigen Auseinandersetzungen verbreitet sich Verf. über die Zeit des Dichters. Aus der Theogonie und gewissen Katalogfragmenten ergeben sich Andeutungen, die bis ins 9. Jahrh. weisen, insofern hier Angaben vorliegen, die dem jeweiligen geographischen Wissen entsprechen. Man vernimmt zum ersten Male vom Νεῖλος, Ἴστρος und anderen Flüssen, es werden Tyrsener und der Heros Latinos genannt. Aus der Anführung des Bronzezeitalters in den Erga ist zu schließen, daß die Erinnerung an die Epoche der Bronze noch lebendig sein mochte, dieser Abschnitt also nicht gar lange nach ihr geschaffen ward. Lebhaft

war dazumal auch das Gedenken an die thebanischen und troischen Kriegszüge. Diesen Darstellungen steht aber das Bild der trüben sozialen Lage der böotischen Bauernschaft gegenüber, die sich durch Verstöße gegen das Rechtsgefühl seitens der βασιλῆες noch schlimmer gestaltete. Auch die astronomischen Hinweise in den Erga vermögen Anhaltspunkte für die ungefähre Zeit der Abfassung dieser Dichtung zu geben. Die Dichtweise Hesiods zeigt die Abhängigkeit von der Rhapsodenkunst in Kleinasien, die dort seit langem blühte.

R. Goedel, De poetarum Graecorum epicorum lyricorum tragicorum apud mythographos memoria. Diss. Halle 1909, 85 S.

In dieser verdienstlichen Arbeit untersucht der Verf. eingehend, inwiefern bei den mythographischen Schriftstellern Spuren von Anführungen poetischer Stellen beobachtet werden können. Aus Hesiod, auf den sich Ref. allein beschränken muß, ist mancherlei geschöpft, was in paraphrastischer Form von dem betreffenden mythographischen Berichterstatter wiedergegeben wurde, so bei 'Apollodoros', Diodoros und Hyginus. Einige Proben mögen das Verfahren Goedels illustrieren, [Apollod.] I 6 W. heißt es von Kronos: πρῶτον μὲν ἐξεμεῖ τὸν λίθον, ἔπειτα τοὺς παῖδας, οὓς κατέπιεν: so wird die Stelle Theog. 497 πρῶτον δ' ἐξείμεσσε λίθον πύματον καταπίνων umschrieben. Die Differenz am Schlusse würde durch Roberts πύμαθ' οὓς κατέπινεν ausgeglichen werden. Doch sind freilich auch andere sehr beachtenswerte Emendationsvorschläge gemacht worden. Der V. 720 τόσσον ἔνερθ' ὑπὸ γῆς, ὅσον οὐρανός ἐστ' ἀπὸ γαίης erscheint bei [Apollod.] I 2 W. mit fast denselben Worten wiedergegeben; von dem τόπος . . . ἐρεβώδης . . . ἐν Ἅιδου heißt es: τοσοῦτον ἀπὸ γῆς ἔχων διάστημα, ὅσον ἀπ' οὐρανοῦ γῆ. Doch wird hier von den Kyklopen, die von Uranos in den Tartaros geworfen werden, nicht, wie bei Hesiod, von Zeus und den Titanen gesprochen. Die Erzählung von Perseus liest man bei [Apollod.] II 42 W. mit deutlichen Anklängen an Theog. 280 f.: ἀποτμηθείσης δὲ τῆς κεφαλῆς ἐκ τῆς Γοργόνος ἐξέθορε Πήγασος πτηνὸς ἵππος καὶ Χρυσάωρ. Nicht minder verrät sich die poetische Quelle bei [Apollod.] II 37 ἦσαν δὲ αὗται Κητοῦς τε καὶ Φόρκου, Γοργόνων ἀδελφαί, γραῖαι ἐκ γενετῆς, vgl. Theog. 270 f. Φόρκυϊ δ' αὖ Κητὼ Γραίας τέκε καλλιπαρῄους, ἐκ γενετῆς πολιάς. Eine Übersicht der für die hesiodischen Dichtungen in Betracht kommenden Stellen, wobei auch Erga und Aspis berührt werden, gibt Goedel auf S. 53.

P. Maas, Epische Zitate bei Apollonios. Hermes XLVI 1911, 608 ff.

Wiederholt wird Hesiod beim Grammatiker Apollonios angeführt, mit Namen, wie für die Stellen E. 58, Fr. 11 und 49, ohne Namen,

z. B. E. 2, 5, 29, 31, 188, 198 (zweimal), Theog. 9. Von anonymen unsicheren Zitaten möchte Maas adv. 152, 21 ἐπ' Ἡραίστοιο θύρῃσιν (bisher Kallim. Fr. anon. 266) dem Hesiod zuweisen; auch ἦρά κεν ἐν δεσμοῖς ἐθέλοις (coni. 223) und ὅδ' ἐγὼ Χείρων (synt. 194, 12), bisher als Kallim. Fr. inc. 3 und 4 in Anspruch genommen, können nach Maas' Ansicht allenfalls dem Hesiod ebensogut zugeteilt werden wie dem Kallimachos.

P. F. Kretschmer, De iteratis Hesiodeis. Diss. Breslau 1913, 72 S. Dazu die Rezensionen von W. Aly, Berl. phil. Woch. 1914, 1219 ff. und J. Sitzler, Woch. f. klass. Philol. 1916, S. 529 ff.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, Wiederholungen von Versen, Hemistichien und Wendungen, die sich innerhalb der unter Hesiods Namen bekannten Dichtungen und Bruchstücke vorfinden, zusammenzustellen und in Vergleich zu bringen, um allenfalls auch für die Kritik und Exegese daraus Nutzen zu ziehen, also gewissermaßen nach Art des Schmidtschen Parallelhomer. Dabei unterscheidet er Wiederholungen in demselben Gedichte und solche, die auf ein anderes gehen. Die meisten Iterata stehen in der Theogonie, wohl begreiflich, da hier ein systematischer Aufbau des behandelten Materials vorliegt; die wenigsten in den Erga, was sich wiederum durch den Stoff leicht erklärt, da hier zu den Vorschriften über Gesetzlichkeit, Arbeit und Landbau so viele allgemeine Sentenzen und Sprichwörter verschiedener Art hinzutreten. Die Mitte hält die nichthesiodische Aspis; in den Katalogen wird es, nach den Papyrusfragmenten zu schließen (vgl. z. B. das Verzeichnis der Helenefreier) eine größere Zahl gegeben haben, zumal die jüngeren Einlagen, die zu dem älteren Kern hinzukamen, nach einer gewissen Schablone gearbeitet waren. Die Schlüsse der Verse sind häufiger ähnlich als die Anfänge, da es leichter ist, den Eingang der Verse neu zu gestalten als den Abschluß. Natürlich darf man nicht überall Nachahmung und Wiederholung wittern; darin ging der Verf. zu weit: liegt etwas daran, wenn man Th. 855 und A. 30 Οὐλύμποιο oder Th. 376 und A. 338 die epische Formel δῖα θεάων, endlich gar das Patronymikon Ἀμφιτρυωνιάδης sowohl Th. 317 wie A. 165 vorfindet? Auffälliger noch ist es, wenn Kretschmer, was ihm Sitzler mit Nachdruck vorgehalten hat, Th. 180, wo es von Uranos' Entmannung heißt φίλου δ' ἀπὸ μήδεα πατρὸς / ἐσσυμένως ἤμησε, mit Th. 398 zusammenstellt, wo Styx mit ihren Kindern φίλου διὰ μήδεα πατρός in den Olympos eintritt. Man muß auch auf den Inhalt der betreffenden Stellen, nicht bloß auf den äußerlichen Wortlaut achten. Wenn der Verf. Διὸς πάρα μητιόεντος in E. 769 als mit Bedacht verwendet denkt, E. 51 aber bloß als formelhaft gebraucht ansieht, so ist er im Irrtum, denn an der letzteren Stelle soll doch die Überlistung des klugen

Zeus durch Prometheus, der sich sogar vor dem Donnerer zu bergen weiß (λαθὼν Δία τερπικέραυνον), besonders betont werden.

Daß E. 582 ff. von Alkaios Fr. 39 abhängig sei, wie der Verf. mit Gercke und anderen annehmen will, erweist er am wenigsten mit der Behauptung, ein Lyriker hätte leichter eine solche Beschreibung des Sommers geschaffen als der 'ieiunus auctor factorum rusticorum'. Nüchtern soll der Dichter sein, der z. B. den Winter so prächtig zu schildern weiß? Daß aber A. 393 ff. auf den Erga beruht, ist längst beobachtet worden. Beide obgenannten Kritiker lehnen es ab, die Urstelle in Alkaios zu sehen. Da Hesiod für seine Vorschriften den Zeitpunkt von der Natur herzunehmen pflegt, ist für ihn, wie Sitzler betonte, die Bestimmung der Sommerzeit durch den Gesang der Zikade und das Blühen der Disteln charakteristisch. Auch Aly hebt richtig hervor, daß es für den Landmann wichtig ist, wenn die Artischocke blüht, dem Trinker ist's gleichgültig. Die drastischen Bezeichnungen der Frauen und Männer als μαχλόταται und ἀφαυρότατοι seien, fügt er hinzu, echter und ursprünglicher als die von Alkaios verwendeten, einigermaßen salonfähigeren μιαρώταται und λέπτοι.

Den Schluß von Kretschmers Arbeit bildet ein Exkurs über die Stelle Th. 886—900 und das bei Chrysippos vorliegende Fragment ähnlichen Inhaltes. In dem einleitenden Texte bei Galenos will er für überliefertes ἐν ταῖς θεογονίαις schreiben ἐν ταῖς θεογαμίαις. Useners Meinung, die Fassung in unserer Theogonie sei von der bei Chrysippos, die einer älteren Version der Theogonie angehöre, abhängig, bekämpft Kretschmer mit guten Gründen; aber seine eigene Anschauung, das Vorbild für das Fragment sei die oben angeführte Stelle der Theogonie, aus der die V. 888—899 benutzt seien, ist ebenso unwahrscheinlich. Umsichtig erkennt Sitzler in der hesiodischen Darstellung die alte naive, in der anderen Version aber die spätere spekulativ ausgebaute. Den Ausdruck ἐν ταῖς θεογονίαις will Sitzler lieber als erklärende Randbemerkung auswerfen, während Aly die Bezeichnung θεογαμίαι ablehnt, da gerade in dem Fragment Here sowohl wie Zeus ein Kind in die Welt setzen, ohne sich vereinigt zu haben. In V. 16 des Fragments ist nach Sitzlers Meinung παρέλεκτο an die Stelle von περίερκτος (θεά), περίκλειστος oder eines ähnlichen Ausdruckes getreten.

W. Bannier, Wiederholungen bei älteren griechischen und lateinischen Autoren. Rhein. Mus. LXIX 1914, S. 472 f.

Wiederholungen von Sätzen und Worten sind manchmal als stilistische Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers zu werten. Von hesiodischen Belegen hebt der Verf. hervor Th. 775 Στὺξ — ναιετάει und 777 (Στύξ) κλυτὰ δώματα ναίει. Es findet sich öfters eine ge-

nauere Bestimmung hinzugefügt, auch in der Form eines ganzen Satzes. So liest man Th. 213 οὔ τινι κοιμηθεῖσα θεὰ τέκε Νὺξ ἐρεβεννή als Parenthese, wie Ref. schrieb, während es vorher V. 211 heißt Νὺξ δ' ἔτεκεν στυγερόν τε Μόρον κτλ. Voreilig hat Gruppe den V. 213 gestrichen und Schoemann ihn nach 214 setzen wollen; er ist jedoch keineswegs zu verdächtigen. Ein anderes hübsches Beispiel bietet Erg. 516 καί τε δι' αἶγα ἄησι τανύτριχα — 516 f. πώεα δ' οὔτι — οὐ διάησι ἴς ἀνέμου Βορέω. Diese Gepflogenheit, Ausdrücke zu wiederholen, erstreckt sich auch auf Nomina und Pronomina mit Bezug auf dieselbe Person oder Sache wie Th. 65 ἐρατὴν δὲ διὰ στόμα ὄσσαν ἱεῖσαι (von den Musen) und 67 ἐπήρατον ὄσσαν ἱεῖσαι; Erg. 267 πάντα ἰδὼν Διὸς ὀφθαλμὸς καὶ πάντα νοήσας, oder gar 311 ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ' ὄνειδος. Für etwaige Annahme von Doppelrezensionen oder für den Nachweis der Unechtheit einer Stelle darf man deshalb Argumente aus derlei Wiederholungen nur mit äußerster Vorsicht schöpfen.

G. Raddatz, De Promethei fabula Hesiodea et de compositione Operum. Diss. Greifswald 1909. 58 S.

Die Arbeit gliedert sich in die im Titel angegebenen zwei Hauptabschnitte. Den Prometheusmythus in der Theogonie und den Erga betrachtet Verf. unter Bezugnahme auf Lisko's (Quaest. Hesiod. crit. et myth.) und seines Widerpartes Friedländer (Herakles) Behandlung dieses Themas (siehe Jahresber. zu Hesiod Bd. CLII 1911), um durch Vergleichung zu einem Ergebnis zu gelangen. In dem ersten Gedichte darf die Partie 526—533 keineswegs gestrichen werden, wie es Lisko und vor ihm Francken verlangte. Es würde dann 534 ohne Zusammenhang auf 525 folgen; auch die Streichung von 534 brächte keine Besserung, weil die folgende Erzählung mit dem Verse zusammenhängt. Daß trotz der scheinbaren Unterbrechung der Erzählung von Prometheus dieser Abschnitt als epische Episode mit parenthetischer Mitteilung über ein erst später eintretendes Ereignis aufgefaßt werden kann, hat Ref. in dem oben erwähnten Jahresberichte hervorgehoben. Mit Recht wird von Raddatz auch die Annahme Liskos, V. 550—552 seien interpoliert, als unzulässig erklärt, wenn auch der Dichter die Haltung des Zeus nicht allzu geschickt darstelle. Gegen die Streichung der Verse wandte sich schon Ludwich in seiner Anzeige Berl. phil. Woch. 1904, und auch Friedländer bezeichnete den Anschluß von V. 553 unmittelbar an 549 als stilwidrig, da ein φῆ ῥα oder ὣς φάτο fehle. Immerhin sind in dem Abschnitte 550—561 Schwierigkeiten vorhanden, wie die Konstruktion von V. 555 ὡς ἴδεν ὀστέα λευκὰ βοὸς δολίῃ ἐπὶ τέχνῃ zeigt, wo mindestens ein Partizip erforderlich sei, das in der analogen Partie 540 f. nicht vermißt wird. Solche Schwächen der Diktion

seien dem geringen Ingenium des Verfassers dieser Stelle zuzuschreiben. In den V. 590—612 liege, meint Raddatz, eine wortreiche Verunglimpfung der Frauen vor, die wenig zum Plane der Theogonie passe: und weiter wisse man nicht, warum Prometheus gestraft werde, da ja, als er Zeus betrügen wollte, den Menschen das Feuer entzogen ward, und als der Heros es ihnen wieder verschaffte, das Weib zu ihrem Unheil geschaffen wurde. Gleichwohl will der Verfasser in dem Abschnitte nichts streichen, weil der ganze Mythos hinsichtlich der Komposition und Darstellung in verkehrter Weise Verwendung gefunden habe.

In der analogen Erzählung der Erga sind Einschiebsel wahrzunehmen. V. 69—82 kann nicht von demselben Verfasser herrühren wie V. 60—68, wie man längst gesehen hat. Raddatz etnscheidet sich mit anderen Vorgängern dafür, diese letztere Fassung als die ursprüngliche anzusehen, wobei sich V. 83 gut an 68 anschließt.

Im zweiten Teile der Arbeit behandelt der Verf. die schon so oft erörterten Fragen betreffend der Komposition der Erga. Nach Abstrich des Prooimions, das er für unecht hält, unterscheidet er zwei Hauptstücke V. 11—285 und 286—694: beide Abschnitte seien zu verschiedenen Zeiten abgefaßt, weil nach V. 39, wo Raddatz die hdschr. Überlieferung οἳ τήνδε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι beibehalten will, ein zweiter Prozeß mit dem Bruder Perses in Sicht sei. Den letzten Teil von V. 695 ab, die Vorschriften über die Heirat und soziales Verhalten anderen gegenüber, die Anstandsregeln sowie den Abschnitt über die Ἡμέραι will er nicht dem Verf. des Hauptgedichts zuschreiben.

Verschiedene beachtenswerte Bemerkungen zu dieser Arbeit bringt

J. Sitzlers Rezension, Berl. phil. Woch. 1912, 1109 ff.

Wenn man Th. 523—533 ausscheide, von der ätiologischen Erklärung V. 556 f. absehe und δολίῃ ἐπὶ τέχνῃ mit V. 554 verbinde, könne man, meint Sitzler, mit der Erzählung in der Theogonie wohl zufrieden sein; dabei habe man sich gegenwärtig zu halten, daß nach des Dichters Darstellung Zeus den Trug des Prometheus durchschaute, aber sich so stellte, als merke er ihn nicht; weiter sei zu beachten, daß die Frau das Übel (πῆμα) sein soll, welches den Nutzen des Feuers bei den Menschen aufwiegt: die anerkennende Erwähnung der braven Frau zeige, daß der Dichter nicht zögert, der Wahrheit die Ehre zu geben. Die Auffassung, nach der Theogonie würden die schuldlosen Menschen wegen Prometheus' Überhebung gestraft, trifft nicht ganz das Richtige: es ist das Schicksal der Menschheit gegenüber den θεοὶ ῥεῖα ζώοντες ihr Dasein nicht freudvoll hinzubringen, sondern manches Ungemach und Leid zu erdulden. Die Ursache, nach welcher der Dichter forscht, ist die Schickung des Zeus. Prometheus verschafft den Menschen das Feuer, durch welches sie vor mancherlei Unbilden bewahrt werden: dafür sendet das durch

Zeus personifizierte Geschick ihnen ein anderes πῆμα in der Gestalt des Weibes: ähnlich ist in den Erga der Feuerraub die Ursache, warum über die Menschheit durch Pandora, das erste Weib, die κακά kommen.

W. Fuß, Versuch einer Analyse von Hesiods ΕΡΓΑ ΚΑΙ ΗΜΕΡΑΙ. I. Teil. (Diss. Gießen.) Borna-Leipzig 1910. 63 S.

In dieser in drei Abschnitte gegliederten Abhandlung gibt der Verf. zunächst eine Übersicht über die Untersuchungen, welche die Komposition der Erga betrafen. Nach einem Blick auf die Ansichten der Alten über diese Frage bespricht er die neueren Studien, die Liedertheorie und die Einheitstheorie, um mit der Würdigung jener Schriften zu schließen, welche eine vermittelnde Anschauung vertreten. Als überzeugter Anhänger der psychologischen Analyse als Grundlage der höheren Kritik betont Fuß, daß es für den ersten didaktischen Dichter der Hellenen in Anbetracht der Neuheit des Stoffes und der Schwierigkeit seiner Behandlung nicht leicht war, allemal den zutreffenden Ausdruck für die Fülle der auf ihn einstürmenden Gedanken zu finden. Hierauf sei die Mischung der 'traditionellen Künstlichkeit und natürlichen Unbeholfenheit' im Ausdrucke zurückzuführen, wobei der Anklang an heimatliche Dialektfärbung seine Berechtigung habe. Nur wenn starke Widersprüche im Inhalte sich nachweisen ließen, könne man an der Einheit des Gedichts Zweifel hegen. Immerhin sei aber die Stimmung des Dichters keineswegs immer dieselbe. Man könne, ohne die Einheitlichkeit des Werkes anzutasten, sich vorstellen, der Poet habe von ihm selbst herrührende, aber einst für sich bestehende Lieder zu einem Ganzen vereint, etwa in Naupaktos. So nähert sich Fuß der Liedertheorie Kirchhoffs bis zu einem gewissen Grade. Wenn die Dichtungen auch an Perses gerichtet seien, so gelten sie doch der Gesamtheit der Volksgenossen: je weiter die Darstellung fortschreitet, desto mehr wird, so scheint es, des Bruders vergessen.

Fuß gibt hierauf eine eingehende Analyse des Abschnittes V. 1 bis 335, den er als ersten Teil der Erga ansieht, indem er die Partie V. 336 bis 380 offenbar wegen der in imperativem Tone gehaltenen Mahnungen zum didaktischen Teile rechnet. Freilich wird man ihm nicht überall beipflichten können. V. 39 stimmt er der scharfsinnigen Konjektur Schoemanns οἳ τήνδε δίκην ἐθέλοντι δίκασσαν nicht unbedingt zu, da Perses 'vielleicht' mit einem neuen Prozeß gedroht habe: den Hinweis auf einen solchen in dem Pronomen τήνδε zu vermuten, ist recht problematisch, das überlieferte ἐθέλουσι δικάσσαι läßt nur eine sehr gequälte, unbestimmte Deutung zu. In der Pandoraepisode betrachtet Fuß, wie seinerzeit Lehrs, V. 69—82 als Interpolation, eingesetzt in der Absicht, den Namen des ersten Weibes Pandora einzuführen, den Hesiod noch

nicht gekannt habe, weil er sonst in der Theogonie begegnen würde. Die im Fasse zurückgebliebene Elpis gilt dem Verf. als ein κακόν: da sie verschlossen blieb, brauchen die Menschen sich nicht trügerischen Hoffnungen hinzugeben, sondern müssen durch ihrer Hände Arbeit sich den βίος beschaffen. So sei es immerhin ein Glück für die Menschheit, daß die Elpis nicht zu ihnen kam, wie die anderen Übel. Deshalb sei auch V. 99 echt: Zeus wollte, daß die Menschen auf sich selbst gestellt, durch eigene Kraft ihr Dasein erleichtern könnten. Innerhalb des Abschnittes von den Weltaltern will Verf. in V. 141 mit Proklos geschrieben wissen τοὶ μὲν ὑποχθόνιοι φύλακες θνητοῖς καλέονται δεύτεροι: wenn man die handschriftliche Überlieferung μάκαρες durch jenes φύλακες ersetzen will, müßte man mindestens auch ἐπιχθόνιοι schreiben, wie 123; denn wie sollten die abgeschiedenen Angehörigen des silbernen Geschlechtes als Wächter in der Unterwelt gelten? Daß der Pandoramythos, 'der die Notwendigkeit der Arbeit beweist', der guten Eris entspreche, der von den Weltaltern der bösen, weil er zeigen solle, wie sehr die Menschheit entarte, wenn sie sich von dieser nicht abkehrt, wird man nicht so ohne weiteres einsehen. So eng ist der Kontakt der Gedanken in diesen ersten Partien der Erga nicht. Das Epimythion V. 210 f. läßt Fuß — wie andere — noch den Habicht sprechen: aber es empfiehlt sich weit mehr, darin Reflexion eines anderen, des Dichters selbst, zu vermuten. Die Fabel will er zweifelsohne als Illustration zu der δίκη ἐν χερσίν aufgefaßt wissen: die Tierwelt folgt dem Naturtrieb, der das Recht nicht kennt, vgl. 276 ff. V. 329, den Fuß verteidigt, hält einer ernstlichen Prüfung der Konstruktion nicht stand, da der Genetiv κρυπταδίης εὐνῆς ἀλόχου nur eine geschraubte Erklärung zuläßt.

Ein Vorzug der Arbeit besteht darin, daß Fuß bestrebt ist, den Zusammenhang und die Abfolge der Verse möglichst klar zu legen und so den einheitlichen Plan aufzuzeigen, mögen auch die Gedanken öfter nur lose aneinander gereiht sein.

In J. Sitzlers Rezension, Berl. phil. Woch. 1912, Sp. 1850 ff. werden einige Behauptungen von Fuß mit Recht bekämpft. Die ἀγαθὴ Ἔρις hat nicht nur, wie dieser meinte, Bezug auf die Landwirtschaft — durch 18 θῆκε δέ μιν Κρονίδης . . . γαίης ἐν ῥίζῃσι wird bloß ihr Wohnsitz bezeichnet —, sondern auf alle Berufsarten. Die Ἐλπίς hält Sitzler für das einzige mit den Übeln verbundene Gut: da sie aber von diesen getrennt ward, so haben die Menschen den κακά gegenüber keine Hoffnung, sie bleiben ihnen verfallen.

P. Mazon, Hésiode. La composition des Travaux et des Jours. Revue des études anciennes XIV, 1912, S. 329—356 (auch im Separatabdruck).

Unter steter sorgfältiger Bezugnahme auf die Worte des Dichters bekennt sich Verf. als überzeugter Anhänger der Anschauung, die Erga seien ein einheitliches Werk. Ein Gebet an Zeus (une prière), den Wahrer des Rechtes läßt er im Eingange die Musen des Olympos sprechen, während er selbst dem Perses einige Wahrheiten sagen will. Wenn auf dem Bleiexemplar im Musenheiligtum am Helikon das notwendige Prooimion fehlte, so sei dies durch die Priesterschaft unterdrückt worden, weil hier nicht die helikonischen Musen genannt seien.

Durch die Erwähnung der beiden Erides werden die Themata des Gedichtes, Arbeit und Gerechtigkeit, eingeführt; die gute Eris weist den Weg dazu, während man die böse fliehen muß. Mit οἳ τήνδε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι, wie in V. 39 überliefert ist, kommt man nicht aus, die Worte heißen nicht 'qui sont tout disposés a rendre ce genre de justice' (Goettling: die gern solche Streite entscheiden), man müßte wenigstens etwa τοίηνδε erwarten. Schoemanns Fassung ἐθέλοντι δίκασσαν entspricht vollauf der Situation; der Streit wurde durch die bestechlichen Richter ja schon zugunsten des Perses entschieden, der ἁρπάζων einen größeren Teil des Besitzes davontrug: das von Mazon verlangte σοί (zu ἐθέλοντι) ergibt sich aus dem Zusammenhang (siehe auch V. 34).

Der Aufstellung der Themata folge, führt Mazon weiter aus, die Begründung: zunächst durch Hinweis auf den Pandoramythos. Denn die Arbeit ist das Gesetz des Menschen, von Zeus ihnen zur Strafe für den Trug des Prometheus auferlegt und für den Raub des Feuers. Im Fasse der Pandora stak unter anderem auch die harte Arbeit (dur labeur). Da man dem Willen des Zeus nicht entgehen kann, heißt es arbeiten. Nach Mazon wäre das Subjekt der Erzählung nicht Prometheus oder Pandora, sondern Zeus, der alle Götter in Bewegung setzt, um den Menschen eine Falle zu legen: den Namen Pandora erklärt Mazon mit anderen Gelehrten daraus, daß sie ein Geschenk aller Götter sei. Aber tatsächlich ist sie von Zeus an Epimetheus als Geschenk gesendet (V. 86 f.) und nach V. 81 hätten, da fast alle Götter an der Ausstattung und Schmückung des neuen Geschöpfes teilnehmen, die Götter ihr ein Geschenk mitgegeben; V. 85 ist δῶρον ἄγοντα, θεῶν ταχὺν ἄγγελον zu interpungieren, vgl. 80 θεῶν κῆρυξ. Somit ist an der Auffassung 'présent de tous les dieux' zu zweifeln.

Nach Zeus' Willen hatten die Menschen zu leiden und zu streben, aber ohne es vorauszusehen, da die préscience alle Tätigkeit von der Erde verbannt hätte. Deshalb ward die Elpis unter die Übel gemischt als eine Erwartung oder Ahnung; ein Glück oder Unglück erwarten heißt nicht es voraussehen. Das Verbleiben der Elpis im Fasse stelle sich so dar: ist sie ein Gut, so bleibt es zur Verfügung der Menschen; ist sie

ein Übel, so blieb ihnen dies aufgespart. Mazon hält sie für ein Gut. Die Hoffnung entzieht ihnen den Anblick der Übel, die sie bedrohen und in aller Stille — σιγῇ — an sie herankommen.

In dem Mythos von den Weltaltern handelt es sich nach Mazons Ausführungen um eine Reihe Bilder, die Hesiod erfand, um seine ethischen Gedanken auf das menschliche Leben zu übertragen: er tut dies allemal am Schlusse der Schilderung der einzelnen Geschlechter. Wie der Mythos von Prometheus die Idee der Arbeit, so beleuchte dieser die der Gerechtigkeit.

Das Prinzip der Gewalt (δίκη ἐν χερσίν) zeichnet die Fabel vom Habicht und der Nachtigall: in dem Epimythion V. 210 f., das Aristarch verwarf, will Mazon eine sarkastische Wendung sehen: die 'Könige' mochten so etwa zu Hesiod sprechen: du wirst nur Hohn und Lächerlichkeit gewinnen, wir sind die Stärkeren. Dem Perses gelte die versteckte Mahnung: mach es nicht so wie der Habicht.

In sorgfältiger Weise zergliedert der Verf. auch die weiteren Abschnitte der Dichtung: ständig sei der Poet bestrebt, im Tone eines gotterfüllten Priesters zu zeigen, wie die Sache des Rechtes schließlich allemal obsiege.

Mit V. 274 wendet sich Hesiod, dessen Mahnungen bis dahin, auch wenn er zu Perses sprach, vielfach den 'Königen' galten, in familiärem Tone an den Bruder, zu dem er als ein Mann reden will, der sein Wohl im Auge hat. Indem er ihn zur Rechtlichkeit mahnt, entwickelt er die Vorteile ehrlicher Arbeit gegenüber gewalttätigem Vorgehen. Dann folgen praktische Winke, da der Poet den Zuhörer bereits als überzeugt und zur Arbeit bereit ansieht, in proverbialem Tone gehalten.

Auch bei den Vorschriften betreffend die großen Feldarbeiten ist der Zusammenhang mit den früheren Partien deutlich wahrzunehmen. Gelegentlich kehrt eine Mahnung, die man schon in jenen las, in dieser späteren Partie in ähnlichem Wortlaute wieder, wie z. B. 397 ἐργάζεο, νήπιε Πέρση, das an 299 ἐργάζευ, Πέρση anklingt.

Die prächtige Schilderung des Winters V. 504 ff. hat nach Mazons Meinung, trotz einzelner Bedenken, unbedingt als echtes Stück des Gedichtes zu gelten. Er verweist mit Berechtigung auf den echt hesiodischen Ton und Stil, wie z. B. die ergötzliche Antithese V. 519 ff. von dem jungen Mädchen, das in der behaglichen, warmen Wohnung bei der liebenden Mutter weilt, und dem Polypen, der in seiner kalten, traurigen Behausung den eigenen Fuß benagt.

Bei den Weisungen bezüglich der Schiffahrt, der zweiten Hauptform menschlicher Betätigung nach des Dichters Vorstellung, erscheint wiederum ausdrücklich der Name des Perses: die Wendung V. 633 μέγα νήπιε Πέρση kehrt nach V. 286 wörtlich wieder (dazwischen

V. 397 νήπιε Πέρση). In den Vorschriften über die Wahl der Gattin wird auf den Ausdruck ὡραῖος Gewicht gelegt, der auch sonst in den Erga bedeutsam hervortritt, so daß man nach Mazons Ansicht diese Dichtung überhaupt 'le poème du καιρός' nennen könne, zumal auch der Kalender, da dem 'καιρός fixé par la nature' der 'καιρός fixé par la religion' folge, keinen künstlichen Anhang darstelle.

In einem übersichtlich gehaltenen Schlußabschnitte werden alle die Gedanken, die den Dichter bei der Abfassung seines Werkes leiteten, zusammengefaßt. Arbeit ist das Gesetz der Menschheit; wer sie nicht pflegt, flüchtet zum Unrecht. Wie man sich zu verhalten habe, kündet der Poet in seinen Ratschlägen moralischer Natur und praktischer Unterweisung. Die Einheit des Werkes wird, wenn auch der Gegenstand wechselt, durch eine persönliche Note gewahrt. Innerhalb des ersten Teils trete ein 'crescendo d'indignation impatiente' hervor, während im zweiten Hauptabschnitte im Grundton eine etwas derbere Kordialität sich geltend mache.

Die Arbeit Mazons darf als eine auf gründlichem Studium des Gegenstandes beruhende geistreiche Abhandlung bleibenden Wertes bezeichnet werden.

Von Beurteilungen dieser Studie sei genannt die von

M. Croiset im Journal des Savants, XIII, 1915, 193 ff.,

der auch die Ausgabe und die Übersetzung Mazons bespricht.

Der Gelehrte erkennt im ersten Teile der Erga eine Art Plaidoyer für die unterdrückte Gerechtigkeit: im zweiten Abschnitte habe man es, da die Umstände — nicht der Charakter des Poeten — andere wurden, mit einem traité zu tun, der die Erfahrungen des kleinen Landeigentümers enthält, in Vorschriften gekleidet. Er habe wohl öfters diese seine Ansichten den Mitbürgern von Askra und Thespiai als ein Weiser vorgetragen. Beide Partien seien vielleicht in einem gewissen Zeitintervall geschaffen und später vereinigt worden.

P. Friedländer, ΥΠΟΘΗΚΑΙ. I. Hesiod. Hermes XLVIII, 1913, S. 558 ff.

In dieser Abhandlung, deren Titel im Anschlusse an die verlorenen Χίρωνος ὑποθῆκαι der gnomischen Abschnitte wegen gewählt ist, vertritt der Verf. betreffs der Erga den Standpunkt, das Werk sei in allem Wesentlichen als Einheitsdichtung aufzufassen. Freilich sei es ein Gebilde eigener Art, dessen einzelne Teile unter wechselnden Stimmungen veranlaßt und auch an verschiedene Persönlichkeiten gerichtet seien, wobei mythologische Erzählung und Spruchdichtung sowie Streitrede und Lehrvortrag nebeneinander treten. Das Prooimion, in dem sich der hesiodische Sakralstil in der antithetischen Anlage sowie in der

alliterierenden Form geltend mache, ist nach Friedländers Meinung für das Folgende als Einleitung komponiert, da Zeus gepriesen werde als der, welcher Geringe groß, Mächtige klein zu machen vermöge. Im Mythos von der doppelten Eris erkennt der Verf. den 'Ring', der die zum Ganzen gefügten Teile des Gedichtes zusammenhält. Hier übe Hesiod Selbstkritik an der eigenen mythologischen Auffassung in der Theogonie. Allein — abgesehen von der Abfolge von Erga und Theogonie — ist nach dem Erachten des Ref. hier nicht von der mythologischen Gestalt der Eris, sondern von der Personifikation menschlichen Wetteifers und Streitens die Rede. Die V. 25 f. will Verf. textlich aufs engste mit dem Vorausgehenden verbinden, indem er 24 ἀγαθὴ δ' Ἔρις ἥδε βροτοῖσιν als Zwischensatz faßt; also das 'Grollen' und 'Neiden' sei zur guten Eris gestellt. Zwist und Arbeit sind Werke der bösen und guten Eris, die im Gegensatz stehen. Wie die Arbeit, die Frucht der guten Eris, vor sich gehen solle, darüber belehrt der 'Bauernkalender': in dieser Weise hängen die Teile der Dichtung, Mahnreden und Anweisungen über Landbau zusammen. Die Gnomen vor dem Bauernkalender werden ihrem Wesen nach zutreffend zergliedert, wobei nachdrücklich auf die darin enthaltenen Gedanken über Wert der Arbeit und ihre wohltätigen Folgen, die Erlangung der ἀρετή als Gedeihen und Lohn der Arbeit hingewiesen wird. Die vom Ref. nach der besten Überlieferung gebotene Fassung der V. 357—360 findet nicht den Beifall des Verfassers, allein sie gibt guten Sinn. Eine freiwillige Gabe freut den Geber, und ein solcher (d. h., wenn schon einer gibt) dürfte gelegentlich auch viel geben — ὅ γε καὶ μέγα δοίη —; ein hypothetisches 'wenn er auch viel gibt' würde den guten Willen des Gebers stark beeinträchtigen.

Eine zweite gnomische Partie verknüpft die an den Bauernkalender angefügten Schiffahrtsvorschriften mit den Tagesregeln, deren hesiodischen Ursprung übrigens Friedländer bezweifelt. Immerhin sei, auch wenn ein anderer Dichter hier tätig war, eine ähnliche Struktur des Überganges wahrzunehmen wie in der Anlage der früheren Partien.

Auch in dem unter Hesiods Namen gehenden verlorenen Gedichte Χίρωνος ὑποθῆκαι, worin der Kentaur Mahnungen an Achilleus richtete, erkennt Friedländer eine gewisse Analogie der Komposition, da ähnlich ein inneres Band die Sprüche verknüpft habe. Warum aber Fr. 171, wornach der Verf. ἐν τῷ τῆς Ναΐδος προσώπῳ über die Lebensdauer der Nymphen vortrug, dem genannten Gedichte, wie Friedländer behauptet, nicht angehört haben soll, ist nicht einzusehen. Nais ist Chirons Gattin und selbst eine Nymphe: daher konnte ihr recht wohl die Erzählung in den Mund gelegt werden, etwa in einem episodischen Wechselgespräche.

E. K. Rand, Horatian urbanity in Hesiods Works and Days. American Journ. of Philol. XXII, 1911, S. 131—165.

Den seltsamen Titel wählte der Verf. für seine Abhandlung deshalb, weil er bestrebt ist, die Ähnlichkeit im literarischen Wesen des Hesiod und Horaz zu betonen, insoweit diese Dichter es auf Belehrung und mit Satire gewürzte Kritik abgesehen haben. Gewisse Eigenschaften, wie Energie und Aktualität, anderseits Gutmütigkeit sowie die didaktische Vortragsweise mit satirischem Unterton bringen sie einander nahe; auch bei Hesiod sei Horazens 'urbanity' deutlich wahrnehmbar. Von diesem Gesichtspunkte aus will Rand Hesiods Persönlichkeit beurteilen und seine Erga werten. Er erkennt in diesen eine im ganzen einheitliche Dichtung, wenngleich einzelne Anstöße vorhanden seien. Dieselbe heitere Spötterei (genial raillery) und kluge Urbanität (wise urbanity), derselbe ethische Ernst (moral earnestness) ging nach Rand von dem trübseligen Askra, wie von dem sabinischen Landgute aus. In den Schlußversen 826—828 sieht er eine bewundernswerte Zusammenfassung des Inhaltes der Erga, wobei der als glückselig gepriesen wird, der auf alle Vorschriften achtend Gerechtigkeit und Frömmigkeit übt.

Von Besprechungen der Abhandlung sind erwähnenswert die von

P. Waltz, Revue des études anciennes, XIV, 1912, 97 ff. und
J. Sitzler, Woch. für klass. Phil. 1912, 1109 ff.

Waltz hebt hervor, daß Rand mit den Darlegungen, die er in seiner Publikation Hésiode et son poème morale (1906) gegeben hat (vgl. darüber Ref. im Jahresber. Bd. CLII, 1911), im Wesentlichen eins sei, abgesehen von Einzelheiten wie z. B. der Erklärung von ἐλπίς als préscience, womit Rand nicht einverstanden ist. Indes meint Waltz, könne man vielleicht besser prévision sagen. Die Einwendung Waltzs gegen Rands berechtigte Kritik seiner Auffassung von V. 124 f. — V. 125 sei authentisch, 124 aber aus 254 von einem Glossator eingefügt worden, während doch offenkundig beide Verse aus 254 f. interpoliert sind — ist nicht statthaft. Dagegen wird man dem Zensor beistimmen, wenn er meint, man brauche mehr als guten Willen, um bei Hesiod — — auch im Keime — die Qualitäten wiederzufinden wie in der raffinierten Art des Horaz.

Aus Sitzlers Rezension wäre seine Auffassung von V. 825 f. hervorzuheben. Er interpungiert ἄλλοτε μητρυιὴ πέλει ἡμέρη, ἄλλοτε μήτηρ / τάων· εὐδαίμων κτλ., indem er den Satz auf die in V. 823 genannten ἄλλαι ἡμέραι bezieht, die weder Glück noch Unglück verheißen. Doch der Vers steht, glaubt Ref., in allgemeiner Bedeutung für sich: so hat ihn offenbar auch Quintus Smyrn. bei seiner Imitation VIII 473 ἄλλοτε γάρ τε φίλη πέλει ἠώς, ἄλλοτε δ' ἐχθρή gefaßt. Es gibt über-

haupt für die Menschen günstige und trübselige Tage, die einen bringen Heil, die anderen Sorge. Der Genetiv τάων ist mit dem Folgenden zu verbinden und am besten als von τάδε πάντα abhängig zu denken; nicht zu V. 825, sondern zu den folgenden Worten bezog τάων gewiß auch der Verfasser der Orphischen Lithika, der den Vers nachbildet: 57 τάων ἡμίθεός τε καὶ ὄλβιος ὅς κ' ἐφίκηται.

H. M. Hays, Notes on the Works and Days of Hesiod with introduction and appendix. Diss. Chicago, 1918, 226 S.

Nach einer kurzen Übersicht über die wichtigeren Daten, betreffend das Leben und die Zeit Hesiods, und etlichen Erörterungen über Inhalt und Stil der Theogonie, über den Katalog und den pseudohesiodischen Schild wendet sich der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe zu. Er gibt eine ausführliche Zergliederung und Analyse der Erga, die offenbar dazu bestimmt ist, jüngere Fachgenossen, sowie jene, die sich noch nicht eingehender mit dem Dichter beschäftigt haben, in das Studium dieses Werkes einzuführen. Zu diesem Zwecke werden die verschiedenen Anschauungen bezüglich der Komposition des Gedichtes bis zur unmittelbaren Gegenwart besprochen und gewertet. Hays' eigene Meinung geht dahin, daß die einzelnen Abschnitte zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen verfaßt wurden, wie die einzelnen Stimmungen anzeigen. Veranlassung zur Schaffung des Werkes hätte der Streit mit Perses gegeben. Der Abschnitt V. 286—694 sei nach dem Konflikt mit dem Bruder entstanden; der Schluß V. 695—828 habe mit diesem nichts mehr zu tun. Wenn er von Hesiods Hand herrühre, sei er auf Grund volkstümlicher Quellen von ihm verfaßt.

In einer besonderen Betrachtung geht Hays auf die Unterschiede von Stil und Sprache Hesiods gegenüber Homer ein, wobei er einerseits das Wesen ihrer Poesie, andererseits das Naturell der Bewohner der Landstriche, wo diese entstand, in Anschlag bringt. Man vermißt nichts Wesentliches: die bezüglichen Tatsachen und Erscheinungen werden unter steter Rücksichtnahme auf die einschlägige Literatur gut auseinandergesetzt, so daß diese Darlegungen zur Einführung in die didaktische Epik der Erga geeignet sind. Dasselbe gilt von dem Abschnitte über Besonderheiten in der Syntax sowie betreffs der prosodisch-metrischen Bemerkungen.

Löblicherweise hat der Verf. auch dem ethischen Gehalt der Erga eine besondere Erörterung gewidmet. Er geht hierbei von der richtigen Ansicht aus, daß man es nicht mit einem Philosophen von Fach zu tun habe: nur möchte ich nicht den Satz unterschreiben Hesiods 'ethical system is that of a farmer' (S. 55), wenn auch hinzugefügt wird, er sei

'more thoughtful and more intelligent, than the ordinary Boeotian farmer'. Vielmehr tritt uns in Hesiod eine ernste Denkernatur mit tiefem Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl entgegen, mit scharfer Beobachtung des Lebens und der Umwelt, die in schlichten aber lapidaren Worten der eigenen Erfahrung und Überzeugung Ausdruck verleiht. Daß der Dichter stets auf ein unmittelbares praktisches Ziel hinarbeitet, hat der Verf. selbst gut beobachtet.

Interessantere Details werden in einer Anzahl von Exkursen behandelt. In der Ἐλπίς sahen einige ein Doppelwesen, das als Wahn und Trost (illusion and consolation) gelte. Es sei aber besser, anzunehmen, daß im Fasse der Pandora sich Güter befanden, von denen nur eines nicht entwich, die Hoffnung, die den Menschen, nachdem sie im goldenen Zeitalter alle Segnungen genossen hatten, als dann Pandora kam, die Personifikation und Quelle alles Unheils, zum Troste in ihrem harten Lose verblieb. Sie sei (vgl. S. 209 A. 10) etwa die Hoffnung auf Wiederkehr des früheren Zustandes der Glückseligkeit; ist dies nicht zu erreichen, so wird sie ein Übel.

Auch der Mythos von den Weltaltern erfährt unter beachtenswerten Vergleichen bezüglich der Darstellung bei anderen Schriftstellern, Dichtern wie Prosaikern, eine sorgfältige Behandlung. In der Erwähnung der Verwendung des Mythos im 1. Buche unseres Sibyllinenkorpus (S. 212 A. 4) fehlt der Hinweis auf die Elemente, die dort aus dem Buche Henoch entnommen sind.

Den Hauptteil der Arbeit bildet (S. 71—201) ein wesentlich exegetischer Kommentar, in welchem das für die Erklärung des Gedichtes Wissenswerte zusammengetragen ist. Wenn auch gelegentlich auf elementare Dinge eingegangen wird, so gewinnt man doch den Eindruck, daß der Verf. bemüht war, seiner Absicht nach bestem Können gerecht zu werden. An verschiedenen Stellen, wo er die Ansichten der Hesiodforscher anführt, wünschte man auch ein bestimmtes Urteil von seiner Seite zu vernehmen. Gelegentlich begegnet man kleineren Irrtümern: so ist bei Erwähnung der Imitation von E. 57 f. durch Gregor von Nazianz ὥς κεν ἅπαντες / τέρπωνται κατὰ θυμόν, die Carm. I 1, 1, 23 f. Caillau steht, mit der in des Ref. großer kritischer Ausgabe vorher zu E. 55 angeführten Stelle des Kirchenvaters Carm. I 2, 29, 115 ff. verwechselt worden. Paleys verunglücktes ὕβρεων E. 191 mußte Hays zurückweisen. Bei E. 197 ff. vermißt man eine Note über die Inschrift von Acharnai bei Kaibel Epigr. gr. 1110, 2, welche die älteste Zeugin für die Worte λευκοῖσιν φάρεσσι καλυψαμένα darstellt. Zu E. 288 war die vorzügliche Lesart λείη, welche durch treffliche antike Zeugnisse wie durch den Zusammenhang empfohlen wird, zu besprechen: die handschriftliche Tradition ὀλίγη muß zurücktreten. Daß E. 490 πρωιη-

ρότῃ Emendation von Kirchhoff ist, war anzumerken. Die prächtige Schilderung des Winters E. 504 ff. darf man Hesiod nicht absprechen: Inhalt und Form enthalten erlesene Eigentümlichkeiten, die für ihn als Urheber sprechen. Der Dichter, der so gern den Vorgängen in der Natur lauscht, hat hier ein orginelles Bild dieser Jahreszeit in Gestalt einer Episode geschaffen, um seinem Werke Farbe zu verleihen. Bei der Erwähnung des ἀνόστεος (des Polypen) E. 524 war der ähnlich volkstümlichen Bezeichnung der Schlange ἄτριχος in Fr. 96, 91 zu gedenken. In E. 533 hätte Hays mit Wachler τρίποδι βροτοὶ ἶσοι (überliefert βροτῷ) schreiben sollen, da er die Beziehung auf das Sphinxrätsel hervorhebt und dessen Pointe gerade in dem Ausdrucke τρίπους steckt; zudem braucht man das neue Subjekt βροτοί, weil in den vorausgehenden Versen von den Tieren des Waldes die Rede ist, die vor des Winters Ungemach sich im Gestrüpp und Geklüft bergen.

K. Ziegler, Das Prooemium der Werke und Tage Hesiods. Archiv für Religionswissenschaft XIV, 1911, 393 ff.

Im Streite der Meinungen über die Autorschaft des Eingangs der Erga, der seit dem Altertum bis in die unmittelbare Gegenwart sich erstreckt, steht der Verf. auf der Seite der Gegner der Echtheit. Das Prooimion sei verhältnismäßig spät, nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts oder gar im Anfange des 4. entstanden. Als eines der Hauptargumente für diese Ansicht erscheint ihm das allerdings starke Raffinement im Gebrauche rhetorischer Mittel und Mittelchen, wie es vor der Zeit der Ausbildung der Kunstrede unerhört sei. Da derlei stilistische und rhetorische Filigranarbeit nur in der Zeit des Gorgias und Thrasymachos möglich gewesen sei, soll das Stück von einem Zögling der gorgianischen Rednerschule verfaßt sein, dem die Worte οὐκ ἄρα μοῦνον ἔην Ἐρίδων γένος als Eingang des Gedichts nicht gepaßt hätten.

Man darf aber nicht übersehen, daß auch in unzweifelhaft echten Partien ähnliche Erscheinungen begegnen. Die Endreime z. B. in V. 1 f. κλείουσαι und ὑμνείουσαι, die offenkundig beabsichtigt sind, können als Argument für späte Abfassung nicht in Betracht kommen, denn auch im Eingange eines wichtigen späteren Abschnitts, den Versen, mit denen die Vorschriften über Landbau beginnen, liest man gar viersilbige Endreime V. 383 f. Πληιάδων . . . ἐπιτελλομενάων und . . . δυσομενάων, wodurch der Beginn der neuen Partie deutlich gekennzeichnet werden sollte. Gerade in der hesiodischen Spruchpoesie sind Reime nicht bloß am Ende zweier aufeinander folgender Verse, sondern auch am Schlusse der Kola eines Hexameters sehr beliebt, ja sie werden durch Wahl desselben Wortes eigens erzielt: 311 ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ' ὄνειδος,

355 δώτῃ μέν τις ἔδωκεν, ἀδώτῃ δ' οὔ τις ἔδωκεν; selbst am Eingange und Schlusse eines und desselben Verses vernimmt man einen beabsichtigten Gleichklang, 413 αἰεὶ δ' ἀμβολιεργὸς ἀνὴρ ἀάτῃσι παλαίει. Auch die als subtile Klügelei von Ziegler bezeichneten Gleichklänge in den Vokalen V. 6 f. finden sich ganz ähnlich in Abschnitten, welche als durchaus echt gelten: 353 τὸν φιλέοντα φιλεῖν καὶ τῷ προσιόντι προσεῖναι, 490 οὕτω κ' ὀψαρότης πρωιηρότῃ ἰσοφαρίζοι u. a. Zu weit scheint der Verf. zu gehen, wenn er in V. 2 Δί' ἐννέπετε und V. 3 ὅν τε διά eine Anspielung auf die bei antiken Mythologen und Philosophen beliebte Ausdeutung des Gottesnamens durch Beziehung auf διά vermutet.

Aus dem Umstande, daß das Ergaprooimion erst später Zeit angehöre, will nun der Verf. für die Stilgeschichte der Musenhymnen etwas gewinnen. Typisch sei die Bitte an die Muse, dies oder das zu singen, oder die Frage, sage mir, wie dieses geschah: dagegen sei es dem alten epischen Stile fremd, daß die Muse oder der ganze Musenchor sich zum Dichter bemühe — außer wenn sie zu einem Fest geladen werden. Das Prooimion nun sei ein Preislied auf Zeus den Gerechten im lyrischen Kulthymnenstil, es könne also nicht im 8. Jahrhundert verfaßt sein, sondern von einem Versifikator des 5. (oder gar 4.), der sich nicht mehr an die Stilgesetze gehalten habe. Aber Ziegler verhehlt es sich selbst nicht, daß bei dem subjektiven Charakter der hesiodischen Dichtung ein Unterschied gegenüber dem homerischen Epos bestehe. Die lyrisch anmutende Fassung des Prooimions findet übrigens eine Nachahmung in dem vom Verfasser selbst angeführten Delph. Hymn. II B 4 (Crusius, Philologus, 53. B. Ergh. 34) μόλετε, συνόμαιμον ἵνα Φοῖβον ᾠδαῖσι μέλψητε χρυσεοκόμαν. Durch ᾠδαῖσι ist ἀοιδῇσιν V. 1 geschützt.

Endlich wäre nicht zu übersehen, daß auch im Eingange der Theogonie die Musen selbst zum Dichter kommen, um mit ihm zu sprechen (und ihm den Lorbeerstab zu überreichen).

E. Meyer, Hesiods Erga und das Gedicht von den fünf Menschengeschlechtern. Genethliakon für Carl Robert zum 8. März 1910. Berlin 1910. S. 157 ff.

In schönen Worten weiß der Verf. die originale Bedeutung Hesiods zu kennzeichnen. Er stellt einen mächtigen Fortschritt dar über das naive Denken der homerischen Welt hinaus. Zu großartigem Ausdrucke gelange bei ihm die Doppelseitigkeit des Lebens: einerseits dessen Mühe und Not, anderseits der Adel der Arbeit, mit deren Hilfe der Mensch bestehen kann. Speziell in dem berühmten λόγος von den fünf Weltaltern sieht Meyer den Versuch, das Menschengeschlecht und seine

Kultur in großartiger historischer Konstruktion zu schildern. Wenngleich die Anschauungen des Gelehrten keineswegs einwandfrei sind und stark subjektiv gefärbt anmuten, so bildet doch der Aufsatz einen wertvollen Beitrag zu neuer Beleuchtung eines Problems, das seit jeher bei den Hesiodforschern lebhaftes Interesse weckte.

Von der Sage von dem idealen Zustande eines paradiesischen Zeitalters ausgehend schuf der Dichter, da diese Vorstellung mit der Not und dem Elende der Menschheit zu seiner Zeit im Gegensatze stand, eine Darstellung von deren innerer Entwicklung. Da seine Epoche charakterisiert war durch das Eisen, eine frühere aber das Erz (Bronze) als Werkzeug und Waffe benutzte, so habe sich, indem noch das Silber als eines der Hauptmetalle hinzukam, eine Wertung und Abfolge der Weltalter nach den Metallen ergeben.

Meyer unterscheidet zwei parallele Entwicklungsreihen, die durch Gold und Silber, andererseits durch Erz und Eisen gekennzeichnet werden: zwischen die beiden letzteren Epochen ward das Geschlecht der Heroen eingeschoben. Die zwei Gruppen entsprechen dem Weltregiment des Kronos und des Zeus. Der von diesem herbeigeführte Niederbruch des silbernen Geschlechtes sei identisch mit dem Sturze der Titanen. Das goldene Geschlecht ging eifrig an die Feldarbeit, wiewohl die Erde alles von selbst spendete, da sich Hesiod den Menschen als Bauern denkt, dem in jener glückseligen Zeit der Landbau keine Plage verursachte. Im silbernen Zeitalter ist nach Meyer eine Degeneration des goldenen zu sehen; es ist diesem weder bezüglich der physischen Anlagen noch an intellektuellem Vermögen gleichartig. Wohlstand und üppiges Leben führte zur Verweichlichung, zum Aufpäppeln der verwöhnten Kinder, die dann überklug nichts von den Göttern wissen mögen und sich untereinander anfeinden. Den Taugenichtsen dieses Geschlechts gebe dann der Dichter auch noch unverdiente Ehre, analog den seligen Dämonen des goldenen Zeitalters, was also eigentlich einen gewissen inneren Widerspruch bedeute. Was er von den Geschlechtern nach ihrem Untergange sage, betreffe die religiösen Vorstellungen seiner Zeit. Die δαίμονες ἐσθλοὶ ἐπιχθόνιοι, φύλακες θνητῶν ἀνθρώπων, die Dämonen des goldenen Geschlechtes, gehören dem Volksglauben an, während die ὑποχθόνιοι μάκαρες eine Erfindung des Dichters seien, wie alles, was er vom silbernen Geschlechte sage.

Die andere Gruppe, das eherne und eiserne Zeitalter, stellt nach des Verf. Anschauung eine aufsteigende Entwicklung dar von roher physischer Kraft zu hoher geistiger Kultur: infolge der Steigerung der geistigen Kräfte führe aber auch dies zur Entartung. Hier handle es sich um wirkliche Menschen und ihre Entwicklung; Erzählungen von früheren Zuständen finden bei der Schilderung dieser Geschlechter

Benutzung. Die gewalttätigen Menschen des ehernen Zeitalters — sie aßen kein Korn, d. h. sie pflegten nicht den Ackerbau —, deren Waffen und Gerät und selbst Häuser aus Erz geschmiedet waren, gingen durch die eigenen Hände bezwungen in den Hades ein: die Farben zu diesem Bilde holte sich der Dichter von den Kämpfen des Heroengeschlechtes, das er, da diese Epoche die abfallende Linie fortschreitender Degeneration durchbricht, einschieben mußte, zumal er sich durch alte Überlieferungen gebunden fühlte; er unterschied das bessere 'göttliche Geschlecht der ἄνδρες ἥρωες' von den 'Menschen' des ehernen Zeitalters, die namenlos (νώνυμνοι) verschwanden, ohne in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben, während bei den Heroen die rohe Kraft des ehernen Geschlechts durch Sinn für soziale Bedeutung gemildert sei, was eine höhere Kulturstufe bedeute. Die Entwicklung vom ehernen zum eisernen Zeitalter — die Ersetzung des Erzes durch Eisen ist ein Fortschritt auf intellektuellem Gebiete — führt schließlich zu skrupellosem Egoismus und zur Auflösung der sittlichen Bande. Die gesteigerte Individualisierung gibt Anlaß zu Frevel gegen Menschen und Götter, es herrscht die 'δίκη ἐν χερσί': Ehrgefühl (Αἰδώς) und Strafe (Νέμεσις), die den Menschen gibt, was ihnen gebührt, wenn sie doch freveln, kehren der Erde den Rücken: κακοῦ δ' οὐκ ἔσσεται ἀλκή.

So schildere der Dichter einerseits die fröhlich genießenden Menschen (eine Utopie), — die Folge sei psychische und physische Degeneration —, andererseits das Menschenleben in Wirklichkeit; nach rohem Naturzustande entwickelt sich der Intellekt immer mehr, bis zur Steigerung der Intelligenz und Kultur über alle sittlichen Schranken hinaus. Für Perses ergebe sich als Moral: ein Genießen ohne Arbeit gibt es nicht; will man als anständiger Mensch (ohne die Machthaber widerrechtlich für sich zu gewinnen) leben, muß man die sittliche Ordnung achtend den Weg ehrlicher Arbeit gehen.

Eine kurze Besprechung der Meyerschen Abhandlung gibt O. Gruppe in diesem Jahresberichte Supplembd. 186, 1921.

W. Hartmann, De quinque aetatibus Hesiodeis. Diss. Freiburg i. B. 1915, 63 S.

In einem einleitenden Abschnitte wird das Verhältnis der Erzählung von den fünf Weltaltern zu dem ganzen Gedichte besprochen. Der Verf. neigt der Ansicht zu, daß diese Partie von Hesiod stammt, aber urpsrünglich für sich gefaßt und dann erst mit anderen seiner Dichtungen vereinigt ward. Mit den Erga habe dieses Stück auch die 'ratio indicandi, quid hominibus contigerit' gemein, indem der Poet, um seinen Mahnungen Nachdruck zu verleihen, Lohn oder Strafe anzukündigen pflege (vgl. 225—237, 238—247, 260 ff., 282—285, 302, 308—316, 321—326). Endlich klinge V. 237 sowohl an 117 f. wie an 173 an.

In dem folgenden ersten Kapitel werden Fragen der Kritik berührt. Auf einzelnes möge hier hingewiesen werden. Mit Recht wird die nach Kirchhoff neuerdings von Raddatz aufgenommene Ansicht, es sei die ganze Stelle vom Zeitalter der Heroen eine Interpolation, da Platon Rep. VIII p. 546 E nur die vier nach Metallen benannten Geschlechter erwähne, zurückgewiesen. Sie muß vielmehr aus alter Zeit stammen, da man die Heroen noch schätzte, zumal im Sinne des Dichters ihre Gerechtigkeitsliebe, nicht ihre kriegerischen Taten gerühmt werden. Wenn aber Hartmann die V. 185—188 (mit dem ohne Zweifel jüngeren Zusatz V. 189) dem Hesiod abzusprechen sucht, so ist ihm dies ebensowenig gelungen wie seinen Vorgängern Heyne und Steitz. Warum soll der Dichter, der die sittlichen Pflichten stets nachdrücklich betont, nicht gerade die Verletzung der ethischen Beziehungen zwischen Kindern und Eltern ausführlicher tadeln? Darin zeigt sich ja insbesondere die Verworfenheit des letzten Geschlechtss, daß nicht einmal mehr die Pflicht der Elternliebe gewahrt wird. Zudem zeugt die Wahl des Ausdruckes (vgl. 188 γηράντεσσι, θρεπτήρια) von der hohen Altertümlichkeit der Stelle.

Weiter tritt der Verf. an die Frage heran, inwieweit die Erzählung von den Weltaltern auf Erfindung des Dichters beruhe und ob etwa auch ältere Elemente darin stecken, ein Problem, das bereits von verschiedenen Vorgängern vor Hartmann angeschnitten wurde. Dieser findet gewisse 'discrepantiae' in dem Verlaufe der hesiodischen Darstellung. Betreffs des goldenen Zeitalters werden die glücklichen äußeren Lebensverhältnisse berührt, aber nichts von der Gesittung der Menschen gesagt. Man erwarte eine Darlegung, wie der Zustand der Glückseligkeit zum Schlimmeren verändert worden sei. Beim silbernen Geschlechte jedoch wird dessen äußeres Leben nur gestreift, dagegen plötzlich zur Schilderung der sittlichen Verhältnisse übergegangen. Anders wieder beim ehernen Zeitalter: abgesehen von einer Anspielung auf dessen sittlichen Stand (146) bezieht sich die Schilderung wesentlich auf die Größe und Kraft dieses Geschlechtes. Bei den Heroen steht wieder das ethische Moment im Vordergrunde, das dann in nachdrücklicher Weise beim fünften eisernen Geschlechte hervortritt. So verlaufe die ganze Erzählung nicht in der ursprünglichen Linie. Andere Bedenken äußert der Verf. betreffs des Inhaltes der Darstellung: so z. B. sei bei der Schilderung des goldenen und silbernen Geschlechtes lediglich die Phantasie des Dichters tätig gewesen, wogegen das Bild der übrigen nach dem wirklichen Leben entworfen sei. Auffällig unterbreche das Heroengeschlecht die zum Schlimmen abfallende Reihe. Immerhin sei die Erzählung bis zu einem gewissen Grade einheitlich gestaltet; man dürfe nicht wie E. Meyer zwei Reihen von Weltaltern annehmen, der

in den beiden ersten Geschlechtern erdichtete Zustände erkennt, wogegen in den übrigen der wirkliche Verlauf der Kulturentwicklung der Menschheit dargestellt werde. Mit dem dritten ehernen Geschlechte gehe die Reihe weiter (143 τρίτον ἄλλο γένος): da Hesiod die Menschen der beiden ersten Zeitalter zu Dämonen werden läßt, müsse er sie sich als einstens lebend gedacht haben.

Hartmann kommt zu dem Schlusse, daß in dem Mythos die Umarbeitung einer älteren Schilderung vorliege, welche die Zeitalter mit der Reihe der Metalle verglich, und zwar habe der Dichter einiges übernommen, anderes selbst hinzugefügt. Dieser Gedanke wird nun im einzelnen ausgeführt. Während die Vorstellungen von den beiden ersten Geschlechtern im allgemeinen schon vor Hesiod bestanden, gehöre die Sittenbeschreibung beim silbernen Geschlechte, zu der nach Erwähnung der äußerlichen Verhältnisse übergegangen wird, dem Dichter selbst an. Das eherne Geschlecht sei überhaupt erst von ihm eingefügt worden, zumal es angeblich die absteigende Reihe der Metalle unterbreche, weil das Eisen seiner größeren Härte und Tauglichkeit wegen wertvoller gewesen sei. Hier hat Hartmann die historische Abfolge der Verwendung der Metalle ganz unbeachtet gelassen. Betreffs des Heroengeschlechtes nimmt auch er, wie manche Vorgänger, an, es sei von Hesiod (angesichts der allgemeinen Tradition) eingefügt worden. Desgleichen weist er den Abschnitt vom eisernen Zeitalter von V. 176 an (οὐδέ ποτ' ἦμαρ κτλ.) ihm zu: aber die Bezeichnung 'eisern' sei schon vor Hesiod bekannt gewesen. Somit habe bereits vor diesem Dichter eine Schilderung dreier Weltalter bestanden, und zwar in Versen, die er für seine Zwecke benutzte.

Umfang, Ursprung und Gehalt dieses 'Urgedichts' behandelt der Verf. im III. Kapitel. In der Schilderung des goldenen Geschlechts war ein vollendetes Bild des Lebens gegeben, wie es sich Menschen irgendwelcher Zeit nach ihren Vorstellungen vom glückseligen Dasein ausgemalt haben; dergleichen kennt schon Homer (Elysion, Phäakenland, Eiland Syrie). Da die Idee des Guten und Bösen in alter Zeit noch nicht in das Bewußtsein der Leute übergegangen war, ist es begreiflich, daß von dem sittlichen Zustande des goldenen Zeitalters nichts gesagt werde. Indem man die einstige Sündenlosigkeit der Menschen mit späteren Verhältnissen verglich, sei ursprünglich angedeutet gewesen, daß gewisse Güter des seligen Urzustandes verloren gingen, und zwar in einem folgenden Zeitalter, dem silbernen. So ist nach Hartmann V. 130 ff. — Verweilen des Kindes in der Obsorge der Mutter bis ins hundertste Jahr — aus der alten Fassung herübergenommen worden. Hier seien die Beschwerlichkeiten bei der Erziehung der Kinder, die molesta educatio gemeint: in den ἑκατὸν ἔτεα aber, wie

Proklos deutet, eine unbestimmte lange Zeit. Die Erzählung von den Weltaltern erweiterte Hesiod durch Einfügung zweier Geschlechter: des ehernen und des Heroenzeitalters. In jenem erkennt Hartmann die πρότεροι ἄνθρωποι Homers, die vor den eigentlichen ἥρωες lebten (wie schon Betke annahm). Das Geschlecht der Heroen aber mußte der Dichter notgedrungen in Anbetracht seines weitverbreiteten Ruhmes bei den Volksgenossen aufnehmen, es konnte bei der Schilderung der Geschicke der Menschheit schlechterdings nicht fehlen. Naturgemäß muß Hartmann die Ansicht Meyers nachdrücklich bekämpfen, derzufolge Hesiod von dem homerischen Heroengeschlechte ausgehend dies in zwei Teile gespalten hätte; während das erste die verderbliche Gewalt eines kriegerischen Geschlechtes dargestellt hätte, sei im zweiten die Würde der Heroen und ihr glückseliges Los hervorgetreten. Die Schilderung des Heroengeschlechtes ward, als der Gegenwart näher liegend, unmittelbar vor der des eisernen Zeitalters eingefügt.

Schließlich kommt der Verf. auf die Absicht des Dichters zu sprechen, die ihn bei der Bearbeitung des Mythos leitete. Von der richtigen Beobachtung von Steitz ausgehend, daß der Hauptzweck die Schilderung des eisernen Zeitalters sei, meint Hartmann, der Poet habe zeigen wollen, daß jedem Geschlechte nach seinem Tun geschah: er wolle also die Hörer mahnen, hieraus zu lernen. Die Gerechtigkeit findet Lohn, Unrecht Ahndung. Insbesondere werde durch Gegenüberstellung der Heroen und der Menschen des eisernen Geschlechts darauf hingewiesen, wie man sich zu verhalten habe. Nehmt euch an der Rechtschaffenheit der Heroen ein Vorbild, damit ihr ein glückliches Los erreichet. Die Absicht des Dichters müsse der denkende Hörer oder Leser selbst aus seinen Worten entnehmen: da diese von anderen Gelehrten in verschiedener Weise gedeutet wurde, setzt sich Hartmann mit ihnen (wie Lisco, Friedländer, Meyer) polemisch auseinander. Zum Schlusse behauptet er, es sei dem Dichter, der gewichtige Gedanken in herbe Form gekleidet, nicht gelungen, die von ihm selbst geschaffenen Abschnitte, durch die er den alten Stoff erweiterte, mit den überlieferten Vorstellungen völlig zu verschmelzen.

H. Evelyn-White, The iron age in Hesiod. The Class. Review XXX, 1916, 72.

Der Verf. nimmt an, daß es eine doppelte Rezension des Einganges bei der Darstellung des eisernen Geschlechtes gegeben habe, und zwar eine 'conventional version', welche die Verse 169 d, e (nach des Ref. Zählung, c, d nach Evelyn-White) des Genfer Papyrus und hierauf V. 176—181 umfaßt habe, und eine zweite längere, bestehend aus V. 174—177, gefolgt von 182—201 (V. 178 gehörte nach seiner Meinung

der ersten Fassung an). Beide, glaubt der Verf., könnten als hesiodisch angesprochen werden; sie mochten nebeneinander bestehen, solange der Text des Gedichtes noch nicht kanonisch geworden war. Man wird aber nicht das Gefühl los, daß die erste dieser Fassungen einen recht schwächlichen Eindruck macht; sie ist ebenso unbedeutend an Umfang wie ärmlich an Inhalt: und doch kommt es dem Dichter wesentlich auf eine bedeutsame Wirkung seiner Darstellung gerade dieses Geschlechtes an, dem seine Zeit- und Volksgenossen angehören, da ja ihnen seine Mahnungen gelten.

H. Evelyn-White, Hesiods Description of Winter. W. a. D. 493—560. The Class. Review XXX 1916, S. 209—213.

Wiederholt nahm man an, daß die Schilderung des Winters in den Erga einem ionischen Dichter zuzuschreiben sei, hauptsächlich weil der ionische Monatsname Ληναιών in V. 504 angeführt wird. Und doch trägt dieser prächtige Abschnitt durchaus hesiodisches Gepräge an sich, das sich unter anderem in der Verwendung volkstümlicher Ausdrücke wie ἀνόστεος ὑληκοῖται τρίπους unverkennbar äußert. Um die angeblichen Unstimmigkeiten zu beseitigen, will nun der Verf. einen neuen Ausweg finden, indem er nicht weniger als drei einstige Versionen dieser Partie annimmt: die erste V. 493—503, oder wie er sie auf S. 213 noch beschränkt, bloß die V. 493—495, 498, 499 umfassend, eine zweite mit den V. 493, 524—535, und eine dritte, bestehend aus den V. 504—523 (worauf dann V. 536 ff. folgen sollen), die auf der zweiten beruhe, aber ionischem Gefühl und Geschmack angepaßt sei. Der karge einstige Bestand — die erste Fassung hätte gar nur fünf Verse gefüllt — habe die Nachfahren Hesiods veranlaßt, Erweiterungen vorzunehmen, in Böotien und Nordgriechenland ebenso, wie auf ionischem Gebiete, wodurch sich die dritte Version mit dem ionischen Monatsnamen Ληναιών erkläre. Diese Auffassung ist allzu gekünstelt: sicher ist, daß jene Bezeichnung nicht aus Böotien stammt; es ist aber nicht nötig, mit Steitz zu einer Textesänderung zu greifen (Βουκάτιον, κατά τ'), man kann mit Wackernagel, Sprachl. Unters. zu Homer 179, daran denken, daß sie aus dem unfernen Euboia herüberkam. Scharfen Widerspruch fanden die Aufstellungen des Verf. durch

A. J. Carnoy, Hesiods Description of Winter. Americ. Journal of class. Philology XII 1917, S. 227 ff.,

der mit Recht betont, das ganze Bild des Winters sei für das Gedicht wesentlich, die angeblichen Eigentümlichkeiten oder Wiederholungen aber für Hesiod geradezu charakteristisch. In der Aufzählung der Feldarbeiten stellt die Schilderung des Winters eine notwendige und an-

genehme Unterbrechung dar, der Ionismus Ληναιῶνα sei unter dem Einflusse ähnlicher Beschreibungen, die etwa auf ionischem Gebiete geschaffen wurden, hereingekommen und der Ausdruck βουδόρα πάντα als Kommentar für böotische Bauern hinzugefügt worden. Auch an Πανελλήνεσσι V. 528 dürfe man, da diese Bezeichnung schon Hom. B 530 für einen thessalischen Volksstamm vorliegt, nicht Anstoß nehmen. Im ganzen gilt es dem Verf. als 'an injustice — to deprive Hesiod of the paternity of the description.'

A. S. F. Gow, Miscellaneous Notes on the Works and Days, The class. Quarterly XI 1917, S. 113—118 und 211.

In diesem Aufsatze wird eine Anzahl von Stellen mehr oder weniger eingehend besprochen. Zunächst hebt der Verf. hervor, daß Zeus, der die eine Eris an die Wurzeln der Erde versetzt, mit jenem Gebiete nichts zu tun habe, während die Eris nach der Theogonie (225 f.) sowie nach Erg. 17 als Tochter der Nacht, die in der Unterwelt haust (Theog. 744), bezeichnet werde. Die Streichung des τ' nach γαίης durch Guyet findet, da die Konstruktion Schwierigkeiten macht, auch Gows Billigung. In den vielbehandelten Versen 314 ff. glaubt er δαίμονι (= δαήμονι nach der Überlieferung in Archilochos' Fr. 3) δ' οἷος ἔησθα τὸ ἐργάζεσθαι, ἄμεινον, εἴ κεν κτλ. interpungieren zu dürfen, wodurch er den Sinn gewinnen will 'to a genius such as you were at work, it is better to mind your work as I bid you'. Er wird damit um so weniger Beifall finden, als jeder das schwere Bedenken fühlt (wie der Verf. selbst), welches die Verbindung mit dem Infinitiv bei vorausgehendem Artikel verursacht. Für E. 416 f., wo χρώς der Bedeutung 'Körper' nahekommt, will Gow der gewöhnlichen Erklärung eine andere gegenüberstellen. Er tritt dafür ein, es sei an der normalen Bedeutung 'Haut' festzuhalten, zumal χρὼς τρέπεται ein gangbarer Ausdruck sei für das Wechseln der Farbe. Man habe an einen Vorgang zu denken, der dem in V. 575 beschriebenen (ὅτε τ' ἠέλιος χρόα κάρφει) gewissermaßen gegenüberstehe, weshalb Gow übersetzen möchte 'the skin of men becomes less burdensome by far'. Zu wenig Bedacht nahm er hierbei auf den nachfolgenden prädikativen Ausdruck πολλὸν ἐλαφρότερος; es ist angedeutet, daß die Oberfläche des Körpers gegen früher regsamer und beweglicher werde, indem die Schrumpfung der Haut bei abnehmender Hitze nachläßt. Originell, aber nicht überzeugend, ist die Deutung von V. 602 θῆτά τ' ἄοικον ποιεῖσθαι: da man nach eingebrachter Ernte Tagelöhner nicht aufnehme, sondern entlasse, soll der genannte Ausdruck in diesem Sinne gefaßt werden. Bei der Erörterung der Frage, ob E. 628 εὐκόσμως στολίσας νηὸς πτερὰ ποντοπόροιο die Segel oder die Ruder des Schiffes πτερά heißen, weist Gow auf Homer als Autorität für die Interpretation

hin, bei dem λ 125 = ψ 272 zu lesen ist: ἐρετμά, τά τε πτερὰ νηυσὶ πέλονται. Aber er hätte dabei auch andererseits des Hesiod selbst nicht vergessen sollen, der in dem Katalogfragment 76, 7 sagt: πρῶτοι δ' ἱστί' (ἱστία ist sicher beglaubigt) ἔθεν νηὸς πτερὰ ποντοπόροιο. Betreffs des Verbotes für die Männer, ihren Körper im Weiberbade zu netzen (753 f.), weist Gow auf ein nicht uninteressantes Analogon hin, Frazer Taboo 145 ff.

T. L. Agar, Three passages in Hesiods Works and Days. The Class. Review XXXII 1918, S. 56—58.

Unter Bezugnahme auf den eben erwähnten Aufsatz Gows legt der Verf. sich die Frage vor, wie konnte Zeus in E. 18 f. die Eris γαίης ἐν ῥίζῃσι versetzen, wenn das ihre Heimat war? Er konnte sie dort nur zurückhalten oder dahin zurücksenden: demnach wäre θῆκε jedenfalls zu beanstanden. Deshalb sei, meint er weiter, Hesiod nur für die beiden Verse 17 und 19 verantwortlich zu machen, wogegen der Mittelvers 18 θῆκε δέ μιν Κρονίδης ὑψίζυγος, αἰθέρι ναίων eine Interpolation darstelle, herrührend von 'a religious enthousiast', der geneigt war, Zeus alle Ehre zu geben, indem er seine Macht als schrankenlos hinstellte.

Den Vorschlag Gows, E. 314 hinter τὸ ἐργάζεσθαι zu interpungieren, billigt auch der Verf. nicht, indem er zugleich dafür hält, bei Archiloch. Fr. 3 ταύτης γὰρ κεῖνοι δαίμονές εἰσι μάχης hätte es dereinst vielmehr ἴδμονες geheißen. Die Schwierigkeiten will er beheben durch die Schreibung δαιμόνι' (wie schon Lehrs), εἶος ἔῃς, τόφρα ἐργάζεσθαι ἄμεινον, während das folgende εἴ κεν κτλ. eine Epexegese zu ἐργάζεσθαι darstelle. Aber weder εἶος (= ἧος) noch τόφρα ist möglich. Das nichtssagende εἶος ἔῃς müßte bedeuten 'solange du lebst', wäre aber gänzlich überflüssig, da der Tote überhaupt nicht mehr arbeitet; τόφρα aber enthält ein schweres prosodisch-metrisches Bedenken, da eine solche Messung mit Korreption der ersten Silbe (vor Explosiva und Liquida) bei einem pyrrhichischen Worte im alten Epos unzulässig ist.

An einer dritten (gleichfalls von Gow behandelten) Stelle E. 416 will Agar einen besseren Sinn gewinnen, indem er zu interpungieren vorschlägt μετὰ δὲ τρέπεται βρότεος χρώς. / πολλὸν ἐλαφρότερος δὴ γὰρ τότε Σείριος ἀστὴρ κτλ. . . . so daß nunmehr der Hundsstern 'weniger bedrückend' genannt werde. Auch diese Änderung ist verfehlt, da δὴ γάρ an die dritte und vierte Stelle des Satzes rücken, was in der epischen Diktion unerhört ist. Das von Agar verglichene σαώτερος ὥς κε νέηαι Hom. A 32 ist etwas gänzlich Verschiedenes.

W. Bannier, Zu griechischen und lateinischen Autoren. Rhein. Mus. LXXII 1917/1918.

Um die geringe Berechtigung der Ansicht, daß in den Erga mehrere nicht fest zusammenhängende Stücke mit Überarbeitung verschiedener Art vorliegen, an Beispielen zu illustrieren, bespricht Bannier einzelne Stellen, die zu kritischen oder exegetischen Bemerkungen Anlaß geben. Von diesen sei erwähnt V. 35—42. Bannier widerrät jede Änderung und teilt die Ansicht derer, die hier den Hinweis auf einen zweiten Prozeß mit Perses erkennen, bei dem dieser wiederum für sich etwas vom Erbe gewinnen oder aber für das bisher dem Bruder unrechtmäßig Abgenommene die richterliche Sanktion erlangen möchte: dieser Gedanke stecke in dem überlieferten V. 39 οἳ τ ή ν δ ε δίκην ἐθέλουσι δικάσσαι. Hieran schließe sich V. 40 νήπιοι οὐδὲ ἴσασιν ebenso wie Hom. γ 143 ff. βούλετο — οὐδὲ τὸ ᾔδη oder E. 455 φησί — νήπιος, οὐδὲ τὸ οἶδ'.

H. Evelyn-White, Hesiodea. II. The class. Quarterly IX, 1915, S. 72.

Wie die beiden letzten der neuen Verse des Genfer Papyrus (E. 169 d, e, bei Evelyn-White 169 c, d) nach des Verf. Auseinandersetzungen in Class. Quart. VII 219 eine Art Einleitung zum fünften Geschlechte darstellen (vgl. 127, 143, 157), so sieht er in den überlieferten V. 179—181 (ἀλλ' ἔμπης — τελέθωσιν), die offenbar nicht an ihrem Platze stehen und längst von Lehrs abgetrennt wurden, einen Abschluß der Darstellung des eisernen γένος, der ähnlich gestaltet werden sollte, wie beim Ausgange anderer Geschlechter, denen Lohn oder gebührende Ahndung folgte: so seien die Leute des ehernen Geschlechtes νώνυμνοι in den Hades hinabgesunken (V. 153), dem goldenen, silbernen und dem Heroengeschlechte wurden nach ihrem Heimgange gewisse Ehren zuteil.

V. 191 f. will der Verf. κακῶν ῥεκτῆρα καὶ ὕβριν / ἀνέρες αἰνήσουσι zulassen, ein gewagter Versuch, dem etwas ungewöhnlichen ὕβριν (ἀνέρα τιμήσουσι), das verschiedene Anfechtung erfuhr, sich aber gleichwohl halten läßt, aufzuhelfen.

Der V. 363 ὃς δ' ἐπ' ἐόντι φέρει κτλ. sei vielleicht vor 361 zu setzen, so daß sich der Sinn ergäbe: Wer spart, der meidet den Hunger; denn wenn man kleinen Gewinn öfter zum Kleinen hinzufügt, wird Großes daraus. Die Verschiebung ist nach Ansicht des Verf. erfolgt, weil man die V. 360 und 361 mit den gleichklingenden Ausdrücken σμικρὸν ἐόν und σμικρόν aneinander rückte.

F. Novotný, Πληιάδων Ἀτλαγενέων ἐπιτελλομενάων. Listy filologické XLII 1915, 9 ff.

Der Verf. bespricht in sachkundiger Weise neben anderen astronomischen Details bei alten Dichtern auch die Stelle vom Aufgang der Pleiaden E. 383 ff., desgleichen die über ihren Untergang E. 615

unter stetem Hinweise auf Parallelen, namentlich bei Vergil; weiters erörtert er die Verse betreffend den Orion E. 619, das Erscheinen des Arkturos in der Frühe E. 610 sowie dessen abendlichen Aufgang E. 564 ff., indem er die Wichtigkeit der Kenntnis des gestirnten Himmels auch für den Philologen mit vollem Recht betont.

E. Pfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben, Leipzig-Berlin 1916, S. 4 f.

Nach Hesiods Anschauung wirken die Fixsterne auf die Atmosphäre. Bezüglich Erg. 587 und 417 glaubten einige Forscher, wie Berger, Myth. Kosmographie der Griechen 11 A. 12, es sei hier unter Σείριος die Sonne gemeint; indes wird, wenn es auch 419 heißt ἔρχεται ἠμάτιος, doch an beiden Stellen das Sternbild des Seirios verstanden werden können. Auch Theog. 378 läßt sich für die Einwirkung der Gestirne auf die Luft anführen: die Eos gebiert dem Astraios die Winde, also sind in der Sprache des Mythos Gestirne Erzeuger der Winde.

H. Evelyn-White, Hesiods Works and Days 455—457. The class. Review XXXI 1917, S. 68 f.

Die V. 455—457 möchte Verf. (Class. Rev. XXX 211 A. 3), wie vor ihm Steitz, zwischen 426 und 427 gestellt wissen, so daß sich nun der Zusammenhang ergäbe τῶν πρόσθεν μελέτην ἐχέμεν, οἰκήια θέσθαι / πόλλ' ἐπικαμπύλα κᾶλα. Bei den Vorschriften über das Pflügen, das Gespann und den Pflüger beginnt mit V. 453 eine Schwierigkeit, insofern nicht vom Pfluge, sondern vom Ausleihen eines Wagens mit Gespann die Rede ist und weiterhin eine Belehrung folgt über das Zimmerholz für einen Karren, mitten in der Unterweisung bezüglich des Pflügens. Durch Versetzung der Verse würden die Anweisungen über den Wagenbau vereint, man gewinne die richtige Vorstellung, zu welchem Zwecke die vielen gekrümmten Hölzer verwendet werden; in den κᾶλα sieht der Verf. die Rippen der Seitenteile des Wagens oder Planken für einen besondern gerundeten Wagentyp. Ausgefallen aber seien V. 455—457 hinter 426, weil dasselbe Wort ἅμαξα dreimal den Verschluß bildete; die Verse wurden dann an falscher Stelle nachgetragen, wobei zu Ende von V. 453 βόε δὸς καὶ ἅμαξαν statt ἄροτρον geschrieben ward, um eine Verbindung mit den nunmehrigen V. 455—457 zu erzielen, wiewohl vorher vom Pflügen die Rede ist, also nur der Pflug, nicht aber ein Wagen angefordert werden könne. Die Darlegungen Evelyn-Whites sind unter allen Umständen beherzigenswert.

W. Aly, Hesiodos von Askra und der Verfasser der Theogonie. Rhein. Mus. LXVIII 1913, S. 22 ff.



Der Verf. stellt sich zunächst die Frage: gehört der apollinische Rhapsode, den nach dem Eingange der Theogonie die Musen selbst zum Dichter beriefen, unter die älteren schöpferischen Aöden oder steht er den 'Flickpoeten' nahe? Eine solche 'Flickerei' sieht er in der Aspis, wo sich das Hauptstück an eine Partie aus dem Katalog anlehnt: insbesondere aber sind ihm die Erga 'ein Musterstück der Flickpoesie', da die Einheit des Ganzen nur im Titel bestehe. In diesem Gedichte unterscheidet er ein Prooimion, die Mahnlieder 11—334, eine Spruchsammlung 341—380, den Bauernkalender 383—617, die Weisungen über Schiffahrt 618—694 nebst gemeinsamem Anhang 692—705, Verbote 706—764 und die guten und bösen Tage 765 bis zum Schlusse, an den sich im Altertum angeblich die Ornithomantie anschloß. Ähnlich sei auch die Theogonie als echte Flickpoesie zu werten, wo nach dem Prooimion, das verschiedene Bestandteile zur Auswahl enthalte, die Theogonie und Titanomachie künstlich verschweißt folgen, wobei nur die Hekatoncheiren, die Aristie des Zeus, die Unterweltsschilderung und die Typhoeusgeschichte herausfallen; hieran schließen sich die Zeusehen 886—962 mit Zusätzen und die Heroogonie 963—1018; der jetzt verlorene Frauenkatalog reihte sich an. Der Kern der Theogonie gehöre dem Verfasser des zweiten Prooimions V. 36—67, in welchem Aly alte Poesie erkennt; der aber sei nicht identisch mit dem Dichter der Erga, demselben, von dessen Weihe durch die Musen im Eingange der Theogonie die Rede ist. Wenn in diesem Werke, wie Aly meint, sich Hinweise auf die Erga finden, so sei dies nur an Stellen der Fall, die nicht zum ursprünglichen Bestande gehören; der Verfasser der Erga sei deshalb nicht auch Urheber der Theogonie, sondern nur einer der Überarbeiter, wahrscheinlich der erste und bedeutendste. Mit der Katalogpoesie, der letzten 'entarteten Entwicklungsstufe des alten Epos', habe Hesiod von Askra nichts zu tun; wohl aber habe er für die zu Ende des 7. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts 'im Dienste des delphischen Heiligtums' arbeitenden Dichter den Namen hergegeben. Daß diesen Aufstellungen — Aly nennt sie 'stilkritisch' — ein starkes subjektives Moment anhaftet, fühlt er selbst; deshalb soll der nüchterne Ernst der Grammatik eine Entscheidung bringen helfen. Er sucht eine Vergleichsbasis — das könne nicht der attische Dialekt sein, den angeblich Ref. in seinem 'Dialekt des Hesiod' zugrunde gelegt habe (!): nichts weniger als das; für den Ref. war natürlich stets die Sprache des archaischen Epos selbst Ziel und Maßstab.

Was der Verf. bei der sprachlichen Betrachtung bietet, ist meist längst beobachtet worden, und von dem, was er selbst bringt, ist keineswegs alles stichhaltig. Warum soll Th. 15 γαιήοχον mit konso-

nantischer Aussprache des ι im Diphthongen αι äolisch sein, oder Th. 171 die Form πατέρος? ἀπέσσυθεν Th. 183 und κατέσταθεν Th. 674 sind regelrechte archaische Bildungen, die keinerlei besondere Färbung an sich tragen. Th. 487, 890, 899 sei, sagt Aly, 'an der Lesung der führenden Handschriften festzuhalten': diese aber ist gerade nicht ἐγκάτθετο (mit Akkus.), das Verf. als dialektische Besonderheit in Anspruch nimmt, sondern 487 ἐσκάτθετο (CD), während die minderen Familien der Sippe Ω ἐκγάτθετο geben, die Sippe Ψ aber (ἐσ κάτθεο) gleichfalls für die Lesart der besten Codd. spricht; ebenso steht es mit V. 890, in V. 899 hat nur F ἐγκάτθετο und G ἐγκάτθεο. Die minder beglaubigte Variante ist allem Anschein nach erst durch die Tradition (Cod. M) in dem Chrysipposfragment (Stoic. fr. II 256 Arnim) V. 7 veranlaßt. Anders steht es mit E. 27 τεῷ ἐνικάτθεο θυμῷ, wo die normale Konstruktion mit dem Dativ vorliegt.

Bei der Besprechung des Sprachschatzes im Verhältnis zum homerischen wird (S. 55 A. 2) auch τρικάρηνος Th. 287 als 'neues Kompositum' angeführt, das aber, wie bekannt, eine ganz willkürliche Konjektur des Triklinios für das einzig berechtigte und in allen Hss überlieferte τρικέφαλος ist, dessen ᾰ dem byzantinischen Grammatiker Kopfzerbrechen verursacht haben mag. Ebensowenig durfte von Aly E. 490 πρωτηρότης als besondere Schöpfung bezeichnet werden, da diese Form des Wortes unstatthaft von den geringeren Hss GIKL geboten wird, während die besten CD προηρότη geben, worin Kirchhoff zweifellos treffend πρωιηρότη erkannte, das den richtigen Gegensatz zu ὀψαρότης darstellt. Die Auffassung von θεόσδοτος E. 320, das auch Pindar verwendet, als Analogiebildung nach διόσδοτος will Aly nicht gelten lassen, weil letzteres jünger sei. Warum sollen nicht διόσδοτος und θεόσδοτος schon in älteren Epochen nebeneinander bestanden haben?

Auch in der Textkritik hat sich Verf. versucht (vgl. das S. 6 Gesagte). Der verderbte Vers Th. 48 soll jetzt folgende Fassung erhalten: ἀρχόμεναι θεαὶ λήγουσαί θ' ὑμνεῦσιν ἀοιδῆς; sie ist nicht eben glücklich und unrhythmisch. Auch vor der Konjektur Th. 42 ἠχῇ statt ἠχεῖ ist zu warnen; die Wendung ἠχεῖ δὲ κάρη νιφόεντος 'Ολύμπου κτλ. steht durchaus korrekt dem vorausgehenden V. 40 γελᾷ δέ τε δώματα πατρός κτλ. gegenüber.

Das Ergebnis der Untersuchung, wonach der Kern der Theogonie nicht vom Verfasser der Erga herrühre, weil beide Gedichte in ihrer poetischen Technik und in dialektischen Beimengungen sowie im Wortschatz verschieden seien, ist keineswegs einwandfrei. Auch andere Dichter haben stark differente Themata nacheinander behandelt, wie z. B. Vergilius; Hesiod wird in seiner Jugend, wo er noch stark

unter dem Einflusse der alten Heimat der Familie, die der Aiolis entstammte, stand, seine Erga, in denen der Streit mit Perses wiederklingt, geschaffen haben, während er im abgeklärteren Alter, wo sein Sinn sich von den Sorgen und Mühen des Alltags idealeren Bestrebungen, den Fragen nach dem Werden der Welt und der Götter zuwandte, seine grandiose Theogonie schuf, deren Dorismen sich durch den Einfluß der benachbarten nordwestgriechischen Mundarten unschwer begreifen lassen. Die Fortsetzung dieses Werkes in der Herogonie führte ihn naturgemäß zum Katalogos, dessen Kern und Urbestand gleichfalls auf ihn zurückzuführen ist, während der weitere Ausbau und die allmählich hinzugekommenen neuen Stücke jüngeren Rhapsoden angehören, die sich an dem Vorhandenen, soweit ihr Können ging, ein Muster zu nehmen trachteten. Daß Hesiod — 'ein gelernter Rhapsode' (S. 42) — die im wesentlichen fertige Theogonie in sein Repertoire aufgenommen und außer kürzeren Einlagen, worin er seine eigene Weltanschauung kundgibt, ein neues Prooimion dazu gemacht habe, ist bloße Hypothese.

A. M. Pizzagalli, Mito e poesia nella Grecia antica. Saggio sulla Teogonia di Esiodo. Catania 1913, 258 S.

Wie der Verf. dieser nicht sehr ergebnisreichen Arbeit in einer längeren Einleitung auseinander setzt, wäre seines Erachtens in der Zeit des Peisistratos das hesiodische Corpus aus älterer epischer Überlieferung nach gewissen ethischen Gesichtspunkten ausgesondert worden. Insbesondere wendet er sich den Problemen zu, welche die Theogonie aufgibt: hier erkennt er eine Verbindung verschiedener kosmogonischer Mythen, namentlich solcher, die im homerischen Epos nicht berücksichtigt wurden, sowie Anlehnung an ältere genealogische Dichtung. Deutlichen Zusammenhang mit rein epischer Poesie zeigen verschiedene Abschnitte, namentlich schließe sich eines der Hauptstücke, die Titanomachie, stark an die Kampfszenen des älteren Epos an. Verschiedene schiefe Behauptungen halten der Kritik nicht Stand. Einige auffallende Schnitzer hat mit Recht Waltz in seiner eingehenden Rezension in der Revue des études grecques XXVIII 1915, S. 85 f. gerügt.

P. Friedländer, Das Prooemium der Theogonie. Hermes XLIX 1914, S. 1 ff.

Zu dem vielumstrittenen Problem betreffend die Komposition des Einganges der Theogonie bietet der Verf. einen neuen Beitrag. Er tritt für dessen Einheit ein, weil bei Hesiod 'das Widerspruchsvolle seines Denkens und die Unvollkommenheit seiner Form (besonders

in den Erga)' so deutlich sei, daß man nicht die modernen Forderungen von Einheit und Ordnung an ein Kunstwerk so ferner Zeiten heranbringen dürfe. Da seit rund 500 v. Chr. die Dichtung im jetzigen Bestande vorlag und das Prooimion als Einheit gelesen ward, könne es nicht als Klitterung verschiedener Prologe aufgefaßt werden. Der Schluß V. 105 ff. mit der Aufforderung an die Musen, vom Entstehen des Kosmos und der Götter zu singen, sei mit dem Beginn der eigentlichen Dichtung (V. 116 f.) eng verbunden. Friedländer untersucht nun, ob der typischen Schlußform (V. 105) eine in derlei Prooimien geläufige typische Anfangsform entspricht, die eine Aufforderung zum Singen oder eine ähnliche Ankündigung zu enthalten pflegt. Ein solches ἀρχώμεθ' ἀείδειν steht V. 1, dann 36 τύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα. Auch sonstige ständige Motive der Prooimien liegen in dem Prolog vor. So künden die Musen V. 43 ff. von der Entstehung der zwei ersten Göttergenerationen, dann von Zeus, und endlich von den Menschen und Giganten: somit ergebe sich in den V. 36—52 die einheitliche Andeutung des Stoffes. Die Disposition erweise sich ähnlich der Anlage des homerischen Artemishymnos. Die Geburtsgeschichte der Musen V. 53 ff. findet nach Friedländer ihr Analogon im homerischen Hermeshymnos; und wie im Panhymnos der Gott zu Anfang und dann wieder nach der Erzählung von der Geburt in fast gleichen Worten besungen werde, so folge V. 60 ff. eine Schilderung des Wesens der Musen, wie sie ähnlich auch schon vorausging 37 ff. Wenn 75 ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον 'nicht scharf anzupassen scheine', so brauche das nicht zu befremden, da man nicht den aus der homerischen Technik gewonnenen Maßstab anlegen müsse. An die Aufzählung der Namen der Musen schließt sich der Preis ihrer ἀρεταί und τιμαί: wiederum sei dieser Abschnitt typisch, ähnlich wie im Hermeshymnos 525 ff., mit dem Unterschiede, daß dort nicht der Dichter selbst, sondern Hermes' Bruder Apollon dem neuen Gotte seinen Wirkungskreis bezeichne; hingegen hätten die homerischen Hymnen auf die Dioskuren (33) und Hestia (29) sowie der Hekatehymnos in der Theogonie das Ursprüngliche gewahrt. Somit sieht der Verf. in den V. 36—115 einen Hymnos, der einheitlich ist. Vorangestellt aber habe der Verfasser ein individuelles Bekenntnis zu seinem Dichterberuf, für die Hörer bestimmt. Er fühlt sich von den helikonischen Musen berufen, während die Göttinnen später die allgemein gebräuchliche Benennung als olympische Musen erhalten. Wenn aber, wie manche annehmen, der Ἡσίοδος des V. 22 ein anderer ist als der in V. 24 gemeinte Dichter (τόνδε δέ με πρώτιστα θεοὶ πρὸς μῦθον ἔειπον), so gelte der Anruf der olympischen Musen diesem. Weil der Poet die Musenweihe künden wollte, andererseits aber an konventionelle Prooimienform

gewöhnt war, erkläre sich die Doppelung der Eingänge und die Wiederkehr einzelner Motive: nach der Dichterweihe habe er nochmals begonnen. Doch scheint Friedländer von der Kraft seiner Darlegungen selbst nicht ganz überzeugt zu sein; sonst würde er schließlich nicht in den Stoßseufzer ausbrechen: 'zwiespältig und vielfältig ist alles, was Hesiod gedichtet hat und das Proömium der Theogonie mehr als anderes.'

In kritischer Beziehung verhält sich Friedländer gelegentlich gar zu konservativ. So wendet er sich gegen die Athetese von 199 f. (Wolf), man solle dem Dichter die falsche Etymologie von φιλομμηδής lassen: aber der alte Dichter wird ein Genüge gefunden haben an der Erklärung der Hauptnamen Aphrodite und Kythereia; in Übereifer hat ein Rhapsode auch noch Κυπρογενής und φιλομμηδής, also zwei Epitheta, etymologisch erklären wollen. Ebensowenig werden in der ältesten Fassung neben V. 143 μοῦνος δ' ὀφθαλμὸς μέσσῳ ἐνέκειτο μετώπῳ die Verse 144 f. gestanden haben, wo κυκλοτερὴς ὀφθαλμὸς ἔεις — eine auffällige Wortform — ἐνέκειτο μετώπῳ als (zum Teil wörtliche) Variante hinzukam. Wie gelegentlich an der ursprünglichen Dichtung herumgearbeitet wurde, beweist die Einführung des V. 142 b (an Stelle von 142) durch Krates, von der das Scholion berichtet.

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer. Berlin 1916, S. 463 ff. Das Prooemium der Theogonie des Hesiodos.

In den Beilagen seines bedeutenden Werkes bespricht der Gelehrte auch 'Das Prooemium der Theogonie', das er als echt erklärt. Aus V. 1—79 sei kein Hauptstück abzureißen. Im Eingange, der mit der Anrufung der helikonischen Musen anhebt, werden Orte und Persönlichkeiten genannt, die dem Dichter und seinen Zuhörern vertraut waren; aber es sei sinnlos, wenn diese helikonischen Musen von den V. 13—21 aufgezählten Urgewalten und Göttern singen sollten, daher seien diese Verse ein Zusatz, so daß nach V. 12 dann 22 mit der Dichterweihe Hesiods sich anzuschließen habe. Wenn zuerst von den helikonischen, dann von den olympischen Musen gesprochen werde, so seien, meint der Verf., die helikonischen eben auch die olympischen: Mnemosyne wohnt am Kithairon, daher sind die Musen des Helikon dort heimisch; geboren hat sie ihre Töchter aber unter der Kuppe des Olympos, und da wohnen sie denn 'Ολύμπια δώματ' ἔχουσαι, wie bei Homer; Hesiod aber müsse sie zu Hause auftreten lassen, weshalb sie am Helikon tanzen und in seinen Gewässern baden. Die heimischen Göttinnen sollten eine besondere Verehrung erfahren: so sei es gekommen, daß dem eigentlichen Hymnos, der in homerischer Art gehalten sei,

noch ein besonderer Eingang vorausgeschickt wurde, zumal der Dichter grübelnd die mutterländischen religiösen Vorstellungen mit der ionischen Mythologie verschmolz und vereinte. Mit V. 75 folgen die Namen der Musen, unter denen Kalliope als die bedeutendste erscheint. Da sie der Dichter zur Geleiterin der 'Könige' macht, gibt sie ihnen die Fähigkeit, durch Zuspruch die Leute in ihren Händeln zur Vernunft zu bringen: es steht also die Digression im Zusammenhange mit dem Vorausgehenden. Und wenn einen Dichter die Musen lieben wie Hesiod, so vermag er durch sein Lied die Volksgenossen auch im Leide zu trösten (vgl. V. 55). Mit dem geläufigen Schlußworte eines Prooimions V. 104 χαίρετε, τέκνα Διός κτλ. wird zum Thema des epischen Vortrags übergegangen, das ihm die Musen eingaben.

An einigen Stellen geht der Verf. auf kritische Fragen ein: so z. B. will auch er den V. 48, den bereits Guyet verwarf, gestrichen wissen; desgleichen 59 (= Hom. τ 153); hingegen sei V. 111, der im Achmîmpapyrus sowie bei Theophilos und Hippolytos fehlt, jetzt nötig: im Altertum scheint es eine Version gegeben zu haben, welche, da das aus θεοί in V. 108 herauszuholende Subjekt als zu weit entfernt empfunden wurde, den V. οἵ τ' ἐκ τῶν ἐγένοντο θεοί, δωτῆρες ἐάων einfügte. Die Verbindung von ἐξ ἀρχῆς im Eingange von V. 115 mit dem folgenden καὶ εἴπαθ', ὅτι πρῶτον γένετ' αὐτῶν, wobei καί an dritte Stelle käme, hält Ref. für unmöglich; man muß jenes ἐξ ἀρχῆς ebenso mit dem vorausgehenden ἔσπετε verknüpfen, wie 44 f. θεῶν γένος — κλείουσιν ἀοιδῇ / ἐξ ἀρχῆς. Auch hier will Wilamowitz den Ausdruck mit den nachfolgenden Worten οὓς Γαῖα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ἔτικτεν verbinden.

H. Evelyn-White, The Heliconian Prelude to the Theogony. The Class. Review XXXI 1917, 157 f.

Indem Verf. auf einzelne Unstimmigkeiten oder Eigenheiten in den V. 1—35 aufmerksam zu machen bestrebt ist, kommt er zu der Anschauung, daß hier zwei Versionen vorliegen. Die eine umfasse etwa V. 1—4, 22—35, wobei V. 25, der den olympischen Musen gilt, als interpoliert bezeichnet wird (aus V. 52): dies Stück sei kräftig und lebhaft. Die andere Fassung V. 5—21 sei wohl bestimmt gewesen, auf V. 1 und 2 zu folgen; sie ist nach Ansicht des Verf. wieder zusammengesetzt: V. 5—7 zeige lokalen Charakter und Ursprung, es sei eine Ausführung von V. 3, 4 oder eine eigene Version davon, zumal V. 3 wie V. 5 mit καί τε anheben; V. 9—21 aber sei dann ein plumper Ersatz für V. 22 ff. Da keine von beiden Varianten (V. 3 und 4 ... V. 5—7) es gestatte, daß der Sang der Musen als eine Begleitung ihres Tanzes aufgefaßt werde, ließ der Verfasser von V. 9—21 die Musen einen nächt-

lichen Gang antreten (V. 10), während dessen sie ihre Theogonie vortrugen, ein Einfall, der seltsam berühren müsse.

P. Waltz, Note sur la théogonie V. 22 sq. Revue des études grecques XXVII 1914, S. 229 ff.

Nach dem Scholion zu V. 22 Ἡσίοδον — ἤγουν ἐμέ ... περὶ αὐτοῦ ... λέγων ὡς περὶ ἄλλου λέγει. ἀρχαῖον δὲ τὸ ἦθος faßte man das με für identisch mit dem in V. 22 genannten Ἡσίοδος, eine Annahme, die auch von manchem neueren Gelehrten geteilt wird. Hiergegen wendet sich Waltz im Anschlusse an Croiset Hist. litt. Gr. I 539 f., der hier eine Gegenüberstellung statuierte und betreffs der Musen bemerkt: 'ce sont elles, qui autrefois enseignèrent à Hésiode un noble chant ... quant à moi, voici en quelles termes elles me parlèrent d'abord'; Hesiod habe die Arbeit und Gerechtigkeit gepriesen, sein Nachfolger will von dem Geschlecht der Götter singen (also Moral — und Religion). Dieser Anschauung folgend betont Waltz — der sich dabei auch mit Sittl und namentlich Aly polemisch auseinandersetzt —, daß dem ποτέ in V. 22 deutlich das Pronomen με entgegenstehe, indem er mit der Wendung τόνδε δέ με die homerischen Ausdrücke ἐγὼν ὅδε Τ 140 ὅδ' ἐγώ π 205 u. a. in Vergleich stellt: er faßt die zweite Stelle so: 'et à moi aussi elles ont commencé par me parler'. Somit sei hier an einen Rivalen oder Schüler des Hesiod zu denken, der mit dem Meister wetteifern möchte, dessen Legende (Dichterweihe) er kannte: in den V. 22ff. gebe sich also der Verf. dieses Teils der Theogonie oder des ganzen Gedichtes als ein Fortsetzer, der sich selbst als von den Musen inspiriert bezeichnen will. Übrigens wollte der Verfasser des einleitenden Hymnos nach Waltz als der Urheber des ganzen Werkes gelten, da er sonst V. 33 nicht gesagt hätte καί μ' ἐκέλονθ' ὑμνεῖν μακάρων γένος αἰὲν ἐόντων.

T. L. Agar, The Class. Review XXX 1916, S. 109.

In einem Aufsatze über die homerischen Hymnen meint der Verf. bei Hesiod Theog. 194 sei ἐκ δ' ἔβη αἰδοίως (für αἰδοίη) καλὴ θεός zu schreiben, was abzuweisen ist. Die Göttin heißt so auch Hom. Hymn. VI 1 αἰδοίην χρυσοστέφανον καλὴν Ἀφροδίτην, wo Agar kühn ἀείδω einführt, indem er das überlieferte ᾄσομαι im nächsten Verse durch Interpolation von λιπαρὰ (κρήδεμνα) beseitigt.

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Sitzungsberichte der preuß. Akademie d. Wissensch. 1910, S. 398 A. 1.

In der Hs D sind Theog. 723 und 724, welche durch Schreiberversehen ausfielen, nachgetragen, wobei aber ein V. 721 b ἶσον δ' αὖτ' ἀπὸ γῆς ἐς Τάρταρον ἠερόεντα zwischen sie gestellt erscheint (die Familie Ω b hat dann die Verse in den Text aufgenommen). In etwas anderer

Fassung — τόσσον γάρ τ' ἀπὸ γῆς ἐς Τάρταρον ἠερόεντα — steht der Vers allgemein im Texte nach V. 720, wo er nicht an seinem Platze ist, weshalb er von Ruhnken beseitigt wurde. Jenen V. 721 b nun erkannte Wilamowitz mit Recht als eine kürzere Version für die beiden Vv. 724 f.: ἐννέα δ' αὖ νύκτας τε καὶ ἤματα χάλκεος ἄκμων / ἐκ γαίης κατιὼν δεκάτῃ κ' ἐς Τάρταρον ἵκοι, da vorher V. 722 f. mit fast denselben Worten geschildert wird, daß ein Amboß neun Tage und Nächte brauche, um vom Himmel zur Erde zu fliegen.

O. Roßbach, Hesiods Weltbild. Berl. Philol. Woch. XXXVII 1917, Sp. 1501 ff.

In der Schilderung des Tartaros Theog. 726 ff. dachte man bezüglich des Ausdrucks περὶ δειρήν (V. 727), da δειρή auch vom Gebirge (δειράς) gesagt wird, an den Vergleich des Tartaros mit einem solchen, weshalb Peppmüller 'rings um den Gipfel' übersetzte. Roßbach bemerkt zutreffend, daß man den Abgrund des Tartaros nicht mit einem Berge gleichsetzen könne, vielmehr, wie schon Guyet und Voß taten, bei δειρή, das im Schol. als τὸ ἄκρον καὶ ἀνώτατον μέρος erklärt wird, an den Hals zu denken habe, durch den man in den Unterweltsschlund gelangt. Es ist also, wie Aly sah, der Hohlraum als eine Art Faß gedacht und der Eingang mit seinem Halse verglichen. Von diesem gewaltigen πίθος gehen die Wurzeln der Erde und des Meeres aus, d. h. die sichtbare Oberwelt erhebt sich aus ihm und wächst wie eine Pflanze aus einem Topfe empor. Der Verf. vergleicht einen Silberbecher aus Mykenai, auf dessen Rande Darstellungen in Goldplättchen eingelegt sind. Unter dem χάλκεον ἕρκος, das sich um den Tartaros zieht, ist die Erzwand des Gefäßes selbst gedacht.

H. Evelyn-White, Hesiodea. The Class. Quarterly IX 1915, S. 73 ff.

Der Verf. lenkt die Aufmerksamkeit auf eine in der Erzählung von Hephaistos' und Athenes Geburt bei Chrysippos vorliegende Textesverrenkung. Nach der Überlieferung dieser Parallelversion zu Theog. 886 ff. findet man einen Streit der Here mit Zeus erwähnt (Peppmüller meinte, es sei ein diesbezüglicher Vers dem Fragmente vorausgegangen), dann die Geburt des Hephaistos, die Vereinigung des Zeus mit Metis, deren Verschlingung und die Geburt Athenes. Da nun dieser Streit etwa durch Zeus' Ehebruch mit Metis veranlaßt worden sei — ein anfechtbares Argument —, will Evelyn-White die Reihenfolge der Verse ändern. Unter Voranstellung eines Verses, worin die Vermählung des Zeus mit seiner Schwester Here erwähnt gewesen sei, sollen V. 4 und 5 folgen, dann ein Vers, der vom Zorne der legitimen Gattin berichtete (wie Peppmüller angenommen), und die V. 1—3, welche als Folge des

Streites die Erzeugung des Hephaistos durch Here allein schildern. Vor dem Verse 6 ἐξαπαφὼν Μῆτιν κτλ. aber sei eine Lücke anzunehmen, in der etwa eine Warnung durch Gaia und Uranos erfolgte (vgl. Th. 891) betreffs der Gefahr, die dem Zeus durch einen künftigen Sprossen der Metis drohe.

W. Bannier, Zu griechischen und lateinischen Autoren. Rhein. Mus. N. F. LXXII 1917/1918, S. 221 ff.

Asp. 144 will der Verf. die handschriftliche Lesart ἐν μέσσῳ δὲ δράκοντος ἔην φόβος, wie Künneth, wieder aufgenommen wissen, weil abgesehen von der Überlieferung die Beschreibung ganz zu einem Drachen oder einer Schlange, nur zum Teil aber zu einer Phobosmaske passe; dies gelte von den feuersprühenden Augen ebenso wie von dem Ausdrucke ἔμπαλιν ὄσσοισιν πυρὶ λαμπομένοισι δεδορκώς; von der Gorgo wäre dies nur gewaltsam oder künstlich gesagt; hierbei wendet sich Verf. gegen die Auffassung Studniczkas. Auch V. 147 f. spreche mehr für einen Drachen: die Eris schwebte auf dem zurückgewandten Kopfe des Drachen.

J. Franz, Zu Hesiods Frauenkatalog. Progr. Oberhollabrunn 1914, 21 S.

Die genealogisch-didaktische Dichtung Hesiods unterscheidet sich nach der Anschauung des Verf. von dem homerischen Epos, das, für die ionischen Adligen bestimmt, ästhetisch erfreuen will, vornehmlich dadurch, daß es zur Belehrung des Volkes im griechischen Mutterlande dienen soll, um diesem, das dem Adel frohnt, einen Wegweiser auf sittlichem Gebiete zu geben, und zwar hauptsächlich durch Hervorhebung der göttlichen Abkunft der Fürsten — Gottesgnadentum — und der Stellung des Weibes. Demgemäß ließ der Dichter der Kosmo- und Theogonie eine genealogische Darstellung der Herrschergeschlechter im Kataloge folgen. Die Heroengeschlechter konnten ihre Abkunft auf Helden, die mit Göttinnen sich vereint, oder auf Ahnfrauen, die eines Gottes Liebe genossen, zurückführen; letzteres will Franz als die ältere Anschauung ansehen. Solche Sagen bildeten den Inhalt der genealogischen Dichtung: der Verf. schließt sich der gegenwärtig herrschenden Meinung an, wonach Katalog und Ehoien im Wesen identisch sind. Hingegen hätten die Μεγάλαι Ἠοῖαι — wohl in größerer Ausführlichkeit — abweichende Sagenformen enthalten, deren Bearbeiter jüngere in hesiodischer Art schaffende Dichter oder Rhapsoden gewesen wären. Der Ähnlichkeit des Stoffes halber gingen diese Erzeugnisse dann, etwa von einem späteren Sammler vereinigt, unter Hesiods Namen.

Nach diesen allgemeinen Erwägungen bespricht Verf. drei Fragmente des Katalogs. Zunächst sucht er den vermutlichen Inhalt der

Meleagrosdichtung (fr. 135 Rzach[3]) festzustellen, die er nach dem auf Endymion bezüglichen Bruchstücke 11 einreihen möchte, da dieser ein Nachkomme der Kalyke ist; weiter spricht er über das Bellerophontesfragment 7 b Rz.[3] (vgl. auch Fr. 245). Zum Schlusse gibt er einige Beobachtungen zur Komposition des Katalogs unter Berücksichtigung des genannten Bruchstückes.

J. Franz, Die genealogische Dichtung Hesiods. Wiener Studien XXXIX 1917, S. 200 ff.

Nach Wiederholung einiger bereits in der eben besprochenen Abhandlung enthaltenen Sätze über die Zwecke der hesiodischen Dichtung für Belehrung der Bauern wird an einigen Beispielen der Unterschied echter hesiodischer Ehoien und späterer Eindichtungen dargelegt, die durch Rhapsoden, um dem Selbstbewußtsein gewisser Familien zu schmeicheln, in das goldene Buch der Rittergeschlechter eingefügt wurden. Eine wichtige Aufgabe sei es, den alten Kern des Katalogs bloßzulegen, da es unter Hesiods Namen offenbar eine gewaltige Masse von Versen verschiedener Fassungen gab, die auf Rhapsodenexemplare zurückgingen.

Von einzelnen Abschnitten des Katalogs bespricht der Verf. ausführlich die Atalanteehoie Fr. 21, 21 b (S. 269 f. Rz.[3]) und 22. In dem erstgenannten Bruchstück soll V. 2 ergänzt werden δμήθη ἐν ἀγκοίνῃσ>ι, nämlich ἀγακλε>ιτοῖο ἄνακτος V. 1, wie Evelyn-White vermutete; dieser ἄναξ sei, meint Franz, Hippomenes. Wie weit die Erzählung Ovids Met. X 686 ff. für die Ergänzung des hesiodischen Berichtes verwendet werden darf, ist bislang fraglich, da jene auf hellenistischer Quelle beruhen kann. Gewiß aber wird Hippomenes' Abkunft von Poseidon und der Wettlauf dem echten Hesiod angehören; dieser ließ den jungen Helden im Wettkampfe mit Atalante nackt auftreten, anders als bei Hom. Ψ 683, wo Euryalos vor dem Wettlauf dem Tydiden das ζῶμα reicht; danach bezeichnete das Schol. Townl. zu d. St. = Fr. 22 den Hesiod als νεώτερος. Franz scheint diese Stelle mißverstanden zu haben. Die Übergabe der goldenen Äpfel durch Aphrodite an Hippomenes mag in dem verstümmelten Stücke vor V. 30 des Fr. 21 b dargestellt gewesen sein. Dagegen ist wohl kaum daran zu denken, daß, wie Franz meint, Hippomenes etwa der Partnerin die wunderbare Wirkung der Äpfel anpries, deren Besitzer als Sieger aus dem Wettkampfe hervorgehen werde. Atalante hätte dann doch stutzig werden müssen, daß Hippomenes während des Laufes die Äpfel nacheinander hinwarf.

Von kritischen Versuchen des Verf. zu Fr. 21 b seien erwähnt: V. 1 ergänzt er etwa ὦ Σχοινεῦ βασιλεῦ, τῷ Ζεὺς μέγα κῦδος> ὀπάζε<ι; in V. 4 könne am Schlusse πόδε>σσι — mit Bezug auf den Wettlauf —

vermutet werden. Das zweite Hemistichion 25 πατὴρ >δ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε könne sich auf eine Anrufung des Zeus als Zeuge beziehen; denn V. 17 ist, wie Ref. hervorhob, neben 16 kaum derselben Version zuzurechnen.

Daß die Hippomeneslegende einen Teil des Katalogs bildete, steht außer Zweifel. Wie aber die Verknüpfung dieser Sage mit dem Gesamtgedicht erfolgt ist, entzieht sich vorderhand unserer Beurteilung. Die von Franz angeknüpften Vermutungen über den Zusammenhang mit Sagenkreisen verschiedener Landschaften können nur als Hypothesen gewertet werden. Nicht einmal das läßt sich erweisen, daß der Hippomenesmythos die Einführung der heiligen Spiele zu Ehren Poseidons, der als sein Vater galt, begründen und erklären sollte. Neben der Ehoie lief nach Ansicht des Verf. eine zweite Dichtung, deren Hypothesis die Erzählung Ovids Met. X 560 ff. darstelle, wo die Heldin die Züge der argivischen Atalante (Met. X 567) angenommen habe. Speziell die Verwandlung des Paares in Löwen, weil sie den schuldigen Dank an Aphrodite nicht abgestattet, sei ein Zug dieser zweiten Version gewesen. Ob diese etwa in den großen Ehoien stand, bleibt dahingestellt.

W. Leaf, Hesiod and the dominions of Aias. The Class. Review XXIV 1910, 179 f.

Mit Bezug auf eine Bemerkung von Allen in the Class. Quarterly III 83 f. betont Leaf, daß nach Fr. 96, 6 ff., worin Aias durch Plünderung benachbarter Gebiete Rinder und Schafe bei der Bewerbung um Helene als Geschenk bieten zu wollen verspricht, die dort erwähnten Städte naturgemäß nicht in einem Abhängigkeitsverhältnis standen. Attika wird nicht genannt, entsprechend der aus Homer B 558 bekannten politischen Stellung der Insel Salamis und ihres Herrn zu Athen. Allen schließt sich dieser Auffassung an, Class. Rev. XXIV 1910, 241 f. in einer Bemerkung betitelt 'Hesiod. Fr. 96'.

F. Boll, Die Erforschung der antiken Astrologie. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XI 1908, S. 118.

In dem ἄτριχος, der Schlange, in der dunkeln Stelle Fr. 96, 91 ff. möchte Boll etwa die Echidna oder den Typhon sehen: in einem babylonischen Texte ist das Jahr der Schlange ein αὐχμηρὸς καιρός in der orphischen Dodekaeteris, ähnlich wie das bei Hesiod.

L. Malten, Kyrene (Phil. Untersuchungen Heft XX). Berlin 1911.

Dieses inhaltsreiche Buch bringt willkommene Beiträge zu genauerer Kenntnis der hesiodischen Ehoien. Vor allem sucht Malten, nachdem seinerzeit Studniczka in seinem wertvollen Werke dem Kyrenemythos liebevoll nachgegangen war, die Ehoie Kyrene, welche das

Schol. zu Pind. Pyth. IX 6 als eine Quelle des Siegesgesanges auf Telesikrates von Kyrene bezeichnet, in den Grundrissen wiederzugewinnen. Nach dem Bruchstücke 128 Rz.[3] wohnte die schöne Kyrene in der Phthiotis am Peneios. Ihre Genealogie — sie ist nach Pindar Enkelin des Flußgottes Peneios — will der Verf. aus der Übereinstimmung des Berichts des Pherekydes (Schol. Pind. Pyth. IX 27) und des Pindar auf die Ehoie zurückführen. Beide Gewährsmänner melden, daß Apollon die Kyrene, die er nach Pindar waffenlos mit einem Löwen ringend antraf, nach Libyen brachte (Schol. Apoll. Rhod. Arg. B 498). Danach hat schon Studniczka Kyr. 42 mit Recht angenommen, daß die Verbindung der Nymphe mit Libyen bereits in der Ehoie vorkam; Malten schließt sich dieser Ansicht an. Es scheint, daß der Dichter eine kyrenäische Lokalsage kannte, von der u. a. auch der kyrenäische Lokalhistoriker Akesandros (Schol. Laur. Apoll. Rhod. Arg. B 498) wußte, wonach das Mädchen einen Kampf mit einem Löwen bestand, eine Begebenheit, die in dem bekannten Bildwerke am Giebel des Kyrenäerschatzhauses zu Olympia verewigt ward. Diese Geschichte, an der die Erinnerung an die Kämpfe der Siedler mit wilden Tieren haftete, hat er mitsamt dem Namen der Heroine, der, offenbar auf die Quelle Kyra bezugnehmend, sie als Eponyme von Kyrene erscheinen läßt, nach Thessalien übertragen; dies ist innerlich wahrscheinlich, da Pindar meldet, wie Apollon, der in den dortigen Sagen heimisch war, das mit dem Löwen waffenlos ringende Mädchen traf. Hierbei ward vielleicht der Gott von Kyrene Karneios mit dem delphischen Apollon identifiziert. Eine bedeutsame Rolle scheint, nach der breiten Ausführung des Zwiegespräches Apollons mit Chiron bei Pindar zu schließen, welcher sich hier offenbar eine Polemik gestattet, die Gestalt des guten Kentauren in der Ehoie gespielt zu haben.

Aus der Verbindung Apollons, der zu Kyrene in Liebe entbrannte, mit ihr erwuchs Aristaios, der in der Ehoie etwa als 'Απόλλων Νόμιος bezeichnet wurde, wie aus Fr. 129 bei Servius zu entnehmen, demzufolge er bei Hesiod Apollo pastoralis genannt ward. Pindar hat den Namen Νόμιος offenbar aus der Ehoie. Der Knabe ward zu Chiron gebracht, der ihn erzog: während er in Phthia Schafherden weidet, wird er von den Musen in der Heilkunst und Weissagung unterrichtet. Als dann die minoischen Inseln von des Seirios Glut heimgesucht wurden, berief man ihn als Helfer in der Not auf Apollons Weisung nach Keos, wo er mit Gefolge landend Opfer für Zeus und Seirios darbringt. Diese Darstellung, welche bei Apollon. Rhod. Arg. B 500 ff. vorliegt, bezieht Malten im Hinblicke auf den Ausdruck dieses Epikers B 501 προτέροισι παρ' ἀνδράσιν (nämlich Κυρήνη πέφαταί τις ἕλος παρὰ Πηνειοῖο μῆλα νέμειν) auf die Erzählung der Ehoie, was recht wahrscheinlich ist. Die

Bedeutung des Aristaios für das Kultzentrum Keos, wo er seiner wohltätigen Wirksamkeit wegen außer der Bezeichnung Ἀπόλλων Ἀγρεὺς καὶ Νόμιος auch [illegible]r Ζεὺς Ἀρισταῖος heißt (Schol. Apoll. Rhod. Arg. B 498), wird, wie Malten vermutet, auch in dem alten Gedichte entsprechend hervorgehoben gewesen sein.

Die weiteren Bestandteile der Ehoie sucht er mit Hilfe der mythographischen Tradition zu gewinnen. Nach Kallimachos' Hymn. V 108 hat Aristaios, als dessen Gattin bei Hesiod. Theog. 977 Autonoe genannt wird, einen Sohn Aktaion (vgl. [Apollodor.] III 30 W.); dieser wird bei Chiron zum Jäger erzogen. Daß er in den Ehoien vorkam, geht auch aus dem freilich verstümmelten Fragmente 131 bei Philodem. περὶ εὐσ. 60 hervor, auf das Malten nicht hätte verzichten müssen. Der Untergang Aktaions, den die eigenen rasend gewordenen Hunde zerfleischten, war sicher in der Ehoie geschildert. Nach Akusilaos (Fr. 21) bei [Apollodor.] III 30 W. war die Ursache seines Todes der eifersüchtige Zorn des Zeus, weil Aktaion so vermessen war, nach Semele zu begehren: da Akusilaos öfter hesiodische Dichtung in Prosa auflöste, wird, meint Malten, dieses Motiv auch in der Ehoie enthalten gewesen sein, während 'οἱ πλείονες', wie es bei [Apollodor.] heißt, als Grund der Bestrafung angaben, Aktaion habe Artemis im Bade gesehen. Die Szene der Zerfleischung illustriert übrigens ein rf. Vasenbild Mon. d. Inst. XI 42; sie geschieht in Anwesenheit des Zeus, der Artemis, welcher die Vollstreckung der Strafe übertragen war, und der Lyssa, welche die Hunde toll machte. Indem der Dichter dem milden Wesen des thessalischen und keischen Hirtengottes Aristaios, den die ländliche Bevölkerung verehrte, in scharfer Kontrastwirkung den sündigen Frevler gegenüberstellte, hat er, wie Malten hübsch auseinandersetzt, verschiedene Sagenelemente zu einem 'Zweckgedichte' vereinigt. Die Ehoie zeigte eine gewisse Geschlossenheit und Abrundung: wild bewegt am Anfang und Schluß (Löwenkampf und Zerreißung des Aktaion) enthielt sie im Mittelstück das friedliche Bild des milden Aristaios.

In die Gründungssage von Kyrene war auch der Mythos von Euphemos verflochten, dem der Verf. gleichfalls sorgfältig nachgeht. Nach dem Fr. 143, das den Μεγάλαι Ἠοῖαι angehört (= Schol. Pind. Pyth. IV 36 c. Dr.) gebar die Heroine Mekionike in Hyrie dem Poseidon den Euphemos. Malten versucht nun, soweit tunlich, das poetische Stück zu rekonstruieren, indem er von Pindars Pyth. IV (auf Arkesilas von Kyrene) ausgeht. Er macht es wahrscheinlich, daß wenigstens die Schilderung der Rückfahrt der Argonauten, denen Euphemos angehörte, bei Pindar benutzt ist. Die Ehoie sei gleichsam ein offizielles Dokument für die Hoflegende der kyrenäischen Battiaden gewesen. Allerdings lassen sich nur gewisse Grundlinien für den Gang der Dichtung be-

stimmen. Nicht berechtigt scheint dem Ref. die Annahme, daß das Fr. 64 des Katalogs (im Schol. Laur. Apoll. Rhod. Arg. Δ 259) hierher zu ziehen ist. Auch im Katalog war der Argonautenzug geschildert, wie wir jetzt nach den neuen Papyrusfunden immer deutlicher wahrnehmen. Malten versucht weiter eine Zeitbestimmung des poetischen Stückes: er verlegt es in die Zeit nach der Besiedlung Kyrenes durch Theräer (nach 631), welche Herren der alten Bevölkerung wurden. Ihnen entstammte das Geschlecht der Battiaden, das auf Euphemos den Argonauten seinen Ursprung zurückführte.

Im Vorbeigehen kommt der Verf. auf die Tyroehoie zu sprechen. Von Salmoneus, dessen Genealogie Fr. 7, 5 angibt, wo er als einer der Aioliden erscheint, stammt nach Fr. 18 Tyro ab, die dem Poseidon, dem sie sich, von den Wogen des Enipeus umgeben, gesellte, zwei Söhne, Neleus und Pelias, gebar, während sie ihrem sterblichen Gatten Kretheus drei Söhne schenkte. An dieses Bruchstück ist jetzt das in den Tebtunispapyri II N. 271 bewahrte Fragment (siehe oben) mit der Abschiedsrede des Poseidon anzuschließen. Malten zieht mit Wahrscheinlichkeit auch Fr. 130 (aus dem Schol. Bern. zu Vergil Georg. IV 361) zu der Tyrogeschichte. Darnach hat Vergil den Vers 'at illum curvata in montis faciem circumstetit unda', wie der Scholiast sagt, 'ex Hesiodi gynecon' übernommen. Freilich, ob der Poet nicht die Urstelle Hom. λ 243 im Sinne hatte, ist eine andere Frage, wie Malten mit Recht bemerkt. Sittl bezog die Mitteilung des Scholiasten überhaupt auf Homer.

A. v. Blumenthal, Hellanicea. De Atlantide. Diss. Halle 1913.

Nach Schol. A zu Σ 486 hat Hellanikos (Fr. 56 M.) im ersten Buche τῶν Ἀτλαντικῶν über Atlas' Töchter, ihre Vermählung und Nachkommenschaft berichtet: bei Hesiod ist E. 383 von den Πληιάδες Ἀτλαγενέες die Rede, in der unter seinem Namen gehenden Astronomie Fr. 177—179 von den Πελειάδες als Gestirne: hierzu seien auch die namenlos überlieferten Verse Fr. 275 zu ziehen, wie schon Marckscheffel vermutete. Hier werden die Namen der sieben Atlantiaden aufgezählt, dieselben, die bei Hellanikos vorliegen, der offenkundig aus der genannten Dichtung schöpfte. Auch in der weiteren Untersuchung wird vom Verf. einiges für Hesiod beigesteuert. Da nach dem Katalogfragment 132 Antiope im böotischen Hyrie aufwuchs, war bei Hesiod, wie später bei Hellanikos, Hyrieus der Heros eponymos dieser Stadt, wohl Großvater der Antiope, und vielleicht Nykteus ihr Vater (wie in Euripides' Antiope, vgl. [Apollodoros] III 41 W.). Betreffs der spartanischen Genealogie bezieht Blumenthal die eine bei [Apollod.] I 87 W. vorliegende, wonach Aphareus und Leukippos, Tyndareos und Ikarios

Söhne des Aioliden Perieres und der Gorgophone waren, wegen der Nennung des Perieres in Fr. 7 auf Hesiod; aber auch die andere — peloponnesische — Version, derzufolge Tyndareos als Oibalide galt (Fr. 94, 38) ging letzten Endes auf eine 'hesiodische' Erzählung zurück.

A. v. Blumenthal, Hesiod. Fr. 219. Hermes XLIX 1914, 319 f.

Das bislang unbestimmte Fragment 219 möchte Verf. den Ehoien zuweisen. Da das Hesiodwort νήπιος, ὅς τις ἕτοιμα λιπὼν ἀνέτοιμα διώκει von Pindar Pyth. III 36 (= 21) umschrieben wird (ἔστι δὲ φῦλον — ἀκράντοις ἐλπίσιν), in einem Gedichte, in welchem er, wie Wilamowitz nachwies, aus der Koronisehoie schöpfte, so gehört der genannte Vers wahrscheinlich dieser letzteren an, zumal er in den Scholien zu jenem Siegesliede ebenso zitiert wird wie die vier Verse des Fr. 123 der Koronisehoie.

A. Busse, Der Agon zwischen Homer und Hesiod. Rhein. Mus. LXIV 1909, 108 ff.

In dem Traktat erkennt der Verf. einen Homerbios, der durch die Einlage vom Wettkampfe und dem Bericht über Hesiods Tod und Bestattung in der Mitte entzwei geschnitten wurde. Die Ergänzungen stammen aus dem Museion des Alkidamas, und zwar in engem Anschlusse an die Vorlage, wie sich aus dem Papyrusfragment Flinders Peteri tab. XXV (ed. min. Rzach[3] p. 235 f.) ergibt. Allerdings habe der Kompilator auch geschmacklose Zusätze eingefügt: so stammt Z. 231—236 (Rz. ed. mai.) aus Eratosthenes' Hesiodos. Unstatthaft ist Z. 223 f. die Bezeichnung εἰς τὸ μεταξὺ τῆς Εὐβοίας καὶ τῆς Λοκρίδος πέλαγος. Nach einer Version scheint (vgl. Pallat de fabula Ariadnaea, Berlin 1891, 10) Hesiod in der Nähe von Οἰνεών (genannt ist der Ort bei Thukyd. III 45) bei Naupaktos im Gebiete der ozolischen Lokrer den Tod gefunden zu haben, nach einer anderen bei Οἰνόη im Lande der opuntischen Lokrer gegenüber Euboia; aber freilich ist dies Οἰνόη sonst im opuntischen Lokris nicht nachweisbar. Nach Busses Ansicht ist der Urheber jener Worte der Kompilator, dem die Verwechslung der ozolischen und opuntischen Lokrer zur Last fällt, ebenso wie die Änderung des Namens Οἰνεών zu Οἰνόη. Es ist deshalb 217 Οἰνόην und 223 Εὐβοίας nicht anzutasten, jedoch 221 Οἰνοεῦσιν mit Friedel für überliefertes Οἰνῶσιν herzustellen.

Ob der Agon dem Verfasser der Tzetzes-Vita vorlag, erscheint fraglich. Wahrscheinlich bestand die Vorlage in einer durch das Museion des Alkidamas beeinflußten Vita: dieses selbst wird aber Tzetzes nicht in den Händen gehabt haben, da er, wie Busse gut bemerkt, sonst mit seiner Weisheit ganz anders geprunkt hätte.

Der Verf. kommt weiter auf die Frage zu sprechen, wie weit die Originalität des Alkidamas in der Darstellung des Wettkampfes reichte, indem er sich mit den in dieser Hinsicht laut gewordenen Meinungen, namentlich mit der Kirchhoffs, auseinandersetzt.

Bezüglich der Improvisationen im Agon, vermutet Busse, dürfe man auf ihren Ursprung — aus Unterhaltungen bei Gelagen — schließen, nur ist hier das Spiel allerdings ein witzigeres und scharfsinnigeres. Für den Schöpfer der Idee des Wettkampfes der beiden großen Dichter, d. h. für denjenigen, der Erg. 654 ff. so verstand, hält der Verf. den Alkidamas, da es Nachrichten, die auf eine ältere Zeit weisen würden, nicht gibt.

In kritischer Beziehung hat Busse einige Verbesserungen des Textes geliefert: Z. 51 will er ὁμόσε <γενομένους> ergänzen; 158 wollte er εὔνους εἶναι ἁπλῶς αὐτῷ schreiben, was jetzt durch Wilamowitz' Vorschlag εὔνουν εἶναι ἑοῖ αὐτῷ überholt ist. Scharfsinnig erkannte der Verf., daß in V. 128 μηδέ ποτ' ἐν πόντῳ dem Homer, der zweite Halbvers καὶ φωνήσας ἔπος ηὔδα dem Hesiod zugehört.

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer. Berlin 1916, S. 396 ff. Zwei alte Volksbücher, a. der Wettkampf zwischen Homer und Hesiod.

Der Gelehrte gibt eine Analyse der Schrift, die eine Kompilation darstellt, und zwar aus der Zeit nach Hadrian, dessen Name genannt wird. Betreffs des chronologischen Verhältnisses zu Homer ergibt sich, da die beiden Dichter hier in einen Wettkampf eintreten, die Annahme, sie seien Zeitgenossen gewesen (Z. 51 ist Busses obenerwähnter Vorschlag anzunehmen): Hesiod, der Sieger, weiht den Preis, einen Dreifuß, den helikonischen Musen. Nach dem Agon sei dann, heißt es, Hesiod nach Delphoi gefahren τῆς νίκης ἀπαρχὰς τῷ θεῷ ἀναθήσων — also im Widerspruch zu dem vorher Gesagten; deshalb stamme dies Stück, das mit einem delphischen Orakel über Hesiods Ruhm und der Warnung vor dem Νεμείου κάλλιμον ἄλσος schließt, aus einer Vita Hesiods. Im ganzen sind Auszüge aus γένη der beiden Dichter um den Agon gereiht. Diesem gehört das aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Papyrusblatt ((Flinders Petrie) aus dem Fayum an. Da diese Schrift von Aristophanes Fried. 1282 (Ed. Meyer, Herm. XXVII 378) benutzt ward, muß sie im 5. Jahrh. allgemein, auch in den Schulen, bekannt gewesen sein. Demgemäß hat Alkidamas den Agon nicht geschaffen, sondern daraus nur eine Stelle entnommen. Die ursprüngliche Fassung des Agon habe nur die Fragen τί φέρτατον, τί κάλλιστον und deren Beantwortung, das Spiel der ὑποβολαί und den Vortrag der schönsten Stücke aus den Dichtungen der Rivalen enthalten: hingegen gehöre die ganze Partie Z. 133

bis 172 (die Frage nach der Zahl der Achaier beim Zuge nach Troja bis zu der Aufforderung, die Panedes an die Poeten ergehen läßt) nach Ansicht des Verf. nicht hierher und sei eine Dublette. Den Abschluß bildete die Weihung des Siegespreises an die Musen seitens des Hesiod. Die Grundlage der ganzen Erzählung sei die Stelle Erg. 654 ff., wo von dem Gewinn eines Dreifußes durch den Dichter bei den Leichenspielen für Amphidamas berichtet wird.

Da im Agon das Volk dem Homer den Preis zusprechen will, beruhigten sich die Verehrer des Hesiod nicht bei der so durch die vox populi, trotz der Entscheidung des Panedes, ihm fühlbar gewordenen Demütigung, so daß eine Umbildung des Agon vorgenommen wurde, in welcher nun Hesiod die geistvollen Antworten und Lösungen gab, während für Homer, den Dichter der großen Ilias, diesmal Lesches, der angebliche Urheber der 'Ιλιὰς μικρά, als Fragesteller eintrat. Von dieser Umformung erfahren wir aus Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen.

Die Abfassung des Agon möchte Wilamowitz bis ins 6. Jahrh. zurückführen. Das größte Interesse nimmt unter den Angaben über die Persönlichkeit Hesiods, soweit sie nicht auf eigenen Mitteilungen beruhen, die Geschichte von seinem Tode in Anspruch, deren zwei in dem Volksbuche vorliegende Varianten der Verf. ausführlich erörtert, worauf er eine Analyse der Motive gibt. Zum Schlusse stellt er die Frage, ob nicht, da es in Naupaktos ein Grab des Hesiod gab, die Naupaktier im Hinblick auf das Epos 'Ναυπάκτια', das bei Pausan. X 38 ἔπη πεποιημένα εἰς γυναῖκας genannt wird, auf Hesiod Anspruch erhoben.

In den Anmerkungen zu dieser inhaltreichen Abhandlung werden einige Beiträge zur Kritik des Textes geboten. Z. 103 f. bessert der Verf. den Schluß der Verse καὶ Φρύγες, οἳ πάντων ἀνδρῶν ἐπὶ νηυσὶν ἄριστοι — ἀνδράσι ληιστῆρσιν ἐπ' ἀκτῆς δόρπον ἑλέσθαι sehr ansprechend zu δόρπα πένεσθαι, da es sich um Sklaven handelt. Gleich im nächsten V. Z. 105 f. soll χερσὶ βαλων ἰοὺς ἀνόμων κατὰ φῦλα γιγάντων — 'Ηρακλέης ἀπέλυσεν κτλ. gelesen werden (überliefert ἰοῖσιν ὄλλων), wobei βαλων (überlief. βαλὼν) im ersten Verse als Aorist, im zweiten als Futurum gefaßt werden müsse. Für das handschriftliche οὔτ' ἄρ σοί γε πατὴρ ἐμίγη καὶ πότνια μήτηρ — σῶμα τό γ' ἐσπείραντο (τόγε σπείραντε stellte Boissonade her) διὰ χρυσῆν 'Αφροδίτην schreibt der Verf. mit Beibehaltung der Negation (doch οὔ τἄρ?) ἐμίγην, indem σοί als Nom. plur. des Possessivs gefaßt wird: 'Deine Eltern haben nicht beieinander geschlafen, — nachdem sie damals mich erzeugt hatten'. Einfach und treffend ist die Korrektur Z. 158 εὔνουν εἶναι ἑοῖ αὐτῷ (F ἑαυτῷ) χρόνον ἐς τὸν ἅπαντα 'Der ganz auf sich gestellte Mensch soll immerwährend sich selbst wohlgesinnt sein'.

IV. Mythologie und Religionswissenschaft.

M. Pohlenz, Kronos und die Titanen. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XIX, 1916, S. 549 ff.

In dieser sehr sorgfältigen Monographie über Kronos und seinen Kult kommt der Verf. auch auf Ed. Meyers Beitrag zum Genethliakon für Robert S. 171 f. zu sprechen, der Kronos und die Titanen als segenspendende Mächte der Tiefe — im Tartaros — ansieht. Pohlenz meint (S. 558), daß des Kronos ältester Kult vielmehr ein 'Höhenkult' war, der Wettergott throne auf Bergesgipfeln. Der Widerstreit des Zeus gegen Kronos (Theog. 453 ff.) habe sich, wie schon Schoemann bemerkte (Op. II 258 zu Theog. 197), zwischen den beiden ursprünglich allein abgespielt; erst als der Gegensatz der Olympier zu den früheren Göttern feststand, seien auch die Geschwister des Zeus hereingezogen worden. Die Geschichte von der Wiedergabe des verschlungenen Steines, die an den Fetisch in Delphi anknüpfte (Paus. X 24, 5), rührt nach Ansicht des Verf. nicht wohl von Hesiod her. Man habe sich, als man nicht mehr den Gott im Steine sah, gedacht, dies sei der 'erbrochene' Stein. Die Schuld des Zeus, der doch später als der Hüter des Rechtes galt, dem Vater gegenüber werde durch den Umstand aufgewogen, daß Kronos, obzwar er seinem Sohne das Leben gab, es ihm doch wieder nehmen wollte: auch rechtfertigt an sich schon den Sturz des Kronos sein Verhalten gegen den eigenen Vater Uranos.

Die Titanen wurden von Hesiod in das Göttersystem eingegliedert; Themis und Mnemosyne gerieten wie Okeanos unter die ihnen eigentlich fremden Titanen, weil diese die alten von den Olympiern gestürzten Gottheiten waren und auch jene zu den uralten Göttern gezählt wurden: daher heißt es wiederholt Τιτῆνές τε θεοὶ καὶ ὅσοι Κρόνου ἐξεγένοντο; so wurde ihr Name zur Bezeichnung der alten Göttergeneration überhaupt. Mit ihnen haben ursprünglich die Giganten nichts zu tun (nach Th. 185 Söhne der Gaia), welche als Übermenschen zu gelten haben, die sich gegen die Götter auflehnen. Doch wurde der Gigantenkampf, den die Kunst gern darstellte, in der hesiodischen Titanomachie verwertet. Gemeinsam ist beiden die Gegnerschaft gegen die Olympier: von den Giganten hätten dann, als die Vorstellungen zusammenflossen, die Titanen den wilden Charakter angenommen. Da allmählich aber die Sinnesart eine mildere wurde, hätten die Titanen wie auch Kronos Gnade gefunden — er wurde des Zeus Statthalter in den Gefilden der Seligen, ein Ausgleich, der wie die Verse Erg. 169 ff. zeigen, in die allgemeine Vorstellung überging.

Ada Thomsen, Der Trug des Prometheus. Archiv für Religionswissenschaft XII, 1909, 460 ff.

Diese Abhandlung ist eine erweiterte Umarbeitung des Aufsatzes in der Nordisk Tidskrift for Filologi XV, 1906, 105 ff. (besprochen im Jahresbericht f. Altertumswiss. Bd. CLII, 1911). Der Trug von Mekone (Theog. 535 ff.) gilt der Verfasserin als Aition für Speiseopfersitte. Die Art der Verteilung des Opfers unter Götter und Menschen, wonach die Götter Knochen und Fett, die Menschen Fleisch, Haut und eßbare Eingeweide erhielten, erschien einer Erklärung bedürftig: so ergab sich der Gedanke, daß im Grunde ein Trug gegen die Götter vorliege. Die Verf. geht auf Analoga betreffend die Verteilung des Opfers bei anderen Völkern ein. In dem seltenen Worte εὐθετίσας Theog. 541 erkennt sie eine rituelle Bezeichnung (bei Hippokrates wird darunter das Einrenken gebrochener Knochen verstanden): die Knochen, welche die Götter erhielten, sollten in ihrer natürlichen Ordnung dargebracht werden.

A. Gercke, Die Prometheus-Trilogie. Vortrag im zweiten schlesischen wiss. Ferialkurs. Bericht von B. Laudien, Zeitschr. für das Gymnasialwesen, LXV, 1911, S. 168.

In diesem Vortrage wurde auch auf den Prometheusmythos bei Hesiod eingegangen. Die Dichtung war nach Ansicht Gerckes älter als Erga und Theogonie, wo der Diebstahl des Feuers und die Opfereinrichtung des Prometheus nicht von Hesiod selbst herrühren. Die Erschaffung der Pandora durch Hephaistos in den Erga sei einer alten Schöpfungsgeschichte nachgebildet, wonach Prometheus zuerst Tiere aus Lehm bildete und, indem er von jedem etwas Ton nahm, verschiedene Menschen (Philem. Fr. 89 K. Horat. Carm. I 16, 13). Darauf beruhe der Frauenspiegel des Semonides.

P. Friedländer, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen. LXVI, 1912, S. 804 ff.

In einem im philologischen Vereine zu Berlin gehaltenen Vortrage über 'Prometheus, Pandora und die Weltalter bei Hesiod' bezeichnete Friedländer die vier Prometheuserzählungen der Theogonie — Opferätiologie, Heilbringersage, Feuerraub sowie Strafe und Sendung des Weibes — als vorhesiodisch: vom Dichter seien sie umgestaltet und in kausalen Zusammenhang gebracht worden. In den Erga 47 ff. werden sie wieder verwendet, aber zu anderem Zwecke, — um das Dasein der Mühsal (πόνος) auf Erden zu erklären. Neu ist außer dem Namen Pandora das πίθος-Motiv. Das erste Weib soll als καλὸν κακόν einerseits das Prototyp aller Weiber sein; es hat aber auch die Aufgabe, das Faß zu öffnen und die κακά herauszulassen. Im πίθος sei nicht einheitlicher Inhalt, wie man erwarte, vorhanden, sondern die Übel und ein Gut, die Hoffnung, eingeschlossen: sie müsse als solches aufgefaßt werden, da sie den Menschen entzogen wird. Auch dieses πίθος-Motiv scheine

ursprünglich selbständig gewesen zu sein, ohne Verbindung mit Pandora, da nach Philodem. περὶ εὐσεβ. 130 auch die Version bestand, daß Epimetheus das Faß öffnet, vgl. Babr. Fab. 58, wo das Faß, das lauter Güter enthielt, 'vom Menschen' aus Neugier geöffnet wird: die Güter entfliegen, die Hoffnung bleibt ihm als Einziges übrig. Bei Hesiod sei Umgestaltung des Mythos und Verknüpfung mit anderen Motiven anzunehmen.

Die Sage von den Weltaltern habe die Aufgabe, das Vorhandensein des πόνος in der Welt historisch zu erklären. Das vierte (Heroen-)Geschlecht gehöre nicht zur ursprünglichen Konzeption, über die auch das dritte eherne, der Eisenzeit vorangehende hinausweise. Vielleicht ging der Dichter von einer dreigliedrigen Erzählung aus, vom goldenen, silbernen und eisernen Geschlechte — wobei Gold und Eisen scharfen Gegensatz darstellen.

W. Aly, Die literarische Überlieferung des Prometheusmythos. Rhein. Mus. LXVIII, 1913, S. 538 ff.

Der Verf. behandelt in diesem Aufsatze natürlich auch die hesiodischen Berichte in der Theogonie 507—616 und den Erga 42—104. In der Erzählung Th. 535 ff. möchte er eine, am Anfang vielleicht, weil vorher nichts von dem Menschen gesagt ist, unvollständige Einlage erkennen. In dem Zwiegespräch des Zeus und Prometheus sieht er eine Art Parodie mit humoristischer und komischer Wirkung; eine Milderung sollen die Vv. 551 f. geben, die übrigens vielleicht eingefügt seien (550 bis 552 verwarf Gruppe nebst anderen). Die Befreiung des Prometheus durch Herakles' Pfeile (523—534) bezieht Aly auf eine thebanische Heraklee. Anders ist die Prometheusepisode in den Erga eingearbeitet: durch Vorenthaltung des Feuers wird den Menschen die Verwertung der Güter erschwert. Den Ursprung des Unglücks in der Welt zu erklären, ist das Ziel, auf das die Geschichte von Prometheus hinführen soll, die mit einem Märchenmotiv von der Öffnung des πίθος verknüpft ist. Aus beiden Darstellungen (in der Theogonie und den Erga) will Aly auf eine alte Dichtung schließen, die spätestens der Mitte des 7. Jahrh. angehöre: hier sei in launiger Weise die Geschichte von der Teilung der Welt und der Rolle, die der schlaue Prometheus dabei spielte, erzählt worden. In diesem 'Original' sei (unter Rücksichtnahme auf mythographische Berichte) etwa folgendes enthalten gewesen: Prometheus schuf Menschen aus Ton; er sucht für sie in Mekone die bessere Hälfte des Opfers zu gewinnen. Für den Trug an Zeus wird das Feuer zurückgehalten (οὐκ ἐδίδου in der Theog. sei das ursprüngliche, gegen κρύψε der Erga): Prometheus habe vielleicht eine Fackel am Sonnenwagen entzündet (Hygin). Hierauf Schöpfung des Weibes, das in die noch tagende Ver-

sammlung der Götter und Menschen kommt und von Epimetheus ins Haus genommen wird. Von diesem ersten Weibe stammen die Frauen, deren Eigenheiten drastisch geschildert gewesen seien. Prometheus wird bestraft. Das Ganze sei ein Prometheushymnos 'ἀνθρωπίνου γένους γοναί' gewesen, wie ja auch das bei Chrysippos erhaltene Fragment γοναὶ 'Αθηνᾶς heißt. Der Hymnos aber von dem Werden des Menschengeschlechtes sei ein geistreicher Einfall eines Dichters gewesen, der die Menschen neben den Göttern nicht zu kurz kommen lassen wollte, eines Spötters, der Zeus, aber auch die Menschen mit Ironie abfertigte. Man sieht, daß der Verf. seiner Phantasie nicht allzu sehr Zügel angelegt hat.

Ed. Schwartz, Prometheus bei Hesiod. Sitzungsber. der preuß. Akademie d. Wissensch. 1915, I, 133—148.

Die Darstellungen des Mythos in der Theogonie und den Erga werden in Vergleich gestellt. Die beiden Werke seien früh, vor dem 5. Jahrh. überarbeitet worden.

Um in das individuelle Denken des Dichters einzudringen, fordert der Verf. die Ablösung gewisser Einschiebsel. In der Theogonie ist zunächst der aus der Tityossage übertragene Adler sowie die Befreiung durch Herakles auszusondern, da V. 613—616 diese ausschließe und nach V. 522 der Anschluß mit V. 534 ff. notwendig sei. Auch die Anreden V. 543 und 559 müssen fallen (vgl. E. 54); Zeus läßt sich nur scheinbar überlisten, V. 550 f. sind fest, wogegen 552 zu streichen wäre, da hier, statt des Prometheus, die Menschen genannt werden. V. 554 f. seien eine lahme Interpolation, ungeschickt und stümperhaft nach V. 540 gemacht. In V. 563 faßt Schwarz mit vollem Rechte μελίῃσι als Dativ des Instruments und im nächsten Vers θνητοῖς ἀνθρώποις als indirektes Objekt, wie es die grammatische Konstruktion verlangt, während in den Scholien dieser Dativ als Erklärung von μελίῃσι gedeutet wird; da μελίῃσι nicht für μελιηγενέσι stehen kann, sind darunter nur die Eschen selbst zu verstehen, die von Zeus mit dem Blitze getroffen das Feuer vermitteln, oder Eschenstücke, die aneinandergerieben das Feuer in primitiver Art erzeugen. Demgemäß sei, da nach dem überlieferten Kontexte nur eine gequälte Erklärung der Stelle möglich ist, V. 564 als Zusatz aufzufassen, der sie verdunkelte. Die Scheltrede (589) 590 bis 602 ist als echt anzusehen, weil der Dichter den Schaden, den das Weib anrichtet, nach eigener Vorstellung schildern will. Hiergegen seien, meint der Verf., die leeren Reflexionen V. 603—612 von einem Spätling hinzugesetzt, der die 'rauhe Misogynie' des Verfassers abzuschwächen versuchte. Am Schlusse wird versichert, Zeus habe Recht behalten, womit der Dichter kundgebe, wie er die Geschichte verstehen wolle.

Größere Schwierigkeiten bereitet nach Ansicht Schwartz's die 'planmäßige Überarbeitung' der Erga: hier sei der echte Zusammenhang zerstört. Die Götter haben den Menschen den βίος vorenthalten, sonst genügte e i n e s Tages Arbeit, um das ganze Jahr über leben zu können. Dieser Zustand rührt her vom Truge des Prometheus, der (beim Opfer) die Götter übervorteilte und das Feuer raubte. Dann heißt es V. 50 κρύψε δὲ πῦρ — im Sinne von βίον. Die Menschen sind zur Arbeit gezwungen, weil ihnen der Lebensunterhalt entzogen ist, nicht weil ihnen das Feuer fehlt. Daraus schließt Schwartz, daß der 'richtige Fortgang' von V. 50 durch einen Bearbeiter unterbrochen ist, indem jenes κρύψε δὲ πῦρ dem V. 47 Ζεὺς ἔκρυψε nachgebildet sei. Da die Erzählung auf das Verbergen des Lebensunterhaltes hinauslaufe, können die Motive vom Feuerraube und vom Entschlusse des Zeus, die Menschen zu strafen, nur der Theogonie entlehnt sein, indem ein Ausgleich mit dieser versucht wurde. In Bezug auf die doppelte Darstellung der Schöpfung des Weibes — Erg. 59 ff. und (69) 70 ff. — entscheidet sich Schwartz mit Recht für die erste Fassung, die keine Widersprüche enthält und der Theogonie gegenüber Selbständiges bietet, zumal Zeus dem neuen Gebilde nicht bloß Schönheit, sondern auch κύνεον νόον und ἐπίκλοπον ἦθος zu geben beabsichtigt. Dagegen verrate die zweite Version die Hand eines Stümpers: er folgt der Theogonie (70 ∾ Th. 571, 71. 72 ∾ Th. 572. 573, 76 nach Th. 587 gemacht), indem er zugleich die vorangehende Erzählung schlecht nachahmt (78 ∾ 67, 79 nach 61 geformt). Der Bearbeiter gab dem Weibe den Namen Πανδώρη durch schlechte Umdeutung aus einer in Athen gebrauchten sinnvollen Bezeichnung der 'Erde' (Aristoph. Vögel 971 und Schol.). Ein bekanntes Vasengemälde gibt eine Illustration dieser Umdeutung. Die V. 83 ff. (das Weib wird Epimetheus zugeführt) schließen sich direkt an 68 (69) an. Welch Unheil aber das Weib anrichtete, werde in den V. 90 ff. dargestellt, so daß bei V. 89 kein Abschluß anzunehmen sei; eine Neuerung gegenüber der Erzählung in der Theogonie, wo die Existenz des Weibes an sich das κακόν bedeute: hier aber werde von einer Tat des Weibes berichtet, die das Unheil auf Erden verursachte. Zwischen V. 92 und 94 (93 ist zweifellos jüngerer Zusatz) sieht Schwartz den Zusammenhang als unterbrochen an, da ein πίθος auftaucht, von dem noch nicht die Rede war (vielleicht sind einige Verse verloren). Dieser kann — es ist das althellenische in die Erde eingesetzte Tonfaß — als Sinnbild der Vorräte gelten, die der Mensch braucht. Das Weib verstreut sie, nur die Hoffnung bleibt durch Zeus' Gnade zurück (nach dem von Schwartz für echt gehaltenen V. 99); (V. 98 liest er ἐπέλλαβε nach dem Zitat des Stobaios, ἐπέμβαλε Codd.). Wird der βίος, das zum Leben Nötige, welches das Faß enthielt, verschleudert, so hört die sorgenlose Existenz auf: demgemäß bilde die Ge-

schichte vom Fasse und der Hoffnung den Abschluß der V. 47 ff., wobei also V. 50—59 und 70—82 auszuscheiden seien. Die Schöpfung des Weibes und ihre Tat bildet hier die Hauptsache, Prometheus' Trug erscheint nur leicht angedeutet. Im Fasse waren also Güter, die verstreut wurden, von ihnen blieb bei der Umarbeitung die Hoffnung stehen. Die etwas unorganisch (in V. 100) angeknüpften Übel (darunter νοῦσοι) flattern in der Welt im Gegensatze zu den Gütern (ἄλλα) umher.

Das Ergebnis der Analyse der in den hesiodischen Gedichten vorliegenden Darstellung faßt Schwartz folgendermaßen zusammen: Ursprünglich war erzählt, wie die Menschen den Zeus beim Opferschmaus übervorteilten. Zeus jedoch erkannte den Trug. An Stelle der Menschen setzte der Dichter den Prometheus, indem er einen zweiten Mythos anknüpft, den vom Feuerträger (πυρφόρος Τιτὰν Προμηθεύς Soph. Oid. Kol. 55), den er aus einem griechischen Kultgebrauche, wonach Opferfeuer von einem zum andern Orte übertragen wurden (πυρφόρος, daraus dann der Fackellauf), zum Feuerräuber machte. Der Heros durchkreuzt des Zeus Absicht, den Menschen das natürliche Feuer (erzeugt durch Blitzschlag in die Eschen) vorzuenthalten. Zum listigen Rebellen machte ihn erst Hesiod. Er und die Menschen werden bestraft, weil die Absicht des Zeus durch den Titanen vereitelt ward.

Daß eine Kombination mit der Erschaffung des Weibes erfolgte, scheint nach Schwartz dadurch veranlaßt zu sein, weil nach einer Sage Prometheus die Weiber (nicht die Menschen überhaupt) gebildet habe. Er wird schuld, daß Zeus das Weib erschaffen läßt: seine Absicht, die Menschen vor dem neuen Unheil zu schützen, wird durch Epimetheus' Unverstand zunichte gemacht. So hat Hesiod die Gestalt des gegen Zeus sich auflehnenden Prometheus geschaffen; dann kam die Heraklessage hinzu. Bei Aischylos, bei dem es sich nicht mehr um das bloße Opferfeuer handelt, sondern um das für die technische Kultur notwendige Element, ist er bereits zum Vertreter menschlichen Wissens und Könnens geworden, das die Götter als Eingriff in ihr Walten scheel ansehen, wenn auch der Gedanke nicht dem gläubigen Dichter selbst entsprungen sein mag.

N. Terzaghi, Atti della r. Accademia di archeol. lettere e belle arti. Napoli 1916, V 115 ff.

bespricht die bei Hesiod behandelten Versionen des Prometheusmythos; er will sie auf eine ältere Quelle, ein Gedicht anthropogonischer Art, zurückführen, das in den zwei Hauptwerken Erga und Theogonie in etwas verschiedener Weise benutzt worden sei.

A. Salač, Mythus o Prometheovi a Pandoře u Hesioda. Listy filologické XLIII, 1916, S. 81—91 und 190—204.

Von dem Gedanken ausgehend, daß bei der Erklärung des Schaffens eines Dichters mehr auf psychologische Vorgänge zu achten sei, als auf strenge logische Abfolge, unterzieht der Verf. die auf Prometheus und Pandora bezüglichen Mythen bei Hesiod einer sorgfältigen Zergliederung und Beurteilung, wobei er sich mit seinen Vorgängern, namentlich E. Schwartz, eingehend auseinandersetzt. Man müsse, bevor man das kritische Messer anlege, zunächst alle Möglichkeiten der Exegese ausschöpfen.

In der Darstellung der Theogonie vergrößere Prometheus, als er bei dem Trug in Mekone den Zeus (V. 548) mit den Worten Ζεῦ κύδιστε μέγιστε anspricht, also wohl wissend, mit wem er es zu tun habe, seine Schuld. Angebliche komische Züge, wie sie Aly (Kommentar) hier finden will, weist Salač mit Recht ab. Der Dichter läßt durchblicken, daß Zeus nicht wirklich betrogen war, insofern er absichtlich den schlechteren Teil des Opfers wählte: aber für den Trug will er die Menschen strafen durch Entziehung des Feuers, wodurch der Fortschritt der Kultur gehemmt wird. Durch den Diebstahl des Feuerfunkens begeht Prometheus einen neuen Fehl gegen Zeus' Herrschermacht, was durch die Schaffung des Weibes geahndet wird. Die folgende Schilderung des Wesens der Frauen läßt die Absicht des Dichters erkennen. Eine Streichung von V. 603—612, die Schwartz befürwortet, hält der Verf., wenn auch die Verse die Art eines Exkurses an sich tragen und vielleicht ein vom Dichter selbst später beigefügtes Stück darstellen, nicht für nötig. Das Bewußtsein von der Strafe des zweiten Truges sei beim Dichter so lebendig, daß er diese auch noch in die Gegenwart verlegt: V. 616 μέγας κατὰ δεσμὸς ἐρύκει. Im ganzen möchte Salač nur die längst von Wolf getilgten V. 576 f. und V. 590, die Variation von 591, beseitigt wissen. Gegenüber der Meinung von Schwartz, daß die Episode von Prometheus die Erzählung von Zeus' Jugend und der Titanomachie unterbreche, weist der Verf. darauf hin, daß Zeus durch die Strafe für den zwiefachen Trug des Prometheus die völlige Herrschaft über die Menschen gewann, während er dies bei den Göttern durch die Bezwingung der Titanen erzielte.

In betreff der Behandlung des Mythos in den Erga sieht Salač gegenüber den Darlegungen von Schwartz in dem κρύψαντες — βίον ἀνθρώποισιν V. 42 die — ähnlich wie bei der Erwähnung des Epimetheus Th. 512 proleptisch vorangestellte Strafe für den Feuerdiebstahl. Die Versionen, betreffend die Schöpfung und Schmückung des Weibes 60—69 und 70—82, wovon die erste die ursprüngliche sein mag, möchte er beide beibehalten, ohne die vorhandenen Bedenken zu verkennen; V. 79 indes müsse jedesfalls als noch jüngeren Ursprungs mit Bentley beseitigt werden. In V. 82 versteht Salač unter δῶρον den πίθος, indem er nicht

αὐτήν, sondern αὐτῇ als indirektes Objekt ergänzt: in das Faß, ein Geschenk aller Götter, hätte jeder von ihnen ein anderes Übel versenkt. Nach des Ref. Ansicht ist dies unzulässig, da vorher gar nichts vom πίθος gesagt wird; vielmehr sind eher die Gaben gemeint, mit denen verschiedene Gottheiten das neue Gebilde ausstatteten. In V. 85 ist dann das von Hermes herbeigeführte δῶρον die Pandora selbst: ebensowenig ist bei V. 86 μή ποτε δῶρον δέξασθαι an den πίθος zu denken; es bedeutet wiederum das Weib, das Zeus sendet als Entgelt für das entwendete Feuer (57 ἀντὶ πυρὸς δώσω κακόν). Die Strafe aber der Menschen besteht in dem Wesen der Frau, die es sich nicht versagen konnte, einen πίθος im Hause des Gatten Epimetheus, in dem die Übel eingeschlossen waren, zu öffnen. Ob sie ihn mitgebracht oder vorgefunden hat, wird nicht berichtet.

Sehr eingehend beschäftigt sich der Verf. mit der so mannigfach erörterten Frage nach dem Inhalte des Fasses und dem Wesen der Ἐλπίς. Die Auffassung Aristarchs, der nach dem Scholion eine doppelte Ἐλπίς (τῶν κακῶν und τῶν ἀγαθῶν) im Fasse vorhanden dachte, von denen die letztere entwich, während die andere (τῶν κακῶν) verblieb, verwirft der Verf. mit Recht, da der Text keinerlei Anhaltungspunkte hierfür biete. In wohldurchdachter Weise werden dann die seitens einer Anzahl neuerer Gelehrten über den Inhalt des πίθος und das Wesen der Ἐλπίς geäußerten Meinungen beurteilt und gewertet.

Zum Schlusse setzt der Verf. auseinander, Hesiod habe zwei ursprünglich selbständige Mythen vereinigt, ohne sie jedoch zu einem völlig einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. In der Theogonie bringt der Widerstreit zwischen Zeus und Prometheus in naiver Auffassung das Weib an sich als κακόν in die Welt, in den Erga erklärt das Auftreten und Gehaben des Weibes, wie die Übel über die Menschen kamen. In der letzteren Darstellung erkennt der Verf. einen bedeutsamen ideellen Fortschritt. Natürlich braucht, wie Ref. glaubt, hieraus nicht zu folgen, daß die Erga im ganzen von Hesiod erst nach der Theogonie geschaffen wurden, da der umgeformte Mythos vom Dichter nachmals eingelegt werden konnte.

P. Kretschmer, Die Strafe des Prometheus. Woch. f. klass. Phil. 1918, Sp. 237 f.

Die Strafe des Titanen vollzieht sich in der hesiodischen Theogonie, während er an einer Säule (κίων) gefesselt ist: sie ist ähnlich der Kreuzigung: auf Vasengemälden sieht man ihn an einem Pfahl (σταυρός, σκόλοψ). So wurde Prometheus' Pein von Lukian Prom. c. 1 aufgefaßt, der von ἀνεσταυρῶσθαι spricht und c. 9 von δεσμὰ καὶ σταυροί. Auch Ausonius Technop. X v. 9 redet vom Kreuze, von dem Prometheus' Blut

tropft. Aischylos hat den κίων oder σταυρός durch einen Felsen ersetzt, da ihm dies wohl besser zum heroischen Stil zu passen schien. Zu dieser Kreuzigungsstrafe gehört, wie Kretschmer schön auseinandersetzt, das Motiv des Adlers, eines der Raubvögel, denen gelegentlich der dem Tode geweihte Verbrecher lebendigen Leibes preisgegeben war. Solches erfahren wir aus einem Grabepigramm aus Amyzon in Karien, publiziert von Marshall Collect. of anc. greek inscript. in the British Mus. Part. IV Sect. II Oxford 1916 N. 1036. Ein Sklave hat seinen Herrn im Schlafe umgebracht und das Haus dann in Brand gesteckt: er wird aufgehängt, um bei lebendigem Leibe wilden Tieren und Raubvögeln zur Beute zu dienen. Offenbar sollte Prometheus also die Strafe erleiden, die damals für Kapitalverbrecher bestimmt war. Mythisch ist, wie Kretschmer hinzusetzt, nur der Zug, daß sich der Adler die Leber zum Fraße aussucht, den Sitz böser Begierden, und der Vorgang sich ständig wiederholt, wie es bei den Höllenstrafen geschieht.

P. Girard, Le mythe de Pandore dans la poésie hésiodique. Revue des études grecques. XXII, 1909, S. 217 ff.

Ein Beitrag zu der Frage nach dem umstrittenen Wesen der 'Ελπίς in den Erga, die bald als ein Gut (espérance), bald als Übel (wie von Lebègue, pressentiment du malheur) gefaßt wird. Nach Hesychios (ἐλπίς — προσδοκία, attente) stünde sie jenseits von Gut und Böse. Nach Girard, der den Ausdruck nicht in indifferentem Sinn (sens neutre) gefaßt wissen will, ist sie bei Hesiod ein Gut. Wie kam sie aber in die Gesellschaft der κακά im Fasse? Die 'Ελπίς blieb da, sonst aber (so ist E. 100 ἄλλα zu verstehen, d'autre part) befanden sich Wesen darin, die nicht derselben Art waren. Auch anderwärts gelte sie als Gut wie z. B. bei Theognis 1135 und Babrios Fab. 58 Cr., wo 'der Mensch' das Faß mit den 'Gütern' öffnet, die außer der Elpis alle zum Himmel entfliehen. Bei Philodem hingegen, περὶ εὐσεβ. 51 G., findet man einen πίθος τῶν κακῶν, den Epimetheus (der erste Mensch) öffnet. Hesiod habe beides, Güter und Übel, im Fasse vereint gedacht, aber er spreche es nicht aus, weil ihn vor allem der Ursprung des Unheils in der Welt interessiere. Die Erwähnung der 'Ελπίς allein schon konnte, meint Girard, an die Anwesenheit auch anderer Güter im Fasse erinnern, das natürlich als das aus dem Altertum bekannte Vorratsfaß anzusehen sei. Das Entweichen der Güter und Übel haben sich die Vasenmaler in der Art vorgestellt, wie sie eine Lekythos aus Athen zeigt (Jane Harrison, Pandora's box, Journ. of hellen. stud. 1900, 99, die übrigens V. 92 in unzulässiger Weise ἅς τ' ἀνδράσι Κῆρες ἔδωκαν schreiben wollte), als kleine geflügelte Genien. Die Übel breiten sich über die Erde aus, die Güter kehren zu den Göttern zurück; eines bleibt, die

Hoffnung, als Trost. Das scheine Hesiods Ansicht zu sein. Die espérance sei so eine 'réserve de bonheur et de consolation pour un avenir indéterminé'.

P. Waltz, A propos de l'Elpis hésiodique. Revue des études grecques XXIII 1910, 49 ff.

Die Abhandlung ist hauptsächlich gegen Girards Annahme gerichtet, der die Elpis (als espérance) für ein Gut erklärte, indem er voraussetzte, daß im Pandorapithos Güter und Übel zusammen vorhanden waren. Warum aber, fragt Waltz, bleibt die 'Ελπίς im Fasse eingeschlossen? Girard versuchte seine Theorie durch Hinweis auf die Auffassung verschiedener Autoren zu begründen, die der Verf. der Reihe nach analysiert. Demgegenüber führt Waltz etliche Stellen an, wo Elpis nur als ein Übel gewertet wird, wie z. B. Soph. Fr. 205 ἐλπὶς οὐδὲν ὠφελεῖ, oder die Epitheta bei Pindar ἀναιδής Nem. X 45 φθονερά Isthm. II 43. Er selbst sieht in ihr ein Übel: in den Erga sei nur gesagt, daß, was sich im πίθος befand, sich zerstreute und der Deckel zufiel, bevor Elpis herauskonnte, ferner daß die Übel sich über die Menschen verbreiteten; von Gütern werde nicht gesprochen. Es handle sich um ein Wesen, das nicht unter die Menschen gelangen konnte und ihnen fremd blieb: die ἐλπίς ist als prescience ein Übel, mit dem die Götter uns verschont haben: gerade weil sie eingeschlossen blieb, gestatten uns die Götter, noch zu hoffen ('c'est justement en la retenant prisonnière que les dieux nous permettent encore d'espérer').

I. K. Βογιατζίδης. Ἡ Ἐλπὶς ἐν τῷ μύθῳ τῆς Πανδώρας. ΑΘΗΝΑ XXIII 1911, 53 ff.

Auch dieser Aufsatz wendet sich wesentlich gegen Girard und dessen Behauptung, daß Hesiod von der Voraussetzung ausgehe, es seien Übel und Güter zugleich im πίθος der Pandora gewesen, es aber nicht direkt sage. Während Lebègue, der die 'Ελπίς als προαίσθησις τοῦ κακοῦ faßte, im Hinblick auf E. 102, wo die νοῦσοι αὐτόματοι kommen, sie im Fasse eingeschlossen sieht, weil Zeus Mitleid für die Menschen fühle, die nicht auch noch vor dem Unheil leiden sollen, ist der Verf. anderer Ansicht: das habe vielmehr Zeus in seinem Grimme getan, weil die Menschen sich sonst dem kommenden Unheil entziehen oder seine verderbliche Kraft stark mindern konnten. Der πίθος bei Hesiod sei ein ἁπλοῦς, der nur die κακά enthielt, auch die darin verbleibende 'Ελπίς sei ein κακόν. Diejenigen, welche sie als Gut auffassen, müssen mit der Schwierigkeit rechnen, daß sie 'ἐς ἀεί' verschlossen bleibt, demnach den Menschen keinerlei Vorteil erwachse. Anders stehe es mit der 'Ελπίς bei Theognis: da die anderen ἀγαθά

die Erde verlassen, weile sie als gute Göttin unter den Menschen; die Quelle dieser Version sei übrigens nicht der Pandoramythos, sondern der von den Weltaltern, zumal bei Theognis nichts vom πίθος verlaute.

A. Cassarà, I luoghi Esiodei intorno alla creazione della donna. Catania 1911, 16 S.

Im wesentlichen handelt es sich dem Verf. darum, zu zeigen, daß die ausführliche Darstellung von der Schöpfung des Weibes, wie sie in der Theog. 570 ff. und in den Erga 60 ff. geboten wird, gegenüber den Anfechtungen, welche diese Abschnitte erfahren haben, als echt und unentbehrlich festzuhalten sei und nicht preisgegeben werden könne. An eine Ausscheidung könne nicht gedacht werden.

K. Ziegler, Menschen und Weltenwerden. Neue Jahrb. für d. klass. Altert. XVI 1913, 555 ff.

In dieser Arbeit wird auch der Pandoramythos berührt. Ziegler sieht in der Pandora der Erga bereits generell 'das Weib, welches das Unglück in die Welt bringt. Mit der als Strafe des Frevels gegen die Götter erfolgten Erschaffung des Weibes, wonach bei Scheidung der Geschlechter die geschlechtliche Fortpflanzung erfolgt, beginne ein neues unglückliches Zeitalter für die Menschheit (gegenüber den früheren glücklichen erdgeborenen Menschen). Es liege hier eine mythologische Parallele zur platonischen Dartsellung der φθοραί als Wendepunkte in der Menschheitsgeschichte vor.

K. Robert, Pandora. Hermes XLIX 1914, 17 ff.

Für die Geschichte des Pandoramythos, dessen Entwicklung der Verf. in seiner schönen Arbeit darlegt, ist die Darstellung auf einem rf. Krater des Ashmoleanmuseums zu Oxford, die zuerst von Percy Gardner im Journ. of hellen. stud. XXI 1901, 1 ff. (mit pl. I) veröffentlicht ward, von Interesse; vgl. auch Jane Harrison Proleg. 281, Fig. 72. Eine Frau, bekränzt, entsteigt, mit ausgebreiteten Armen das Licht begrüßend, der Erdentiefe, dabei ein Mann mit Hammer, gegen den ein kleiner Eros heranfliegt; auf der anderen Seite Zeus und Hermes. Dargestellt ist hier ein Naturmythos: die im Winter erstarrte Erde wird im Lenz gelöst; Pandora, von Epimetheus befreit, wird sich mit ihm unter Zeus' Zustimmung vermählen. Eine sf., also ältere, Lekythos der Bibl. nationale in Paris illustriert jenen Vorgang gut (Robert, Archäol. Märchen Taf. V A, J. Harrison Proleg. 279, Fig. 70): hier erscheinen bärtige bekränzte Männer mit Hämmern als Befreier; einer wird Epimetheus, der andere Prometheus sein.

An den durch die Vasendarstellungen bezeugten älteren Mythos knüpfte Hesiod an, da bei ihm Pandora die Gattin des Epimetheus

ist: der Beiname der Erdgöttin, die alles spendet, ward auf das neugeschaffene Tongebilde übertragen. Die Erinnerung aber an sie sollte durch die vorgetragene Etymologie des Namens verwischt werden (Erg. 80 ff.), die freilich eine doppelte Deutung erfuhr, 'weil alle Götter der Pandora ein Geschenk machten' und 'weil alle Götter sie den Menschen zum Geschenk machten'; wenn man übrigens sagte, daß die Ausschmückung der Pandora mit Rücksicht auf ihren Namen erfunden ward, so enthalte auch dies ein Körnchen Wahrheit. Auf einer bekannten Schale des Brit. Museums mit der Schmückung der Heroine ist sie Ἀνησιδώρα, nicht Pandora genannt.

Robert bespricht nun eingehend die Darstellung Hesiods. Die Verse Erg. 69—80 verteidigt er als echt; wegen E. 69, wo ὣς ἔφαθ' steht, ohne daß eine direkte Rede voranginge, verweist er auf analoge Stellen im jüngeren Epos. Auch gegen die Athetese von V. 60—68 erhebt er Einwände: wenn nach V. 64 Athene die Pandora die Kunst des Webens lehren soll, nach 72 sie aber 'ζῶσε — καὶ κόσμησε', so bekleide sie Pandora hier mit dem Peplos: es sei so das Konkrete für das Abstrakte gesetzt. Vielleicht seien übrigens, da V. 72 mit Theog. 573 gleichlautet, dereinst auch Theog. 574 und 575, wo die Tätigkeit, welche jene Verba ausdrücken, näher bestimmt werde, ebenso in den Erga hinter V. 72 gestanden. Auf V. 76 und 79 müßte, wie schon Bentley scharfsinnig erkannte, verzichtet werden.

Mit V. 69—82 hängt V. 90—104 zusammen, abermals, wie Jane Harrison sah, ein alter Naturmythos, eine Parallele zur Befreiung der Erdgöttin Pandora. Zugrunde liege vielleicht der Vorgang, der dem zweiten Tag des attischen Frühlingsfestes der Anthesterien, den Πιθοίγια, zugrunde lag. Die zur Bestattung dienenden πίθοι werden durch die Erdgöttin geöffnet, und die Seelen der Abgeschiedenen steigen für eine Weile zur Oberwelt empor, um bald wieder zurückzukehren. In Umdeutung dieser Vorstellung habe Hesiod aus den im Grabe zurückgehaltenen Seelen die eingeschlossenen Übel gemacht, welche durch Pandoras Faßöffnung über die Lande schweifen als κῆρες, eine neue Art von Unheilsdämonen. So werde neuerdings die ursprüngliche Identität der Pandora mit der Erdgöttin bestätigt.

Als Grundlage der Pandorageschichte in den Erga sieht Robert die Darstellung in der Theogonie an, welche erweitert sei. Als Bildner des Weibes erscheint der Feuer- und Handwerksgott Hephaistos. Dann ward Prometheus Schöpfer der Frau, und schließlich dachte man sich ihn als Bildner der Menschen überhaupt. Im Fragm. 2 des Katalogs ist er Gatte der Pandora und Vater des Deukalion: nach der sf. Pariser Lekythos hat auch er, als bei ihrer Befreiung mitbeteiligt, Anspruch auf ihren Besitz.

K. Robert, Archäologische Miscellen. Sitzungsber. der bayr. Akad. d. Wissensch. philos.-philol. u. hist. Klass. 1916. 2. Abh. S. 9—14.

Die homerischen Verse Z 181 f. πρόσθε λέων κτλ. drücken den in den hellenischen Kunstdarstellungen durchweg vorliegenden Typus 'Löwin mit Schlangenschwanz, aus deren Rücken ein Ziegenkopf emporwächst', nur sehr ungeschickt aus; daher übt das Scholion BT zu Z 181 berechtigte Kritik: εἰ τὸ πλέον καὶ ἔμπροσθεν μέρος εἶχε λέοντος, ἔδει αὐτὴν λέοντα καλεῖσθαι. ἦν οὖν τὸ πᾶν χίμαιρα, ἀφ' οὗ καὶ ὠνομάζετο, κεφαλὴν δὲ εἶχε λεαίνης, οὐρὰν δὲ δράκοντος. Robert hält die zwei genannten Verse für eingeschmuggelt: ursprünglich habe der Dichter etwa an einen tierköpfigen Dämon (etwa Frau mit Ziegenhaupt) oder an eine Ziege mit Menschenkopf gedacht (daher V. 179 f. Χίμαιραν ἀμαιμακέτην). Diese Urbildung sei dann einem Mischwesen gewichen, aus Löwe, Ziege und Schlange bestehend, dessen neuen Typus Hesiod beschreibt, der, das Adjektiv ἀμαιμακέτην aus Z 179 benutzend, nun von ihr sagte πνέουσαν ἀμαιμάκετον πῦρ Th. 319. Der hesiodischen Schilderung entspricht die Auffassung auf zahlreichen Bildwerken, die oben erwähnt wurde. Wenn das Scholion zu der Iliasstelle am Schlusse bemerkt: Ἡσίοδος δὲ ἠπατήθη τρικέφαλον αὐτὴν εἰπών, so liegt ein Mißverständnis vor; von einem Herauswachsen der Köpfe aus demselben Halse ist nicht die Rede. Es heißt nur 321 τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφαλαί. Dieser Typus wurde in der Ilias vermißt, und deshalb wurden die beiden Verse 181 f. eingefügt, indem nach der hesiodischen Beschreibung in V. 182 der Ausdruck πνέουσαν ἀμαιμάκετον πῦρ umgewandelt wurde in δεινὸν ἀποπνείουσα πυρὸς μένος αἰθομένοιο. Diese neu hinzugekommenen zwei Verse sind schließlich wieder aus der Ilias in die Theogonie eingesetzt worden, aus der sie durch Wolf mit Recht entfernt wurden.

R. Schultz, Αἰδώς. Diss. Rostock 1910.

Der Verf., welcher die Bedeutung dieses Begriffes und deren Wandlungen erörtert, kommt S. 31 ff. auch auf die Stellen aus den Erga (192 f., 317—319) sowie im Fr. 96, 44 zu sprechen. Die Scham, verecundia, sollte den Menschen hindern, einen 'besseren Mann' (ἀρείονα φῶτα) zu schädigen: aber ihr Gegenteil, die ἀναίδεια, Unverschämtheit, wächst mit den Menschen, wie durch den Hinweis auf Theodektes von Phaselis TGF Fr. 12 N². hübsch illustriert wird: αὕτη δ', ὅσῳ περ αὔξεται θνητῶν γένος, τόσῳδε μείζων γίγνεται καθ' ἡμέραν. Den Begriff αἰδώς definiert Schultz als Empfindung, Gefühl für soziale Gerechtigkeit. Gegen Peppmüllers Umstellung von V. 318 und 319 spricht er sich aus, indem er erklärt: schlimm ist die Verschämtheit,

die den Armen beherrscht (V. 317), die seinen Sinn mit Verzweiflung über seine Lage erfüllt; in V. 318 sage dann der Dichter, daß die αἰδώς in malam und bonam partem gekehrt werden kann, während nach V. 319 die ehren[illegible]e Scheu, die meist bei minder Begüterten, nicht bei Reichen zu finden ist, dem Übermut der Reichen gegenübergestellt wird. Die Annahme Kirchhoffs (Hesiod. Mahnl. 66) V. 318 f. sei eine wegen des Stichwortes αἰδώς angeflickte Interpolation, lehnt der Verf. mit Recht ab.

Mit der αἰδώς steht die νέμεσις in enger Verbindung. Nach E. 197 ff. wenden sich Αἰδώς und Νέμεσις von den frevelhaften Menschen ab, um zu den Unsterblichen zu enteilen; ebenso werden die beiden Begriffe Fr. 96, 44 zusammen genannt νέμεσίν τ' ἀποθεῖτο καὶ αἰδῶ. Diese Verknüpfung wird vom Verf. zutreffend erklärt. Die νέμεσις ist das Bewußtsein, daß andere — Götter und Menschen — Rechenschaft fordern werden für jegliche Tat, die gerechte Empörung und Entrüstung darüber, wenn jemand die Grenze des Gebührlichen und die Sitten des Zeitalters überschreitet. Daher lebe und sterbe sie mit der αἰδώς, der Scham und Ehrfurcht gegenüber der Gottheit und Gesellschaft.

L. Duncker, Hybrisidee und Gerechtigkeitsgedanke in der altgriechischen Religion. Sokrates III 1915, 161 ff.

In einem in Hannover 1914 gehaltenen Vortrage berührte (nach S. 173) der Verf. auch die 'Dike' bei Hesiod. Ihn habe das beleidigte Rechtsgefühl zum Dichter gemacht, als ihn der Bruder bei der Erbteilung betrog. Er sei der erste, der die Götter als Hüter der Gerechtigkeit empfindet, und zwar auf Grund persönlicher Erfahrung, indem die erlittene Unbill bei ihm die Zuversicht auf ihre nachfolgende Ahndung durch die Gottheit erweckte.

K. Brugmann, Εἰρήνη. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 68. Bd. 3. Heft 1916.

Der Verf. weist (S. 2) auf das hohe Alter der ethischen Seite des Begriffes hin, was aus Hesiods Theog. 901 erhelle, wo Eirene, Dike und Eunomie als Schwestern, als Töchter des Zeus und der Themis erscheinen: also ursprüngliche Eintracht zwischen Stämmen und Völkern, Abwesenheit der Kriegsunruhen im Lande, friedfertige Gesinnung und das daraus entspringende Handeln.

B. Keil. Εἰρήνη. Eine philologisch-antiquarische Untersuchung. Ebenda. 4. Heft. 1916.

Auch Keil betont, daß für Εἰρήνη die Bedeutung 'Friedenszustand' hervortritt, und zwar gleich bei Hesiod Th. 901 ff., an einer Stelle, die

dann wiederholt nachgebildet wurde, wie schon bei Pind. Ol. XIII 6 u. a. Erst seit Anfang des 4. Jahrh. ist, wie früher σπονδαί, συνθῆκαι, ὅρκοι, auch der Ausdruck εἰρήνη im Sinne von Friedensvertrag verwendet worden.

P. Kretschmer, Glotta X, 238 f.

erhebt die Frage, ob bei Εἰρήνη nicht ursprünglich ein Eigenname vorliege, d. h. die Göttin Εἰρήνη nicht älter sei als das Abstraktum. Die Grundbedeutung 'Friedenszeit', die Keil feststellt, führt der Verf. als Stütze für seine Vermutung an: ἐπ' Εἰρήνης, ursprünglich 'unter der Herrschaft der Εἰρήνη' wie ἐπὶ Κρόνου, wäre dann in ἐπ' εἰρήνης übergegangen, 'in Friedenszeiten'.

T. L. Agar, The Class. Review XXIX 1915, 193 ff.

bespricht den Begriff der ὄσσα bei Hesiod, bei dem dies im allgemeinen die Bedeutung von Stimme überhaupt habe, nicht bloß ein von den Göttern ausgehendes Gerücht (wie ὄσσα ἐκ Διός); bemerkenswerterweise kommt der Ausdruck nur in der Theogonie vor. Doch, meint Agar, sei dieser Wandel der Bedeutung nicht dem Dichter selbst zuzuschreiben, sondern überhaupt dem jüngeren Zeitalter.

P. Wolters, Archäologische Bemerkungen, II. Sitzungsberichte der bayr. Akad. der Wissensch. Philos.-philolog. und hist. Klasse 1915. 3. Abh. 10 ff.

In Hesiods Katalogen war nach Fr. 78 und 79 das Abenteuer des Peleus (nach Eurytions Tötung fand er bei Akastos in Iolkos Schutz und Entsühnung), welches er infolge der verleumderischen Anschuldigung von Akastos' Gattin, er habe sie verführen wollen, auf dem Pelion zu bestehen hatte, ausführlich geschildert. Auf der Jagd begriffen erlegte nach [Apollodoros'] Bericht III 166 ff. W. Peleus manches Stück Wild, dem er die Zunge ausschnitt, während das Gefolge des Akastos sich dieser Beute bemächtigt und den Peleus ob seines angeblichen Mißgeschickes auf der Jagd verhöhnt: Peleus aber kann die Leute durch Vorlage der Zungen entlarven. Mit Recht nimmt Wolters an, daß diese Einzelzüge des Mythos, da sie für Akastos' Racheplan keinerlei Bedeutung haben, aus dem hesiodischen Epos stammen. In diesem war dann weiter erzählt (Fr. 79), wie Akastos, um den Peleus wehrlos zu machen, ihm seine μάχαιρα, während er schlief, wegnahm und versteckte, damit er den Kentauren des Gebirges erliege. Nach [Apollodoros] wird Peleus durch das Dazwischentreten des Chiron vor einem Überfall gerettet, der die μάχαιρα sucht und findet, um sie dem Peleus wiederzugeben. Diese Geschichte ist, wie Wolters darlegt, wiederholt auf alten Vasengemälden geschildert. Insbesondere

berichtet der Verf. über eine in einer etruskischen Nekropole gefundene Halsamphora aus dem Ende des 6. Jahrh.: auf einem Baume sitzt ein Mann, beschuht, mit kurzem Mantel angetan, der in der einen Hand einen Zweig, in der anderen eine μάχαιρα (Hiebschwert oder Jagdmesser) hält. Den Stamm des Baumes umstehen ein Eber und zwei Hinden, rechts ein Wolf und ein Löwe. Peleus hat sich hier auf den Baum gerettet. Die andere Gefäßseite zeigt einen Kentaur unter einem Baume in ruhiger Haltung, offenbar Chiron. Außer dieser offenkundigen Illustration von Peleus' Pelionabenteuer werden von Wolters noch andere Bilder besprochen, welche ähnliche Darstellungen enthalten.

F. Winter, Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XII 1909, 697 ff.

Der Verf. behandelt die Darstellung der Geburt der Athene bei Hesiod Theog. 924 ff. und Pindar Ol. VII 34 ff. In der Theogonie wird nur die Tatsache des Wunders berichtet, wobei Athene durch eine Fülle formelhafter Beiwörter rein typisch geschildert wird, wie auf den Metopen von Selinunt auch nur Typen (Perseus, Medusa, Athene) gegeben sind und sich die Gestaltungsmotive nicht aus dem auf der betreffenden Metope behandelten Vorgange selbst entwickeln. Pindar aber läßt das sich vollziehende Wunder schauen. Während auf altgriechischen Vasenbildern die Göttin bei dem Akte entsprechend der naiven Denkungsweise der archaischen Kunst in winziger Gestalt erscheint, wird bei Pindar der gewaltige Vorgang in eindrucksvollster Weise geschildert. Athene fährt über den Scheitel des Zeus schreiend dahin, so daß Himmel und Erde erbebt, ihr erstes Lebenszeichen. Das Verhältnis der pindarischen zur hesiodischen Darstellung vergleicht Winter zutreffend mit der vollendeten Kunstform der Olympiaskulpturen gegenüber den altehrwürdigen selinuntischen Metopen.

W. Nestle, Politik und Moral im Altertum. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XXI 1918, 225 ff.

Die naive Darstellung des Rechtes des Stärkeren, des Satzes 'Gewalt geht vor Recht', wie sie in der hesiodischen Fabel E. 202 ff. vorliegt, wird mit dem bei Thukydides V 84 ff. erwähnten Dialog der Melier und Athener in Vergleich gestellt. Hesiod ist mit jenem Satze offenbar nicht einverstanden, da er den Unterschied zwischen den Menschen und der Tierwelt betont, in welch letzterer rücksichtslose Gewalt herrscht, wogegen bei den Menschen Recht und Gesetz die Obmacht haben sollten (Erg. 276 ff.). Aus dem Naturgesetz, daß der Stärkere über den Schwächeren obsiegt, werden in der angeführten Stelle

des Thukydides die Konsequenzen gezogen. Die Gerechtigkeit sei keine absolute, sondern nur eine für gewisse Fälle getroffene Übereinkunft der Menschen.

R. J. Bonner, Administration of justice in the age of Hesiod. Class. Philol. VII 1912, S. 17—23.

Der Verf., welcher das hesiodische Zeitalter für etwa 750—650 ansetzt, sucht das Rechtsverfahren in dieser Epoche entsprechend zu charakterisieren. Damals ward auch schon das Interesse des Staates für gewisse Rechtsangelegenheiten wahrnehmbar. So verlangte z. B. der Mord bereits öffentliche Sühne; das Verbrechen bedeutete also nicht mehr bloß eine Schädigung der dem Toten Nahestehenden. Im ganzen ergibt sich ein Fortschritt gegenüber der Übung in der homerischen Epoche.

P. Waltz, Hésiode charron et géomètre. Revue des études anciennes XIV 1912, 225—238.

Eine sorgfältige und eingehende Behandlung der in den Erga dargestellten Konstruktion des Wagens und seiner einzelnen Teile, wobei ganz besonders den Abmessungen Aufmerksamkeit gewidmet wird. Wiederholt findet der Verf. Gelegenheit, sich mit Paleys Anschauungen auseinanderzusetzen. Anläßlich der technischen Fragen bei der Herstellung der Räder und Radfelgen wird die Szene der aristophanischen Vögel, wo der Geometer und Astronom Meton auftritt (992 ff.) und den Plan der neuen Hauptstadt von Wolkenkuckucksheim auseinandersetzt, vergleichsweise herangezogen.

A. S. F. Gow, Hesiods Wagon. Journ. of Philol. XXXII 66.

Schon E. Thraemer hat in der Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen (1901), vgl. Jahresber. Bd. CLII 1911, S. 53 f., in ausführlicher Weise die Form des hesiodischen Wagens besprochen: Gow geht auf die hierbei in Betracht kommenden Fragen wiederum ein, indem er die Bedeutung der einschlägigen Ausdrücke wie ἄξων, ἄψις, ἅμαξα u. a. sowie die Maße δῶρον, σπιθάμη, πούς sorgfältig untersucht.

O. Roßbach, Hesiod und Nikosthenes. Berl. philol. Woch. 1915, Sp. 1295 f.

Nach E. 465 ff. soll der Landmann, nachdem er ein Gebet zu Zeus und Demeter gesprochen, mit dem Pflügen beginnen und die Rinder mit seinem Stabe antreiben; hinterher möge ein kleiner Diener die Samenkörner mit der Schaufel bergen, um den Vögeln, die sie verzehren wollen, Mühe zu bereiten. Aber das Säen selbst wird nicht

direkt erwähnt. Roßbach fragt, ob dies absichtlich geschehe. Kaum, zumal es bei Vergil Georg. I 104 ausdrücklich erwähnt sei. Dazu kommt, daß dieser Vorgang durch ein antikes Denkmal, die sf. Schale des Nikosthenes in Berlin (N. 1806 Furtwängler, oder Wien. Vorlegebl. 1889, Taf. VII, 2 a) in epischer Breite illustriert erscheint. Drei Männer führen ihre Pflüge hintereinander; auf dem besterhaltenen Bilde hält der Pflüger mit der einen Hand den Griff des Gerätes wie bei Hesiod, mit der anderen den Stab zum Antreiben der Rinder. Auch der kleine Diener fehlt nicht, der mit einem langen Stecken auf etwas nicht Dargestelltes stößt — allem Anschein nach zerkleinert er die Schollen und birgt dadurch die Körner. Aber nicht Vögel bedrohen sie, sondern vor dem Diener sitzt eine der großen griechischen Heuschrecken, den Kopf nach abwärts geneigt (bei Furtwängler als 'Füllfigur' aufgefaßt). Unter ihr ist als stattlicher Mann der Säemann (441 τεσσαρακονταετὴς αἰζηός) dargestellt, mit Saatkorb am linken Arm, während die geschlossene Rechte Körner zu halten scheint. Roßbach meint nun, die so illustrierte Szene werde kurz erwähnt auch bei Hesiod nicht gefehlt haben, weshalb er hinter μεσάβων in V. 469 einen Vers ergänzen möchte, der (im Hinblick auf Pollux I 223) etwa so gelautet hätte: ἐπιδραξάμενος μὲν / αἰζηὸς γῇ σπέρμα βάλοι. Ref. ist der Ansicht, daß es einer solchen Annahme nicht bedürfe: denn in V. 463 und 471 ist von der Saat und dem Samen die Rede.

A. S. F. Gow, The ancient plough. Journ. of hellen. stud. XXXIV 1914, 249 ff.

In dieser Studie über die Pflüge im Altertum, wobei nebst den literarischen Angaben auch die antiken Darstellungen herangezogen und beurteilt werden, behandelt der Verf. naturgemäß auch die einschlägigen Stellen der hesiodischen Erga in zweckentsprechender Weise.

G. Lippold, Griechische Schilde, Münchener archäol. Studien, 1909, S. 399 ff.

Eine förmliche Geschichte dieser Verteidigungswaffe bei den Hellenen von der mykenischen Epoche angefangen. Auf S. 460 ff. wird in eingehender Untersuchung auf die Schilde im Epos unter Bezugnahme auf die monumentale Überlieferung eingegangen. Friedländer hat (Herakl. 1907, 108) in der hesiodischen Aspisbeschreibung die Darstellungen, welche sich in einer Reihe von Kunsttypen nachweisen lassen, die dem Dichter zum Vorbilde dienen konnten, scharf geschieden von Szenen, die in der archaischen Kunstepoche nicht vorkommen, aber bei Homer zu finden sind: als Resultat der Betrachtung ergab sich für ihn, daß der Urheber des Heraklesschildes einerseits

einen wirklichen Schild vor Augen hatte, andererseits eine Anzahl Bilder aus der homerischen Aspidopoiia entnahm. Nach Lippold hätte er noch einen Schritt weiter gehen sollen: Dinge, die man für die Realität der ersten Gruppe anführt, wie z. B. Angabe des Materials, Anordnung der Bilder u. a., kommen auch in der zweiten vor; auch wechseln Szenen der ersten und zweiten Art ab. Deshalb, meint der Verf., habe nicht ein wirklicher Schild, etwa einer, der als der des Herakles galt, das Substrat gebildet. Es konnte der Dichter nach der ihm vorliegenden homerischen Schildbeschreibung, da er auch eine Reihe künstlerisch mit bildlichen Darstellungen geschmückter Schilde kannte, frei verfahren.

In die Mitte setzte er den Phobos, eines der ältesten Schildzeichen, während er die übrigen Bilder aus bekanntem Typenkreise nahm, nicht ohne die homerische Beschreibung umzugestalten. Bei den Darstellungen der Städte dachte er an Troja und Theben, ohne sie zu nennen. In der Angabe des Metalls (der Stoffe) folgte er Homer. Für einige Szenen gab es Muster weder bei Homer noch in der damaligen Kunst, wie z. B. die Eris auf der Stirne des Phobos: solches kann Erfindung des Dichters selber sein. Für die Zeitbestimmung des Gedichtes lassen sich die Kunsttypen in Anschlag bringen, die etwa auf das 7. Jahrh. weisen. In Attika scheint die Dichtung von der Mitte des 6. Jahrh. bekannt gewesen zu sein: hier hat man Herakles auf späten sf. und alten rf. Vasen als Hopliten mit dem böotischen Schild ausgestattet, nicht als 'Böoter', sondern weil man seinen Schild als besondere Waffe charakterisieren wollte, ohne weiter zu beachten, daß der Verfasser der Aspis einen Rundschild beschreibt.

In einer Rezension in der Philol. Woch. XXVII 1910, Sp. 738 meint A. Trendelenburg, dem Heraklesschilde spreche Lippold jede Realität ab: mit Recht, insofern die phantastisch steigernde Dichtertätigkeit bei ihm noch fühlbarer sei als beim Achilleusschilde; mit Unrecht, wenn er damit Anregungen leugnen wollte, die der Dichter reich verzierten Rundschilden seiner Zeit verdankte.

P. Waltz, Les artisans et leur vie en Grèce. Le siècle d'Hésiode. Revue historique XXXIX 1914, 5 ff.

Der Landmann, wie ihn Hesiod in den Erga schildert, ist auf sich gestellt, nur selten bedarf er fremder Beihilfe: das Gefühl der Gemeinsamkeit ist weniger entwickelt, wenn man auch in gutem Einvernehmen mit den Nachbarn leben soll. Jeder, der leben will, ist zur Arbeit verpflichtet, das gilt dem Dichter als oberste Moral. Der Landmann genügt zumeist hierbei sich selbst. Erst infolge industriellen Fortschrittes war man auf die Mithilfe der Handwerker angewiesen,

wenn man nicht schlechte Werkzeuge haben wollte. Von solchen werden in kurzen Andeutungen der κεραμεύς, τέκτων, der Schmied — Ἀθηναίης δμῷος — und der ὑλοτόμος genannt. Die Tätigkeit des κεραμεύς ist im Zeitalter Hesiods offenbar besonders wichtig, wie denn die Keramik sich überhaupt früh entwickelte. Da verschiedene Industrien bei Herstellung eines Objektes tätig sind, ergibt sich durch Teilung der Arbeit ein bemerkenswerter Fortschritt; es entwickelt sich eine korporative Tradition, wie z. B. in der Metallarbeit, vgl. Fr. 176, wo von den Ἰδαῖοι Δάκτυλοι die Rede ist. Hephaistos ist ihr Patron, der bei der Schöpfung der Pandora beteiligt ist und nachmals im pseudohesiodischen Schilde auch diese Schutzwaffe herstellt. Auch der τέκτων hat mancherlei Arbeit zu verrichten; dazu gehört selbst der Schiffbau, der steigende Bedeutung gewann. Im letzten Abschnitte der Erga finden sich bereits Andeutungen betreffs Arbeitsteilung hierbei. Während bei Homer N 390 der τέκτων die hierfür nötigen Bäume fällt, ist es in den Erga der ὑλοτόμος (V. 807 f.).

Mehr noch als bloße manuelle Arbeit obliegt anderen δημιουργοί. So gehören die ἀοιδοί einer eigenen Zunft an, sie holen sich Preise im Agon, die Sangeskunst wird eine Profession, so daß der ἀοιδός neben dem κεραμεύς und τέκτων genannt erscheint, E. 25 f.; auch er neidet dem andern den Erfolg seiner Tätigkeit. Ja, Waltz sieht sogar die πτωχοί, deren an der angeführten Stelle gedacht wird, die Vagabunden, als eine Sippe für sich an: er will übrigens in ihnen nicht eigentliche Bettler, sondern Verbannte, Schiffbrüchige, Waisen und dgl. erkennen, die förmlich organisiert gewesen seien.

Was nun die soziale Stellung der Handwerker und der Vagabunden, die Waltz zur selben Gesellschaftsklasse zählt, anbetrifft, so waren es nach seiner Meinung freie Leute, aber ohne Eigentum, aus dem sie ihre Existenz hätten bestreiten können; deshalb müssen sie um Lohn arbeiten, oder sie leben von Gefälligkeiten (liberalités). Tüchtige Handwerker konnten weit bekannt werden (wie Tychios bei Homer oder Epeios). Die Demiurgoi hatten gleichwohl unter dem Vorurteil gegen Arbeiter und Arbeit zu leiden, seitdem die Oligarchie in der griechischen Welt sich breit machte. Daher preist der Dichter immer wieder den Adel der Arbeit, die keine Schande ist. Dennoch gilt die manuelle Tätigkeit als minderwertig, insofern man sich dadurch dem Dienste eines anderen unterordnete und in eine gewisse Abhängigkeit geriet. Mitunter gab's ungenügenden Lohn, vgl. E. 370. Man nahm auch einen θῆς ἄοικος auf, der also keinen Hausstand hatte, E. 602, oder eine kinderlose Magd (ἄτεκνος ἔριθος), um Schwierigkeiten zu vermeiden, die z. B. eine ὑπόπορτις ἔριθος brachte.

Da der Kampf ums Dasein auch bei den Handwerkern Rivalität erzeugte, ergab sich die bei Hesiod betonte Konkurrenz: sie wird nicht bloß in den V. 25 f. hervorgehoben, sondern mehr noch in dem Mythos von den beiden Ἔριδες versinnbildlicht.

Da die Arbeit der Handwerker nicht so hoch gewertet wurde wie die des Feldarbeiters und Landmanns, war die Industrie noch nicht das normale Mittel, den Lebensunterhalt zu gewinnen. Der schwächere Arbeiter mußte trachten, sich mit anderen zu gemeinsamem Ziele und Vorteile zu vereinigen. So entstanden Betriebe größeren Stils; so mochte der Schmied von Askra, dessen Arbeitsraum gar als Vereinigungssaal dienen konnte, ein derartiges bedeutendes Unternehmen leiten. Naturgemäß entwickelte sich bei den wachsenden Bedürfnissen des Lebens und dem Fortschritte der Zivilisation eine intensivere Arbeitsteilung und Kollektivarbeit. Wie man sieht, bildet die Abhandlung von Waltz einen hübschen Beitrag zu den Sozialproblemen auch hesiodischer Zeit.

H. Schultz, Das koloristische Empfinden der älteren griechischen Poesie. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum. XIV, 1911, 19 ff.

In den hesiodischen Gedichten findet der Verf. dieses Aufsatzes keinerlei Material für die Entscheidung, ob das koloristische Empfinden des Dichters lebhaft entwickelt war: alles in allem sieht er bei Hesiod eine farblose Welt. Immerhin beobachtete der Bauernsohn die Farben der Natur: dies bezeugt z. B. die Verwendung des Beiwortes der Nachtigall E. 203 ποικιλόδειρος im Gegensatz zu dem unbestimmten homerischen χλωρηΐς: die Aunachtigall unterscheidet sich von der gemeinen durch die wolkig gefleckte oder muschelfleckige Oberbrust. — Das Epitheton πολιός, grau, erscheint E. 477 dem Lenz, ἔαρ, beigelegt, wie Schultz meint, im Sinne von 'hell'. Doch glaubt der Ref., daß hier gegenüber dem Winter, der die Fluren mit weißem Schnee deckt, und dem satten Grün des Sommers die unbestimmte (blaßgrün-graue) Farbe der im ersten Frühling sprießenden Knospen angedeutet wird. Die pseudohesiodische Aspis läßt die koloristischen Kontraste gegenüber der homerischen Schildbeschreibung stärker hervortreten, vgl. die weißglänzenden Zähne des Ebers, den blutbefleckten Ares (194) oder A. 167 κυάνεοι κατὰ νῶτα, μελάνθησαν δὲ γένεια.

Eine Anzahl koloristischer Bezeichnungen bei Hesiod ließ der Verf. beiseite, wie E. 198 λευκοῖσιν φάρεσσι, Th. 540, 555, 557 ὀστέα λευκά, Th. 553 λευκὸν ἄλειφαρ, Th. 791 δίνης ἀργυρέῃσι u. a.

Die Gegenstände der hesiodischen Dichtung — soziale Probleme oder die Schilderung kosmogonischer Vorgänge — sind im ganzen nicht derart, daß deren Verfasser allzuviel Farbenpracht zu schildern gehabt

hätte; zumal bei den Werken des Landbaues kommt es ihm vor allem auf die Arbeitsleistung an.

Manche koloristische Epitheta sind naturgemäß einfach aus der homerischen Ausdrucksweise übernommen, wie ῥοδοδάκτυλος Ἠώς u. dgl.

N. P. Bénaky, Des termes qui désignent le violet dans l'antiquité et de la signification des épithètes composées de ἴον 'violette'. Revue des études grecques, XXVIII, 1915, 16 ff.

In diesem Aufsatze kommt der Verf. auch auf die bei Hesiod begegnende Fügung ἰοειδέα κρήνην Theog. 3 zu sprechen (S. 25), die er als 'source onduleuse' verstanden wissen will; sie beziehe sich, wie ἰοειδέα πόντον, nicht auf die Farbe, man habe also nicht etwa an 'schwarz' (von der Tiefe des Wassers) zu denken: eine Vergleichung mit κρήνη μελάνυδρος sei nicht am Platze, vielmehr sei ἰοειδής 'semblable à la violette' hinsichtlich der Form; bei ἰοειδέα πόντον empfehle es sich, an das Wallen und Wogen des Meeres zu denken, sei es in Ruhe oder im Sturme. Die Musen tanzen also bei Hesiod an einer Quelle, deren Wasser bewegt sei und dem Blicke ein schönes Wellenspiel biete.

W. H. Roscher, Die Tessarakontaden und Tessarakontadenlehren der Griechen und anderer Völker. Berichte über die Verhandlungen der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Phil.-hist. Klasse. Bd. 61, 1909, 17 ff.

Ein wichtiges Zeugnis für eine Vierzigtagefrist liegt vor in Erg. 383, wo ἤματα τεσσαράκοντα als die Zeit der Unsichtbarkeit der Pleiaden angegeben wird, wohl, wie Roscher vermutet, mit Rücksicht auf die griechischen Seefahrer in den südlichen Teilen des Mittelmeeres. Ein weiteres Beispiel findet sich Erg. 441 bei der Angabe der ἀκμή des Pflügers, der τεσσαρακονταετής sein soll. Für Fr. 231, wonach der Mitteilung des Plinius gemäß Hesiod riet 'meracis potionibus per viginti dies ante canis ortum totidemque postea uti' sei vielleicht in der (in des Ref. edit. maior angeführten) Stelle Orac. Pyth. bei Athen. I p. 22 e der Wortlaut erhalten: εἴκοσι τὰς πρὸ κυνὸς καὶ εἴκοσι τὰς μετέπειτα / οἴκῳ ἐνὶ σκιερῷ Διονύσῳ χρῆσθαι ἰητρῷ. Ob in Fr. 171 der Χίρωνος ὑποθῆκαι vierzigjährige γενεαί anzunehmen sind (wie Hirzel, Sächs. Ber. 1885, 22, 32 meinte), muß mit Rücksicht auf die Doppelfassung des V. 2 dahingestellt bleiben.

W. H. Roscher, Die Zahl 50 im Mythus, Kultus, Epos und Taktik der Hellenen. Abhandl. der sächs. Gesellsch. der Wissensch. XXXIII, 5, Leipzig 1917.

Für Hesiod kommen insbesondere die Hekatoncheiren Th. 149 f. mit ihren 50 Köpfen (und 100 Händen) in Betracht, außerdem der fünfzigköpfige Höllenhund Kerberos Th. 312.

K. Ohlert, Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen. 2. umgearb. Auflage. Berlin 1912.

In diesem Buche werden auch die bei Hesiod vorkommenden allegorischen Sprüche und Rätsel besprochen. So zunächst E. 40 f.: Ohlert tritt für die gewöhnliche Auffassung ein, wonach kleiner, aber ehrlicher Besitz einem großen unrechtmäßigen vorzuziehen ist, da man auch mit geringer und einfacher Kost zufrieden leben kann. In E. 533 τότε δὴ τρίποδι βροτοὶ (Wachler, βροτῷ Codd.) ἴσοι möchte auch der Verf. die erste Andeutung des Sphinxrätsels sehen. Weiter wird der Rätselwettkampf aus der Melampodie Fr. 160 behandelt, dessen Motiv nachmals, zum Teil variiert, neuerdings ausgeschöpft ward; desgleichen das Läuserätsel im Agon, worin Ohlert einen Rest wirklichen Volkshumors findet; diese Geschichte ist des öfteren in anderen Literaturen nacherzählt worden.

W. Schultz, Über die Bedeutung der Zahlen und Buchstaben für die Altertumsforschung. Verhandl. der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909. Leipzig 1910. S. 98.

Derselbe, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise I (Myth. Bibl. III). Leipzig 1909/10.

In der ersten Publikation und in dem eben genannten Buche (III S. 102 ff. unter N. 140) bespricht Schultz die vielbehandelte Stelle E. 40 f., worin er einen Fall von Zahlenmystik nachzuweisen sucht. Malve und Asphodill wurden zur Zubereitung der ἄλιμος ἐδωδή verwendet. Der Ausdruck ΑΣΦΟΔΕΛΟΣ hat den Zahlenwert (Psephos) 108, ΜΑΛΑΧΗ den Psephos 54, also die Hälfte. Indem man das erstgenannte Wort in phantastischer Etymologie mit 'ἀσφόνδυλος gewichtslos, wesenlos, wertlos' zusammenstellte, konnte das Ganze (108) als weniger gelten denn die Hälfte (54), welche die Malve repräsentiert. Damit stellt Verf. das Epigramm bei Kaibel Epigr. gr. 1135 (auf einer unteritalischen Vase) in Vergleich:

νώτῳ μὲν μολάχην τε καὶ ἀσφόδολον πολύριζον,
κόλπῳ δ' Οἰδιπόδαν Λαίου υἱὸν ἔχω.

Hier seien die Bezeichnungen der beiden Gewächse (wenngleich die dialektischen Formen ἀσφόδολον und μολάχην vorliegen) zusammen isopsephisch mit dem Ausdrucke ΟΙΔΙΠΟΥΣ ΛΑΙΟΥ.

In dem Rätselbuche werden außerdem die im hesiodischen Korpus enthaltenen Rätsel zusammengestellt, wobei auch der Agon berücksichtigt wird.

V. Sprache.

A. Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte. Heidelberg 1909.

Der Verf. behandelt auf S. 211 den Dialekt der hesiodischen Epen unter Angabe der wichtigsten einschlägigen Arbeiten.

O. Hoffmann, Geschichte der griechischen Sprache. I. Bis zum Ausgange der klassischen Zeit. 2. Aufl. (Sammlung Göschen 111). Berlin-Leipzig 1916.

Einen ganz kurzen Abriß über die Sprache Hesiods findet man auf S. 77 f. Auf breitem Hintergrund des konventionellen epischen Stiles heben sich einige Linien heraus, welche die Persönlichkeit des Dichters sprachlich kennzeichnen. Die wichtigeren dialektischen Eigentümlichkeiten werden kurz berührt. Mit Ahrens ist der Verf. der Ansicht, daß in der Theogonie, die ein hieratisches Gepräge trage, delphisch-dorische Formen durch den Einfluß der delphischen Kultsphäre und Kultsprache Eingang fanden.

J. Wackernagel, Sprachliche Untersuchungen zu Homer. II. Hälfte. Glotta. Ergänzungsheft zum VII. Bande. Göttingen 1916.

Der Verf. geht von dem Satze aus: 'Durch Zudichtung und redaktionelle Tätigkeit ist die Sprache des homerischen Textes immer moderner geworden'. Wenn man sich diese Zutaten wegdenke, gewinne man ein altertümlicheres Bild. Natürlich kommt er auch auf Hesiodea zu sprechen, die allgemeineres Interesse wecken. E. 198 hält der Gelehrte das durch die alte Inschrift von Acharnai, die auch φάρεσσι allein bewahrte, bezeugte καλυψαμένα (neben προλιπόντε) für entstellt aus καλυψαμένω, was unsere mittelalterlichen Hss bieten: aber auch das Schol. zu Eurip. Med. 439 gibt jene Form des Duals, die an ΠΥΚΤΑ auf einer korinthischen Vase des Louvre (Kretschmer, Vaseninschr. 24) ein Analogon besitzt. Die Äolismen, die sich in den Erga über Homer hinaus finden (wie τριηκόντων), bringt Wackernagel mit Recht in Beziehung zu der kymäischen Abstammung des Dichters, wobei auch sonstige Einflüsse der asiatisch-äolischen auf mittelgriechische Poesie in Anschlag zu bringen sind, wie das schon früher beobachtet wurde. Der ionische Monatsname Ληναιών E. 504, der schon bei den Alten Anstoß erregte, ist nach des Verfassers Ansicht aus Euboia übernommen

worden, da dessen Gebrauch für Chalkis und ... bezeugt ist: damit können überflüssige Änderungen der Stelle entfal... Für E. 727 fordert der Verf. die Einführung der Form ὀμείχειν (über... fert ὀμιχεῖν).

Das an mehreren Stellen der Theogonie (199, 283, 705) trefflich beglaubigte ἔγεντο, das bei Homer nicht vorliegt, aber bei den Lyrikern und hexametrischen Dichtern dann oft genug verwendet wurde, erklärt der Verf. als eine Form des Wurzelaorists von γίγνομαι. Der Th. 235 zumeist überlieferte Genetiv Plur. θεμιστέων verdanke seine Existenz dem Umstande, daß dessen Urheber die Akkusativform θέμιστας als α-Stamm faßte (also eigentlich θεμίστας) und demgemäß einen ionischen Genetiv Plur. dazu schuf. Die durch die Hss gebotene Lesart τίκτεν 'Εωσφόρον Th. 381 könne man auf Rechnung des Attizismus der Überlieferung setzen und dafür des Ref. τίκτ' 'Ηοσφόρον in den Text aufnehmen. Tür Th. 497 πύματον καταπίνων, statt dessen Emperius seinerzeit πύμαθ' ὃν (οὓς Robert, Herm. XLIX 32) κατάπινεν schreiben wollte, vermutet Wackernagel, es sei unter Annahme von Psilosis und haplologischem Schwunde der letzten Silbe von πύματον nunmehr πύματ ὃν κατάπινεν zu restituieren; vgl. die ähnlich zu deutende Stelle A. 254 βάλλ (= βάλλον) ὄνυχας μεγάλους, worüber Schwyzer Indog. Forsch. XIV (1903) 24 sprach und jetzt weiters auch Wackernagel selbst Indog. Forsch. XXXI 257, wo Hom. Z 396 'Ηετίων ὅς als 'Ηετίων(ος) ὅς erklärt wird; das verzweifelte ἰθύνετε δίκας E. 263 hat auf demselben Wege unter Annahme der Satzhaplologie durch Von der Mühll, Glotta X (1920) 146, wie es scheint, definitive Heilung gefunden, der ἴθυνε (= ἰθύνετε) θέμιστας zu schreiben vorschlug (vgl. E. 9 ἴθυνε θέμιστας).

H. Jacobsohn, Aeolische Doppelkonsonanz. Hermes XLV 1910, S. 107 ff.

Der Verf. tritt für die Theog. 664 von den Hss DHL gebotene Lesung ἐπῄνησαν ein, desgleichen für ἐπαινήσειε E. 12, wo alle Codd. außer H, der ἐπαινέσσειε, und DMQ, die ἐπαινέσειε bieten (letztere beiden mit von erster Hand übergeschriebenem η), diese Form geben: er begründet diese Forderung durch den Umstand, daß ᾔνεσα erst seit Simonides (vgl. Wackernagel, Kuhns Zeitschr. XXXIII 36) vorkomme.

P. Kretschmer, Zur griechischen Wortkunde. Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen in Graz. Wien 1909. S. 121.

Wie andere Vorgänger, so verweist der Verf. hier auf einen Fall der Wiedergabe von Ϝ durch einen Vokal (dumpfes o = u) im ionischen Epos, und zwar in 'Οιλεύς ('Οιλιάδης), welches in der Ilias vorliegt, während bei Hesiod Fr. 116, 1 'Ιλέα begegnet, das dort etymologisch

mit ἵλεως zusammengestellt wird. Kretschmer stellt auch die übrigen Beispiele für Ἰλεύς und Ἰλιάδης zusammen.

F. Solmsen, Hom. πεφυζότες und Verwandtes. Rhein. Mus. LXVI, 1911, S. 140 ff.

Unter anderem wird auch die bei Hesiod Theog. 826 überlieferte Form λελιχμότες besprochen. Solmsen verwirft die Vorschläge Van Leeuwens λελοιχότες und λελιχμένοι, desgleichen Peppmüllers (Wochenschr. f. klass. Philol. 1898, 947 A.) λελειχότες, indem er annimmt, daß jene Form an λιχμάζω (Asp. 235) angeglichen ward.

Daß die Schilderung des Typhoeus in der Theogonie aus Hesiod oder zum mindesten aus Mittelgriechenland stamme, zeige die 3. Pers. Plur. ἦν (V. 825), die allgemein dorisch ist (vgl. Theog. 321); sie liegt außer bei Aristoph. Lys. 1260 des öfteren bei Epicharmos sowie auf delphischen Inschriften, auch einer lokrischen vor.

J. Kinzel, Die Kopula bei Homer und Hesiod. Jahresberichte des Staatsgymnasiums in Mährisch-Ostrau, 1907/8 und 1908/9.

Nach einem Überblick über die verschiedenen Ansichten, welche betreffs des Verhältnisses der Sätze, in denen ein kopulatives Verbum, wie εἶναι, γίγνεσθαι, πέλειν, das Perf. und Plusquamperf. von τεύχειν, endlich τελέθειν erscheint, und solchen, wo eine derartige Kopula fehlt, will der Verf. das Material aus Homer und Hesiod zusammenstellen. Er schließt sich der Meinung an, daß der Typus ohne ein solches Verbum keinerlei Ellipse darstelle und der ältere sei (z. B. οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη). Von diesen zwei Aussageformen, die in Haupt- und Nebensätzen bestimmter Art begegnen, sei hauptsächlich unter Rücksichtnahme auf den Versbau bald die eine, bald die andere verwendet worden. Bei der Untersuchung kommt für Hesiod nicht viel heraus.

Th. Hopfner, Thomas Magister, Demetrios Triklinios, Manuel Moschopulos. Sitzungsberichte d. Wiener Akad. der Wissensch. Phil.-hist.Klasse. 172. Band. 3. Abhandlung. 1912.

In dieser Studie, die den Zweck verfolgt, mit Hilfe sprachlicher Kriterien das Eigentum der genannten byzantinischen Grammatiker in ihren Scholien zu scheiden, berührt der Verf. auch die Hesiodscholien in eingehender Weise. Er stellt die sprachliche Ausdrucksweise des Moschopulos mit den grammatischen Termini des Thomas Magister und Triklinios sorgfältig in Vergleich. Die für Moschopulos charakteristischen Eigentümlichkeiten erfahren eine gründliche Prüfung und Beurteilung.

VI. Nachahmungen.

T. W. Allen, The canonicity of Homer. The class. Quarterly VII, 1913, S. 221 ff.

Da der Verf. bei dem Nachweise seiner These (S. 222), daß die zeitgenössische Literatur den homerischen Text beeinflußte, auch auf eine Reihe von Stellen eingeht, die auf eine hesiodische Parallele deuten, sei dieser Aufsatz hier kurz berührt und eine Auswahl von Beispielen angeführt.

Apollonios Rhodios las Hom. A 3 κεφαλάς gegenüber geläufigem ψυχάς: denselben Ausdruck finden wir jetzt in ganz ähnlicher Verbindung Fr. 96, 80. Hom. B 507 schrieb Zenodot Ἄσκρην für Ἄρνην, wohl um Hesiods Wohnort bereits ins heroische Zeitalter zu rücken. Derselbe Homerkritiker zog (wie auch eine Anzahl von Hss bieten) B 527 ὁ Ἰλῆος der Vulgata Ὀϊλῆος vor, vgl. Ἰλέα Hesiod. Fr. 116, 1. Nach Strabon VIII 375 haben 'τινές' in B 562 νῆσόν τ' Αἴγιναν gelesen, wie im hesiodischen Fragment 96, 7 steht (und auch im Agon 281 ed. mai. Rz.), Hom. δ 389 ist in einem Teile der Hss μέτρα θαλάσσης (sonst κελεύθου) überliefert, wie Erg. 648. Hereas von Megara trat für die Lesung ἀριδείκετα τέκνα in λ 631 ein (statt ἐρικυδέα): jenes steht ebenso Theog. 385. Im Lexikon des Apollonios ist ζοφερή· σκοτεινή verzeichnet, was wohl auf ν 269 geht, wo δνοφερή durch die gesamte handschriftliche Überlieferung beglaubigt ist; bei Hesiod finden wir Theog. 814 πέρην Χάεος ζοφεροῖο. Die angeführten Belege mögen genügen.

J. Dietze, Zur kyklischen Theogonie. Rhein. Mus. LXIX, 1914, S. 522 ff.

In dieser Abhandlung nimmt der Verf. Stellung zu der Hypothese Aly's, der in seiner Ausgabe der Theogonie (S. XX) meint, es sei die kyklische Theogonie oder Titanomachie älter als die im hesiodischen Korpus vorliegende, weil in der letzteren manches erst durch jene verständlich werde. Dietze steht auf dem entgegengesetzten Standpunkte: durch eine Prüfung der Überreste, die jetzt auch bei Aly S. 66 f. vorliegen, kommt er zu dem Ergebnis, daß die kyklische Theogonie oder Titanomachie jüngeren Ursprungs ist; aus anderer Denkungsweise hervorgegangen, beruht sie auf einer Umarbeitung der hesiodischen Dichtung. Manches wird in abweichender Art dargestellt. So erscheint Aither, ein Lichtwesen, als Vater des Uranos (Fr. 1); das Licht geht nicht aus der Finsternis hervor wie bei Hesiod. Nach Fr. 2 ward Aigaion, bei Hesiod ein Sohn des Uranos und der Gaia und als Hekatoncheir auf Seite der Olympier, als Sproß der Ge und des Pontos genannt, im Meere hausend, der den Titanen beisteht. Zeus, bei Hesiod im Titanenkampfe in erhabener Majestät auftretend, überläßt die völlige

Niederwerfung der Gegner den Hekatoncheiren: in der kyklischen Theogonie nimmt er in ausgelassener Freude über den Sturz der Titanen an einem Siegesreigen teil. Auch der Bericht bei [Apollodoros] I 6 W. scheint im Wesen auf die kyklische Theogonie zurückzugehen: so deutet z. B. der Sagenzug, wonach Metis als Gehilfin des Zeus auftritt, indem sie dem Kronos φάρμακα, Brechmittel, eingeben soll, auf eine jüngere Epoche: hier ist Metis aus der späteren Geschichte des Zeus als personifizierte Klugheit herbeigezogen. Im ganzen also beruht die kyklische Theogonie auf einer Überarbeitung der hesiodischen: sie enthält zugleich Voraussetzungen 'für die in ihren Grundzügen bis ins 6. Jahrhundert zurückgehende orphische Spekulation und Dichtung'.

R. Herzog, Auf den Spuren der Telesilla. Philologus LXXI, 1912, 6.

In einem inschriftlichen Epigramm, das sich auf die Weihung eines Bildwerkes und Darbringung von Opfern an Apollon bezieht, liegt in der V. 5 begegnenden Wendung ἐβδεμάται μέσαι (l. μέσσαι) offenbar ein Anklang an Hesiods Erg. 805 μέσσῃ δ' ἐβδομάτῃ vor. Doch ist die epichorische argivische Form gewählt, da es sich um einen Kult dieser Landschaft handelt.

G. Pasquali, Das Prooemium des Arat. Χάριτες Fr. Leo zum 60. Geburtstage dargebracht. Berlin 1911. 6. Abh. S. 114 ff.

Der Verf. behandelt in diesem Aufsatze das Verhältnis von Aratos' Prooimion zu dem der hesiodischen Theogonie, indem er sich an die Ausführungen von Maaß und Kaibel anschließt. Aratos hielt sich nicht etwa sklavisch an den Eingang der Theogonie. Während Hesiod mit den Musen anhebt und sie auffordert, Zeus zu preisen, beginnt Aratos mit Zeus selbst (ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα) in einem gewissen stillschweigenden Gegensatze. Nach der hymnenartigen Einleitung zu seinem Werke überlegte es sich, meint Pasquali, der Dichter lange, bis er sich losreißend mit der Kosmogonie einsetzt. Kaibel hat Herm. XXXIX, 1894, S. 91 erkannt, daß Aratos ähnlich, gewissermaßen nach längerer Betrachtung des Sternenhimmels in einer Art Pause zwischen Prooimion und Gedicht sagen will: jetzt hab' ich's, mit der Achse muß ich beginnen. Wenn Aratos mit Kleanthes (vgl. Wilamowitz, Gött. Gel. Nachr. 1894, 197 A. 1) sage, wir sind Gottes Kinder, so denke er auch an Erg. 299 Πέρση, δῖον γένος, indem er meine, wir sind alle Gottes Kinder, nicht nur einzelne wie Perses. Die προτέρη γενεή (s. Erg. 160) der Heroen stelle nur ein Symbol der neuen Weltanschauung dar, die Weisen der Urzeit. In der Dikeepisode sah Kaibel eine Korrektur des Hesiod: Aratos setzte an Stelle der Aidos und Nemesis die Dike, welche nach

Anschauung der Stoa seit der Existenz des Menschengeschlechtes waltete.

Auch an der Art, wie im dritten Teile des Gedichtes, in den Wetterzeichen, auf das Prooimion zurückgegriffen wird, erkennt Pasquali das hesiodische Muster.

K. Ziegler, Zum Zeushymnos des Kallimachos. Rhein. Mus. LXVIII, 1913, S. 336 ff.

Trotz der Aufnahme von Wendungen, wie ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες aus Th. 96, oder der Wiedergabe des hesiodischen Gedankens vom geraden und krummen Rechte (E. 9, 263 f.) in V. 82 des Hymnos ἐπόψιος, οἵ τε δίκῃσι λαὸν ὑπὸ σκολιῇς οἵ τ' ἔμπαλιν ἰθύνουσιν ist nach Ansicht Zieglers die Zeusreligion des Kallimachos von der Hesiods diametral verschieden. Während der letztere betone, daß Zeus der Hort des Rechtes auch gegenüber den 'Königen' ist, die er stürzen kann, und von ihm auch gegen diese Recht zu erlangen sei, ist er bei Kallimachos der Hüter der Könige, nicht der niederen Stände, die er anderen Göttern zum Schutze überläßt: Hesiod sei ein Königsfeind, Kallimachos Hofdichter. In bezug auf die Einwirkung Hesiods (wie anderer Poeten) auf den alexandrinischen Dichter stellt Ziegler außer den bereits bekannten noch etliche Reminiszenzen aus jenem bei Kallimachos fest.

W. R. Hardie, The dream of Ennius. The Class. Quarterly VII, 1913, 188 ff.

Im Hinblick auf den im Eingange der Annalen des Ennius erzählten Traum gibt der Verf. eine Übersicht der auf die Vision im Prooimion der Theogonie bezüglichen Nachahmungen späterer Dichter, wie in Kallimachos' Aitia, der Oxyrh. Pap. VII, 1011 in den V. 85 f. auf die Dichterweihe Hesiods Bezug nimmt, oder Vergil. Buc. VI 64 ff.

W. Stuart Messer, Ad Cic. Tusc. disp. III 19, 45. Mnemosyne XLV, 1917, S. 79.

Der Gedanke des Ennius im Eingange der Annalen, Homer sei ihm im Traume erschienen, stammt wie erwähnt aus Hesiods Dichterweihe Theog. 22 f. Ob die Musen ihm im wachen Zustande nahten oder im Traume, ist aus den Worten des Dichters nicht direkt zu entnehmen; doch heißt es Th. 10 ἐννύχιαι στεῖχον. Wie Kallimachos in den Aitia, der im Traume nach dem Helikon gebracht wird (also eine Theophanie nach hesiodischem Muster), schließt sich auch Ennius an; nur hat er nicht von den Musen, sondern vom ersten Dichterfürsten sich belehren lassen. Der Verf. nimmt weiters auch für Euphorion und seinen Nachahmer Gallus eine ähnliche Vision an und meint, Ennius habe dem Euphorion folgend Homer im Traume auf sich einwirken lassen.

H. Schultz, Die Georgica in Vergils Stilentwicklung. Χάριτες Fr. Leo zum 60. Geburtstage dargebracht. Berlin 1911. 16. Abh. S. 357 ff.

Die Auffassung der Alten, daß die hesiodische Dichtung auf Vergils bedeutendste Schöpfung, die Georgica, entscheidend eingewirkt habe, will der Verf. wieder zu Ehren bringen: hierbei komme es auf prinzipielle Scheidung zwischen stofflicher Vorlage und stilistischem Muster an. Morsch (de Graecis in Georgicis a Vergilio expressis, Halle 1878) hat S. 39 richtig bemerkt, daß materielle Entlehnung mäßig sei, dagegen die Abweichungen zahlreich; zudem konnte Vergil für seine Baumzucht und Viehzucht fast nichts aus Hesiod entlehnen, es wäre denn, daß man annehmen wollte, er habe, wie vor ihm Theophrastos und nach ihm Plinius, noch die Μεγάλα Ἔργα gelesen. Wohl aber hat Vergil hesiodische Stilisierung angestrebt; nicht umsonst nennt er sein Werk Ascraeum carmen Georg. II 176. Hingegen nimmt man gegenüber der bewußt hesiodischen Stilisierung am Schlusse von Georg. IV von V. 315 ab deutliche Kontrastwirkung wahr, indem die Aristaeusepisode an die Stelle der ursprünglichen Huldigung für den Freund Cornelius Gallus getreten ist. Hier lehnt sich, wie längst bekannt, der Dichter an Homer an, nicht mehr an Hesiod, da er mit den Arbeiten zur Schaffung des Nationalepos Aeneis beschäftigt war. Schultz bespricht zutreffend diese stilistische Umorientierung Vergils, der nun auf die hesiodische Form verzichtete, da ihm mittlerweile die heroisch-epische Art geläufig geworden war.

A. Rzach, Sibyllinische Weltalter. Wiener Studien XXXIV, 1912, S. 114 ff.

In Buch I und zum Teile II (nach der jetzt gebräuchlichen Zählung) der Sibyllinischen Orakel erscheint der berühmte hesiodische Mythos von den Weltaltern von einem jüdischen Sibyllisten benutzt, der bestrebt war, in eigenartiger Kombination mit dem Berichte der Genesis und dem apokalyptischen Buche Henoch ein Bild der einander ablösenden Geschlechter der Menschen zu entwerfen. Dies hat die Vorstellung einer fortschreitenden Verschlechterung des ursprünglich glückseligen Zustandes der Menschheit, und zwar in gewisser Beziehung infolge moralischen Niederganges, zur Grundlage. Es wird die auch anderen Sibyllisten geläufige Zahl von zehn γενεαί (die letzte wird II 15 erwähnt) angenommen, und zwar in zwei Gruppen zu je fünf Geschlechtern. Die erste reicht bis zum Untergange fast der ganzen Menschheit durch die Sintflut, worauf dann deren Erneuerung durch ein neues glückseliges Geschlecht, das erste der zweiten Reihe, erfolgt.

Der Sibyllist benutzt die Schilderungen der hesiodischen Dichtung bisweilen selbst unter Beibehaltung des Wortlautes: übrigens werden ohne viel Bedenken Einzelzüge, die in der Vorlage einem bestimmten Geschlechte zugehören, von ihm auch für das Bild einer beliebigen andern γενεά, also durch Kontamination verwendet. So wird vom ersten Geschlechte I 74 gesagt οἳ γὰρ ἀναιδῶς ἐξεγέλων πατέρας καὶ μητέρας ἠτίμαζον, was aus der hesiodischen Erzählung vom eisernen Geschlechte entnommen ist, Erg. 185 αἶψα δὲ γηράσκοντας ἀτιμήσουσι τοκῆας· μέμψονται δ' ἄρα τοὺς χαλεποῖς βάζοντες ἔπεσσι. Unmittelbares Vorbild des dritten Geschlechtes ist das hesiodische dritte (χάλκειον): es mag genügen, auf die Parallele Erg. 143 γένος μερόπων ἀνθρώπων χάλκειον . . . δεινόν τε καὶ ὄβριμον und Sib. I 104 γένος ὀβριμόθυμον . . . ὑπερφιάλων ἀνθρώπων δεινῶν hinzuweisen.

In der zweiten Geschlechterreihe tritt zunächst das nach dem goldenen Hesiods benannte auf, die γενέθλη νέη, ἥ τις πέλεθ' ἕκτη; sie gilt dem Sibyllisten als χρυσείη πρώτη. Hier findet sich eine größere Anzahl von Motiven aus dem goldenen Zeitalter wieder: die Erde gibt von selbst reiche Frucht, die Menschen altern nicht und kennen keine Krankheit und Mühsal; wie vom Schlafe übermannt sterben sie sanften Todes. Nach der Schilderung des zweiten Geschlechtes nach der Sintflut, der Titanen, bricht infolge Verlustes des betreffenden Abschnittes, der in eine größere Lücke (hinter I 323) fällt, die Aufzählung der Weltalter ab. Es fehlt der Ausgang des Titanengeschlechtes sowie das achte und neunte ganz; erst von der zehnten γενεά ist im Beginn von B. II (V. 15) die Rede.

Die sibyllinische Schilderung erhält durch die Heranziehung und Verknüpfung des hesiodischen Berichtes mit den Erzählungen der Genesis und des Buches Henoch einen schillernden mosaikartigen Charakter.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihundertster Band.

Fünfzigster Jahrgang 1924.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE AUTOREN.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1924.



Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis

des zweihundertsten Bandes.

Seite

Bericht über die Ovidliteratur 1919—1923.

Von

Friedrich Levy in Berlin-Westend.

Inhalt.

Vorbemerkung.

In dem Berichte über die Ovidliteratur habe ich mich nicht auf die im Titel angegebenen Jahre beschränkt, sondern gelegentlich die Besprechung früher erschienener Schriften, die mein Vorgänger R. Ehwald nur andeutungsweise behandelt hat (vgl. Bericht CLXVII 200), nachgeholt. Mit einem * sind die mir nur dem Titel nach bekannten Untersuchungen bezeichnet. Zwei kurze Berichte habe ich bereits in den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin, Sokrates XXXXVII, 1921, 98 ff. und XXXXVIII, 1922, 142 ff., gegeben. Zur Vermeidung unnötiger Wiederholungen habe ich mir zuweilen Hinweise auf das dort Ausgeführte gestattet. Veröffentlichungen der Jahre 1914—1919, die in keinem der genannten Berichte erwähnt und mir bis heute unzugänglich geblieben sind, habe ich nicht aufgezählt. Für sie ist auf die Zusammenstellungen F. Zimmermanns Bibliotheca Philologica Classica 45, 1918, 64 ff. und 46, 1919, 49 zu verweisen.

I. Handschriftliches.

Reste einer bisher unbekannten Handschrift von Ovids Metamorphosen hat Hugo Magnus bekannt gemacht, Neue Bruchstücke einer Ovidhandschrift, Philol. 79, 1923, 159—187. Es handelt sich um 42 zum Teil durch Beschneidung defekt gewordene Pergamentblätter aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts,

die aus Trier (St. Simeonsstift [?]) stammen und jetzt in Kölner Privatbesitz sind (Fragmenta Rhenana = ϱ). Erhalten sind im ganzen etwa 2000 Verse aus den Büchern II—VIII. Nach ihren Lesarten gehört die Hs. zu der Vulgatklasse (X[1]) bei Magnus), ist aber für die Textgeschichte, an einigen Stellen auch für die Gestaltung des Textes wichtig, weil sie zwar mit F, aber auch mit ε, den ältesten Vertretern der Klasse X, charakteristische Lesarten teilt, aber anderseits in wichtigen Fragen mit Klasse O gegen X zusammenstimmt. Daraus schließt Magnus, daß ϱ auf eigenem Wege aus einem sonst unbekannten Exemplare des Altertums geflossen ist. Denn die an sich mögliche Annahme, daß die Hs. aus einer der Klasse X angehörenden Vorlage abgeschrieben sei unter Benutzung einer anderen Hs. der Klasse O, scheidet angesichts der singulären, nicht in O stehenden Lesarten aus, an denen ϱ nicht ganz arm ist. Wenn ϱ aber wirklich eine eigene Überlieferung darstellt, dann können seine Lesarten, abgesehen von den Schreib- und Lesefehlern des Schreibers, aus dem Altertume stammen und sind auf ihre Echtheit zu prüfen. Hierbei handelt es sich entweder um Varianten, die auch in jungen interpolierten Hss. (ς) stehen, oder um singuläre Lesarten. Bei dieser Prüfung geht Magnus von dem Grundsatze aus, daß eine nur durch ϱς bezeugte Lesart besser sein muß als die Vulg., wenn sie als echt gelten soll. Einige für die Mittelstellung des Fragmentes charakteristische Fälle: An zwei Stellen haben εϱ gegen die gesamte übrige Überlieferung das Echte erhalten: II 765 *belli* st. *bello* und II 347 *terrae* als Dativ des Zieles gegenüber *terra*[2]). III 76 *herbas* Fϱ st. des echten *auras*. III 490 *tecto* Oϱ gegenüber dem falschen *caeco*, III 506 *imposuere* Oϱ st. des von allen Herausgebern, wie Magnus durch Interpretation der Stelle zu zeigen versucht, zu Unrecht aufgenommenen *posuere*. Aus den angeführten Stellen ergibt sich, daß ϱ einige Bedeutung für die Textgeschichte hat und das Bild, das wir uns von der Überlieferung der Metamorphosen zu machen haben, bereichert. Die Durchmusterung der nur mit jungen Hss. gemeinsamen Lesarten zeigt, daß das Fragment auch praktische Bedeutung für die Textkonstitution besitzt: II 641 *clausum in pectore* ϱς, *clausum p. cett.* Ovids Sprachgebrauch, der beide Ausdrucksweisen nebeneinander kennt, ermöglicht keine Ent-

---

[1]) Für die Bedeutung der im folgenden gebrauchten Siglen verweise ich auf Magnus' Ausgabe von 1914.

[2]) Bei allen diesen Angaben wird Magnus' Ausgabe vorausgesetzt, da er vielfach in der Textgestaltung zu anderen Ergebnissen gelangt ist.

scheidung, und es bleibt dem Herausgeber nur übrig, der größeren Autorität der Hss. MN und F zu folgen. Gut, aber auf Grund von Stellen wie IV 352 und a. a. I 630 nicht überzeugend, II 867 *palpanda* st. *plaudenda*. V 120 *posti* mit Prisc. VII 70 und einigen ς gut st. *poste*. V 368 *mundi* st. *regni*. Genaue Interpretation spricht für die im Altertum dominierende Lesart *regni*. V 478 scheint ϱς mit *pariterque irata* eine Heilung der durch eine Reminiszenz aus VIII 631 oder X 115 verunstalteten Hauptüberlieferung *parilique aetate* zu bringen. V (nicht III) 571 ist *uictis ubi* ϱς gegenüber *victis e* in Erwägung zu ziehen, weil dadurch die Ungenauigkeit des Ausdrucks und der Mangel an Schärfe beseitigt wird; eine endgültige Entscheidung ist kaum möglich, ebensowenig wie V 578, wo *qua nec* ϱς st. *nec me* dem Ovidischen Sprachgebrauche genau entspricht, aber trotzdem, so tadellos es ist, vielleicht früh von außen eingedrungen ist. VI 230 verdient, wie genaue Interpretation zeigt, *per inane* (sc. *volantis*) *sagittae* ϱς gegenüber *pharetrae* den Vorzug. VI 690 f. *hac—hac* ϱς, *vi—vi* wagt Magnus keine Entscheidung, neigt aber dazu, die Anapher des Pronomens anzuerkennen. Indes sind die fünf (I 574, III 539. 564. 617, XIV 504) Belegstellen, die er anführt, sämtlich nicht geeignet, weil hier die Anapher *vi—vi* an das vorausgehende *vis* anknüpft und dadurch die Gewalt des Windes viel stärker malt, als das durch die Pronomina geschehen würde, während sich an den anderen Stellen ein vorausgehendes analoges Nomen nicht findet. Ebenfalls nicht überzeugend sind die Ausführungen zu VII 28, wo Magnus mit ϱς *forma* st. *ore* einsetzen möchte. An einer so leisen Inkonzinnität wie *quem non tangat Iasonis aetas et genus et virtus* mit *quem non ore movere potest (Iason)* darf man sich bei einem Dichter nicht stoßen, und vor allem: es ist leichter erklärlich, daß *ore* am Rande durch *forma* glossiert und dieses von einem Abschreiber für den Nominativ gehalten und in den Text gesetzt werden konnte, als daß sich der umgekehrte Vorgang wahrscheinlich machen läßt. VII 79 spricht manches für *ut solet a ventis* ϱς st. *utque solet ventis*; VII 429 gibt *cornua* ϱς der Stelle erst die richtige Prägnanz und Anschaulichkeit gegenüber dem stumpfen *corpora* und der von Ehwald aufgenommenen „üblen Fälschung“ *tempora*. VIII 157 ist *thalamis* ϱς der anderen Überlieferung *thalamo* — die dritte Lesart *thalami* ist als unpassend auszuscheiden — infolge ihrer Übereinstimmung mit dem Ovidischen Sprachgebrauch vorzuziehen. Sehr wichtig für die Einschätzung der Hs. ist VIII 308, wo sie von erster Hand *pares* bietet, während die herrschende Lesart des späteren Altertums *parens* bewußte

Textänderung ist, *Actoridae* als Genetiv faßt und auf Menoitios, den Vater des Patroklos, bezieht.

Auch die Prüfung der Lesarten von ϱ, die aus ς nicht bekannt sind und ebenfalls aus dem Altertume stammen können, bleibt für den Text nicht ganz ohne Ertrag: II 653 *Te quoque ab aeterno* ϱ st. *Teque ex aeterno:* die dadurch hergestellte Anapher *tu quoque* (649) — *te quoque* gibt dem Ganzen und insbesondere den Worten *tu quoque* innere Beziehung, und *ab aeterno* 'nachdem du eben noch ewiglebend gewesen bist' ist echt Ovidisch. Manches für sich hat II 869 *consistere* in allgemeiner Bedeutung st. *considere*, das eher nach einer in den Text gedrungenen Erklärung aussieht; III 208 trage ich Bedenken, Magnus zu folgen, der in *Spartana a gente* ϱ die Hand des Dichters zu erkennen geneigt ist; es kann ebenso gut ein Zusatz sein, und mit der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit einer Dittographie oder Haplographie läßt sich nichts entscheiden. Auch Ovids Sprachgebrauch gibt kein Kriterium, denn es finden sich bei ihm beide Ausdrucksweisen. III 501 ist *uale dixit et echo* der Versuch eines Lesers, den Hiat *uale inquit et echo* zu beseitigen, der durch Verg. ecl. 3, 79 geschützt wird; Ovid am. II 13, 21 *fave Ilithyia* würde ich nicht anführen, da der Hiat wegen des folgenden Eigennamens anders zu beurteilen ist. V 624 *traxerat* ϱ (mit dem Ortsadverbium *quo*) wahrscheinlich richtig. Den (allerdings nicht sehr nachdrücklichen) Versuch, VI 219 für *turbo* ϱ st. *turba* Argumente ins Feld zu führen, betrachte ich als nicht gelungen. Die Verkürzung des o läßt sich nach Ehwalds Bemerkung zu XI 425 — gerade sie durfte Magnus nicht zu seinen Gunsten anführen — keinesfalls durch XV 600 *nemŏ mihi est* verteidigen. VII 42 *aliamque* ϱ gut st. *aliamve.* VIII 107 ist *fusis* ϱ st. *passis capillis* bei der schwankenden Überlieferung — in der Korruptel *fossis* M kann *fusis* eher stecken als *passis* — ernstlich in Betracht zu ziehen. *passis furibunda capillis* kann aus a. a. III 709 interpoliert sein. VIII 321 *gerebat* ϱ, *tenebat*: Ganz synonym sind die Verba nicht, tenere „ist der engere Begriff und fordert als Objekt etwas, das man (in der Hand) hält, trägt; gerere ist viel allgemeiner = etwas führen, an sich haben, was sich dem Blicke zeigt und zeigen soll". Dementsprechend ist hier *gerebat* anschaulicher: *tenebat* gibt den Tatbestand an, *gerebat* schildert, was sich dem Auge bot; vgl. IV 782, XIII 347, XV 163. Auf Grund dieser Ausführungen ist übrigens auch fast. I 177 zu beurteilen; vgl. den kritischen Apparat in der u. S. 9 besprochenen Ausgabe.

Aus dem Auftauchen der Hs. ϱ erwächst der Textkritik eine

neue Aufgabe: Die ς, die mit ϱ zusammengehen und aus demselben Archetypus stammen, müssen auch in den Teilen, für die ϱ fehlt, selbständige Lesarten bieten, darunter vielleicht echte. Sie sind durch genaue Untersuchung festzustellen.

Indes müssen wir uns vor allzu hoher Einschätzung der Hs. hüten. Sie zeigt die für interpolierte Vulgathss. typischen Fehler. Aus der von Magnus S. 160—166 gegebenen Kollation greife ich ein paar Beispiele heraus.

1. Verletzung des Metrums: II 655 *restabat aliquid fatis*, 714 *revertentes deus respicit*; V 622 *lustratque caligine tectam*; VI 247 *exalauerunt*: Beseitigung des (vgl. Norden Aen. VI² 443 [1]) beabsichtigten σπονδειάζων; VIII 377 *Isset nec iaculis*: Stellung eines spondeischen Wortes in den ersten Fuß.
2. Verschlechterung des Rhythmus durch Umstellung von Worten: III 582 *mihi nomen dixit acestes*: vgl. hierzu das u. S. 26 ff. besprochene Buch von F. Marx 201; V 633 *de toto*: vgl. Marx 210; VI 263 *omnes non esse rogandos*: non omnes ist ein Begriff, vgl. Marx 215; VIII 435 *nec sit tibi longe*: vgl. zu III 582.
3. Änderung der Wortstellung: II 371 *uirides ripas*; III 546 *pro uestra uincite fama.*
4. Ersetzung eines erleseneren Ausdrucks durch einen gewöhnlicheren, leichter verständlicheren: VI 34 *adspicit hanc oculis*; VII 413 *Cerberon extraxit*, vgl. Magnus' Erklärung in der Ausgabe.
5. Entstellung des Sinnes: II 649 *iam nunc mortalis.*

Die Ränder der Hs. sind mit Glossen beschrieben, die den Charakter eines mittelalterlichen Kommentares haben und nicht von dem Schreiber des Textes geschrieben sind. Wiederholt finden sich Widersprüche zwischen Text und Glossen. Ein Teil der Erklärungen besteht nur aus Paraphrasen, anderes ist frei erfunden. Für Ovid scheint der Kommentar wertlos, für die Frage nach dem Stande der Ovidstudien etwa um 1300 ist er nicht uninteressant.

Bei dieser Gelegenheit sei kurz auf einen Humanistenkommentar zu den Fasten hingewiesen, den J. Stroux in seinem eine Rekonstruktion der Hs. von Lodi bietenden Buche „Handschriftliche Studien zu Cicero de oratore“, Leipzig 1922, 109, erwähnt hat. Der codex Ottobonianus 1526 enthält eine ziemlich bunte Sammlung von Erklärungen und Notizenblättern z. B. zu Aristot. Eth. Nikom., zu den Fasten und zu Cicero De Oratore. Näheres über den Inhalt dieses Kommentares hat Stroux nicht mitgeteilt. Jedenfalls aber

stellt er ein interessantes neues Zeugnis für die mittelalterliche, vom 9. bis zum 15. Jahrhundert reichende Beschäftigung mit den Fasten dar, von der wir einiges aus dem von Merkel in den Prolegomena seiner Ausgabe von 1841 S. LIII ff. veröffentlichten Kalender wissen. Über andere bereits bekannte mittelalterliche Oviderklärer vgl. u. S. 64 f.

In einem *„The Ovid of the new Plautusfragment" betitelten Aufsatze der Zeitschrift „The Classical Review" XXXVII, 3/4, 66 gibt A. Slater (nach Ph. W. 1923, 983) Verbesserungen auf Grund der Metamorphosenhs. des 12. Jahrhunderts, die H. Degering S.-Ber. Berl. Ak. 1919, 472 f. besprochen hat, und der das von Chatelain (nach Ph. W. 1922, 1098) für eine Fälschung erklärte Bruchstück aus Plaut. Cist. als Verkleidung der Innenseite des vorderen Holzdeckels gedient hat.

Im Gegensatze zu den bisher erwähnten Arbeiten hat sich Heinrich Roese, De Ovidii Heroidum codice Gissensi, in einer Gießener Dissertation von 1913 mit einer öfters behandelten Hs. nochmals beschäftigt, dem Gießener cod. bibl. acad. LXVI des ausgehenden 14. Jahrhunderts (σ). Der geringe Ertrag, über den Roese sich selbst nicht im unklaren ist, lohnt die aufgewendete Mühe und den Fleiß, mit dem er die Hs. genau durchkollationiert hat, kaum. Für die aus der Bibliotheca Menteliana stammende Hs. — es ist möglich, daß sie der von Heinsius genannte (I 30 Burmann) Mentelianus ist — wird gewöhnlich ins Feld geführt, daß sie neben der Aldina von 1502, wenn man von einigen Lesarten absieht, die Burmann und Jahn (1828) aus jüngeren, bisher nicht identifizierten Hss. anführen, allein die Verse II 18. 19 erhalten hat. Bekanntlich sind diese vielfach angezweifelt worden (vgl. Leo D. L. Z. 1887, 87, Ehwald Praef. seiner Ausg. XIV, Palmer Ausg. 7, Riese Burs. XIV, 243 A.). Roese ist von ihrer Echtheit wohl mit Recht überzeugt und sucht ihr Ausfallen bereits im Archetypus der Familien P G durch Verwirrung des Schreibers infolge gleicher Versanfänge (17. 19 saepe) zu erklären. Ist dem so, dann muß man folgern, daß die Verse sich auf einem nicht mehr erkennbaren Wege aus dem Altertume in die jungen Hss. gerettet haben. Daß es sich um zwei mit Störung der Gedankenfolge interpolierte Verse handelt, gibt Roese Leo nicht zu, und in der Tat haben wir bei der an starken Verstümmelungen krankenden Heroidenüberlieferung nicht ohne weiteres das Recht, Interpolationen anzunehmen; ich erinnere nur an den Cydippebrief — hier bietet der Gissensis allerdings vier von einem Grammatiker verfertigte

…chen — und aus der u. S. 45 besprochenen Publikation Przycho… haben wir ja unlängst gelernt, daß die viel verdächtigten … 39—142 des Parisbriefes eine stärkere handschriftliche B…ng haben, als bisher angenommen wurde. In der kritischen Einzelbehandlung der Verse 17—20 ist Roese nicht so glücklich wie in ihrer Rechtfertigung vorgegangen. Was er aus 17 *duplex σ* st. *supplex* über Herkunft der Verse aus zwei verschiedenen Quellen schließt, überzeugt nicht, und recht bedenklich ist auch die Verteidigung der Lesart *ventos caelo pelagoque secundos* st. *faventes*. Die von ihm beigebrachten Parallelstellen sind infolge des absoluten Gebrauches von secundus fast durchweg ungeeignet. Als zweiten Vorzug der Hs. *σ* führt er III 30 an, wo sie mit einer Frankfurter Hs. *blande*(*ae*) st. *blandas* bietet. Hier kann ich ihm nicht folgen, denn das Nächstliegende ist, daß die *grandia dona* die *blandas preces* verstärken und nicht das Umgekehrte. Die S. 13—62 gebotene Kollation der Hs. gibt ein genaues Bild, hat aber für eine kritische Ausgabe der Heroiden nur geringen Wert, da *σ* bis auf die besprochenen Stellen, zu denen vielleicht noch wenige andere hinzukommen, ohne Schaden für den Apparat ausscheidet. Bei der innerhalb der Kollation gegebenen kritischen Besprechung einzelner Stellen kann man manchmal anderer Meinung sein, z. B. braucht II 28 *carmine* st. *crimine* kein „grave vitium, quod olet interpolatorem“ zu sein, es kann vielmehr ebenso gut die auch in den besten Ovidhss. begegnende landläufige Verwechslung von carmen und crimen vorliegen. Ein Randscholion setzt übrigens im Gegensatz zum Text *crimen* voraus. Derartige Widersprüche finden sich in dieser Hs., die an Interlinear- und Randbemerkungen reich ist, oft. Von Wert ist keines dieser Scholien. Noch eine Kleinigkeit: Die Anmerkung zu II 114 lautet: *recipit aquas in ortu et amittit, ubi cadit in mari*. Das setzt also *amissas* im Texte voraus, und so ist dort auch geschrieben. Wenn es nun weiter heißt: *l'* (= vel) *amissas id est veloces*, so ist diese Bemerkung nicht ganz so dumm, wie Roese glaubt. Der Schreiber scheint vielmehr in einer anderen Vorlage *admissas* gelesen und erklärt zu haben, während er aus Versehen *amissas* schrieb. — Über eine neue für den Parisbrief wichtige Hs. vgl. u. die Besprechung von G. Przychocki Ovidius Graecus (S. 45).

II. Ausgaben.

Geyza Némethy hat die Reihe seiner erklärenden Ausgaben römischer Dichter fortgesetzt und sich in den letzten zwölf Jahren hauptsächlich der Interpretation Ovidischer Werke zugewandt.

1913 erschien in den Veröffentlichungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ein „Commentarius Exegeticus ad Ovidii Tristia“, 1915 das Seitenstück dazu für die Ep. ex Ponto, 1921 eine kommentierte Ausgabe der Remedia und 1922 ein „Supplementum Commentariorum ad Ovidii Amores Tristia et Epistulas ex Ponto“. Alle vier Werke hat H. Magnus Philol. Woch. 1920, 153—160 und 1923, 485—491 so eingehend besprochen, daß ich mir ein ausführlicheres Eingehen auf diese Kommentare, die man allen offen zutage tretenden Schwächen zum Trotz doch nicht als ganz nutzlos verwerfen wird, ersparen kann. Der Hauptmangel ist, daß N. sich auf die fortlaufende Einzelerklärung beschränkt und Allerelementarstes mit durchaus förderlichen, von ernsthaften Bemühungen um den Dichter zeugenden Bemerkungen vermischt, während die literarhistorischen Probleme und die Kompositionsfragen außerhalb der Betrachtung bleiben. Die Zahl der Konjekturen, die mit Magnus als beachtenswert zu bezeichnen sind — zur Bequemlichkeit der deutschen Ovidforscher zählt er alle von N. vorgebrachten Vorschläge auf —, dürfte sich bei eingehender Nachprüfung noch verringern. Über die beiden, dem Tristienkommentare beigegebenen Exkurse wird an anderer Stelle (s. u. S. 34) gehandelt werden. Bei der Besprechung der Ausgabe der Remedia erklärt Magnus es a. a. O. S. 490 für notwendig, die Lesarten des Etonensis Bl. 6, 5, weil sie trotz allen Änderungen und Interpolationen alten Ursprungs sind, genau zu prüfen. In ihm findet sich ebenso wie in der Masse der ς ganz vereinzelt das Echte. Über die bloße Kritik hinaus gibt M. auch seinerseits die Erklärung einzelner Stellen, z. B. rem. 756, wo er die sehr strittigen Worte so interpungiert: *quid caveas, actor, qua, iuvet, arte, docet!* d. h. *qua arte actor docet caveas, quid iuvet!* Überzeugender ist die Deutung, die er S. 491 den Worten am. II 16, 39 *virides Britannos* gibt. Unter Berufung auf ex P. II 10, 40 *aequorei dei* und tr. I 2, 59 *virides dei* sowie met. II 8 *caeruleos deos* versteht er *virides Br.* im Sinne von *aequoreos Br.* (met. XV 752).

1915 erschien in der Bibl. Teubn. Ehwalds Bearbeitung des Metamorphosentextes, im wesentlichen einen Auszug aus Magnus' großer Ausgabe bietend, wenn auch durchaus auf eigener Recensio beruhend, als zweiter Band der zuerst von R. Merkel besorgten Ovidausgabe. Der dritte, mit Rücksicht auf den Umfang in zwei Faszikel geteilte Band liegt jetzt auch vor: Tristium libri V Ibis Ex Ponto libri IV, Leipzig 1922, und Fastorum libri VI Fragmenta, Leipzig 1924, herausgegeben von R. Ehwald und F. Levy. Die Halieutica und die Nux sind mit Rücksicht auf Vollmers Aus-

gaben P. L. M.[2] nicht wiederholt worden. Bei den Tristien ist, soweit das die stellenweise sehr korrupte Überlieferung gestattete, von dem zweiten Herausgeber das überreiche, von Ehwald gesammelte Material unter gleichzeitiger neuer Durcharbeitung komprimiert und gekürzt worden. Wer alle, auch die im Grunde völlig nutzlosen Lesarten der ς braucht, muß sich an Owens große Ausgabe von 1889 halten. Damit sich ein Überblick über die Schicksale, die der Tristientext im Mittelalter durchzumachen hatte, ergibt, sind aus den deteriores genügend Beispiele angeführt worden. Besonderer Wert ist — das gilt auch für die anderen Dichtungen, vor allem Ibis und Fasti — auf die Exegese gelegt worden, soweit sich ihr im Rahmen einer kritischen Ausgabe gerecht werden läßt. Von der Menge der Konjekturen hat sich bei wiederholter Prüfung nur ein Bruchteil als förderlich und erwähnenswert erwiesen. Mit eigenen Vorschlägen sind beide Herausgeber zurückhaltend gewesen. Bei den anderen Dichtungen des ersten Faszikels mußte im Apparat etwas mehr gegeben werden, da sich über den von Ellis hergestellten Ibistext doch in manchen Einzelheiten hinauskommen läßt und Korns Sonderausgabe der Epistulae ex Ponto veraltet ist. Bei den Fasti kam die Ausführlichkeit des Merkelschen Apparates in seiner bis heute grundlegenden Ausgabe (Berl. 1841) nicht in Frage, sondern es ließ sich hier mit wesentlich weniger Hss. auskommen. Über den Plan und die Anlage der Ausgabe vgl. Jahresber. d. Philol. Vereins zu Berlin XXXXVIII, 1922, 142 f. Der dort angekündigte Index metricus et grammaticus ist aus Raumgründen fortgefallen, würde m. E. auch nur dann von wirklichem Werte sein, wenn er auf die übrigen Dichtungen Ovids ausgedehnt würde. A. a. O. 144 ff. hat Levy einige Stellen kritisch besprochen und den in der Ausgabe gebotenen Wortlaut zu rechtfertigen versucht. Es handelt sich darum, Umstellungen, die von früheren Herausgebern vorgenommen worden sind, als unbegründet zu erweisen: fast. I 197—212; tr. I 2, 75—82, 6, 19—36; ex P. III 7, 27 f. Außerdem wird Ib. 139 aus Gründen der Wortstellung für die Lesart des Galeanus *tecum bella geram* eingetreten, und ganz kurz werden die Versuche, Ib. 139 ex P. I 3, 61 und III 6, 8 die Überlieferung anzutasten, abgelehnt.

Rezensionen: M., Literar. Zentralbl. 1923, 129; Bosselaar, Museum 1923, 206 f.; Magnus, Ph. W. 1924, 244 ff.

Ein dringendes Bedürfnis ist die Neubearbeitung des ersten Bandes, dessen kritisches Material in seiner jetzigen Form unzureichend ist. Da der zu dieser Aufgabe am meisten berufene

S. Tafel gefallen ist, scheint die Erfüllung dieses Wunsches in weite Ferne gerückt.

In der Neubearbeitung der Baehrensschen Poetae Latini Minores hat F. Vollmer als Band II, 2 die Nux, die Consolatio ad Liviam und die Priapea neu herausgegeben (Leipzig 1923). Von der Echtheit der Nux ist er mit Ganzenmüller (vgl. Ehwald Burs. CLXVII, 89 ff.) überzeugt. Der Text ist nicht auf dem Laurentianus olim Marcianus 223 allein aufgebaut, sondern auch, abgesehen von den ganz jungen, wertlosen Hss., die unter dem Zeichen ς zusammengefaßt sind, auf der von Huemer Wien. Stud. IX, 1887, 93 besprochenen Linzer Hs. und dem von Manitius Philol. 60, 1901, 318 bekanntgemachten Dresdensis bibl. publ. A 167[a], sowie auf einem in einer Kollation des Angelus Politianus (sie steht in der in Oxford befindlichen editio Parmensis des Ovid von 1477 und findet sich auch in einer Abschrift des Puccius in der editio Veneta von 1489) erhaltenen Laurentianus. Eine neue Vergleichung des Laurentianus F auf Grund einer Photographie hat es V. ermöglicht, über seine Vorgänger (zuletzt L. Castiglioni Studi ital. di filol. class. XII, 1904, 298 ff.) hinauszukommen: 61 *qm̄ &* und 133 (nicht 113) *h̓* (= *hoc*) werden Castiglionis Lesungen bestätigt; 117 wird sie berichtigt *umbrā*, außerdem neu hinzugefügt: 13 *n̄*, 16 *illā*, 28 *pallidis*, 34 *est* fehlt, 108 *ei* — so bereits Ehwald Burs. CIX, 221 — 181 *urar ē nec.* Mit Baehrens teilt er die Überzeugung, daß auch in den anderen Hss. außer F Überlieferung steckt, und setzt daher 33 *numquid*, 36 *percutiantur*, 39 *inducta*, 75 *quattuor*, 152 *haeret*, *ut et capta victor in arce manet* (?) in den Text. Sehr dankenswert sind die zur Rechtfertigung und Erklärung einzelner Stellen eingestreuten exegetischen Anmerkungen: so wird 5 *docetur* durch den Hinweis auf die juristische Bedeutung dieses Wortes endgültig geschützt; hier fehlt ein Hinweis auf Ehwalds Bemerkung Krit. Beitr. zu Ovids Epist. ex Ponto, Gotha 1896, 69. Bei der Anführung oder Aufnahme von Konjekturen ist er sehr sparsam gewesen; ein großer Teil der von Wilamowitz und Baehrens versuchten Verbesserungen ist aus dem Text und Apparat verschwunden; auch Ehwalds Vorschläge Burs. CIX, 221 und CLXVII, 90 sind nicht berücksichtigt; anderseits wird der Dichter 110 vor dem von Wilamowitz erhobenen Vorwurf mißglückter Ovidbenutzung geschützt durch Annahme des anonymen Vorschlages Aonidum st. Aonium. Die Recensio der Nux und der anderen Dichtungen ist schon 1916 abgeschlossen, und Vollmer selbst hätte in günstigeren

Zeiten gern noch mehr Hss. verglichen, um sich über das Verhältnis der jüngeren Hss. klar zu werden. Die von ihm besonders vermißten Lesarten des Vaticanus 9991 vermag ich durch die Freundlichkeit Wilhelm Sievekings in Rom hier mitzuteilen, der die betreffenden Blätter der Hs. (93—97) für mich abgeschrieben hat, und was ich Vollmer bei seinen Lebzeiten nicht mehr übersenden konnte, möchte ich wenigstens an dieser Stelle nachtragen. Unwichtige Orthographica lasse ich beiseite. Hinweise auf andere Hss. gebe ich nicht, da Vollmers Apparat überall vorausgesetzt wird: *Ouidius de nuce* 1 *uie] uite*, 3 *manifestos*, 4 *lentam*, 5 *peccasse docetur*, 7 *tum*, 9 *Dum, δni memoref*, 10 *agricole, ꝓueniente*, 11 *tuos*, 13 *subdita matri*, 15 *Quin, parcebat*, 16 *non] tunc*, 18 *humor*, 19 *s; mox*, 20 *Cepimus*, 23 *Nunc uetuſ uitiſ*, 26 *cletemestra*, 27 *supprimit*, 28 *hoc* fehlt, 30 *Destituant . . suas* | *Queq; sibi vario distingunt poma colore* | *Audiat hec cerasus stipes inanis erit* | *Sentiat hoc prunus dare desinit utile munus* | *dhec cerasus stipes inanis erit* | *Que sterilis solā conspicienda sola est*, 36 *percuciant*, 37 *mutulantis*, 38 *poma latent*, 39 *inducta*, 40 *querunt*, 41 *lucri*, 43 *Sic tam̄*, 44 *Cur timeat*, 45 *soli, petenda*, 47 *alioquin*, 48 *q̇d*, 49 *est* fehlt, 52 *Natiuū*, 54 *umbras . . meas*, 55 *ēh odium . accendere*, 57 *operosa*, 58 *Inueniat dederit quid*, 59 *contempto . ꝉ agro*, 60 *pene uia est*, 61 *qm̄ et*, 66 *sucus* (= Berol. Diez. B. Sant. 1), 67 *fixo*, 69 *inmicia uulnera*, 70 *Nec possum l. uulnera*, 72 *Et condit*, 73 *Ast . . certās rectas dilaniat*, 74 *pronas, petit*, 75 *Quatuor in nubus* (ci above); *est* fehlt, 77 *timet alter et optat*, 78 *sua*, 80 *Vt iam diuinus*, 81 *decretā quale sceleste figurā*, 82 *quanta*, 83 *Hec gadibus q̄ . intro* . 84 *uirga . . ipā*, 86 *una, ima] ipsa*, 87 *aruo*, 90 *Non ē . . uia est*, 91 *dona*, 93 *matˢnoſ licet edere fetus*, 94 *decuciuntur*, 95 *Lammina . . tenerū ē q̊d cōtinet intru*, 96 *Hec*, 97 *Iam, iaculent*, 98 *Prefestinato . . petant*, 100 *habes*, 101 *ubi] t*, 103 *credis*, 104 *putat*, 106 *uetus fraudi*, 108 *ei m̄*, 110 *aonimū . ad arma*, 113 *At rubus*, 115 *noceo] nodis*, 116 *petor*, 117 *Quod si . . . mutantibus*, 119 *Quod n̄ suffugiū*, 120 *aq̊s*, 122—163 fehlen, 165 *distracta*, 166 *tutū*, 168 *ante locum*, 169 *muto*, 170 *uinclaq; curua*, 172 *Cū*, 173 *candens] cernit . . . securem*, 175 *frondes uento . putaui*, 176 *tremoris*, 178. 179 fehlen, 180 *dedecus eē*, 181 *Sic nec cur*, Subscriptio fehlt.

Die Vergleichung der Lesarten des Vaticanus mit denen der anderen Hss., die hier nicht im einzelnen durchgeführt werden kann, zeigt einmal, daß die Hs. sich weder ganz eng an F noch an D oder G durchgehend anschließt; dann aber beweisen die ge-

meinsamen richtigen Lesarten ebenso wie übereinstimmende Korruptelen, daß sie auf den von Vollmer O genannten Archetypus zurückgeht. Eigener Wert ist ihr nicht viel beizumessen. Sie bestätigt 7 die von F[2] gegebene Emendation *tum* — F[2] stimmt mit ihr übrigens auch fast genau in dem nach 30 eingeschobenen Verse überein — und verstärkt außerdem an einigen Stellen Lesarten, die entweder sicher echt oder wahrscheinlich aufzunehmen sind: zu den ersten gehören 5 *docetur*, 108 *ei*, zu den letzten 36 *percuciantur*, 39 *inducta*. Von törichten Interpolationen, die zu wiederholten Malen das Versmaß verletzen und die Konstruktion eines Satzes stören, ist sie nicht frei. Im ganzen bedeutet sie keine große Bereicherung der Überlieferung und vermag nur an einigen zweifelhaften Stellen der einen oder anderen Variante etwas mehr Gewicht zu verleihen.

Sehr vorsichtig abwägend ist auch die (ebenfalls schon 1916 abgeschlossene) Recensio der nicht von Ovid stammenden, aber als Ovidisch überlieferten Consolatio ad Liviam. Der Apparat zeigt in seiner Gestaltung dieselben Vorzüge wie der zur Nux. Eine für das Verständnis des ganzen Werkes und einzelner Stellen gleich wichtige Ergänzung ist Vollmers in den S.-Ber. der Bayer. Ak. erschienene Abhandlung Lesungen und Deutungen II, 1918, 4, 8—23; vgl. Ehwald Burs. CLXXIX, 167 f. und meine Ausführungen Jahresber. d. Philol. Ver. zu Berl. XXXXVII, 102 f.; ebenda über von Domaszewskis sich gegen Vollmer wendende Auseinandersetzungen.

Neue Hss. oder neue Kollationen bereits bekannter sind nicht benutzt worden, da die Arbeit des Suchens oder Nachvergleichens sich bei dem Zustand der Überlieferung erübrigte. Eine wahrscheinlich der Karolingerzeit angehörende Hs. liegt in mehreren dem 15. Jahrh. entstammenden, leicht zu lesenden und gut verglichenen Hss. und in der ed. princ. Romana von 1471 vor. Daher hat sich der Herausgeber, abgesehen von den erklärenden Anmerkungen, darauf beschränkt anzugeben, was überliefert und was verbessert ist. Die Ausgabe bedeutet dem von Baehrens in der ersten Bearbeitung der P. L. M. gegebenen, an Irrtümern und falschen Auffassungen reichen Texte gegenüber einen großen Fortschritt. Die Besprechung der Ausgabe der Priapea gehört nicht hierher; es genüge ein kurzer Hinweis auf das dritte, durch Sen. contr. I 2, 22 als Ovidisch bezeugte Gedicht. Nicht nur für dieses, sondern auch für alle anderen fällt der Vergleich mit dem von W. Heraeus in der 6. Auflage des Buechelerschen

Petron, Berlin 1922, gegebenen Apparat nebst Testimonia, was Vollständigkeit der Varianten und Reichhaltigkeit des exegetischen Materiales angeht, zugunsten der Vollmerschen Ausgabe aus. Einige Nachträge zu ihr bei Hosius Philol. Woch. 1924, 18 f.

III. Kritisch-Exegetisches.

Nicht sehr befriedigend sind die Vorschläge und Vermutungen, die E. H. Alton in einem „Quaestiunculae Ovidianae“ genannten Aufsatze Hermathena XLIII, 1922, 276—291 geäußert hat. Sie betreffen verschiedene Dichtungen von der Frühzeit Ovids bis zu den letzten Werken. am. I 6, 23—26 schreibt er richtig mit P S *grato licet esse quod optas* und erklärt '*Si gratum te praestabis, id eris quod optas esse, videlicet, liber*'. Ob die Änderung 25 *inquam* für das vielfach verdächtigte *unquam* das Richtige trifft, bleibe dahingestellt. Daß Vers 57 *paratior* guten Sinn gibt, räumt A. selbst ein, und sein Argument „the thought is, to my mind, too prosaic and feeble to be Ovid's“ ist subjektiv und nicht überzeugend. Daher ist sein Vorschlag *rapacior* überflüssig. Auch die von Némethy in dem oben erwähnten Supplementum 39 geäußerte Vermutung, *ipse* sei in *ipso* zu verbessern, ist nicht notwendig und nimmt dem Gedanken ein gut Teil seiner Schärfe. A.s Änderung I 8, 58 *ut amoris, milia multa leges* st. *amatoris milia m. l.* erledigt sich ohne weiteres durch Magnus' Erklärung — die Stelle, an der sie gegeben ist, kann ich allem Suchen zum Trotz nicht finden —: du wirst *milia multa* sc. *nummorum* von einem *amator* sammeln. Der Vorschlag a. a. III 288 *risu concussa est altera, flere putes* entfernt sich von *cum risu usaē* R jedenfalls weiter als Rappolds von Ehwald aufgenommene Verbesserung *cum risu quassa est*. Ob a. a. III 343 *dicet et 'ex libris, titulo quos* . . . eine endgültige Heilung der Korruptel *dece (deie m²) cerem* R, *deue tribus* der meisten Hss. bedeutet, steht mir nicht fest. Die zweite Ausgabe der Amores in drei Büchern, von der die Überlieferung Ovid an dieser Stelle reden läßt, setzt A. hinter die Ars und glaubt, daß am. II 18, 19 eine Anspielung auf die Ars darstelle und erst in der späteren Auflage eingefügt sei. Daß diese Konstruktion zum mindesten recht unsicher ist und es durchaus nicht feststeht, ob die Verse wirklich eine Anspielung auf die Ars enthalten, scheint A. nicht klar zu sein; die von Pohlenz De Ovidi carminibus amatoriis, Pr. Gött. 1913, 10 und B. ph. W. 1913, 1500 ins Feld geführten Gegengründe erwähnt er nicht. Die sehr schwierige Stelle met. I 544 ff. behandelt

A. unter einem von seinen Vorgängern, die entweder Spuren einer doppelten Rezension oder Interpolation zu finden glaubten, völlig abweichenden Gesichtspunkte. Er glaubt an ein Versehen des Schreibers, das durch Abirren des Auges von 544 *fugę* zu 545 *opē* veranlaßt sein soll, und schlägt daher folgendes vor:

544 *uicta labore fugae 'si flumina numen habetis,*
545 *fer, pater,' inquit, 'opem, Tellus aut hisce uel istam*
546 *qua nimium placui, mutando perde figuram.*

Mit diesem einfachen Ausweg dürfte den Versen wohl nicht aufgeholfen sein; vgl. auch Helm G. G. A. 1915, 523. Daß derartige Verwirrungen der Schreiber vorkommen, ist bekannt; aber in diesem durchaus individuell zu behandelnden Falle nützt die Anführung von Beispielen nichts. Im übrigen sind die von A. angeführten Belege recht unsicher; so schreibt er Ciris 138 ff.:

idem tum tristis acuebat paruulus iras
Iunonis magnae, cuius periura puella
(nolim, sed meminere diu periuria diuae)
non ulli licitam uiolauerat inscia sedem,

Stat. Theb. XII 345 ff.:

ardebis lacrimasque feres quas ferre negatum:
ardebis! longumque tuo famulata sepulcro
durabit deserta fides.

Richtig, aber, wie schon bemerkt, nichtssagend ist die aus Verg. Georg. II 145 f. in P vorgekommene Verwechslung zweier Halbverse, während Aen. VII 178 ff. der Versuch einer Umstellung

Saturnusque senex, curuam sub imagine falcem
uitisator seruans

nicht sicher erscheint.

fast. I 387 sehe ich keinen Grund, Ehwalds Emendation *geminae . Dianae* zugunsten des von A. gemachten Vorschlages *Graia pro uirgine caesa Dianae* aufzugeben. *gemina* in U scheint mit leichtem Versehen an *pro uirgine* attrahiert zu sein. In A steht *triplicis pro* von zweiter Hand auf Rasur! Auch I 454 scheint mir *Inachi lauta*, selbst wenn es nur Vermutung ist und nicht auf Überlieferung beruht, immer noch besser als A.s *Inachioti*. Überflüssig ist II 379 *forma manet facti* st. *fama*, 549 *omen abesto* st. *omine ab isto*. Wenn R und U von erster Hand *omnę* oder *omne* haben, so ist das bei dieser häufigen Verwechslung recht belanglos, und das von Heinsius aus einem Helmstadiensis angeführte *omen* scheint mir auf einem Hörfehler des Schreibers beim Diktat

zu beruhen. Auch IV 866 erscheint der Vorschlag, *Venus* durch *dabit* zu ersetzen, nicht überzeugend. Schließlich kann ich auch die trist. IV 9, 3 vorgeschlagene Änderung *sententia* st. *clementia* nicht als notwendig anerkennen. Der Sinn von *clementia* ergibt sich klar aus den ersten beiden Versen. — Die Beiträge desselben Verfassers zu den Fasten kenne ich als Ganzes nicht: *Ovidiana: Notes on the Fasti, The Classical Review 32, 1918, 13—19. 58—62. 153—158.

A. Goldbacher, Wien. Stud. 42, 1920, 181, schlägt her. VII 45 vor *quid non causaris inique,*
ut pereas, dum me per freta longa fugis?

Was für Gründe bringst du nicht unbilligerweise vor, indem du zu deinem Verderben *(ut pereas)* von mir über das weite Meer hin entfliehst? Der Gedanke ist: *quicquid causaris, causaris inique* = alle deine Gründe, die du ersinnen kannst, sind eitel.

A. Gudeman bespricht in einem Aufsatze über Glossen in der Aristotelischen Poetik, Phil. Woch. 1921, 185—191 auf S. 188 den Zustand des Textes an zwei Stellen der Heroiden als Beispiel dafür, daß Eigennamen häufig vom Rande versehentlich in den Text geraten sind und sogar oft ein Wort, zu dessen Erklärung sie ursprünglich dienen sollten, verdrängt haben: VIII 77 *flebat avus flebatque soror fratresque gemelli* Planudes und die Hss. außer P und dem Francofortensis des 13. Jahrhunderts, die *Phoebeque* haben, also nach G. den Namen der Schwester Helenas als Erklärung bieten. XIII 140 *imponet galeam barbaraque arma dabit: Dardanaque* steht in P als Erklärung zu *barbara.* Während ich im zweiten Falle G. zustimme — als Stütze darf Prop. IV 3, 43 f., ein Gedicht, das nach den von Pohlenz angestellten Untersuchungen von den Heroiden nicht ganz unabhängig zu sein scheint, angeführt werden, wenn auch durchaus keine wörtliche Übereinstimmung vorhanden ist —, bin ich an der ersten Stelle nicht sicher, ob *Phoebe* wirklich nur eine Erklärung ist. Denn auch das umgekehrte Verhältnis ist denkbar. Der Name der wenig bekannten Schwester Helenas kann das Befremden eines Lesers oder Schreibers erregt und ihn zu der Änderung *flebatque* veranlaßt haben. Daß Ovid nur den Namen der Schwester, nicht aber den des Großvaters oder der Zwillingsbrüder nennt, würde sich in diesem Falle auch aus dem seltenen Vorkommen der Phoebe erklären.

A. Kornitzer, Lesefrüchte, Wien. Stud. 42, 1920, 169 vergleicht mit dem berühmten Vers der Ars I 99 *spectatum veniunt, veniunt, spectentur ut ipsae* passend Ail. ποικ. ἱστ. VII 10; vgl.

außerdem Plaut. Poen. 337 f. und Schwering Rh. M. 69, 1914, 223 ff., Ehwald Burs. CLXXIX, 171.

a. a. I 331 ff. haben die Herausgeber bisher an das Vorhandensein einer Interpolation geglaubt. 332, 333 fehlen im Oxoniensis und Parisinus, stehen aber in diesem von einer Hand des 12. Jahrhunderts am Rande, und statt des Pentameters 332 *hunc hostem patitur cum reliquis avibus* steht in einigen Hss. *puppe cadens celsa facta refertur avis.* Diesen Vers hat Bannier Fleckeis. Jahrb. 1895, 561 f. zu schützen versucht und mit 331 verbunden, während er die beiden im Parisinus nachgetragenen Verse am. III 12 hinter 21 einfügen wollte. Diese letzte Annahme hat B. selbst Rh. M. 73, 1920, 72 ff. mit Recht fallen lassen. Dagegen hält er den Pentameter auch jetzt noch für echt. Aber auch den anderen Pentameter *hunc hostem patitur cum reliquis avibus* möchte er nicht preisgeben und sieht sich zu der Annahme eines Versausfalls hinter *facta refertur avis* gezwungen. Sein Vorschlag geht also dahin, auf 331 den Vers *puppe cadens celsa facta refertur avis* folgen zu lassen, dann eine Lücke anzusetzen, in der in einem Hexameter erzählt war, daß Scylla von dem ebenfalls verwandelten Vater verfolgt wurde, und fortzufahren *hunc hostem patitur cum reliquis avibus.* | *altera Scylla* . . . | . . . *inguinibusque canes.* Daß die Erwähnung der anderen Scylla nichts mit dem Thema zu tun hat, gibt er selbst zu, sucht sie allerdings zu rechtfertigen, ohne daß ihm dies in überzeugender Weise gelungen wäre. Der durchaus gegen diese Herstellung des Textes ins Gewicht fallende entscheidende Einwand aber ist bereits vor langen Jahren von Ehwald zweimal (Ad historiam carminum Ovidianorum recensionemque symbolae, Pr. Gotha 1889, 5 und Kritische Beitr. zu Ovids Ep. ex P., Gotha 1896, 11) gemacht, aber von B. nicht beachtet worden. Ein Pentameter mit einem Ausgang auf ein dreisilbiges Nomen ist für Ovid ausgeschlossen, ganz abgesehen davon, daß die Bezeugung des anderen Pentameters *puppe cadens* . . . *avis* sehr schwach und die Überlieferung des Hexameters *altera Scylla* . . . *monstrum* nicht einstimmig ist. Es wird also doch dabei bleiben müssen, daß hier eine Interpolation vorliegt, durch die offenbar die Verwechslung zwischen den beiden Scyllen in etwas pedantischer und zu dem Stile der ganzen Stelle wenig passender Weise (*altera Scylla*) richtig gestellt werden soll. An dieser Verwechslung, die übrigens auch bei Vergil und Properz begegnet, bei Ovid Anstoß zu nehmen, ist kein Grund vorhanden, da ihm dasselbe Versehen auch fast IV 500 passiert ist.

Eine methodisch genau entsprechende Behandlung hat B. den schwierigen Versen der Fasten II 201 ff. zuteil werden lassen (s. u. S. 22 f.), auch da, wie ich nachzuweisen versuchen werde, nicht überzeugend. In ähnlicher Weise sucht er Hor. serm. I 6, 125 die abweichende Überlieferung zu kombinieren; vgl. Jahresber. d. Philol. Vereins zu Berlin XXXXVIII, 1922, 133. — In einer Anmerkung S. 73 f.[1] rechtfertigt B. 328 die von Ehwald und Brandt zugunsten der Köchlyschen Emendation *calere* verworfene Lesart des Oxoniensis *carere*.

Bruno Lavagnini verteidigt Bollettino di Filologia Classica, Anno XXVII, fasc. 7, Januar 1921 — der mir durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers zur Verfügung gestellte Sonderabdruck trägt keine Seitenzahl — die vielfach angegriffene Überlieferung a. a. III 61 *dum licet et veros etiamnunc editis annos*, *ludite* = solange ihr eure wahren Jahre (wenn ihr nach dem Alter gefragt werdet, ohne Scheu) angeben könnt, d. h. solange ihr euch nicht älter zu machen braucht; vgl. a. a. II 663. Die Überlieferung hat auch C. Marchesi in der *Ausgabe des Corpus Paravianum (1918) gehalten, aber *veros annos* als „*iuveniles ac proinde amoribus aptos*“ erklärt; vgl. auch Magnus Ph. W. 1924, 356.

M. Schuster, Wien. Stud. 42, 1920, 178 ff., tritt bei der Besprechung von Tib. I 3, 14 mit Recht, wie schon andere vor ihm (K. P. Schulze, Beiträge zur Erklärung der röm. Eleg. Pr. Berlin 1893, 19. 1898, 17 mit teilweise nicht zutreffenden Beispielen, Friedrich Herm. 43, 1908, 637, Heinze zu Hor. c. I 15, 21 f.) für *respiceretque* ein: auf etwas (zu Erwartendes) mit Sorge hinsehen. Zur Stütze zieht er Ovid rem. 213 ff. heran, das er als inhaltliche Nachbildung auffaßt. Ovid bringt, wie er meint — in umgekehrter Reihenfolge —, als Weisungen und Fingerzeige vor, was Tibull, als eigenes Erlebnis erzählend, schilderte. Mag Ovid die Tibullstelle vorgeschwebt haben oder nicht, jedenfalls ist 223 *tempora nec numera nec crebro respice Romam* als Parallelstelle für Tibull ungeeignet.

Zu wiederholten Malen hat H. Magnus in Vorträgen einzelne Metamorphosenstellen behandelt, an denen er entweder von dem in seiner großen Ausgabe (Berlin 1914) gegebenen Texte abweichen[1]) zu müssen oder die früher gewählte Lesart durch neue Argumente stützen zu können glaubt. Gedruckt sind nur die Ergebnisse des

[1]) Über I 560 vgl. meine Bemerkung Jahresber. d. Philol. Vereins zu Berlin XXXXVII, 99[1].

ersten Vortrages (Sokrates, Jahresberichte des Philol. Vereins zu Berlin XXXXV, 342). Nach kurzen orientierenden Bemerkungen über die Geschichte des Metamorphosentextes werden vier Stellen behandelt, an denen M. es für möglich hält, durch methodische Kritik, insbesondere durch genaue Beobachtung des Sprachgebrauches, die Hand des Dichters wiederherzustellen: XI 523 *fulmineis ardescunt ignibus ignes* mit M st. *undae*. Magnus hat sich also durch Helms Bedenken G. G. A. 1915, 542 f. nicht von seiner Meinung abbringen lassen. VIII 13 setzt Magnus *vagat* M, an dessen Richtigkeit er bereits früher geglaubt hat, in den Text und meint, in den Worten *inter utrumque vagat dubiis Victoria pennis* Ennianischen Einfluß zu spüren. Jedenfalls mahnt dieser Hinweis, nach weiteren Ennianischen Spuren bei Ovid zu suchen. Eine solche glaube ich, abgesehen von dem, was Norden an verschiedenen Stellen seines Kommentares zum sechsten Buche der Aeneis bemerkt hat, ex P. IV 2, 47 *at tu cui bibitur felicius Aonius fons*, in den Jahresberichten des Philolog. Vereins XXXXVII, 99[2] nachgewiesen zu haben. Zu beachten ist auch der Versschluß met. V 573 *sacer fons*. IX 653 tritt M. von neuem für *moderetur* ς st. *mederetur* ein. XIV 514 f. hält er die früher als korrupt bezeichnete, zum mindesten sehr kühne Ausdrucksweise *antra . . . levibus cannis manantia* für intakt. Im zweiten Vortrage wurde der IV 408 und XI 392 f. gegebene Text von neuem gerechtfertigt und VII 69 mit Recht *vocas* N gegen *putas* MF[2] *i. r.* gehalten. Nicht über jeden Zweifel erhaben ist der Versuch, VII 162 *victima vota facit* zu schützen: „das Opfer löst die Gelübde ein, indem es sich schlachten läßt“. Cat. 36, 2 *votum solvite pro mea puella*, das als Stütze herangezogen wurde, ist doch sehr andersartig. Helm G. G. A. 1915, 535 tritt wieder für *cadit* ς ein (am. II 11, 46). Ausführlicher wurde die Lotiserzählung IX 340 ff. behandelt und mit fast. I 415 ff. verglichen. 348 liest M. jetzt mit M *sublato* st. *servato*, weil *servato* nicht mit dem Wortspiel *Lotis*—*lotos* vereinbar sein soll. Etymologisch bringt er den Namen Lotis zusammen mit *λωτέω*, das nach Hesych blühen bedeutet; vgl. Aisch. Hik. 963 *λωτίζεσθαι*, Eur. Hik. 449, I. A. 792; *λωτίσματα* Eur. Hel. 1593; vgl. Serv. Georg. II 84, Mythogr. Vatic. I 129. II 276.

In dem dritten Vortrage besprach M., abgesehen von einigen Bemerkungen zu VII 60, wo er *mutare cum* = eintauschen für sehr merkwürdig hielt und in der Überlieferung einen noch nicht verbesserten Fehler zu finden glaubte (?), einige Stellen, die die von ihm wiederholt diskutierte Frage einer doppelten Rezension der Metamorphosen aufwerfen lassen. In sämtlichen fünf Fällen handelt

es sich um Interpolationen, die entweder dem Ovidischen Sprachgebrauch zuwiderlaufen oder den Gedanken verschlechtern: I 70 ist *quae pressa diu massa latuere sub illa* gut Ovidisch, während *pressa diu fuerant caligine caeca* (*multa* N) *a* N mit der Alliteration nach der Randnotiz eines vergilkundigen (vgl. Aen. VIII 253) Lesers aussieht, die dann in den Text gedrungen ist. VI 379 darf nicht mit N *turpe caput tendunt* geschrieben und eine Rückbeziehung auf 372 angenommen werden. Die in MF stehenden Worte *terga caput tangunt* sind in den Text zu setzen; durch das folgende *colla intercepta videntur* sind sie gegen jede Anzweiflung gesichert. VIII 185 ff. ist zu lesen '*terras licet*' *inquit* '*et undas obstruat, at caelum certe patet; ibimus illac: omnia possideat, non possidet aera Minos*'. Diese Überlieferung ist durch a. a. II 35 ff. gesichert: *possidet et terras et possidet aequora Minos; nec tellus nostrae nec patet unda fugae: restat iter caeli: caelo temptabimus ire; patet et licet armis omnia possideat* F und einige andere Hss. kommt mit dem häßlichen Versschluß auf zwei Bisyllaba und einem Monosyllabum in der fünften Hebung nicht als Ovidische Variante in Frage. Das gleiche gilt XI 747 von *tum (tunc) via tuta maris* NF und andere gegenüber *tunc iacet unda maris* M. XIV 722 ist die Entscheidung zwischen *amoris* M und *eritque* F schwer; M. neigt jetzt dazu, die letzte Lesart aufzunehmen und *amoris* als einen zu *mei* gemachten Zusatz anzusehen. Keine der angeführten Stellen berechtigt zu der Annahme, daß es sich um mehrere auf Ovid selbst zurückgehende Lesarten handelt. An die Möglichkeit, daß die Metamorphosen uns in doppelter Rezension vorliegen, glaubt M. nach wie vor nicht; vgl. Praef. der Ausgabe von 1914 S. IV.

II 454 schreibt *A. Slater The Class. Rev. XXXVII 19 nach Philol. Woch. 1923, 426 *cum de* (st. *dea*) *venatu,* indessen sind Ovids Worte *dea venatu fraternis languida flammis* durch Ehwalds Bemerkung zur Stelle hinreichend geschützt.

O. Kern Herm. 52, 1917, 150 vermutet, daß mit der Angabe *θυηπολικόν* in dem Verzeichnis der Orpheuswerke bei Suidas das orphische Hymnenbuch gemeint sei. Eine Bestätigung findet er in der Tatsache, daß im Laur. 32, 45 von derselben Hand, die mit roter Tinte die Überschriften zu den Hymnen gemacht hat, zu I 45 am Rande *Θύηπ^λο*, d. i. *Θυηπολικόν*, hinzugefügt ist. Orphic. fr. 299 (Berl. 1922) stellt K. unter dem Titel *Θυηπολικόν* die in Frage kommenden Stellen bzw. Zeugnisse nochmals zusammen und fügt die hymnenartige Stelle met. IV 11 ff. hinzu, die ohne Zweifel mit den orphischen Hymnen Ähnlichkeit zeigt.

Met. V 79 ff. zieht B. Schweitzer Herakles, Aufsätze zur griechischen Religions- und Sagengeschichte, Tübingen 1922, auf S. 108 f., vgl. 117 in dem Kapitel „Poseidon und die Aktorione" als wertvolles Zeugnis dafür heran, daß die Aktorione in der Andromedasage vorkommen, und zwar in einer Fassung, die die Sage noch in Arkadien kannte. Denn nach Ovid werde Eurytos von Perseus im Kampfe mit Phineus erschlagen. Die Orientalisierung dieses ganzen Sagenkreises ist im 5. Jahrhundert (Euripides) erfolgt. Ovid schöpft also mittelbar aus alten Quellen, die noch dem 5. Jahrhundert vorausliegen, wahrscheinlich poetisch sind und in den Peloponnes gehören. Gegen diese Auseinandersetzungen hat U. v. Wilamowitz-Moellendorff Pindaros, Berlin 1922, 513 ff. schwere Bedenken geltend gemacht. Er lehnt S. 517 Schweitzers Hypothese ab mit dem Hinweis, daß bei Ovid nichts von Eurytos, sondern *Actoriden Erytum* steht, und daß er in solchen von ihm erfundenen Kampfschilderungen Namen ganz beliebig erfindet, d. h. sie zumeist irgendwoher aus der griechischen Mythologie entlehnt.

Zu recht merkwürdigen Ergebnissen für die Sage von den lykischen Bauern ist H. Werner, Zum *ΛΟΥΚΙΟΣ Η ΟΝΟΣ* Herm. 53, 1918, 236 ff., gelangt. Er zieht met. VI 313 ff. als Stütze für Reitzensteins Ausführungen Hellenist. Wundererz. 8 ff. heran, der den religiösen und den weltlichen Zweig der Wundergeschichte in eins zusammenfaßt und zeigt, daß auch die antike Theorie beide unter dem gemeinsamen Namen *ἀρεταλογία* vereinigt hat. Für diese These soll die von Ovid erzählte Sage ein Beispiel sein. W. glaubt nämlich, daß die Geschichte ursprünglich eine bloß unterhaltsame Zaubergeschichte war, die von Ovid in eine Götteraretalogie umgewandelt wurde, weil er sie nur in diesem Gewande in sein Werk aufnehmen konnte. Aus 319 f. schließt er, daß das Motiv von Hause aus gar nicht an die Person der Göttin geknüpft war, sondern erst von Ovid mit Latona verbunden wurde und sich auf diese Weise aus einer „humoristisch-gruseligen Spinnstubengeschichte" ohne jede religiöse Tendenz in eine „humoristisch-erbauliche Götteraretalogie" verwandelte, deren Zweck es ist, für die Macht der Gottheit Zeugnis abzulegen. Schade, daß W. mit seinen Ausführungen über Ovids Tendenzen und Technik Arbeit an ein untaugliches Objekt verschwendet hat. Seine ganzen Auseinandersetzungen, die ja überdies nur eine andere These sichern sollen, hätte er sich sparen können, wenn er Ehwalds Anmerkung zur Stelle beachtet hätte, der mit Recht darauf hinweist, daß Ovid die Geschichte dem Nikander (vgl. Anton. Lib. 35) frei nacherzählt.

Der Versuch eines Nachweises, daß die Umgestaltung der Sage, die W. bei Ovid annimmt, nun etwa bei Nikander erfolgt sein könnte, dürfte wohl von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Heinze nennt bei einem kurzen Vergleiche der Darstellungen Ovids und Nikanders (Ovids eleg. Erz. 12 f.[2]) Werners Ausführungen nicht ohne Grund „kurios".

Met. XII 463 verbessert J. Wackernagel Herm. 58, 1923, 461 f. den am Versende stehenden Eigennamen Latreus, der sonst nicht vorkommt und als Bezeichnung für einen Kentauren nicht paßt, da man weder an „dienen" noch an „verehren" denken kann — Ehwalds Anmerkung „*Λατρεύς* = *ληστής*, zusammenhängend mit dem Stamm *λαϝ*, zu dem auch la-tro gehört", erscheint mir mehr als zweifelhaft —, in Elatreus unter Berufung auf Nonnos 14, 59 und 28, 240, wo ein riesiger Kraftmensch so heißt. Der Versschluß mit Synalöphe findet sich ebenso met. XIII 46 crimine haberet. Bei Nonnos wie bei Ovid und auch in der Odyssee *ϑ* 111. 129 steht der Name am Ende des Hexameters, und W. erinnert bei dieser Gelegenheit an die von W. Schulze Quaest. ep. 379 aufgezeigte Tatsache, daß nicht bloß innerhalb derselben Literatur, sondern auch bei Herübernahme griechischer Namen und Wendungen in römische Dichtung die Nachahmer gern die Versstelle des Originals festhielten. Wenn er u. a. Verg. Aen. VII 208 *Threiciamque Samon* und hymn. Apoll. 34 *Θρηικίη τε Σάμος* am Versanfang anführt, so möchte ich Ovid trist. I 10, 20 hinzufügen, wo Ovid wohl aus Verszwang den Pentameter durch die beiden Eigennamen einrahmt.

Lykophron Alex. 334 *Μαίρας ὅταν φαίουρον ἀλλάξῃς δομήν* gebraucht *Μαίρας* im Sinne von Hund; von hier aus ist mit R. Pfeiffer Kallimachosstudien, München 1922, 109[7] met. VII 362 zu erklären, wo *Maera* für Hecuba steht. In diesem Zusammenhange nennt er die Vermutung Sittigs R. E. VII 2659, daß der Schluß der Metamorphose der Hecuba XIII 565 ff. aus Kallimachos' Aitien stammen könnte, einen gänzlich unbeweisbaren Einfall.

Die Verse 5 und 6 des Kallimacheischen Arsinoegedichtes (Pap. Berol. 13 417 A = fr. 1 Pfeiffer) stellt Pfeiffer a. a. O. 4 so her:

νύμφα, σὺ μὲν ἀστερίαν ὑ]π' ἄμαξαν ἤδη
ἀνετείλαο κλεπτομέν]α· παρέϑει σελάνᾳ:

„Du stiegst jetzt eben hinauf . . . heimlich entrückt, neben dem Vollmond vorbei lief deine *ψυχή*." Damit vergleicht er S. 6 die Apotheose Caesars met. XV 843 ff., deren Ausdrucksweise, obzwar sich eine Beziehung zwischen Ovid und Kallimachos nicht beweisen läßt, in der Tat Ähnlichkeiten zeigt und vielleicht geeignet ist,

die Auffassung *κλεπτομένα* (Arsinoae anima) *παρέϑει σελάνᾳ* zu stützen; vgl. *vix ea fatus erat, . cum . . . Venus . . Caesaris eripuit membris . . animam*; 848 *luna volat altius illa.*

Zu met. XV 653 ff. vergleicht C. Weyman Bayer. Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen 59, 1923, 141 Kallimachos Ox. Pap. 1011, 134 ff. Pfeiffer [Θαλῆς δὲ τῷ] σκίπωνι τοὔδα[φος πλήξας]
[καὶ τ]ὴν ὑπήνην τῇτέρῃ [λαβὼν χειρί],
ohne daß aber mehr als eine ganz oberflächliche Ähnlichkeit wahrzunehmen wäre.

In scharfsinniger, aber nicht ganz überzeugender Weise hat W. Bannier Rh. M. 73, 1920, 69 ff. die sehr umstrittene Stelle fast. II 201 ff. behandelt. Er geht aus von Vahlens Interpretation (Opusc. acad. II 89 ff.), die hier als bekannt vorausgesetzt werden darf. Dem von Vahlen gegebenen Nachweis von der Echtheit der im Petavianus und Ursinianus fehlenden und in diesem von zweiter Hand am Rande nachgetragenen Verse 203. 204 stimmt B. mit Recht ohne Einschränkung zu; in der Erklärung weicht er von ihm insofern ab, als er die beiden Deutungen des Distichons 201 f. als eines hypothetischen Satzes und einer Lokalschilderung nebeneinander nicht für möglich hält. Er faßt den Hexameter nicht als allgemeine Aussage, sondern bezieht ihn auf die Fabier und ergänzt zu *via proxima* in Gedanken *in* oder *ad hostes*, den Pentameter sieht er als Anfang eines bis 204 *omen habet* reichenden Zwischensatzes an. Zu 202 *hanc* und 203 *illa* ergänzt er nicht *via*, sondern *porta*. Die Begründung des Satzes *ire per hanc noli, quisquis es, omen habet* bloß durch *illa fama refert Fabios exisse trecentos* erscheint B. lückenhaft, denn das Tor könne doch nicht dadurch eine böse Vorbedeutung haben, daß die Fabier hindurchgezogen, sondern nur dadurch, daß sie nach ihrem Durchzuge sämtlich zu Grunde gegangen seien. Diesen fehlenden Gedanken findet B. ausgedrückt in dem Verse, den der Mallersdorfiensis D statt des Pentameters am Rande hat: *quos omnes misere perdidit una dies.* Ihn hält B. für den zu dem Hexameter 203 gehörenden echten Pentameter (203 a), nimmt hinter ihm den Ausfall eines Hexameters (203 b) an, dessen Pentameter 204 bisher stets zu dem Hexameter 203 gezogen worden ist. Gegen diesen Versuch läßt sich zweierlei einwenden. Was B. über die lückenhafte Begründung sagt, überzeugt deswegen nicht, weil jeder Hörer oder Leser bei den Worten *Fabios exisse trecentos* sofort wußte, worum es sich handelte, und ohne weiteres ergänzte: *cum pro patria pugnaturi et morituri erant.* Gerade bei dieser bekannten Geschichte konnte der

Dichter sich eine ausführlichere oder auch alle Ansprüche der Logik befriedigende Begründung sparen. Abgesehen davon aber ist es sehr bedenklich, den Vers als Ovidisch in den Text zu setzen, weil er bereits vorwegnimmt, was das Distichon 235 f. mit echt Ovidischer Formulierung berichtet: *una dies Fabios ad bellum miserat omnes, ad bellum missos perdidit una dies.* Diese beiden Parallelberichte, wenn man so sagen darf, können nicht nebeneinander bestehen, vielmehr ist das Distichon 235 f. die Vorlage für den Verfasser des Pentameters gewesen, der versucht hat, in der Handschrift die Lücke, die durch Verwirrung des Schreibers infolge der gleichen Pentameterschlüsse entstanden war, irgendwie auszufüllen.

Drei Stellen der Fasti hat *J. Rose Some difficulties in Ov. Fast. III behandelt (The Class. Rev. XXXVI, 116), und zwar handelt es sich nach Phil. Woch. 1922, 1076 um 283. 716. 851. Aus der kurzen Erwähnung a. a. O. läßt sich nur soviel sehen, daß 716 *inermis* mit Recht gehalten wird.

Fast. IV 474 *quique locus curvae nomina falcis habet* ist auf Drepanon oder auf Zankle gedeutet worden. Nun bezeichnet Kallimachos fr. 50 Pfeiffer aber mit den Worten

κεῖθι γὰρ ᾧ τὰ γονῆος ἀπέθρισε μήδε' ἐκεῖνος
κέκρυπται γύπῃ ζάγκλον ὑπὸ χθονίῃ,

die nach Schol. Lykophr. 869 im zweiten Buch der Aitia gestanden haben, Zankle, wie Roßbach Jahrb. f. Phil. 143, 1891, 93 f. erkannt hat. Da nun Ovids Erzählung auf die Aitia zurückgeht (Malten Herm. 45, 1910, 543), ist, wie R. Pfeiffer Kallimachosstudien, München 1922, 65[2] richtig bemerkt, Zankle in dem Verse gesichert; denn es ist unwahrscheinlich, daß Kallimachos von zwei sizilischen Städten das gleiche Aition erzählt hat.

Fast. VI 775 ff. liest Norman W. De Witt in einem Aufsatze „The arrow of Acestes", Americ. Journ. of Philol. XLI, 4, 1920, 369—378, über den ich kurz Jahresber. des Philol. Vereins zu Berl. XLVIII, 1922, 125 berichtet habe, ohne zwingenden Grund aus Ovids Worten *pars pede, pars etiam celeri decurrite cumba* heraus, daß an dem Feste der Fors Fortuna Wettläufe und Ruderregatten stattfanden. Übrigens gestatten auch Ciceros Worte de fin. V 70 *Tiberina descensio* diesen Schluß nicht.

Eine Reihe von Stellen der „Ibis" hat A. E. Housman besprochen (Journ. of Philol. 35, 1920, 287—318). Einige seiner Vorschläge sind in der neuen Ausgabe befolgt worden. Dazu gehören 49 *ferro nondum* mit FP, 292 *volucres sanguine fixus alas* mit PT, *corpore* FHV ist wohl absichtliche Änderung, und Merkels

compede erscheint überflüssig. Allerdings tilgt Housman wie Bentley grundl.¿s das ganze Distichon; 543 f., auf das man sich hierfür beruft, l weist nichts. 365 *quorum fastigia vultus* gegen *proiecta cadavera, quorum* V; 415 *qualis Achaemenidis* (sc. *fortuna*) (*-es codd.*), *Sicula desertus in Aetna Troica cum vidit vela venire, fuit, qualis* ... Kaum zu entscheiden, weil sich für beide Auffassungen manches anführen läßt, ist 219 f. *haec est, in fastis cui dat gravis Allia nomen, quaeque dies Ibin publica damna tulit.* Sind die Worte *publica damna* auf *Ibin* zu beziehen, oder muß man sie durch ein Komma trennen? H. neigt jetzt der ersten, früher (vgl. Ellis Journ. of Phil. 24, 1895 180) der zweiten Auffassung zu. In seiner Ausgabe von 1881 hat Ellis ebenfalls das Komma fortgelassen. Rostagni setzt in seinem unten zu besprechenden Buche S. 20 das Komma, S. 32 läßt er es fort. Sollte Ovid vielleicht beides gewollt haben? Weniger sicher oder überhaupt nicht in Frage kommend sind folgende Vorschläge: 131 *saeve* st. *saepe* mit Heinsius, 225 *paludibus udis* mit Salvaing, 282 *duce Cinyphio* st. *Puniceo* mit ς, 327 *quaeque in Adimantum* † *Phillesia regna tenentem*, wo Rostagni 84 *Phylacesia* liest und mit den Schol. einen thessalischen König Adeimantos, Sohn des Phylakos, annimmt. 366 *foris* mit ς. Ganz überflüssig ist 380 *propter quos acies* st. *propter quod facies*, unnötig auch 396 *Lemnia clava* st. *turba.* Sehr zweifelhaft 418 *spe tibi maior erit*, unsicher 447 *Pitthides fecit de fratre Medusae*, wo H. unter Heranziehung von Serv. Aen. V 824 an Hippolytus denkt; Rostagni 16 schreibt unter Benutzung eines Harleianus, der *pitoides* hat, *Pythides* und bezieht die Stelle auf Hipponax. Ich habe in der Ausgabe im Anschluß an die Haupthss. † *Pentides* geschrieben, da mir auch Zipfels Vorschlag, Quatenus Ovidius in Ibide Callimachum aliosque fontes imprimis defixiones secutus sit 30 nach Heinzes Bemerkung Philol. Woch. 1921, 892 nicht sicher scheint. 470 schlägt H. mit Jurenka unter Berufung auf Kallim. Ox. Pap. VII 1011, 64—69 *Dexitheaeque* vor; vielleicht hätte ich nicht *Dexionesque*, sondern mit FT *Dexithoesque* in den Text setzen sollen; vgl. Bakch. I 118 und Rostagni 57 f. 473 ist H.s Vorschlag *eodem sanguine nati* (= ς) nicht nötig, ebensowenig 512 *aequa Iovis.* Beachtenswert ist 540 mit einem Oxoniensis und ein paar ς *urbis* st. *orbis* und die Beziehung auf die Zmyrna des Helvius Cinna; vgl. die Anmerkung in meinem Index verborum s. v. *Myrrha.* Rostagni 36 ff. schreibt *cognitor* (mit FPV) *ut tardae, laevus cognomine, Myrrhae orbis* . . . und denkt an Cinyras (vgl. met. X 430). Ob *conditor* und *cognitor* wirklich Varianten sind, wie Rostagni meint, und

nicht vielmehr Schreibversehen, ist mir zweifelhaft: fast. V 526 bieten die meisten Hss. richtig *cognita*, während im Zulichemianus G und in einigen ς *condita* steht. Über einzelne Vermutungen, die Rostagni an verschiedenen Stellen seines Buches „Ibis" vorgebracht hat, wird bei der Besprechung seiner Ausführungen zu reden sein. Dort werde ich auch auf Housmans Ausführungen über den Adressaten und die Tendenz der Ibis zurückkommen.

Bei einer kurzen Erwähnung von Ibis 487 f. lehnt Pfeiffer Kallimachosstudien, München 1922, 83[1] die von Ellis im Kommentar zu der Stelle vorgetragene Auffassung ab, daß *inhumanum Thiodamanta* die Worte *οὐκ ἐθέλοντα* (sc. *βοῦν παρασχέμεν*) bei Apoll. Rh. I 1217 wiedergeben soll, mit der Begründung, es sei nicht „inhuman", wenn er seinen einzigen Pflugochsen nicht freiwillig hergebe; ebenso richtig leugnet Pf. eine Anspielung auf Kallim. hymn. III 161. Ob Pf. recht hat, wenn er S. 89 ff.[2] 499 *Lydia* für richtig hält, an einen dionysischen Festbrauch denkt und die „Variante" *Lindia* ablehnt, ist mir sehr zweifelhaft; vgl. das in den Addenda zu der Ausgabe Ehwald-Levys auf S. 320 Bemerkte. An eine Variante kann ich, wo es sich nur um einen Strich handelt (*Lidia Lıdia*), auch heute nicht glauben. Übrigens tritt auch Rostagni Ibis 93 für *Lindia* ein, versteht allerdings unter *invicto deo* Hercules. In den Schol. P Ib. 499 verbessert Pf. S. 91 die Überlieferung folgendermaßen: *Hercules cuiusdam Lindii exsecrati aratoris* (*execratoris* P, *aratoris Ellis*; möglich ist auch *execrantis*, S. 92 A.) *raptum bovem occidit*.

IV. Grammatisches und Metrisch-Prosodisches.

Einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Pluralis maiestatis im Altertume gibt W. Schmid Philol. Woch. 1923, 478—480. Er behandelt zuerst den Pluralis für die erste Person, d. h. in der Sprech- bezw. Schreibweise der Herrscher, und dann die Anrede der Untertanen an den Herrscher in der zweiten Person. Für sie scheint Solon (fr. 19, 1 f.) das erste Beispiel zu bieten, in Prosa die Isokratesbriefe an Philippos und Antipatros (2, 24; 4, 10 ff.). Von den Römern kommt als erster Ovid in Betracht, aus dessen Verbannungsgedichten Sch. eine Reihe von Stellen anführt: tr. II 65. 521; ex P. I 2, 138. 7, 68. II 9, 3. IV 6, 18. 43. 49. Vom 5. Jahrh. n. Chr. an greift die Anredeform immer mehr um sich, in der Renaissance setzt eine Reaktion ein zugunsten des „Du" gegen das „Ihr" oder „Sie", das vom Orient aus in die westliche Welt eingedrungen ist.

Die Untersuchung von F. Marx Molossische und bakcheische Wortformen in der Verskunst der Griechen und Römer, Abhandlungen d. philol-histor. Klasse der Sächs. Ak. d. Wiss. XXXVII 1, 1922, gehört in einen Bericht über Ovid nur mit ihrem letzten Teile, der sich mit dem Hexameter beschäftigt (S. 197—232). Das von M. formulierte Gesetz, „dessen Geltung als feststehend zu erachten ist," lautet so: „Folgt auf die Semiquinaria ein Monosyllabon oder pyrrhichisches Wort verbunden mit einem spondeischen Wort und ist der Dichter nicht durch Rücksichten auf Hiatus (oder auf die geforderte Verlängerung einer Endsilbe durch Position) gebunden, so steht das spondeische Wort an erster Stelle." Versfüllungen wie *te vírtus* und *se víctōr* sind also unzulässig, nur die Wortfolge *virtús te* und *victór se* kommt in Frage. Durchbrechungen des Gesetzes werden durch fünf Faktoren bewirkt: 1. Sinnespause, kenntlich durch die Interpunktion; 2. rhetorische Figuren wie Anaphora und Antitheton; 3. Proklisis und Enklisis einzelner Wörter; 4. Anwendung feststehender und unveränderlicher Wendungen; 5. Elision. Die bedeutsamen Momente, die für das Marxsche „Gesetz" sprechen, und die Erscheinungen, die sich dagegen ins Feld führen lassen, hat in einer eingehenden Besprechung, die über rein kritische Stellungnahme hinaus den Wert einer eigenen Untersuchung hat, H. Drexler Philol. Woch. 1924, 44—56 zusammengestellt. Im Interesse des Raumes gebe ich seine Argumente nicht wieder, sondern beschränke mich auf die von M. behandelten Ovidstellen, an denen die Lesart schwankt oder strittig ist; tr. I 4, 25 verwirft M. S. 201 mit Recht die Lesart *vos saltem* DG²ς st. *vos parcite* A; wenn er übrigens S. 202 tr. I 3, 25 ebenfalls mit A *si licet exemplis in parvo grandibus uti* st. *in parvis* schreiben will und aus der Inschrift der Allia Potestas (Notizie degli Scavi 1912) als Stütze V. 34 *exemplis inparuo grandibus uti* anführt, so bleiben auf der anderen Seite die von Owen verglichenen Stellen Verg. ecl. I 23 Georg. IV 176 bestehen, die für den Pluralis sprechen; vgl. Hosius in der Festschrift „Hundert Jahre Marcus und Weber", Bonn 1919, 108. Ovid selbst sagt tr. I 6, 28 *grandia si parvis adsimulare licet.* In der Stellung der in Frage kommenden Wörter schwanken die Hss. sehr häufig, z. B. met. IV 74, V 652, VIII 48. 500. 757, IX 17. 575, XIV 606. 836, XV 724. 817. 836, tr. II 67. 195. 275, III 11, 17, IV 3, 75 Ib. 179 (181), ex P. I 2, 127, II 5, 21, III 1, 65. 2, 41, IV 1, 7. 11. 14, 15. 15, 13, fast. I 85.

89. 201. 245. 599, III 137. 145, IV 613. 909, VI 203. 487. Während M. S. 209 tr. III 12, 27 die Wortstellung *nix verno sole soluta* durch die Partizipialkonstruktion erklärt, stellt er met. IX 597 *excidit et fecit spes nostras cera caducas* um und schreibt *nostras spes*. trist. I 5, 43 mit Hβ *pro nostris casibus oro;* met. XIII 864 wird, da in der klassischen Zeit eine Wortstellung wie *tanto pro crimine* vermieden worden ist, in dem Verse *sentiet esse mihi tanto pro corpore vires* ohne Rücksicht auf die Cäsur *tanto* von *corpore* getrennt und zu *mihi* gezogen; rem. 97 *magnis de fontibus orta* mit Aldus (so übrigens auch der Etonensis, während Magnus Philol. Woch. 1923, 490 diese Stellung unter die „schweren Interpolationen" der Hs. rechnet); rem. 145 stellt M. *nullo sub vindice somni* um, während er tr. II 495 mit der interpolierten Hss. *de tot scribentibus unum* beibehält, da die Inversion fortfällt, sobald das Attribut bei der Präposition einsilbig ist. met. VIII 568 behält er wegen der Partizipialkonstruktion *iam sparsus (sparsus iam* F*)* bei; X 85 stimmt M. der von Santen vorgenommenen Umstellung *primos et carpere flores*, allerdings nicht ganz rückhaltlos, zu. Ex P. IV 1, 7 *esset quin* (vgl. fast. III 135 met. VI 96); in der Ausgabe von 1884 hat Merkel übrigens diese Überlieferung nicht mehr gebilligt und schreibt *quin esset* mit den Haupthss. fast. I 201 mit der minderwertigen Überlieferung *totus vix* unter Berufung auf Luc. VII 648. Indes liegen die beiden Fälle nicht gleich, denn bei Ovid ist *vix totus* doch wohl als ein Begriff zusammenzunehmen. met. XV 388 interpungiert M., um den Satzanfang vor dem Fragepronomen *quis* noch deutlicher zu machen, mit einem Kolon statt Komma, a. a. I 211 hält er die Figur der Anapher für richtig überliefert: *quid fugis ut vincas? quid victo, Parthe, relinquis?* Wichtig ist die Regel für die Interpunktion besonders in Nebensätzen jeder Art: fast. VI 403 entspricht der Regel, weil der Nebensatz eingeschaltet, nicht angereiht ist, ex P. I 8, 63 und II 6, 1 kommt die Inversion des Relativpronomens nicht in Frage, weil der Nebensatz nicht auf das Vorhergehende bezogen werden darf. met. XIII 80 ist vor *cui standi* eine längere Sinnespause, die u. a. von Burmann durch ein Semikolon bezeichnet worden ist. Dasselbe ist am. III 1, 55 der Fall, wo vor dem mit *dum* beginnenden Nebensatz eine Pause im Vortrag anzunehmen ist. met. VIII 757 *dixit; et, obliquos dum telum (telum dum* e*) librat in ictus contremuit;* fast. VI 211 *muneris est tempus : qui Nonas lucifer ante est si titulos quaeris: Sulla probavit opus* (212 mit Heinsius und Burmann), ex P. II 1, 25 *tu mihi narrasti : cum multis lucibus ante,* met. XIII 177 *utque alios*

taceam; qui saevum perdere posset (so von Burmann interpungiert, um die Pause vor *qui* zu bezeichnen), tr. II 211 *altera pars superest : qua turpi carmine factus* (Burmann). met. VI 298 folgt M. der von Magnus gebotenen Interpunktion, vgl. VIII 230, VII 359; VII 491, VI 243, fast. VI 245 (cum inversum). fast. V 25 *hinc sata Maiestas : quae mundum temperat omnem*, met. III 544 ist die Wortstellung aus der rhetorischen Figur des Antitheton zu erklären, während XIII 237 und XIV 514 mit Burmann vor den Relativpronomina mit einem Kolon interpungiert wird. VIII 83 ff. wird vorgeschlagen, hinter *aderat* einen Punkt und hinter *habet* ein Komma zu setzen. Beginn der Rede nach einem Vokativ tr. V 2, 47 *arbiter imperii — quo certum est*, met. VII 194, bei Unterbrechung der Rede VII 310 *ait* :' *qui vestras*. Als Parenthese faßt M. die Relativsätze met. XV 385 und Ib. 287 auf, in denen keine Inversion eingetreten ist, ebenso met. X 686 f., XV 817, XIII 553, XV 53, fast. III 477 ex P. I 9, 55. Über tr. IV 3, 75 *felix si Troia fuisset* urteilt M. S. 224 und 226 in widersprechender Weise. A. a. I 219 ist als Anapher cata synesin zu erklären, insofern die Worte *regum nomina* bereits zu der im folgenden dreimal mit dem Relativpronomen eingeleiteten anaphorischen Periode gehören. Der Finalsatz mit *ne* tr. I 2, 17, der der Regel nicht entspricht, ist als Parenthese aufzufassen, während ex P. III 1, 65 die Überlieferung *Livor ne* beachtenswert ist (γ G gegen A β?). Kausalsätze mit *quia* finden sich, und zwar regelrecht behandelt, nur in den Fasti (II 31. 329, III 735, VI 783, nicht 775) und der Nux (45). Das Fehlen derartiger Verse in der ganzen übrigen Literatur sieht M. als wichtiges Kriterium für die Echtheit und Entstehungszeit der Elegie an. met. VII 677 ist zwischen *certe* und der Konditionalpartikel *si* mit einem Komma zu interpungieren; tr. III 11, 17 stellt M., da *nisi* in der Zeit der Julier durchweg vor dem spondeischen Worte steht, *nisi nudam*, obwohl die Inversion durch beide Hss.-Klassen bezeugt ist: *nudam nisi* G T, *magni nisi* F, D fehlt; entsprechend schreibt M. fast. IV 613 mit einigen ς *nisi pactus*. Die Relativsätze met. XI 450 ex P. II 10, 47, fast. VI 129 interpungiert er folgendermaßen:

hoc quoque lenimen — quo solo flexit amantem:
te tamen intueor quo solo pectore possum
sic fatus spinam — qua tristes pellere posset
a foribus noxas — haec erat alba — dedit.

Met. IX 40 ist eine Ausnahme, trotzdem einzelne Hss. *magno quam*

bieten, die sich durch die in Gleichnissen übliche anakoluthe Satzform erklärt. am. I 4, 27 hält er *quo tangunt more* für wahrscheinlicher als die Inversion, weil der Ablativ *quo* an dieser Versstelle nicht vorkommt. Ib. 191 (193) ist der Vordersatz inhaltlich zu unbedeutend, um als besonderer Satz zu gelten; infolgedessen ist der Vers als ein einheitlicher und unterbrochener geformt worden. Fast. I 85 *totum cum* mit BCMgς, III 137 *toto quae* mit D, III 345. 353 *totum cum* gegen die Hss.; met. VII 59 erklärt sich die Abweichung durch den Synathroismos; fast. IV 23 vermutet M. am Versanfang *hunc;* die Wortstellung *cum longum* schließt einen eingeschalteten Vers aus. Ib. 563 empfiehlt er, auch wegen der Aufeinanderfolge der drei Monosyllaba *quod iam cum*, die Umstellung *flammae cum*. Daß nicht wenige der von Marx gebotenen Interpunktionen, durch die eine Durchbrechung des „Gesetzes" entschuldigt werden soll, sehr gekünstelt, teilweise sogar gewaltsam wirken, sieht jeder, der die betreffenden Stellen im Zusammenhange liest. Auch das hat Drexler a. a. O. 55 richtig betont, daß die durch die Partizipialkonstruktionen gebildete Ausnahme etwas Mißliches hat; aber im ganzen wird man seinem Urteile zustimmen dürfen, daß der Gedanke, der M.s Beobachtung zu Grunde liegt, ohne Zweifel richtig ist. — Zu seinen Ausführungen 34 ff., 47 ff. über die Messung der mit *re-* und *pro-* zusammengesetzten Wörter, die ja für Ovid nur zum Teil wichtig sind, vgl. auch F. Vollmer, Die Prosodie der lat. Komposita mit pro- und re-, S. Ber. Bayer. Ak. d. Wiss., Philos.-philol. u. hist. Kl. 1922, 4, München 1923.

A. a. III 115 ist (nach Baehrens Philol. Woch. 1923, 226) von *Alice F. Bräunlich The Indicative Indirect Question in Latin, Diss. Chicago 1920 in den richtigen Zusammenhang gestellt worden. Auch die Variatio modorum, die bei Cicero, Varro (?), Ovid u. a. gelegentlich bezeugt ist und nicht durch Konjektur beseitigt werden darf, ist von der Verf. behandelt worden. Es gibt bei Ovid mehrere Stellen — in der o. S. 9 besprochenen Ausgabe ist zu wiederholten Malen darauf hingewiesen worden —, an denen es bei dem Schwanken der Hss. nicht möglich ist, zu einer sicheren Entscheidung zu gelangen, welcher Modus den Vorzug verdient; vgl. z. B. fast. VI 169. 551, Ib. 199.

V. Literargeschichtliches.

Aus wahrer und tiefer Liebe zu dem Dichter Ovid ist ein Buch des Franzosen Émile Ripert entstanden, das den für seine Absicht sehr bezeichnenden Titel trägt: Ovide. Poète de

l'amour, des dieux et de l'exil. Paris 1921, Librairie Armand Colin (XIV + 257 S.). Geschrieben ist das Werk auf Grund einer erneuten Lektüre der Dichtungen Ovids nach der Heimkehr des Dichters — denn das, nicht Gelehrter ist Ripert — aus dem Felde und wie es scheint aus der Gefangenschaft. Wichtig ist, daß er inmitten der südlichen und von dem Geist der Antike stark beeinflußten provenzalischen Landschaft gearbeitet hat. Das befähigt ihn, manche Dinge ganz anders und viel klarer zu sehen, als es denen möglich ist, die von nördlicher Natur umgeben an das Werk des Dichters herangehen. Nicht nur hieraus, sondern aus der gesamten Einstellung erklärt sich die Zurückhaltung und Kühle, mit der von der rein wissenschaftlichen, insbesondere deutschen Literatur über Ovid gesprochen wird, wie überhaupt jede Gelegenheit benutzt wird, um Bemerkungen gegen Deutschland zu machen, die zuweilen an Gehässigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ein Beispiel hierfür genüge: Am Schluß erwähnt R. das Oviddenkmal in Constanza und bemerkt dazu: „un jour les Allemands l'ont surpris, et, troublés devant cette effigie d'un poète, ils l'ont respectée comme les Gètes l'avaient fait jadis. Que ce respect des nouveaux Barbares soit pour la gloire d'Ovide le début d'une ère nouvelle.“ Von dieser und ähnlichen Bemerkungen, die uns recht überflüssig erscheinen, abgesehen[1]), ist es ein Vergnügen, Rs. glänzend geschriebenes Buch zu lesen, und die Hoffnung, daß es auch in weiteren Kreisen eine gerechtere Schätzung Ovids heraufführen werde, scheint nicht unbegründet. Es ist reich an feinen und treffenden Bemerkungen und bewertet manche Erscheinung, die das Werk Ovids bietet und gewissen Kritikern zu Tadel Anlaß gegeben hat, richtig. In neun Kapiteln behandelt er Ovids Lebensschicksale und seine dichterische Entwicklung von den Amores bis zu den Halieutica und den anderen kleinen in Tomis geschriebenen Werken, von denen wir außer dem Titel nichts wissen. Dem philologischen Leser werden manche Partien des Buches, die sich mit dem Inhalte der Dichtungen beschäftigen,

---

[1]) Beiläufig führe ich noch an: „Si je puis aujourd'hui lire Ovide, sans me sentir tyrannisé par tout ce que ces Allemands ont écrit sur lui, c'est que pendant cinq ans je n'ai plus eu le temps de le lire, pour collaborer, à mon humble manière, avec tous ceux qui le délivraient, lui et moi et nous tous, avec lui et moi, de l'emprise germanique.“ Und der vorhergehende Satz: „Ah! c'est que pour imposer leur science à la France ils (sc. les Allemands) avaient cette force que donne malgré tout et toujours la victoire.“



wenig Neues bieten und als Längen erscheinen; aber darüber hilft die graziöse und gefällige Form der Darstellung leicht hinweg. Da das Werk zur Zeit in Deutschland schwer zugänglich sein dürfte und eine ausführliche Wiedergabe des Inhaltes sich nach allem, was über die Art und das Wesen des Buches ausgeführt wurde, verbietet, begnüge ich mich damit, die Überschriften der Kapitel und die Stichworte anzuführen, die ein deutliches Bild von dem geben, was der Verf. gewollt hat: I. *De Sulmone à Rome: un enfant prodige.* La protection de Minerve. — La fraîche Sulmone. — Un poète précoce. — L'élève des rhéteurs. — Chez Porcius Latro. — Un pressentiment d'exil. II. *La Jeunesse d'un poète.* Le voyage de Grèce. Pompeius Macer. — En Sicile. — Le retour à Rome. — Ovide magistrat. — Ses deux premiers mariages. — Au »collège des poètes«. — Premiers essais: *La Gigantomachie. Médée.* — Vers le monde. — La société romaine. III. *L'Art d'aimer sans amour.* Rome, petite-fille de Vénus. — Corinne. — L'amour, prétexte de chanter. — Les amours légères. — La moralité d'Ovide. — *L'Art d'aimer.* — Les élégances romaines. — Un cours de stratégie amoureuse. — Recettes et conseils. — La correspondance amoureuse: Les *Héroides.* — L'élégie méditerranéenne. IV. *La Légende dorée de l'antiquité: Les Métamorphoses.* Ovide se marie pour la troisième fois. — Il entreprend d'écrire les *Métamorphoses.* Ses prédécesseurs en ce genre. — Son originalité. — Croit-il à la mythologie? — La *légende dorée* de la religion antique. — Les *Métamorphoses* et l'art gréco-romain. — Leur plan. — Leur début cosmogonique. — La création du monde et de l'homme. — Le déluge. — Apollon et Daphné. — Midas. — Phaéton. — Ovide décorateur. — Son esprit. — Son réalisme. — La faim d'Érisichthon. La statue de Pygmalion. — Écho et Narcisse. — Europe. — Niobé. — Le sens philosophique des *Métamorphoses.* — Leur actualité. V. *Un Calendrier poétique et religieux: Les Fastes.* Ovide veut devenir un poète national. Il entreprend d'illustrer le calendrier de Rome. — Le livre des *Fastes.* — La réforme du calendrier par César. — Ovide et l'histoire romaine. — Les fêtes de Rome. — Leur actualité. — Le »Génie du paganisme«. VI. *La Métamorphose d'Ovide.* Ovide est chassé de Rome par Auguste. — Les causes de sa relégation à Tomes. — Diverses hypothèses. — La haine de Livie et de Tibère. — Le départ d'Ovide. — Son voyage vers le Pont-Euxin. — Son arrivée à Tomes. VII. *L' Exile de Tomes.* Tomes. — Le souvenir de Médée. — Sous l'oeil des Barbares. — Les rigueurs de l'hiver. — Les souvenirs de Rome.

Ovide écrit à sa femme, à ses amis, à ses confrères. — La poésie au-dessus de tout. — Ovide et Victor Hugo. — L'espoir obstiné. VIII. *La Fin du poète.* Ovide espère toujours. — Il trouve un public chez les Gètes. L'avènement de Tibère. — Ovide se retourne vers Germanicus. — Il répond à ses ennemis: *L'Ibis.* — Sa santé décline. — Son agonie. — Sa mort. — Son épitaphe. IX. *La Gloire du poète: Ovide chez nous.* Ovide et les Romains. Ovide et les chrétiens. — Sa popularité au moyen âge. — Ovide et les troubadours. — Le *Roman de la Rose.* — La légende d'Ovide à Sulmone. — Ses premières éditions. — La Renaissance. — Ovide et Ronsard. — Les Précieux et les Burlesques. — Ovide fournisseur d'opéras au XVIIe et au XVIIIe siècles. — Les *Fastes* et les poèmes didactiques au XVIIIe siècle. — Sa réputation baisse au XIXe siècle. — Retour vers Ovide.

Nicht allen Einzelheiten, zumal solchen, die spezielle Probleme der Ovidischen Dichtungen betreffen, kann man zustimmen. Hierhin gehört z. B., was S. 81[1] über die Chronologie der Heroiden bemerkt wird: „La question de la date de composition des Héroides est controversée. Peut-être Ovide a-t-il commencé par elles; en tout cas leur rédaction est contemporaine des Amores puisque Ovide y fait allusion dans une de ses élégies (Am. II, XVIII). Les dernières Héroides (XII à XX) seraient écrites plus tard ou seraient apocryphes." Bei der Heranziehung der Amores hätte die Frage der ersten und zweiten Ausgabe berücksichtigt werden müssen, und die Entstehungszeit der von R. erwähnten Elegie ist, wie Pohlenz' Ausführungen (vgl. S. 13) zeigen, schwierig zu ermitteln. An die Unechtheit der letzten Heroidenbriefe glaubt R. übrigens selbst nicht. Auf S. 82 erwähnt er zwar die Sabinushypothese, bemerkt aber dazu, daß man diese Briefe Ovid ohne wirkliche Gründe abgesprochen hat; vgl. das entsprechende Urteil von Pohlenz Herm. 48, 1913, 3f. Das landläufige Urteil über die Heroiden, die man ja immer noch als versifizierte Suasorien der Rhetorenschule auffaßt, erscheint auch bei R. wieder; vgl. dazu das bei der Besprechung von Heinzes Buch u. S. 38 Bemerkte. Daß gelegentlich die Ars als „Ars amoris" zitiert wird, sei beiläufig erwähnt.

Sehr beachtenswert und fein durchgeführt sind die Auseinandersetzungen über die Bedeutung der griechischen Reise für die Metamorphosen und für einzelne Stellen der Jugenddichtungen. Vieles in diesen Werken führt R. auf tiefes Erleben der Welt des Mittelmeeres und Griechenlands zurück. Glücklich ist R. auch in

verschiedenen Formulierungen, in denen er ein wertendes Urteil über einzelne Werke Ovids ausspricht. Einige Beispiele: S. 104: „Imite-t-il les Alexandrins? Oui, sans doute; on l'a suffisamment prouvé par des détails caractéristiques; mais, en fait, est-ce imitation? Il a si bien lu et si bien retenu ces poètes ou ces historiens de la mythologie que cette mythologie est devenue sienne. Il vit en elle, il se meut, il est en elle: ce n'est point seulement pour lui admirable matière à mettre en vers latins: il y plonge de toute part, il la respire, il s'en nourrit et nous avec lui.“ S. 125 von den Metamorphosen: „C'est le plus souple et le plus vaste peut-être, sinon le plus grand des poèmes latins.“ S. 170, 171 von den Fasten: „Cet ouvrage est le plus judicieux et du meilleur goût qui soit sorti de sa plume“ . . . „Tout inachevé qu'il soit, ce livre a grande allure, et c'est pour tous les peuples latins une sorte de livre national.“ In dem letzten Kapitel „La gloire du poète“ behandelt R. ausdrücklich nur den Einfluß Ovids auf die französische Literatur. Er ist sich, wie eine Anmerkung auf S. 239 zeigt, durchaus bewußt, daß sich auf diese Weise kein vollständiges und abgerundetes Bild ergeben kann.

Um schließlich noch auf das für Ovids Leben entscheidende Ereignis einzugehen: R. behandelt die verschiedenen Hypothesen über die Gründe der Verbannung genau. Sie hier nochmals aufzuzählen, erübrigt sich. Auch er sieht in Ovids Angabe, die Ars habe sein Unglück verschuldet, nur den „offiziellen Grund“, der vorgeschoben wurde, um die wirkliche Ursache zu verdecken. Diese glaubt er in dem Haß Livias gegen Ovid zu finden. Grund zu diesem Haß sind, wie R. in Anklang an den Übersetzer Ovids Villenave, dem sich Nageotte, Plessis und S. Reinach angeschlossen haben, glaubt, die Bestrebungen gewisser Kreise um Augustus, Agrippa Postumus gegenüber Tiberius zur Thronfolge zu verhelfen. Diesen Kreisen haben viele Freunde Ovids angehört, darunter Fabius Maximus, an dessen plötzlichem Tode Ovid schuld zu sein behauptet (ex P. IV 6, 11 f.), und auf den er seine letzte Hoffnung gesetzt hat. Und wie die meisten anderen Mitglieder dieses Kreises und schließlich Agrippa selbst, so hat auch Ovid die Rache der Livia und des Tiberius getroffen. Auf Livias Intrigen seine Augen gerichtet und gesehen zu haben, was ihn nichts anging, das wäre, wenn diese Annahme richtig ist, Ovids Schuld, die er so oft in den Gedichten aus der Verbannung immer wieder mit den gleichen Worten andeutet (vgl. tr. II 103; III 5, 50. 6, 28). Genau dieselbe Ansicht hat bereits 1913 G. Némethy in dem

zweiten Exkurs[1]) zu seinem oben S. 8 erwähnten Commentarius Exegeticus ad Ovidii Tristia 132—137 entwickelt, eine Veröffentlichung, die R. offenkundig nicht kennt. Umso merkwürdiger und vielleicht eine gewisse Gewähr für die Richtigkeit bietend ist das Zusammentreffen. Durch Némethys und Riperts Ausführungen steht auch fest, daß an Beziehungen zwischen Ovid und der jüngeren Julia, wie wieder Pohlenz Herm. 48, 1913, 12[1] meint, nicht zu denken ist.

Ripert hat in seinem Buche eine Reihe von Stellen in Übersetzung wiedergegeben. Hexameter bzw. Distichen und Reimverse lehnt er ab und wählt einen reimlosen Vers. Eine kurze Probe möge genügen:

met. I 5ff.: Avant la mer, le sol, le ciel qui couvre tout,
L'orbe du monde entier n'était qu'un seul visage,
Qu'on nomma chaos, masse inorganique et rude;
Rien n'existait sinon un poids, un ramassis
De semences, que n'assemblait nulle harmonie usw.

Eine kurze Darstellung des Lebens und der dichterischen Entwicklung Ovids gibt auf Grund des bekannten Materiales ohne einen Versuch, die Erscheinung Ovid als Ganzes tiefer zu erfassen, H. Dessau im ersten Bande seiner Geschichte der römischen Kaiserzeit, Berlin 1924, 528—538. Von einzelnen Beobachtungen und Bemerkungen sind folgende herauszuheben: Die Entstehungsfolge der erotischen Dichtungen denkt sich Dessau so: Amores V, Medea, Heroiden, Amores III, Ars, Remedia, Medicamina. D. weicht also sowohl von Jacoby-Schanz als auch von Pohlenz in einigen nicht unwichtigen Punkten ab. Diese betreffen vor allem die Zeit der zweiten Ausgabe der Amores und die Stellung der Medicamina zur Ars. Daß in den Dichtungen Erlebtes und noch mehr Beobachtetes verwandt wurde, betont D. ebenso mit Recht, wie er bemerkt, daß das Privatleben einwandfrei und in Übereinstimmung mit den Gesetzen war, ja daß Ovid der einzige Dichter seiner Zeit ist, der den Vorschriften der Augusteischen Ehegesetzgebung im wesentlichen nachgekommen ist. Über die Metamorphosen urteilt er ziemlich kühl. S. 468 nennt er sie ein „skurril-gelehrtes"

---

[1]) In dem ersten Exkurs, um auch das hier kurz zu erwähnen, sucht N. auf Grund der Stellen Ex P. I 2, 138—142. 147—150; III 1, 75—78 den Nachweis zu führen, daß Ovids dritte Frau nicht, wie fast allgemein angenommen, eine Fabia, sondern eine zuerst im Hause der Atia, dann in dem ihrer Tochter Marcia, der Frau des Fabius Maximus, lebende Schutzbefohlene, vielleicht eine Waise, war.

Werk; aber auch sonst liest man bei ihm ein wenn auch nicht durchaus verwerfendes, so doch sehr zurückhaltendes Urteil über ihren künstlerischen Wert. Auch er glaubt, daß einzelne Stellen, wie die Prophezeiung der Größe des Augustus und die Huldigung an den Kaiser I 200—205, erst nach 8 n. Chr. eingefügt worden sind, jedenfalls aber vor der Veröffentlichung, die sicherlich nicht ohne Zutun des fernen Verfassers (vgl. auch Pohlenz, Die Abfassungszeit von Ovids Metamorphosen, Herm. 48, 1913, 1 ff., besonders 13) in Rom erfolgt ist. Über die Veröffentlichung zu Ovids Lebzeiten urteilt er also viel bestimmter als Magnus in der Vorrede zu seiner Ausgabe von 1914 S. V.

In der Frage nach den Gründen der Verbannung Ovids steht D. im Gegensatz zu den oben S. 33 f. besprochenen Anschauungen. Daß die Berufung auf die Ars nur eine dürftige Rechtfertigung des von Augustus begangenen Gewaltaktes ist, gibt auch er zu, pflichtet aber denen bei, die Ovids Entfernung aus Rom in irgendwelchen Zusammenhang mit der Verbannung der jüngeren Julia bringen; vgl. Pohlenz a. a. O. 12[1]. Daß es sich hier um Teilnahme oder Beihilfe zu sittlichen Vergehen der Prinzessin handelt, bestreitet er; etwas Positives läßt sich nach seiner Überzeugung nicht sagen. Die von Ovid ex P. IV 6, 11 gegebene Andeutung (vgl. oben S. 33) erwähnt er zwar (S. 537), vermeidet es aber, irgendwelche Konsequenzen zu ziehen oder auf die von anderen gezogenen hinzuweisen. Beachtenswert ist, um noch diese Einzelheit anzuführen, die S. 535 gegebene Erklärung von ex P. IV 9, 116, wo Ovid erzählt, daß er den Geburtstag des Kaisers durch Spiele gefeiert hat. Er hat also nach D. irgendeine Schauspielertruppe nach Tomis kommen und an jenem Tage auftreten lassen. Dazu eine Anmerkung: „Pionier der griechischen oder gar lateinischen Zivilisation ist aber damit Ovid kaum geworden (Pârvan, Ausonia 1921; von mir noch nicht gesehen).“ — Auch ich kenne diesen *Aufsatz nicht.

Das *Buch von Kirby Flower Smith, Martial The Epigrammatist and other essays, Baltimore 1920, The John Hopkins Press (darin S. 37—74 The Poet Ovid) auf irgendeinem Wege zu beschaffen, war nicht möglich. Eine ganz kurze Charakterisierung Ovids findet sich bei E. Norden, Die Bildungswerte der lat. Literatur und Sprache auf dem humanist. Gymnasium, Berlin 1920, 26 f.

Über die antike Autobiographie ist nach G. Mischs bedeutsamem Werke (1907) und den Besprechungen bzw. Auseinandersetzungen, die es gezeitigt hat (v. Wilamowitz-Moellendorff,

Internat. Wochenschr. 1907, 1105 ff.; Jacoby-Misch, D. L.-Z. 1909, 1093 ff., 1157 ff., 1420 f., 1422), nichts Wichtiges geschrieben worden. Ein größeres dreiteiliges Buch hat Lorenz Niedermeier geplant. Er wollte die poetische Autobiographie behandeln, und zwar zuerst die maßgebenden Formeln und schematischen Formen von den Anfängen an darstellen, dann die Entwicklung der ältesten autobiographischen Elemente auf der Grundlage der bedingenden hemmenden und fördernden Faktoren geben und schließlich die erhaltenen Werke der römischen und altchristlichen Literatur vorführen. Unter dem Zwang der Zeitverhältnisse mußte dieser Plan eingeschränkt werden, und N. hat in einem Programm des Münchener Theresien-Gymnasiums, das den Titel „Untersuchungen über die antike poetische Autobiographie" führt, 1919 von den ersten zwei Abschnitten nur die Hauptergebnisse zusammengestellt und bloß den dritten Teil eingehender behandelt. N.s Untersuchungen sind nicht nur für tr. IV 10, an das jeder sofort denkt, interessant. Die natürliche Veranlassung zur Mitteilung persönlicher Bemerkungen war von jeher die in der Frage liegende Aufforderung eines anderen. Von Homer an lassen sich drei Hauptarten unterscheiden, von denen die dritte sich aus den ersten beiden erklärt; Musterbeispiele sind Z 123, ι 252 und α 170. Das Nachleben und die Umwandlung dieser Formeln, in denen Ansätze zum biographischen Schema enthalten sind, skizziert N. und reiht Stellen wie tr. IV 1, 99 met. I 648 nomen casusque in diesen Zusammenhang ein. Die literarische Autobiographie, in der natürlich das immer etwas anstößige und nur dem *ἀνὴρ πολιτικός* bei ausgesprochen apologetischer Tendenz erlaubte *λέγειν περὶ ἑαυτοῦ* (vgl. das von starkem Selbstgefühl zeugende Selbstlob tr. IV 10, 121 ff. und den Epilog der Metamorphosen) unvermeidlich ist, übernimmt die für das politische Leben berechneten Vorschriften für ihre eigenen Zwecke (Hor. serm. I 6, Ov. tr. II). Die von dem delischen Apollohymnos und Hesiod an zu verfolgende *σφραγίς* erscheint auch bei den Römern in den verschiedensten Formen. Dahin gehört auch die Anrede an das Buch (tr. I 1, ex P. IV 5, 1 und 11, fast. II 3) und der Vergleich des Dichters mit einem Erzeuger und des Werkes mit dem Kinde (tr. III 14, 13). Dem Brauche der Selbstvorstellung huldigt Ovid auf die verschiedenste Weise — der Zusatz, den N. macht, „um auch hier seine rhetorische Kunst zu zeigen", ist schief —, indem er den Werken Epigramme vorausschickt (amor. met., vgl. tr. I 7, 35 ff.), die Bücher mit literarischen *τόποι* eröffnet und schließt (am. I, a. a. I, met. Schluß) oder persönliche, z. T. sphragis-

artige Angaben macht (am. II 1, Ibis Anfang, a. a. II 744, III 812, rem. 71). Ausführlich werden am. III 15 und tr. IV 10, das mit Rothstein für „eine geschickt versifizierte, aber durchaus unpoetische Biographie“ (Properzausg.[2] S. 3) erklärt wird, besprochen und zum Vergleiche die rhetorischen Vorschriften (z. B. Menander π. ἐπιδ.) zum Beweis dafür herangezogen, daß Ovid nach einem bestimmten rhetorischen Schema gearbeitet hat. Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist dieses Gedicht die erste ausgeführte poetische Selbstbiographie, bei der nur noch der Platz am Ende des Buches auf die alte Sphragis hinweist. Bei der Besprechung der folgenden Dichter (z. B. Martial, Ausonius) wird zu wiederholten Malen auf die Beeinflussung durch Ovid hingewiesen.

Eine der in jeder Beziehung bedeutendsten Untersuchungen, die in der letzten Zeit über Ovid erschienen sind, stammt von R. Heinze und behandelt „Ovids elegische Erzählung“ (S. Ber. Sächs. Ak. d. Wiss. 71, 1919, 7). In dem Buche wird, von kleineren Einzeluntersuchungen anderer abgesehen, zum erstenmal für ein umfassendes Gebiet des Ovidischen Schaffens mit reichstem Ertrage auch in Einzelergebnissen der Versuch gemacht, die dichterische Kunst Ovids und die Individualität des Dichters herauszuarbeiten. In feinster Weise setzt H. an die Stelle der Schlagworte, mit denen gewöhnlich Ovids Werke abgetan werden, wirklich fördernde Ergebnisse, die zeigen, wie viel noch zur wahren Erkenntnis des Kunststiles und der Eigenart der römischen Dichter fehlt. Er geht aus von der zwiefachen Behandlung des Raubes der Proserpina (fast. IV 417—620 met. V 341—661). Die sachliche Betrachtung dieser Geschichte ist bekanntlich durch Maltens Aufsatz Herm. 45, 1910, 506 wesentlich gefördert worden. Heinze kommt es darauf an, den Stilunterschied der elegischen und epischen Darstellungsweise herauszufinden. In der Erzählung der Fasten herrschen weichere Empfindungen, schmerzliche Klage und Mitleid, die Gottheit wird vermenschlicht, das Grandiose wird zugunsten des idyllisch Anheimelnden vermieden, in den Metamorphosen überwiegen starke aktive Affekte, jähe Liebe und jäher Zorn, die göttliche Majestät der Personen wird geflissentlich gesteigert. Der Stil der Erzählung wahrt hier eine feierliche Würde, der Erzähler sucht nach Rhapsodenart möglichst wenig hervorzutreten, während der Stil in den Fasten lebendiger und beweglicher ist und der Erzähler seinen Gegenwartsstandpunkt mehr betont. Die entsprechenden Eigentümlichkeiten zeigt die Diktion der Reden (fast. 588 met. 514), die so knapp wie feinsinnig analysiert und auf die Verwendung rhetorischer

Kunstmittel hin untersucht werden. Gerade ihre Betrachtung zeigt, wie ganz außerordentlich vorsichtig wir mit dem bei Ovid ebenso beliebten wie nichtssagenden Begriff „rhetorisch" sein müssen, und in dieser Beziehung wirkt Heinzes Buch geradezu befreiend. Möge es für uns eine Warnung und zugleich eine Mahnung sein, auch die spätere römische Poesie — um nur Anfang und Ende zu bezeichnen, nenne ich Seneca und Claudian — nicht als versifizierte Rhetorik abzutun. Gerade hier liegt noch unendlich viel unentdecktes Gut, das nach einer analogen Behandlung dringend verlangt und dem, der seine Sprache versteht, reichsten Ertrag verspricht. Daß Ovid ein Zögling der Rhetorenschule war, vergißt auch H. nicht, aber er ist sich, wie seine scharfe und tiefe Charakterisierung des Dichters (69 ff.) zeigt, durchaus darüber klar, daß die rhetorum praecepta niemals Quell des dichterischen Schaffens sein können. Mit dieser Erkenntnis ist der Weg frei auch für eine gerechtere Beurteilung der Heroiden, die noch immer vielfach als rhetorische *προσωποποιίαι* abgestempelt werden.

In den beiden Fassungen der Geschichte vom Raube der Proserpina hat Ovid bewußt zwei Typen der poetischen Erzählung gegeneinander gestellt. Der Fortgang der Untersuchung zeigt, daß der Unterschied der beiden Erzählungen generell ist, und daß wir den Erzählungsstil der Fasten als elegischen dem epischen der Metamorphosen gegenüberstellen dürfen. Unter diesem Gesichtspunkte führt H. die Untersuchung durch, deren Ergebnisse insgesamt hier aufzuzählen unmöglich ist, weil sich die Feinheit der mit der Hauptdarstellung verbundenen Einzeluntersuchungen in einem kurzen Referat nicht wiedergeben läßt. Die im ersten Kapitel gezogenen Grundlinien treten in den folgenden Abschnitten noch schärfer hervor. Die kurzen Bemerkungen über die Gestaltung der Götter durch Ovid werden im zweiten Kapitel vertieft durch Heranziehung von met. I 162 ff. (Götterversammlung, eine kleine Modifizierung bei O. Weinreich, Senecas Apocolocyntosis, Berlin 1923, 85[3], vgl. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I 531[1]), IV 171—189 ∾ a. a. II 561—590 (Mars und Venus) und der vielen Szenen derb erotischer Götterkomik in den Fasten, ferner durch Betrachtung der beiden Reden des Mars (met. XIV 805 fast. II 481) und durch eine kurze Untersuchung der Stellung des Dichters zum Wunderbaren. Die Metamorphosen erzählen dem epischen Stile angemessen, ohne einem Zweifel des Dichters am Wunder Ausdruck zu geben; die Fasten rationalisieren die Sagen zwar auch nicht, noch erschüttern sie sie in ihrer Glaubwürdigkeit;

aber der Dichter betont auffallend häufig, daß er etwas Verwunderliches oder kaum Glaubliches berichte, oder lehnt die Verantwortung ab oder erklärt sogar, das Überlieferte nicht glauben zu können.

Der Stilunterschied zwischen beiden Werken läßt sich auf die knappe Formel, bei deren Beurteilung allerdings nicht zu vergessen ist, daß es sich um eine Typenteilung handelt, bringen: in den Fasten wird der Nachdruck auf das ἐλεεινόν, in den Metamorphosen auf das δεινόν gelegt. Das veranschaulicht H. an den Aeneas- und Romulussagen (fast. III 545—656, IV 879; III 11, II 283 ff., 361 ff., IV 807—862, V 451—484, I 263—276, III 179—228, II 481—512 ∾ met. XIV 805—828) und an der Erzählung von der Vertreibung der Tarquinier. Wichtig ist die S. 43 gemachte Feststellung, daß Ovid Schlachtberichte in den Fasten vermied, obwohl sein Gegenstand sie ihm oft nahelegte, weil die elegische Dichtung prinzipiell solche Schilderungen ablehnt, wichtig vor allem darum, weil II 195—242 die Erzählung vom Untergang der Fabier am Cremera dieser Feststellung zu widersprechen scheint. Mit Recht glaubt H. an einen persönlichen Anlaß: er hält die Einlage für eine Huldigung des Dichters an seinen Freund und Gönner Paullus Fabius Maximus (vgl. ex P. I 2, 138. 133 und fast. VI 797 ff.). Sehr bedeutsam ist die Beobachtung, daß Ovid hier, wo er ausnahmsweise die der Elegie gesetzten Schranken überschreitet, auch in der Form ostentativ episiert.

In den folgenden Abschnitten bespricht H. einige andere Kunstmittel, deren Ovid sich in den beiden großen Werken bedient hat, die ἀσυμμετρία in den Fastenerzählungen namentlich bei den Katasterismen, das ebenfalls in den Fasten starke Hervortreten des subjektiven Elementes, die Apostrophe, die Reden und Monologe sowie überhaupt die verschiedene sprachliche Gestaltung entsprechender Stellen. Als letztes der für den Gesamteindruck Ausschlag gebenden stilistischen Momente wird die Periodisierung gestreift. Bei ihr spielt das Metron eine wichtige Rolle. Im elegischen Distichon, das nach syntaktischer Geschlossenheit strebt, ist das Pentameterende überwiegend auch Satzende. Innerhalb des Distichons wieder kontrastieren Hexameter und Pentameter. Lange Perioden liebt Ovid im Epos zwar auch nicht, aber die Verse sind nicht annähernd so einförmig gebaut, weil neben dem Versschluß die Cäsurstelle als syntaktischer Ruhepunkt in Frage kommt und distichische Reihen mit Monosticha und Tristicha, gelegentlich auch Tetrasticha abwechseln. Durch diese Freiheit des Periodenbaus wird es dem

Erzähler möglich, „sich vom Gegenstande fortreißen, sich vom Fluß der Ereignisse tragen, den tiefgeschöpften Atem ausströmen zu lassen“. Den Schluß bildet ein Rückblick auf die Dichtungen des Properz, der den Stil der elegischen Erzählung vor Ovid bereits ausgebildet hat, und auf die griechische elegische Erzählung von Antimachos bis Kallimachos. Damit werden Vermutungen über die Entwicklung der Elegie und des Epyllion in der hellenistischen Zeit verknüpft, die H. selbst als nicht sicher ansieht (S. 101).

Einige Punkte, die in den Hauptausführungen nur gestreift sind, werden in vier Exkursen ausführlicher behandelt: Die göttliche Erotik der Metamorphosen, Kallisto bei Ovid, Die Monologe der Metamorphosen (sehr wichtig für die Beurteilung der dichterischen Kunst Ovids, die Maßstäbe der Suasoria und Thesis reichen auch hier nicht aus) und Zur Entwicklung der 'subjektiven' Elegie (H. glaubt an die dauernde Pflege der subjektiven Elegie bei den Griechen). Auf die Fülle fruchtbarer Einzelbemerkungen, die in den Anmerkungen, gelegentlich auch im Texte stehen, und den Reichtum des in den Anmerkungen verarbeiteten gelehrten Materiales, das sich zum großen Teile auf die Quellen der Fastenerzählungen bezieht, kann ich nur hinweisen. Einiges hat Fraenkel in der sofort zu erwähnenden Besprechung aufgezählt. Zweifelhaft ist mir von kleinen Einzelheiten wie der Bemerkung über die Monologe in den Tragödien Senecas (S. 123) abgesehen, wo mir der Einfluß der Ovidischen Medea nicht beachtet zu sein scheint, H.s Stellung zu der Frage nach dem zweiten Teile der Fasten (S. 23). Er bezweifelt, ob Ovid die späteren Bücher überhaupt jemals ausgeführt hätte, auch wenn er hätte in Rom bleiben dürfen; vgl. dazu meine Praefatio in der oben erwähnten Ausgabe S. III und vorher Magnus in der sogleich zu nennenden Rezension S. 1040.

Von wichtigen Besprechungen führe ich an:

Ed. Fraenkel, Jahresberichte des Philolog. Vereins zu Berlin 46, 1920, 86—89. H. Magnus, Philol. Woch. 1920, 1035—1040.

Vier Jahre vor Heinzes Werk erschienen, aber in Deutschland erst lange nach diesem bekannt geworden ist N. Deratanis Untersuchung Artis rhetoricae in Ovidi carminibus praecipue amatoriis perspicuae capita quaedam, Moskau 1916. Durch die prinzipiell wichtigen Bemerkungen Heinzes über Ovids Stellung zur Rhetorik und durch sein scharfes, aber richtiges Urteil über die von Brück, De Ovidio scholasticarum declamationum imitatore,

Diss. Gießen 1909, befolgte Methode, die zum großen Teile auch die Ds. ist, erscheinen große Partien seiner mit anerkennenswertem Fleiße und nicht ohne Ertrag in den Einzelheiten geschriebenen Buches etwas veraltet. Die Sucht, überall Typen der τελικὰ κεφάλαια, wie sie in der Rhetorenschule beliebt wurden, herauszufinden und Ovids ganze Dichtkunst sub specie ῥητορικῆς zu betrachten, führt die eingeschlagene Methode ad absurdum. Diskussionen über die Frage, ob eine Stelle unter die Kategorie des ὅσιον, δίκαιον oder συμφέρον oder dgl. fällt, wie man sie S. 18 ff. in aller Ausführlichkeit lesen kann, nützen im Grunde für die Erkenntnis der Ovidischen Kunst gar nichts. Es wäre aber ungerecht, nicht hervorzuheben, daß sich Ds. Untersuchungen durch eine Reichhaltigkeit des Materiales auszeichnen, die von guter Kenntnis der Ovidischen Dichtungen Zeugnis ablegt. Besonders dürfen Untersuchungen über Ovids Sprachgebrauch und seine Stellung zu bestimmten Erscheinungen z. B. der Allitteration, obwohl gerade hier Ds. Ausführungen nur unter eingehender Nachprüfung zu verwerten sind, keinesfalls an dem Buche vorübergehen. Eine eindringende, auch an Einzelheiten nicht vorübergehende Besprechung des Buches, dessen Latein sich nicht durch übermäßige Eleganz auszeichnet, hat Magnus, Philol. Woch. 1922, 940—945, der Schrift gewidmet. Am Anfange seiner Rezension, hat er auch, worauf noch besonders hingewiesen sei, da das Buch in Deutschland wenig verbreitet sein dürfte, die einzelnen von D. behandelten Punkte kapitelweise aufgezählt.

Nach der im einzelnen ertragreichen, aber nicht abschließenden Arbeit von H. Peters Symbolae ad Ovidii artem epicam cognoscendam, Diss. Göttingen 1908, ist keine größere Untersuchung erschienen, die sich mit der Erzählungstechnik in den Met. und Fasten (vgl. Norden Einl. i. d. Altertumsw. I² 451) beschäftigt hätte. Zu wichtigen und grundlegenden Ergebnissen ist R. Heinze in der o. S. 37 ff. besprochenen Arbeit „Ovids elegische Erzählung“ gelangt; aber ein Werk, das die Komposition der Met. in ihrer Gesamtheit in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen und die Verbindungslinien zu den anderen Werken der Erzählungsliteratur ziehen müßte, fehlt noch immer. Diese Lücke können Behandlungen einzelner Teile der Met., so förderlich sie auch sonst sein mögen — hierher gehören z. B. einige Partien des Hartmanschen Aufsatzes über die Sage von Ceyx und Halcyone Met. XI (Mnemos. N. F. XLVI, 1918, 337 ff., vgl. Ehwald Burs. CLXXIX 178 f.) — nicht ausfüllen. Ganz kurze Einzelbemerkungen, die

sich mit diesem Probleme beschäftigen, finden sich, abgesehen von den bereits o. S. 34 f. erwähnten Ausführungen Dessaus, die in dieser Richtung nicht sehr ergiebig sind, bei L. Malten, Ein neues Bruchstück aus den Aitia des Kallimachos (Ox. Pap. XI 1362), Herm. 53, 1918, 148—179. S. 174 ff. beschäftigt er sich mit der Rahmenumfassung und Übergangstechnik in den beiden großen Werken und kommt zu dem Ergebnis, daß Ovid das Kunstmittel der Unterhaltung als Rahmen- und Übergangsmotiv kennt und gern benutzt. In den Fasten führt er sich, wie es auch Kallimachos tut, selbst ein und läßt sich von anderen Aitia erzählen, in den Met. läßt er mythische Personen zu gegenseitiger Erzählung von Verwandlungsgeschichten zusammenkommen, und zwar, darin mit Kallimachos übereinstimmend, wiederholt zu Mahlzeiten; vgl. auch L. Deubner, Ein Stilprinzip hellenistischer Dichtkunst, N. Jahrb. 1921, 362. Diese Zusammenkünfte schildert er nicht mit Einzelheiten wie Kallimachos, ihm liegt bei diesen „Bindeszenen" weniger daran, die Situation auszugestalten, sondern den komplizierten Stoff geistreich zu disponieren und aufzureihen; der Grad seiner Originalität in dieser Technik läßt sich vorläufig nicht feststellen; daß Rückschlüsse von ihm auf Kallimachos durchaus möglich sind, scheint E. Howald, Ionische Geschichtschreibung, Herm. 58, 1923, 139, soweit man auf Grund seiner beiläufigen Bemerkung urteilen kann, anzunehmen.

Auf andere Weise als Pohlenz beantwortet Bruno Lavagnini die Fragen, die die Chronologie der erotischen Dichtungen angehen: La Cronologia degli Amores e un luogo dell' Ars Amatoria (3, 343), Athenaeum IX 2, 1921, 94—101. III 9 ist auf 19 fixiert (Tod Tibulls). I 14, 45 weist auf ein Ereignis des Jahres 16, vgl. Cass. Dio LIV 20. II 18, 19 wird die Ars als publiziert vorausgesetzt. Die letzte Behauptung ist zum mindesten unsicher, vgl. Pohlenz S. 10 und B. ph. W. 1913, 1500. Die Bemerkung III 15, 18 ff. ist nicht auf die Tragödiendichtung zu beziehen — diese hat nach II 18, 15 ff. bereits in der ersten Phase des Ovidischen Dichtens einen größeren Raum eingenommen zwischen Amores einerseits, Heroiden und Ars anderseits — sondern auf die Metamorphosen und Fasten. Diese Deutung wird hinfällig, wenn Pohlenz damit recht hat, daß III 15 das Schlußgedicht der ersten Ausgabe gewesen ist. Die zweite Auflage der Amores steht am Schluß der ersten Periode Ovids und wird ganz kurz nach der Ars und den Remedia in den allerersten Jahren unserer Zeitrechnung herausgegeben sein. Zur Stützung seiner Chronologie

zieht L. a. a. I 171 ff. heran (vgl. über diese Verse Pohlenz 18[2], der an eine nachträgliche Einlage denkt) und 177 (März 1 v. Chr.), vgl. Pohlenz Herm. 48, 1913, 3. Rem. 155 deutet L. wie Schanz 2 I[3] 271 und verbindet mit dieser Stelle 224. Aus diesem Verse schließt er, daß Ovid noch nichts von der Unterredung zwischen dem Partherkönige und Augustus im Jahre 2 n. Chr. weiß. Daß Ars III später an I II gefügt ist, gibt er zu, glaubt aber nicht, daß es hinter die Remedia fällt, und bestreitet auf Grund der Verse 49 ff., 553 f., 607 f., 813 f. auch, daß Ovid sich nur an die Männer mit den Remedia gewandt hat. Daß er sich vorzugsweise an die Männer wendet, erklärt L. aus seiner spezifisch männlichen Einstellung zu dem Stoffe. Am Schluß wird die viel behandelte Stelle a. a. III 343 besprochen. Unter der (zweifelhaften) Voraussetzung, daß die Ars der zweiten Ausgabe der Amores vorausgeht, vermutet er *vel de quinque libris titulo quos signat Amorum* und hält es für möglich, daß Ovid nach der Umarbeitung der Amores auch die Stelle der Ars umgeändert hat und, wo es angängig war, in den publizierten Exemplaren die Änderung *de ternisve libris* vornehmen ließ. Durch den Einfluß beider Lesarten wäre dann die Korruptel im Regius entstanden, die wir heute lesen.

Vahlens „Gesammelte Philologische Schriften“ sind endlich mit dem Erscheinen des zweiten Bandes (Leipzig 1923) vollständig geworden, und so liegen die lange entbehrten und entweder schwer oder fast gar nicht mehr zugänglichen Untersuchungen, über deren Wert heute nicht mehr geredet zu werden braucht, bequem zusammengefaßt und von Helm, Heraeus und Plasberg sorgfältig herausgegeben wieder vor. Die Tätigkeit der Herausgeber hat sich im wesentlichen auf Berichtigung von Ungenauigkeiten, Nachprüfung der Zitate, Heranziehung neuerer Ausgaben, Hinweise auf spätere Untersuchungen u. dgl. beschränkt. Es handelt sich um die Schriften der Berliner Zeit (1874—1911). Der Band zeigt von neuem, mit welcher Sicherheit und Überlegenheit Vahlen auch die am weitesten auseinanderliegenden Gebiete beherrschte, und wird auch für die späteren Generationen, so abweichend sie auch sonst zu manchen der behandelten Einzelprobleme stehen, und so verschieden sie auch vielleicht über die Idee der gesamten Altertumswissenschaft urteilen mögen, schwer erreichbare Muster bieten. Mit Ovid beschäftigt sich von einzelnen kleineren Bemerkungen, die sich in den Aufsätzen über die Elegiker finden, abgesehen (z. B. S. 178[21] über am. I 13, 3. 9. 31 (33) III 7, 19) die

berühmte Abhandlung über die Anfänge der Heroiden (1881), die über die Ankündigung des Titels hinausgehend wesentliche Aufschlüsse für die Wortkunst des Dichters gibt. Mehr über sie heute noch zu sagen, erübrigt sich, da ihr Inhalt und ihre Bedeutung längst a gemein bekannt sind.

Die vielfach zu Unrecht verdächtigten Verse 39—144 des Parisbriefes hat Helene Kogge De Paridis epistulae Ovidianae versuum 39—144 auctore zum Gegenstande einer eigenen Untersuchung gemacht, Diss. Münster 1922. Von der Arbeit, die ohne Kenntnis der sofort zu besprechenden Veröffentlichung Przychockis verfaßt ist, liegt bisher leider nur ein deutscher Auszug von vier Seiten vor. K. kommt es nicht darauf an festzustellen, ob die betreffenden Verse zugleich mit den sechs Doppelbriefen Ovid selbst zuzuschreiben sind, sondern sie will die Identität des Dichters mit dem der übrigen Teile des Parisbriefes nachweisen. Die Analyse des Briefes ergibt, daß die Verse sich dem Zusammenhange nicht nur organisch einfügen, sondern ohne sie der Aufbau sogar lückenhaft wird. Darüber hinaus weist die Verf. nach, daß sich in den sicher echten Partien des Briefes Hinweise auf den angezweifelten Teil finden. Sprachlich stimmen die ganzen Doppelbriefe sehr stark mit den übrigen Werken Ovids, insbesondere mit den Metamorphosen und den Dichtungen aus der Zeit d… Verbannung — die Verf. sagt dafür etwas schief „Gefangenschaft" – überein. In diesen Ähnlichkeiten findet sie mit Recht kein en… scheidendes Kriterium für die Echtheit, solange nicht bewiese… ist, daß der Stil … die erste Kaiserzeit, aber nicht in das 15. Jahr hundert weist. Daher werden die Verse auch in dieser Richtun… untersucht, ohne daß sich irgend ein Argument ergibt, das f… eine Humanistenfälschung spricht. Auch die schlechte handschrif… liche Bezeugung läßt sich nicht für die Unechtheit ins Feld führen vielmehr ergibt eine Vergleichung der Hss. und Drucke sow… eine Untersuchung der einzelnen Korruptelen, daß dem Auftauche… im 15. Jahrhundert eine lange, verwickelte Textgeschichte vorau… liegt, die die Annahme einer Entstehung in der Humanistenze… unmöglich macht. Das Ergebnis der anscheinend sehr sorgfältige… Untersuchung ist also: der Abschnitt gehört nach Inhalt und St… in den Brief hinein und kann nur von dem Dichter des Briefpaare… verfaßt sein. Dieser muß in der ersten Kaiserzeit gelebt und ge… dichtet haben.

Über das bloß Handschriftliche und Textkritische hinaus is… die 1921 als Veröffentlichung der Krakauer Akademie erschienen

Untersuchung G. Przychockis Ovidius Graecus, Paridis epistula a Thoma Trivisiano in Graecum conversa, Archiwum Filologiczne Polskiej Akademji Umiejętności Nr. 3, wichtig für die Erkenntnis der Rolle, die Ovid in der Spätrenaissance gespielt hat. Thomas Trivisanus, dessen eigenhändiges Manuskript im Vaticanus gr. 1480, einer Miscellanhs. des 16. Jahrhunderts, gefunden hat, übersetzte zwischen 1539 und 1553 den Parisbrief Ovids in Distichen ins Griechische. 1553 erschien die Übersetzung im Druck nebst griechischen Epigrammen; gefunden hat sich die gedruckte Ausgabe bisher nicht. Er widmete das Werk in einem griechisch geschriebenen Briefe, der von starkem Nationalgefühl zeugt — er stammte aus Kreta — dem späteren Bischof Marianus Savelli. Die Übersetzung selbst ist ziemlich wörtlich; einige Umschreibungen des Originals, die sich hier und da bis zu Ungenauigkeiten steigern, fehlen nicht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, wie P. S. 39 richtig bemerkt, auf unzulänglichem Verständnis mancher Verse oder Wendungen beruhen. Das Griechisch, das er schreibt, ist besonders stark durch Homer beeinflußt, in zweiter Linie durch die Epigrammdichter; daß er Euripides und Aristophanes kennt, ist möglich. Über seine Wortstellung, in der er sehr frei verfährt, hat P. ebenfalls das Nötige gesagt und viele der Kühnheiten, die bei ihm begegnen, auf die Sprache der hellenistischen Dichter zurückgeführt. Als Beispiel für das, was er gelegentlich in seinem Versbau dem Leser zumutet, genügt es, V. 142 anzuführen: *ἄλλη οὔνομ᾽ ἔχει, οὔτε ἀπ᾽ ἀντολίης*, ferner 309 *μῶν τοιοῦτον ἄνευ οἴει φρενὸς ἄνδρ᾽ ἀγελαῖον* und 326 *ὡς παρεὼν ῥέξω ἀρχὰς ἐμὰς ποθέης*. — Überzeugend ist der von P. geführte Nachweis, daß die Hs. des Trivisanus nicht aus einem Druck, sondern aus einer jetzt verlorenen Hs. abgeschrieben worden ist. Das ist vor allem deshalb wichtig, weil seine Vorlage auch die angezweifelten Verse 39—144 enthielt, die nur in jungen Hss. (Vatic. Palatinus 1707 saec. XV, Harleianus 2565 saec. XV, fragmentum Paulinum Lipsiense, jetzt verloren?) und in einigen Ausgaben (ed. Parmensis 1477, Vicentina 1480) stehen. Daß dieser Verdacht grundlos sei, davon ist P. mit Recht überzeugt (vgl. die Arbeit H. Kogges, oben S. 44). Möglich ist übrigens (vgl. Ehwald, Jahresber. CIX, 1902, 210), daß der Etonensis des 11. Jahrhunderts, der VII 157 schließt, die Verse enthielt. Aufs schärfste zurückzuweisen aber ist die Analogie Verg. Aen. II 567—588, deren sich P. bedient, und wenn er über diese urteilt: „etsi olim in Servii commentario praetermissi erant, postea autem

a Ribbeckio et Hauptio uncis circumscripti, nihilo minus tamen recentissima aetate nemini, quod sciam, vere suspecti videntur", so ist ihm leider, wenn man schon Heinzes Buch, in dem die interpolierten Verse ausführlich besprochen werden, nicht zu den Erzeugnissen der recentissima aetas rechnen will, Körtes Aufsatz Herm. 51, 1916, 145—150 (vgl. Jahresber. des Philol. Vereins XLVII, 1921, 90) entgangen, aus dem auch nicht gerade die Echtheit der Verse folgt. Abzulehnen ist auch der Versuch P.s, die Vorlage der Hs. des Thomas Trivisanus unter die anderen bekannten Hss. der Heroiden einzuordnen, wobei er zwar eine weitgehende Verwandtschaft mit dem Guelferbytanus primus (inst. extrav. 260) saec. XII nachzuweisen sich bemüht, aber doch annehmen muß, daß sie nach einem achtbaren Vertreter der Familie P verbessert und ergänzt worden ist. Dieser Nachweis ist vor allem deswegen ganz unsicher, weil er zum größten Teile mit sehr unwichtigen Orthographica, also Produkten der Schreiberwillkür, arbeitet. Die gegen Ps. These sprechenden Momente brauche ich nicht nochmals anzuführen, da Magnus Philol. Woch. 1922, 847 ff. das Wesentliche hervorgehoben hat und auf Grund der von P. angeführten Varianten zu einem anderen Urteile gekommen ist. Nach seiner Überzeugung geht die Hs., die er mit P. T nennt, auf eigenem Wege in den Ausgang des Altertums zurück, und zwar „als ein in manchen uns verlorenen Zwischengliedern durch Eindringen unreinen Blutes verderbter und entarteter Spätling und Ausläufer". Für echt hält Magnus 371 *sumere bellum* T und einige ς statt *ferrum s.* P G, das im Sinne von *arma sumere* nicht Ovidisch ist; für *bellum sumere* vergleicht er Petr. Troiae Hal. (c. 89) 62, De bello civ. (c. 122) 174, Sil. It. I 272 und Claud. XV 332. — Kein Grund ist übrigens, das durch Sen. contr. I 2, 22 als Ovidisch bezeugte Priapeum anzuzweifeln und hinter Ovids Namen ein Fragezeichen zu setzen, wie Magnus es tut.

Die Probleme, die die Komposition der Ars stellt, haben zu mehreren Untersuchungen Anlaß geboten. Das erste Buch hat Arthur Klimt in einer Leipziger Dissertation von 1913 behandelt, De Artis amandi Ovidianae libri primi compositione, die Ehwald in einem Nachtrag zu seinem Ovidberichte CLXVII 200 nur ganz kurz erwähnt hat. J. Tolkiehn hat sich in zwei Aufsätzen mit derselben Frage beschäftigt (De primo artis amatoriae Ovidianae libro, Festschr. f. L. Friedländer, 1895, 433 sqq. und Ovids Liebeskunst, N. Jahrb. 11, 1903, 326 ff., vgl. R. Bürger, De Ovidi carminum amatoriorum inventione et arte, Diss. Götting., Wolffen-

üttel 1901, 46ff., und R. Helm, B. ph. W. 1902, 1353f.) und m Zusammenhange schwere Mängel und Unstimmigkeiten zu finden geglaubt. Die Folge von dieser Überzeugung waren schwere Eingriffe in den Text und Umstellungsversuche, die bereits Ehwald mit Recht a. a. O. 163 abgelehnt hat. An dieser Stelle setzt Klimts Arbeit ein. Ihre Absicht ist, durch Analyse des Gedankenganges zu zeigen, daß von den Mängeln, die Tolkiehn gerügt hat, keine Rede sein kann. Im wesentlichen ist es K. gelungen, die Anstöße, die für den, der mit dem reinen Verstandesmaßstab an das Dichtwerk herangeht, vielleicht vorhanden sind, zu beseitigen. Seine eigenen Inhaltsangaben sind manchmal etwas breit; aber das merkbare Streben, über sie hinaus zu einem wirklichen Verständnis des Zusammenhanges zu gelangen, hilft darüber hinweg. Durch Ks. Untersuchung ist die von P. Brandt in seiner erklärenden Ausgabe der Ars, Leipzig 1902, gegebene Inhaltsübersicht in einigen Punkten zu modifizieren; insbesondere ist das bei den Versen 525—738 der Fall. Daß das dritte Buch ursprünglich nicht von Ovid geplant war, sondern erst später hinzugefügt ist, bemerkt K. nach anderen mit Recht (S. 3[2]). Das zweite und dritte Buch, das er nicht berücksichtigt, ist von Concetto Marchesi, Riv. di Fil. 46, 1918, 41—77, eingehend behandelt worden. Das zweite Buch erscheint ihm in Komposition, dichterischer Kraft und Reichtum der Form als das vollendetste. Während in I am Ende der Episoden vor Beginn der neuen tractatio äußere Verbindungsworte sechsmal erscheinen (viermal ergo 213. 343. 565. 657, zweimal scilicet 133. 705), fehlen diese Partikeln in II viermal, während an zwei Stellen (143. 489) ergo age gebraucht ist. Rein formal ist also in stärkerem Maße eine organische Verbindung erreicht. Der auf diese Feststellung folgende Vergleich der Daedaluserzählung mit met. VIII 183 ff. ist zu ergänzen und zu modifizieren durch Heinze, Ovids eleg. Erz. 74 f. Beide Ausführungen decken sich zum Teil in der Herausarbeitung der Abweichungen, aber während Heinze der Stilunterschied zwischen elegischer und epischer Erzählung das Wesentliche ist, kommt es M. mehr auf einen Maßstab an, der es ihm gestattet, ein Werturteil abzugeben, das nicht zugunsten der Metamorphosen ausfällt. Daran schließt eine Besprechung der Szene zwischen Odysseus und Kalypso, die als Ansatz zu einer heroischen Liebesromanze aufgefaßt wird. Hiermit wird verglichen die Szene aus den (zeitlich unmittelbar folgenden) Remedia zwischen Odysseus und Kirke (263—288), die die gleiche Leidenschaft atmet und im Kolorit genau übereinstimmt. Wenn sich auch äußerliche Be-

rührungspunkte mit der von Parthenios Ἐρωτ. παϑ. 2 erzählten Szene feststellen lassen, darf man doch keinesfalls an Beeinflussung Ovids durch Parthenios' Vorlage denken; ähnliche Einzelzüge finden sich auch bei Tib. I 10, 31—32 und Ovid selbst her. 1, 31 ff. Mit den im nächsten Teile (145—336) zusammengestellten praecepta amatoria, die sehr ausführlich besprochen werden, vergleicht M. Motive aus der Komödie, z. B. Plaut. Asin. 181 ff. Ter. Eun. 248—253, ohne überall Entlehnungen anzunehmen und ohne so weit zu gehen wie R. Bürger in seiner oben erwähnten Dissertation (vgl. z. B. S. 116). „Ma ingiusta e irragionevole pretesa è quella, ormai così fastidiosamente accreditata, del volere e del dovere rinvenire un modello greco-romano ad ogni frase di Ovidio . . .“ Im Gegenteil erklärt er die Ars allen Entlehnungen zum Trotz für eine organische und originale Konzeption von gleicher dichterischer Fähigkeit wie Beobachtungs- und kritischer Urteilsgabe.. Daß der Stoff der Ars durchgehend auf eigener Erfahrung des Dichters beruht, bestreitet M. ebenso wie Ripert in dem oben (S. 34) besprochenen Buche — das Kapitel bei Ripert, in dem die Ars behandelt wird, führt den Titel „L'art d'aimer sans amour“ —: „Chi osserva di solito è più acuto di chi opera; un malato o un avventuriero di amore non avrebbe mai scritto l' *Ars amatoria*“ (S. 53). Ähnlich urteilt er auch über die Amores, indem er die Subjektivität des Dichters für fiktiv erklärt. Es folgt eine Inhaltsangabe des folgenden Teiles. Bei der Erwähnung der Verse 467—488 wird jede Beziehung zu met. I 5—85 abgelehnt, anders Pohlenz Herm. 48, 1913, 2, gegen dessen Ausführungen sich Jachmann Herm. 58, 1923, 298[1] wendet. Die Verse 493—510 erscheinen als wenig glückliche Digression, in der die majestätische Erscheinung des Gottes in keinem Verhältnis zu dem kärglichen Werte des Argumentes steht, und die mit dem folgenden *ad propiora vocor* (511) nicht richtig verbunden ist. Die anschließende Episode von Mars und Venus ist vielleicht die einzige in der Ars, die organisch aus den Vorschriften des Lehrgedichtes herauswächst (561—588). Den Stilunterschied dieser Darstellung von der Parallelerzählung in den Metamorphosen IV 171—189 betont M. nicht scharf genug (besser, Heinze a. a. O. 15) und begnügt sich mit der Feststellung, daß sich in den Metam. nur einige wenige Ausdrücke wiederfinden. Die folgende Entschuldigung (599 f.) hält er nicht für ehrlich und begründet dieses Urteil mit der Schwierigkeit, sie in passender Weise auf die Liebe zu Libertinen beziehen zu können. Daher glaubt er, Ovid denke hier vor allem an Liebesverhältnisse gerade

mit den verheirateten Frauen, von denen er angeblich nichts wissen will. Bei der Durchmusterung der folgenden praecepta vergleicht M. 657—662 mit Lucr. IV 1160—1169, den er als Vorbild Ovids ansieht; vgl. auch Hor. serm. I 3, 43 ff. In bezug auf die von Ribbeck Röm. Dicht. II² 263 geäußerte Vermutung über die Herkunft der Verse 703—732 aus griechischer pornographischer Literatur spricht sich M. sehr skeptisch und zurückhaltend aus. Die beiden Schlußverse 745. 746 werden als spätere Überleitung zu dem nachträglich geschriebenen dritten Buche aufgefaßt, ohne daß zu den von Pohlenz und Birt (De Ovidi carm. amat. 18 f., B. ph. W. 1913, 1223. 1499 ff.) aufgeworfenen Problemen Stellung genommen wird. Auf die beiden Bücher der Ars läßt M. mit Sabbadini (Riv. di Filol. 37, 1909, 166 ff.) die Remedia folgen im Gegensatz zu einer von ihm früher geäußerten Annahme (Riv. 44, 1916, 153). Sie sind nur den Männern gewidmet, und die kurzen Anspielungen 49 ff. 554. 608. 814 auf die puellae, die nicht ins Gewicht fallen, berechtigen nicht zu der Annahme, daß Ars III vorausgesetzt wird. Rem. 155 in Verbindung mit Ars I 177 ist wichtig für die Chronologie der Ars I, II, und der Tadel, von dem Ovid 361 ff. spricht, bezieht sich auf die beiden Bücher der Ars, auf die die Medicamina und dann (vgl. Ars III 205 ff.) das dritte Buch der Ars folgen. Diese Auseinandersetzung M.s zeigt, daß er also auch, obschon er es nicht deutlich ausspricht, gesonderte Ausgabe der beiden ersten Bücher der Ars annimmt. Ars III unterscheidet sich von I, II in der Komposition stark und verrät erlahmende Kraft des Dichters. Das zeigt sich in den vielen Wiederholungen und Widersprüchen gegenüber den vorhergehenden Büchern. Im Gegensatz zu diesen, die an Episoden reich sind, hat es nur eine in 30 Distichen. Neigung zu Sprüngen und Wiederholungen innerhalb des Buches macht sich stark bemerkbar. Wenn M. bei der Inhaltsangabe des ersten Teiles des dritten Buches die Verse 69 ff. als besonders eindrucksvolle individuelle Umbildung unendlich oft variierter Gemeinplätze ansieht, so kann ich ihm darin nicht folgen; vgl. Heinzes Einleitung zu Hor. c. I 25. Nach einer sehr breiten Inhaltsangabe der nächsten Partie wendet sich M. zur Besprechung der Episode von Prokris und Kephalos (687—746) mit besonderer Betonung der epischen Beschreibung zu Anfang (vgl. Heinze a. a. O. 48³) und unter Heranziehung der entsprechenden Metamorphosenstelle VII 804—862, in der die Erzählung gegenüber der Beschreibung überwiegt. In der Ars dient die Geschichte als Beispiel für die verhängnisvollen Wirkungen der

weiblichen Eifersucht, in den Metamorphosen ist Prokris von diesem Gefühle mehr frei, der Hauptnachdruck liegt auf der Angst um ihren Gatten, an dessen Schuld sie nicht eher glauben will, als bis sie sich davon überzeugt hat. Abgesehen von kleineren Unterschieden (z. B. fehlt der Zug 721—722 in den Metam., und in den Angaben über die Bewaffnung des Kephalos finden sich Abweichungen, wenn nicht Merkel 733 mit artus st. arcus recht hat) ist der Hauptunterschied in der Angabe über die Zeit des Todes der Prokris. Die Wirkung ist in der Ars tragischer als in den Met., wo sie erst sterbend aufgeklärt wird.

Den Schluß der Untersuchung bilden ein paar kurze Bemerkungen über die bekannte Nachwirkung der Ars im Mittelalter.

Über das zweite Buch der Tristien, das im einzelnen und als Ganzes noch viele unerklärte Schwierigkeiten birgt, hat Magdalena Schmidt 1923 eine *Leipziger Dissertation geschrieben, die bisher nicht gedruckt ist. Ich kann daher nur kurz nach dem Referat berichten, das H. Magnus Philol. Woch. 1923, 817—821 auf Grund des Manuskriptes gegeben hat. Die Verf. knüpft an Ehwalds Ausführungen Pr. Gotha 1892, 17f. an und behandelt Ovids Bittschrift nach allen Seiten; Rhetorisches, Antiquarisches, Archäologisches und Textkritisches kommt zur Sprache. Das Gedicht ist, rhetorisch ausgedrückt, eine Verbindung von purgatio und deprecatio. Diese beiden Begriffe werden an Hand gut ausgewählten Materials (vgl. Cic. Inv. I 15 pro Lig. 3—36) erklärt und ihre Benutzung durch Ovid nachgewiesen: 1—50 Prooemium, 51—572 Tractatio: 51—206 Deprecatio, 207—572 Purgatio, 573—578 Peroratio. Gegen die Analyse des Gedankenganges hat Magnus einige Bedenken, ohne sie bis auf ein paar ganz knappe Andeutungen näher auszuführen. Von Beiträgen zur Einzelerklärung führt er an die Beziehung des V. 296 *stat Venus Ultori iuncta, vir ante fores* auf das Heiligtum des Vulcan hinter dem comitium an dem Augusteischen Forum gegenüber dem Tempel des Mars Ultor (die Basis mit der Inschrift *Volcano* C. I. L. VI 457 gehörte vielleicht zu der Vulcanstatue dieses Tempels). Plausibel nennt Magnus die Erklärung der Verse 475—482, in denen nach Sch. nur von einem Brettspiel die Rede ist. Die Spielregel, die sie aus Ovids Versen rekonstruiert, s. bei Magnus selbst (S. 819). Textkritisch werden folgende Stellen behandelt: 8 *iam demum visa* mit den meisten Hss. und Ausgaben: '*Augustum numquam legisse Artem, sed Ovidio deprehenso in errore illo adversarios partes huius libri, quas criminosissimas iudicarent, recitavisse vel exposuisse Augusto*

irato.' Gegen *iam demum* hat bereits Ehwald Progr. Gotha 1892, 8 f. das Nötige gesagt, und auch Magnus betont mit Recht die sprachliche Unwahrscheinlichkeit der Verbindung von *iam* mit *demum*, ganz abgesehen davon, daß die Worte, wenn man zwar 5 f. gelesen hat, aber 77 f. 219 f. noch nicht, unverständlich sind. Übrigens ist Magnus auch mit der Lesart des fragm. Trevirense und des Laurentianus, früher Marcianus 223, der Owen (1915) und Ehwald-Levy (s. o.) gefolgt sind, nicht einverstanden. 16 *Saxa . . . refero . ad una pedem.* Zu dem richtig überlieferten *icta* ist Goldbacher Wien. Stud. XXVI, 1904, 260 zu vergleichen. 85 *Ut quae: 'recumbit domus tota, ut omnia, quae fortuna rimam faciente dehiscunt, ipsa suo quodam pondere tracta corruere solent.'* 402 soll *Haemona* Rest einer in den Text geratenen Randglosse *Haemonii* zu 405 *Pyrrhique parens* sein; Grund zu dieser merkwürdigen Behauptung ist, daß Sch. an Haemon als Bezeichnung eines Tragödienstoffes Anstoß nimmt. Sie schlägt ihrerseits vor: *Illamque et noctes cui coiere duae* oder ebensowenig überzeugend *Noctesque Alcmenae quae coiere duas.* Für beachtenswert hält Magnus nur die Polemik gegen die neuesten Ausgaben, die M folgen und schreiben: *et noctes qui coiere duas.* Demgegenüber bleibt Magnus bei der Lesart *et noctes, quae coiere, duas.* Diese wird übrigens, wie ich hinzufügen möchte, gestützt durch am. I 13, 45 f. *ipse deum genitor . . . commisit noctes in sua vota duas.* Zu den vielen 419 vorgebrachten Konjekturen wird eine neue gefügt: *suntque ea doctorum monumentis iuncta virorum.* Statt *distante vocato* 475 wird *dis ante vocatis* vermutet, beides gleich wenig ansprechend.

Es ist begreiflich, daß die vielen Rätsel, die die Ibis und das in verschiedenen Hss. erhaltene Corpus der Scholien immer wieder aufgeben, zu immer neuen Lösungsversuchen auffordern, die voneinander aufs stärkste abweichen. Daß Augusto Rostagni in seinem 1920 zu Florenz erschienenen Buche „Ibis. Storia di un poemetto greco“, Contributi alla szienza dell' antichità pubblicati da G. de Sanctis e L. Pareti, vol. III, so Förderliches er im einzelnen bietet, auf dem richtigen Wege ist, muß ich bestreiten. Die Hauptthesen des ersten Teiles seines Buches, der die Überschrift „L' Ibis di Ovidio e il suo modello Greco“ trägt, sind kurz folgende:

1. Die Überlieferung von einem Ibis betitelten Gedichte des Kallimachos, das gegen Apollonios gerichtet war, ist wertlos.
2. Ibis ist ein von einem Nachahmer des Kallimachos im zweiten Jahrhundert verfaßtes Gedicht, das gegen einen fingierten Feind namens Ibis gerichtet ist und die Form des Schmäh-

gedichtes wählt, um mythologische Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen.

3. Ovid ahmt dieses anonyme hellenistische Gedicht nach und paßt es seiner Lage an im Glauben, ein Werk des Kallimachos vor sich zu haben.
4. Der von Ovid angegriffene Gegner läßt sich nicht identifizieren, denn Ovid selbst kennt ihn nicht: er ist für ihn ein nescio quis.

Durch diese Feststellungen werden die bisher geltenden Vorstellungen von dem Ovidischen Gedichte und seiner griechischen Vorlage geradezu auf den Kopf gestellt. Gegen R.s Kombinationen erhebt sich sofort eine ganze Reihe schwerer Bedenken, die bereits Heinze Phil. Woch. 1921, 889 ff. und M. Literar. Zentralblatt 1922, 292. 321 in eindringenden und an positiven Ergebnissen reichen Besprechungen formuliert haben. Im Interesse des Raumes wiederhole ich das von ihnen Ausgeführte nicht, sondern begnüge mich mit der Feststellung, daß Heinze der Angabe, mit Ibis habe Kallimachos Apollonios gemeint, wesentlich skeptischer gegenübersteht als M. und in diesem Punkte mit Rostagni zusammengeht. Wichtig ist, daß Heinze im Ggs. zu Rostagni und anderen, z. B. Ehwald Burs. XLIII 49 es noch nicht einmal als sicher ansieht, daß Kallimachos elegisches Versmaß benutzt hat, und in der Tat ist zuzugeben, daß Ovids Worte 55 f. nicht mit zwingender Sicherheit auf diese Annahme führen. Noch viel weniger eng als unter Umständen im Versmaß hat Ovid sich in den Einzelheiten an das griechische Gedicht gehalten — R. selbst gibt zu, daß einige Beispiele Vergil entlehnt und die Anspielungen auf Regulus und Hannibal von Ovid hinzugefügt sind — und sowohl Heinze als auch M. betonen in prinzipiell wichtigen Ausführungen, daß Ovid niemals seine „Vorlagen“ einfach übersetzt. Es geht übrigens, um diese Einzelheit herauszugreifen, auch nicht an, wie R. S. 12 das tut, das Verhalten des Livius Andronicus, Ennius, Caecilius und Terentius den griechischen Dichtungen gegenüber in einem Atem zu nennen; daß in ihrer Art, die „Vorlagen“ zu „übersetzen“, sehr wesentliche Unterschiede wahrnehmbar sind, hat Leo Plaut. Forsch. [2] 87 ff. gezeigt. Daß die Versuche, den Feind Ovids zu ermitteln, zwecklos sind, hat Heinze ebenfalls zur Genüge betont und andererseits ebenso wie M. darauf hingewiesen, daß Ovid seinen Feind sehr genau kennt, ihn aber nicht nennen will. Die Heranziehung der in Frage kommenden Gedichte aus den Büchern der Tristien und Ex Ponto durch Heinze — in Betracht ist außer

tr. I 6 nur noch IV 9 zu ziehen — ist das Muster einer vorsichtigen Interpretation. An einen fingierten Adressaten glaubt übrigens außer R. auch A. E. Housman Journ. of Philol. 35, 1920, 287 ff. (ebenso tr. III 11. IV 9, V 8), der, abgesehen davon, Rostagni scharf angreift; eine *Replik Rostagnis steht Riv. di filol. 50, 76.

Im zweiten Teile seines Buches behandelt R. die Scholien: „Gli scolii antichi nella loro tradizione e nella loro autenticità.“ Dieser Untersuchung fehlt, so Nützliches sie im einzelnen bietet, der Unterbau. Solange nicht durch planmäßige Untersuchung der in der Scholienmasse steckende wertvolle Kern herausgeholt ist, wird es nicht möglich sein, sich über die Scholien ein endgültiges Urteil zu bilden. Heinze und M. haben für den Gang, den diese Untersuchung einzuschlagen hat, wichtige Hinweise gegeben. Es läßt sich ganz deutlich zeigen, daß auf eine gute, alte Tradition, die am reinsten in P vorliegt, in späterer Zeit ein Wust von haltlosen Phantastereien aufgepfropft worden ist, die sich ohne weiteres als willkürliche Erfindungen zu erkennen geben. R. aber neigt dazu, die Scholien als Ganzes zu hoch einzuschätzen. Am bedenklichsten ist es, aus den größtenteils stümperhaften Versen, die unter verschiedenen Namen zitiert werden und offenbar meistens kümmerliche Umdichtungen Ovidischer Verse sind, den Stil des Kallimachos heraushören zu wollen. Heinze und M. haben mit Recht betont, daß R. manches nicht oder anders geschrieben hätte, wenn ihm Zipfels Dissertation (vgl. Ehwald Burs. CLXVII 88 f.) zugänglich gewesen wäre. Das gilt auch von dem dritten Teile (Mosaico callimacheo), in dem die Spuren des Kallimachos in der Ibis aufgesucht werden. Sehr Beachtenswertes bietet der vierte Teil (Thessalica) mit seinen Ausführungen über eine von Ovid benutzte thessalische Königsliste. Den Schluß bilden Untersuchungen zu einzelnen besonders schwierigen Stellen (Cruces interpretum).

Viele Einzelbemerkungen und Deutungen einzelner Verse verdienen es, bei der Erklärung der Ibis eingehend berücksichtigt zu werden. Darum erscheint es mir nützlich, einige von R.s Ergebnissen hier zusammenzustellen: Nach 40 werden 133. 134 beibehalten, Heinsius' Änderung 133 *vanescere* st. *evanescere,* die ich zur Vermeidung der Synalöphe für nötig gehalten habe (vgl. trist. I 2, 107), wird nicht gebilligt. Über 220 vgl. o. S. 24. 291 *parum mitis* soll Übersetzung des griechischen πανρομήτας sein. 293 nicht *victus* mit T, sondern *quintus.* In den beiden Distichen 301 f. und 303 f. soll Pyrrhus I. gemeint sein. 316 *succindens* mit G, vgl.

Nettleship Lectures a. essays I 350: *sub-candeo.* 317 ist Neokles von Sikyon gemeint. 325 wird mit den Schol. Salvagn. erklärt, vgl. jedoch Zipfel 65f. 327 *Phylacesia* mit den Schol. 329 soll sich auf Dionysios von Heraklea beziehen, vgl. aber Zipfel 68[5]. 443f. soll Amphiaraos, nicht Curtius gemeint sein, vgl. dagegen Heinze a. a. O. 891. Ex P. III 1, 52, eine Stelle, auf die R. sich beruft, steht übrigens *equis,* nicht *eques.* Das ist ein wichtiger, von R. nicht hinreichend beachteter Unterschied.

447 bezieht R. auf Hipponax und liest *Pythides.*

449. 450 werden für interpoliert erklärt; diese höchst bedenkliche Annahme ist eine der Hauptstützen in R.s ganzer Beweisführung; vgl. Heinze a. a. O. 892.

461 wird mit Ellis auf Ptolemaios Keraunos gedeutet, unter *domino* Apollodoros verstanden. 478 mit V *Thaso.*

507f. *Sive idem simili pinus quem morte peremit*
Phryx (*Marsyas*) *et venator sis Berecyntiades* (*Attis*).

517 R. erklärt mit Schol. G. unter Heranziehung der Verse 297f., die sich nach seiner Meinung auf Alexander beziehen, aber von den Scholien unrichtig interpretiert werden. Die von den Scholien erzählte Geschichte ist mit dem zu kombinieren, was G zu 517 bemerkt. 523 *Athenin* mit Turnebus; gemeint sein soll Hipponax. 525 denkt R. an Orpheus, 541 an Daphnis. 548 *Mamertae* mit GV, vgl. aber Zipfel 66. 549 bezieht sich auf Theodoros von Syrakus, vgl. Schol. und Rostagni Poeti alessandrini 333. 591 deutet R. auf Menander.

Dies eine kleine Auswahl aus den von R. vorgetragenen Deutungen. Nicht alle sind überzeugend, ebensowenig die von ihm vorgeschlagenen Lesungen. Aber ich bedauere es trotzdem, daß mir das Buch erst nach Erscheinen der Ovidausgabe zugänglich geworden ist und ich das, was an den neuen Ergebnissen ohne Zweifel sicher ist oder neben den Vermutungen anderer Erwähnung verdient, nicht mehr in den Apparat und Index hineinarbeiten konnte. — Außer den beiden bereits herangezogenen Besprechungen ist noch die von O. Immisch Hist. Zeitschr. 125, 3, 485 ff. zu erwähnen.

Ganz kurz berührt die Ibis A. v. Blumenthal, Die Schätzung des Archilochos im Altertume, Stuttgart 1922. S. 18 nennt er „dieses Werkchen mit Kallimacheischen Vorstellungen gesättigt“, ohne seine Meinung über das Verhältnis des Ovid zu Kallimachos näher auseinanderzusetzen. S. 38 führt er die Anspielung auf Archilochos, die Martial VII 12, 6, wie es scheint, benutzt hat,

nicht auf direkte Benutzung des Archilochos durch Ovid, sondern auf Kallimachos oder auf Horaz zurück.

In seinem unerschöpflich reichen und in jeder Beziehung neue Ergebnisse bietenden oder fruchtbare Probleme aufwerfenden Buche „Römische Studien. Historisches, Epigraphisches, Literargeschichtliches aus vier Jahrhunderten Roms“, Leipzig 1922, bespricht C. Cichorius auch einige Fragen, die für Ovids Leben und das Verständnis einzelner Dichtungen wichtig sind. Ovids Ämterlaufbahn bietet ein Beispiel für die auch sonst bekannte Tatsache der Bekleidung von mehreren Stellen des Vigintivirats durch eine Person. Aus trist. IV 10, 34 folgt, daß er entweder dem collegium der triumviri capitales oder dem der Münzmeister angehört hat, aus fast. IV 384, wo *quinos* nicht mit Mommsen in *denos* geändert zu werden braucht, daß er auch den decemviratus stilitibus iudicandis bekleidet hat. Hierin darf eine außerordentliche Notstandsmaßregel wegen Kandidatenmangels gesehen werden, die in den Jahren zwischen 23 und 18 wohl begreiflich ist (S. 291).

Aus Ovid ex P. IV 8, 11f. ergibt sich, daß die Stieftochter des Dichters zu Beginn der Regierung des Tiberius mit einem Suillius Rufus verheiratet war. Dieser scheint zuerst mit Vistilia (über deren Ehen vgl. Plin. n. h. VII 39) verheiratet gewesen zu sein und nach der Scheidung Ovids Stieftochter geheiratet zu haben. Aus der ersten Ehe stammte P. Suillius Rufus (sein Konsulat, wahrscheinlich vor 50, unter Claudius folgt aus C. I. L. VI 24729), aus der zweiten M. Suillius Nerullinus, Konsul 50 (S. 431f.).

In einem ebenso kurzen wie eindringenden und überzeugenden Aufsatze wird die Persönlichkeit des Dichters Gallus behandelt (323—325). Gallus ist der Beiname der Familie der Tuticani. An einen Tuticanus, offenbar einen Nachkommen des von Caesar b. c. III 71 erwähnten Senators, richtet Ovid die beiden Gedichte ex P. IV 12 und 14. Eine Umdichtung oder Übersetzung der Phäakenepisode der Odyssee erwähnt er ex P. IV 16, 27 als Werk des Tuticanus. Nun sind in der A. P. zwei Epigramme eines Dichters Gallus erhalten; das eine trägt die Überschrift *Γάλλου*, das andere die Bezeichnung *τοῦ δικαίου Γάλλου*. Bereits Reiske hat in *τοῦ δικαίου* den Gentilnamen des Dichters vermutet, ist aber in der Emendation fehlgegangen. Das Richtige hat jetzt C. gefunden: statt *ΤΟΥΔΙΚΑΙΟΥ* ist
ΤΟΥΤΙΚΑΝΟΥ zu schreiben. Der seltene Name ist von den Schreibern entstellt worden (S. 324f.).

Ovid erwähnt ex P. IV 16, 23 unter den Dichtern seiner Zeit

ohne Namennennung einen, *quique acies Libycas Romanaque proelia dixit*, also einen Epiker über Punische Kriege. Diese Anspielung verbindet C. S. 58 ff. mit der bei Festus s. v. *Mamertini* p. 158 erhaltenen unhistorischen Erzählung, als deren Gewährsmann *Alfius libro primo belli Carthaginiensis* genannt wird. Nun wird bei Plin. n. h. IX 25 und bei Sen. contr. III exc. 7 ein Rhetor Alfius erwähnt, der starke poetische Neigungen gehabt und anscheinend Ovids Metamorphosen bereits vor ihrer Veröffentlichung gekannt hat. Die Art des Zitates bei Festus, d. h. Verrius Flaccus, ohne nähere Kennzeichnung des Alfius, sprcht dafür, daß es sich um einen in Rom nicht unbekannten Zeitgenossen des Verrius Flaccus handelt, dem dieser mit der Nennung seines Namens in seinem Werke ein Kompliment machen wollte. Es ist möglich, daß dieser Alfius mit dem von Seneca und Plinius erwähnten Alfius identisch ist, und daß ein Mann dieses Namens während der zweiten Hälfte von Augustus' Regierung ein Epos über den ersten Punischen Krieg gedichtet hat. Da Ovid die Existenz einer solchen Dichtung bezeugt, liegt es nahe, zwischen diesen Nachrichten eine Verbindungslinie zu ziehen. Der Titel *bellum Carthaginiense* würde zu der Annahme eines Epos gut passen; es genügt, an Naevius' *bellum Punicum* oder an Varros *bellum Sequanicum* zu erinnern; in Anlehnung an Naevius hat Alfius sein Werk so genannt und, gerade weil Naevius' Epos vorlag, eine nähere Bezeichnung, welcher Krieg gemeint war, nicht nötig gehabt. — Beiläufig sei erwähnt, daß C. im Festustext *Si* nicht zu *Si⟨ciliae⟩*, sondern zu *Si⟨lae silvae⟩* und *c* nicht zu *⟨nun⟩c*, sondern zu *⟨adhu⟩c* ergänzt; vgl. Cato Orig. III fr. 71. — Für Cichorius' Buch als Ganzes verweise ich auf die Besprechungen Jacobys D. L. Z. 1922, 1017—1027 und Münzers N. Jbb. XXVI, 1923 (Bd. 51), 31—39.

Drei wichtige neue Funde von Bruchstücken des römischen Festkalenders sind im *Jahrgang 1921 der Notizie degli Scavi veröffentlicht. Sie sind besprochen von G. Wissowa, Neue Bruchstücke des römischen Festkalenders, Herm. 58, 1923, 369—392. Über diesen Aufsatz berichte ich nur, soweit sich für die Fasten neue Aufschlüsse ergeben. Es handelt sich um Fragmente aus Ostia und Antium sowie um ein Stück der Pränestinischen Fasten. Die Verse IV 621 f. haben es dem Herausgeber des in Ostia gemachten Fundes, G. Calza, ermöglicht, die Spuren eines zwischen dem 13. und 14. April stehenden V zu [*Iovi*] | V[*ictori in* .....] zu ergänzen und die Notiz auf den 13. April zu beziehen. Die Raumverhältnisse haben W. veranlaßt, die Ergänzung etwas zu modifizieren

und vor *Iovi Victori* noch *Libertati* oder *Iovi Libertati* einzufügen. Die Beziehung auf Iupiter Victor wird durch das neue Bruchstück aus Antium gestützt. — Das von Ovid gegebene Datum für den Stiftungstag des Tempels der Venus Erucina vor der Porta Collina (23. April) stimmt nicht zu der Angabe der Pränestinischen Fasten, die nach Hülsens Feststellung den 24. Oktober nennen. Trotzdem besteht Ovids Angabe zu Recht, denn das neue Bruchstück aus Antium notiert zum 23. April *Vener(i) Eruc(inae)*: es handelt sich also um ein Beispiel eines doppelten Stiftungstages desselben Tempels, wobei der frühere Tag die ursprüngliche Weihung, der spätere die Augusteische Wiederherstellung meinen wird. Ovid kennt den älteren, zur Zeit der Abfassung der Fasten bereits abgeänderten Stiftungstag, benutzt also hier ein älteres Fastenexemplar. Das Fragment der Pränestinischen Fasten gestattet es ferner, den pannonischen Triumph des Tiberius, der bisher auf den 16. Januar 12 oder 13 gesetzt wurde, richtig zu datieren. Nach ihrer Angabe ist nämlich die Entscheidungsschlacht bei Philippi auf den 23. Oktober zu setzen. Das verwickelt aber in einen vorläufig unlösbaren Widerspruch zu Suet. Tib. 5, nach dessen Bericht die Schlacht in den November fällt. Am gleichen Tag hat Tiberius ex Ilurico triumphiert. Die Feier ist also vom 16. Januar, an dem nur ein feierlicher Einzug in Rom stattgefunden haben wird, in den Oktober oder November zu verlegen. Diese Datierung ist auch für die Frage nach dem Jahre des Triumphes wichtig. Denn nunmehr steht der Annahme nichts im Wege, daß Tiberius im Herbste 765 = 12 n. Chr. nach Beendigung des germanischen Feldzuges in Rom triumphierte. Auf Grund dieser neuen Ergebnisse ist die Angabe in meiner Tabula annalis in der oben erwähnten Ovidausgabe S. 293 zu berichtigen. Das Bruchstück aus Antium — eine Wiedergabe des Textes mit Ergänzungen findet sich auch nach Philol. Woch. 1922, 1077 im Journal des savants I/II 37 (R. C.) —, das zum ersten Male eine, wenn auch fragmentarische, so doch zusammenhängende Tafel des vorjulianischen Jahres liefert, bietet eine Bestätigung für eine Reihe von Gründungsdaten, die bisher nur durch Ovid bezeugt waren. Dahin gehören die für die Tempel der Iuturna (11. Jan.), Iuno Sispes Mater Regina (1. Febr.), Iuppiter Victor (13. April), Venus Erucina (23. April), Mars (1. Juni), Fortuna (11. Juni) und der Lares (27. Juni). Diese letzte Eintragung in Verbindung mit der zum 17. Februar *Quir[ino]* ist darum wichtig, weil sie zeigt, daß die Stiftungstage nicht auf die Restauration durch Augustus bezogen werden dürfen (so Wissowa früher

Gesamm. Abhandl. z. röm. Religions- u. Stadtgesch. 146 ff., 277 f., Relig. u. Kultus d. Römer 155. 171), sondern sich auf die erste Gründung beziehen. Das gleiche gilt von der Notiz *Mi*[*nervae*] zum 19. Juni (Wissowa Abhandl. 271 ff., Relig. 253). Eine ähnliche Dublette ergibt sich aus den Erwähnungen der Iuno Moneta. Der natalis ihres Tempels auf der Burg ist nach Ovid VI 183 f., Macrob. Sat. I 12, 30 und den fast. Venus. der 1. Juni. Danach ist in dem neuen Kalender die Beischrift zu diesem Tage [*Iuno*]*n*(*i*) *in* [*arce*] ergänzt worden. Da aber auch zum 10. Okt. *Iunon*(*i*) *Mon*(*etae*) notiert ist, wird mit der Möglichkeit zu rechnen sein, daß der Kalender zuweilen zwei Stiftungstage desselben Tempels, den ursprünglichen und den bei einer Restauration festgesetzten, aufführt. Betreffs des Tempels der Tempestates wird der 23. Dezember genannt, Ovid nennt den 1. Juni (VI 193 f.) und meint wohl die Augusteische Wiederherstellung.

Ein dankbares Thema hat R. S. Radford behandelt: Tibullus and Ovid, Americ. Journ. of Philol. XLIV, 1, 1923, 1—26, und man geht an den Aufsatz mit hohen Erwartungen heran; aber schon nach der Lektüre der ersten Seite wird man bitter enttäuscht. Seine Auseinandersetzungen beruhen auf zwei anderen Aufsätzen, die in den Transactions of the American Philological Association LI, 1920, 146—171 und LII, 1921, 148—177 erschienen und „The Juvenile Works of Ovid and the Spondaic Period of his Metrical Art“ und „The Priapea and the Vergilian Appendix“ betitelt sind. In ihnen wird der Nachweis versucht, daß Tib. II 2, 3, 5, die sechs Elegien des Lydamus, der Panegyricus auf Messalla und alles übrige, was außerdem im dritten Buche des Corpus Tibullianum steht, sowie die gesamte (!) Appendix Vergiliana Jugendwerke Ovids und zwischen 27 und 8 v. Chr. entstanden sind. Dazu kommen als Jugendwerk (!) noch die Halieutica. Daß Ciris Culex Catalepton (einschließlich der echten Vergiliana?) und Aetna Schöpfungen desselben Dichters sind, ist ein Ergebnis, das an sich schon merkwürdig genug ist und die Forschung immerhin um etliche Zeit zurückbringt, aber überdies Ovid als Verfasser in Anspruch zu nehmen — ὦ γαῖα μῆτερ ἥλιου τ' ἀναπτυχαί, οἵων λόγων ἄρρητον εἰσήκουσ' ὄπα. R. nimmt an, daß den für gewöhnlich als Ovidisch angesehenen Werken, in denen der Daktylus vorherrscht, eine Periode spondeischen Dichtens vorausgeht, in der außer den erwähnten Werken auch die erste Ausgabe der Amores entstanden ist, die R., von Pohlenz abweichend, in die Zeit zwischen 13 und 11 v. Chr. setzt. Die von R. vorgebrachte Ansicht über den

Zustand des Corpus Tibullianum ist nicht möglich ohne die zuletzt von Ed. Ad. F. Michaelis, Philol. LXXIII (1914—1916) erfolgreich bekämpfte Annahme, daß das zweite Buch postum herausgegeben ist. Den Herausgeber findet R. in der Person Ovids, der von Messalla zum Verwalter des literarischen Nachlasses Tibulls gemacht sein und in dieser Eigenschaft die drei Gedichte II 1, 4 und 6 gefunden haben soll. Da sie zu wenig umfangreich waren, um allein herausgegeben zu werden, dichtete Ovid IV 2—14 und II 2, 3 und 5 hinzu und vereinigte diese Werke mit den früher entstandenen sechs „Lygdamus“elegien, die er jetzt noch einmal überarbeitete und der Tibullischen Verskunst anzupassen suchte, und dem 27 v. Chr. geschriebenen — wenn sich das Gedicht als im Jahre 31 entstanden gibt, so ist das nur eine Fiktion — Panegyricus auf Messalla zu einem „elegant and harmonious Tibullian volume“. Sehen wir hier davon ab, daß dieses die einfachste Lösung der Frage nach den Beziehungen zwischen Ovid und Lygdamus wäre — ich habe darüber an anderer Stelle meine Meinung vorgetragen —, irgendwelche wirklich überzeugende Argumente bietet R.s Aufsatz nicht. Was er ganz kurz für seine These anführt (Komposition und Gedankenentwicklung, Metrum, Sprache, Charakter der Mythologie), hat keine beweisende Kraft. Auf die Häufung von Gegenargumenten möchte ich mich nicht einlassen, sondern nur das eine kurz bemerken. Michaelis hat in seinem oben erwähnten Aufsatze beobachtet, daß Ovid in seinem Epikedeion auf Tibull (am. III 9) — dieses Gedicht beweist nach meinem Gefühle entscheidend das Vorhandensein freundschaftlicher Beziehungen zwischen Tibull und Ovid, R. glaubt nicht, daß Ovid ihn persönlich gekannt hat — auch auf Tibulls zweites Buch anspielt, und zwar gerade auf das fünfte Gedicht (s. die Stellen bei Michaelis), das nach R. erst von Ovid nach Tibulls Tode hineingedichtet ist. Michaelis' Ausführungen kennt R. nicht oder ignoriert sie; jedenfalls genügt schon dieser Hinweis, um seine neuen Ergebnisse in nichts zerfließen zu lassen. Um noch eine Einzelheit anzuführen: das Stärkste an schiefer Beurteilung leistet R. sich bei der Besprechung des wundervollen Tibullischen Gedichtes IV 13. Die Heroiden faßt er, wie das ja meistens geschieht, aber, seitdem Heinze den Grund zu einer neuen Ovidauffassung gelegt hat, nicht mehr geschehen sollte, auf als „erotic suasoriae, based on the declamations of the schools“. „Similarly“ — so fährt er fort — „the short imitation of Tibullus (IV 13) and the two short impersonations of Vergil (Catal. VII and XIV) may

well be viewed as versified speeches and rhetorical exercises such as, in a prose form, were certainly common in the schools; for strict accuracy they need only the caption 'Tibullus (Vergilius) loquitur'."

Während sich also aus diesen Untersuchungen für Tibull und Ovid im Grunde recht wenig ergibt, ist die Arbeit Rudolf Neumanns, Qua ratione Ovidius in Amoribus scribendis Propertii elegiis usus sit, Diss. Götting. 1919, so sehr auch die Beziehungen zwischen Ovid und Properz im Mittelpunkte der Betrachtung stehen, nicht ohne Ertrag für Tibull. Daß nebenbei auch für Catull, die hellenistische Dichtung und die Komödie einiges abfällt, versteht sich von selbst. Einzelne Stellen aus den Dichtungen des Properz und Ovid und auch einzelne Elegien sind wiederholt in erklärenden Ausgaben (z. B. Rothstein, Brandt, Némethy) und Büchern bzw. Aufsätzen und Dissertationen (z B. Zingerle, Reitzenstein, Hellenist. Wundererz., Jacoby, Rh. M. 60; Hoelzer, Bürger, Gollnisch, Heinemann und Troll) miteinander verglichen worden; das Verdienst, die Aufgabe in ihrer Gesamtheit durchgeführt und im ganzen richtig gelöst zu haben, gebührt N. Prinzipiell wichtig ist die Feststellung, daß die Priorität, abgesehen vom vierten Buch, aus chronologischen Gründen auf seiten des Properz liegt, während sich beim Vergleichen von Prop. IV mit den Amores die Frage nur durch genaue Interpretation der fraglichen Stellen und der gesamten Komposition der entsprechenden Gedichte entscheiden läßt, da das zeitliche Verhältnis der zweiten Ausgabe der Amores zu dem letzten Buche des Properz strittig ist. Zweifellos ist N. hierin durch vorsichtiges Abwägen ein Stück weitergekommen. Auch das hat er richtig erkannt, daß nicht alle ähnlichen Stellen gleiche Behandlung vertragen, sondern sich zu verschiedenen Gruppen zusammenschließen, die eine gesonderte Betrachtung verlangen. Diese wird, wie er sich nicht verhehlt, dadurch erschwert, daß beide Dichter unabhängig voneinander bekannte τόποι benutzen oder auch auf ein gemeinsames Vorbild zurückgehen können; auch die Möglichkeit schließlich ist zu beachten, daß eine Benutzung des einen durch den anderen ein Zurückgreifen auf eine griechische Vorlage nicht prinzipiell ausschließt. Unter Berücksichtigung aller dieser Faktoren ergeben sich vier verschiedene Arten der Nachahmung oder besser Umgestaltung der älteren durch die jüngere Dichtung. Im ersten Falle handelt es sich um Übereinstimmung einzelner Worte (z. B. Prop. II 4, 1f. ∼ Ov. II 9b, 46), die durchaus nicht immer die Annahme absichtlicher Nachahmung gestattet, sondern ebenso häufig an unbewußte

Reminiszenz denken läßt; die zweite Gruppe bilden die Fälle, in denen sich absichtliche Anspielungen oder Entlehnungen einzelner Gedanken erkennen lassen (z. B. Prop. II 16, 41 f. ∾ Ov. I 2, 51 f.), zu der dritten gehören die Gedichte Ovids, in denen ganze Reihen von Gedanken oder bestimmte Motive des Properz in einen anderen Zusammenhang gestellt werden (z. B. Prop. III 2, 9 ff. ∾ Ov. I 3, 7 ff., vgl. übrigens Lygd. 3, 13 ff.). Am wichtigsten für die Beurteilung der Arbeitsweise Ovids ist die letzte Gruppe. Sie besteht aus den Gedichten, die auch in ihrer Komposition Spuren des Properzischen Einflusses verraten, mag es sich dabei um Anregung durch eine einzelne Stelle oder um die Gestaltung eines umfassenderen Gedankenkomplexes oder schließlich um ein ganzes Gedicht handeln. Unter diesem Gesichtspunkt werden besprochen Prop. II 18b ∾ Ov. I 14, II 1 ∾ I 1, II 1 ∾ II 1, II 32 ∾ III 14, II 28a—c ∾ II 13 und 14, III 23 ∾ I 11 und 12, II 22 ∾ II 4, I 15 ∾ III 11a und b — gegen N.s Nachweis, daß III 11a und b ein von Cat. 85 beeinflußtes Gedicht sind, hat Magnus in der unten erwähnten Besprechung 173 Beachtenswertes vorgebracht — ∾ Prop. III 24 und 25, II 22 ∾ II 10, I 7 ∾ II 18, II 33 ∾ III 10, I 8a und b ∾ II 11 und 12 ∾ Prop. II 14, IV 5 ∾ I 8. Da es sich hier um ein Gedicht aus dem vierten Buche des Prop. handelt, kann nur eingehende Interpretation die Abhängigkeitsfrage entscheiden. N. kommt nach vorsichtiger Prüfung zu dem Ergebnis, daß wiederum Ovid der Nehmende war; allerdings hat er sich vielleicht nicht auf Prop. beschränkt, sondern über ihn hinaus auf die Komödie zurückgegriffen; vgl. Reitzenstein, Hellenist. Wundererz. 155 und Heinzes modifizierende Bemerkung Ovids eleg. Erz. 120 f.[1].

Wichtige Besprechung: Magnus, Philol. Woch. 1921, 172—175. Besondere Berücksichtigung verdienen die Bemerkungen zu am. I 9, 33 ff. und III 11; I 8, 35 wird erubuit nicht als Zwischenbemerkung des Dichters angesehen, sondern in die Rede der Kupplerin einbezogen; III 14, 19. 20 wird hinter 26 (nicht 25) gestellt.

In einem kurzen Überblick „Der Morgen in der griechischen und römischen Dichtung“ bespricht R. Preiswerk, Wiener Blätter für die Freunde der Antike I 8 (Okt. 1922), 101—105 die Schilderungen des Morgens und der Morgenbezeichnungen von Homer bis Ambrosius. Ovid, der namentlich in den Fasten reiches Material bietet, kommt sehr kurz weg. Von am. I 13, der Morgenschilderung, die den Großstädter erkennen läßt, wird eine summarische Inhaltsangabe geboten.

Die Feststellungen Vollmers über die Consolatio ad Liviam, Lesungen und Deutungen II, S. Ber. Akad. München 1918, 4, 8 ff., die sowohl Ehwald, Burs. CLXXIX, 167 f. als auch Levy, Jahresber. d. Philol. Vereins zu Berlin XXXXVII, 102 f. für sicher erklärt haben, sind durch K. Münscher, Senecas Werke, Philolog. Suppl. XVI 1, Leipzig 1922, 56[2. 3] wieder angezweifelt worden. An die Gleichheit der Verfasser der Maecenas-Elegien und der Consolatio glaubt er nicht recht. Ehwalds Nachweis Burs. CIX, 185 ff., daß die cons. nach Ovid verfaßt ist, auch die Tristien und Briefe vom Schwarzen Meer benutzt, sieht er als endgültig an, hat aber nicht erwähnt, daß Ehwald selbst, durch Vollmer überzeugt, a. a. O. seine Ansicht wieder geändert hat. Er setzt die cons. wegen 361 ff. ~ Sen. ad Polyb. 1, 2 und wegen der Berührung mit ad Marciam 3—5 in den Beginn des Neronischen quinquennium und meint, in der Sprache der cons. ein Kriterium zu finden, durch das sie zweifellos nicht in die Augusteische Zeit, sondern in die Mitte des 1. Jahrhunderts gerückt werde. Auch die Elegien gehören nach M. erst in die Neronische Zeit, und zwar in die Jahre vor 63/64, in denen Senecas Briefe an Lucilius verfaßt sind. Den 114. Brief, in dem Seneca über Maecenas sehr hart urteilt, sieht M. als geschrieben an in dem Bestreben, übertriebenen Lobsprüchen und Verteidigungen, wie solche in den Elegien vorliegen, entgegenzutreten.

In der wiederholt diskutierten Frage nach dem Verhältnis des Dichters der Ciris zu Ovid hat von neuem Stellung genommen A. Klotz, Herm. 57, 1922, 595 ff. Es handelt sich um die Verse 469—477, in denen die Inselfahrt der Ciris geschildert wird. Wie Reitzenstein, Rh. M. LXIII, 1908, 605 ff. steht auch K. auf dem Standpunkt, daß die ursprüngliche Darstellung der Vorlage durch Einfügung von drei Vergilversen gesprengt ist. Auch das hat Reitzenstein bemerkt, daß 476 *marmoreamque Paron* an met. VII 465 anklingt, wo ebenfalls eine Heimfahrt des Minos nach Kreta geschildert ist. Hier knüpft K. an und wirft die Frage auf, ob der Cirisdichter durch Zufall das Ovidische Epitheton der Insel Paros statt des Vergilischen *niveamque* gewählt hat, oder ob diese Übereinstimmung auf einer Benutzung der Metamorphosen beruht. Für die zweite Möglichkeit scheint K. auch die Tatsache zu sprechen, daß die Endungen der Inselnamen in der Ciris und bei Ovid übereinstimmen. Bei Vergil sind die Formen *Naxum*, *Donysam*, *Oliarum*, *Parum* besser beglaubigt, in der Ciris zwar *Donysam*, aber *Paron*, dem im vorhergehenden Verse *Cythnum*

gegenübersteht. Ovid aber bietet ebenfalls neben *marmoreamque Paron* (465) *florentemque thymo Cythnum*. K. selbst gibt zu, daß der Faden, der hier den Cirisdichter mit Ovid verbindet, dünn ist, glaubt aber, daß, wenn eine Beziehung vorhanden ist, die Ciris erst nach der Veröffentlichung der Metamorphosen gedichtet ist. Damit stellt er sich in Gegensatz zu Sudham, Herm. 42, 1907, 476[1] — von den hier angeführten Parallelstellen erkennt er nur Cir. 180 ∾ met. VIII 75 an — und kommt zu demselben Ergebnis wie Ganzenmüller, Fleckeis. Jahrb. Suppl. XX, 1894, 551—627, allerdings ohne das ganze von diesem gesammelte Material als beweiskräftig anzuerkennen. Nach seiner Meinung kommen vielleicht folgende Stellen in Frage: Cir. 173 ∾ met. VIII 14 f., 232 ∾ 83, wahrscheinlich 212 ∾ fast. I 425, 239 ∾ met. VII 174, 180 ∾ am II 11, 28 + met. VIII 75; 71 ∾ met. VII 25, 270 ∾ met. IV 602, 332 ∾ a. a. I 387, 340 ∾ a. a. III 697 met. VII 814, 418 ∾ tr. III 5, 51, 454 ∾ met. XV 494, 520 ∾ I 447. Wenn die Ciris nach Ovid gedichtet ist, so erklären sich fast alle *σπονδειάζοντες* des Epyllion aus der Benutzung klassischer Muster: 96. 398. 434. 474 gehen auf Vergil zurück, 239 *Adrestea* auf Kallimachos (hymn. 3, 44), 113 *Caeratea* ist hellenistisch, 535 *Oriona* Homerisch (λ 310). 495 ist wahrscheinlich entlehnt, aber die Vorlage nicht festzustellen. Die übrigen *σπονδειάζοντες* können Ovid entlehnt sein. 73 (486) *Amphitritae (-es)* ∾ met. I 14, 326 *Ilithyiae* ∾ IX 283, 413 *Hellespontus* ∾ XIII 407, nur für 158 *ad ulciscendum* weiß K. kein Analogon nachzuweisen. Diese Entlehnungen lassen sich verstehen, da der im Epyllion häufige Versausgang immer mehr abgekommen war und der Dichter sich die Beispiele für die der fortgeschrittenen Verstechnik nicht mehr geläufige Erscheinung erst zusammensuchen mußte. Ist die Ciris erst nach Ovid anzusetzen, so könnte der Adressat Messalla der Konsul des Jahres 20 (Prosop. imp. Rom. III 369 Nr. 32) oder der Vater der Messalina (III 362 Nr. 88) sein.

Nachwirkung Ovids.

Ein wenn auch schwacher Einfluß Ovids auf Ammianus Marcellinus erscheint nach den Untersuchungen Harald Hagendahls Studia Ammianea, Diss. Uppsala 1921 als wahrscheinlich. Allerdings läßt sich, wie H. mit Recht bemerkt, in vielen Fällen, die man als Beweis für den Einfluß Ovids angeführt hat, nicht sicher urteilen, und selbst die wenigen Stellen, die er S. 15[2] anführt (XVI 12, 57 ∾ tr. IV 2, 42; XVI 12, 59 XVIII 8, 11 ∾ met.

XI 347; XVI 12, 62 ∾ met. XV 128; XIV 11, 26 ∾ met. XV 409) sind, obwohl unzweifelhaft Ähnlichkeit vorliegt, nicht über jeden Zweifel erhaben; vgl. z. B. die S. 52 zu XVI 12, 57 ∾ tr. IV 2, 42 gegebene Verweisung auf thes. l. l. s. v. *decolor* 198, 74 sqq. Rein sprachlich scheint gelegentlich insofern eine Benutzung Ovids vorzuliegen, als einzelne Worte, die nur bei Ovid vorkommen, auch bei Ammianus erscheinen. Mit Recht vergleicht der Thes. s. v. *curvamen* XX 11, 26 *irim . . . spatioso curvamine sinuosam* mit met. VI 63 sq. und XI 589 sq. Auch den poetischen Pluralis confinia, den Ammianus gern gebraucht, führt H. S. 94 f. auf Einwirkung der Dichtersprache zurück und vergleicht XV 6, 2 ∾ Stat. Theb. IV 615, XIX 6, 11 XXVII 2, 8 XXV, 1, 11 6, 4 ∾ met. IV 401 VII 706 XIII 592. *confinia mortis* als Versschluß findet sich übrigens auch im Paneg. Messall. 70. Über die förderliche Arbeit Hs., die besonders auch für Ammianus als Benutzer Vergils recht gute Ergebnisse bietet, vgl. im ganzen Gardthausen Philol. Woch. 1922, 49 f.

Die Metamorphosen galten im Mittelalter als eine Art heidnischer Bibel und verlockten die Gelehrten zu mannigfachen Übersetzungen und Kommentaren, die für Ovid selbst wertlos sind, aber für die Erkenntnis des Zeitgeistes und der Beurteilung der antiken Dichter im 12., 13. und 14. Jahrhundert wichtiges Material bieten. Einen Überblick über diese Literatur gibt O. Gruppe, Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit, Suppl. zu Roschers Lexikon der Mythologie, Leipzig 1921, 16 bis 21. Er bespricht hier die Werke, die allegorische Deutungen der Met. enthalten, die zu einem Schulbuch und einem beliebten Lesebuch für gebildete Laien geworden waren. Die älteste hierher gehörende Schrift sind die *Integumenta super Ovidii Metamorphoses*, 249 Distichen mit philosophischer Erklärung der erzählten Mythen; als Verfasser gilt Johannes Anglicus (Gualensis). Von ihr hängt teilweise ab der *Ovide moralisé*, eine frühere Teilübersetzungen benutzende Übertragung nebst versifizierter Erklärung, die sich aus naturalistischer und moralischer Mythendeutung zusammensetzt; z. B. ist Daphne ein junges Mädchen, das auf der Flucht vor einem begehrlichen Liebhaber erschöpft unter einem Lorbeerbaume stirbt, oder nach anderer Deutung ist sie Maria, Apollon Gott, der sich mit dem Lorbeer umhüllt, d. h. in den Leib Mariä eingeht. Etwas jünger sind die Moralitäten des Benediktiners Petrus Berchorius (Pierre Berçuire, † 1362), der in einem ungeheuren

Werke alle für Predigten brauchbaren Vergleichungen sammelte und in allegorischen Deutungen schwelgt. Die heidnische Mythologie behandelte er allerdings unter Beschränkung auf Ovid im 15. Buche des ersten Teiles (Morale Reductorium), das unter dem Titel „*Metamorphosis Ovidiana*“ mit Angabe verschiedener Verfasser, in Wahrheit nur Bearbeiter oder Herausgeber (z. B. Treveth) auch einzeln gedruckt ist. Das ganze Werk liegt in zwei von Berchorius selbst veranstalteten Ausgaben vor. Wie der Verfasser des Ovide moralisé, liest auch Berchorius christliche Lehren in Ovid hinein. Andere Ovidallegorien sind z. B. eine Deutung der den Heroiden zugrunde liegenden Mythen, die hinter Simone Peruzzis Übersetzung der Heroiden überliefert ist, der Metamorphosenkommentar des Johannes Virgilius und die Erläuterungen, die hinter zwei unter dem Namen des Bonsignore aus Città di Castello überlieferten Übersetzungen der Met. stehen. Euhemeristische Deutungen wechseln mit moralischen Allegorien ab: z. B. soll die Verwandlung der Prokne nur die Schnelligkeit ihrer Flucht bezeichnen. Niobes Prahlerei bedeutet 'die Überhebung des Fleisches', die von Latona, 'der Religion', durch ihre Kinder, Apollon 'Weisheit' und Diana 'Keuschheit', bestraft wird. In die Reihe dieser Oviderklärer gehört auch Gerhard Lorichius von Hadamar, dessen Kommentar Wickram zusammen mit seiner Bearbeitung des Albrecht von Halberstadt herausgegeben hat. — Gruppes Buch als Ganzes ist von Weinreich Philol. Woch. 1922, 947 ff. besprochen.

Andersartigen Spuren Ovidischen Einflusses im Mittelalter ist H. Walther an verschiedenen Stellen seines ausgezeichneten Buches „Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters“, Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, begründet von L. Traube, herausgegeben v. P. Lehmann V 2, München 1920 nachgegangen. Zu dem S. 35 besprochenen *Conflictus veris et hiemis*, der in einigen Hss. die Bezeichnung Virgilius de hieme et vere trägt, hat Anton L. Mayer Philol. Woch. 1922, 282 ein paar Nachträge und Varianten aus dem Cod. Lat. Monac. 19608 (olim Tegerns. 1608) s. XV, mitgeteilt, in dem das Gedicht als *Ovidius de cuculo* bezeichnet ist. Bei der Behandlung eines Streites zwischen Wein und Wasser glaubt W. S. 49 Ovidkenntnis des nicht festzustellenden Verfassers annehmen zu dürfen, eine Annahme, die Mayer a. a. O. teils bestätigt, teils etwas modifiziert. Die Fabel des Menenius Agrippa vom Streite der Glieder und des Magens ist wahrschein-

lich mit Beziehung auf einen Streit zwischen einem Prälaten und seinen Untergebenen verwendet worden in einer *Altercatio ventris et artuum*, die in den Hss. häufig als *Ovidius De ventre* oder *De membris conspirantibus* bezeichnet wird. Die von Pascal Letteratura latina Medievale, Catania 1909, 92 f. versuchte Zuweisung an Johann von Salisbury beruht nur auf einem Druck von 1475 und bleibt vorläufig Vermutung. Während es sich bei den bisher erwähnten Gedichten um Pseudoovidiana handelt, die eine Analogie zu den lange bekannten Gedichten *De philomela* usw. — diesen fügt W. S. 121[5] ein Gedicht hinzu, das in der Berliner Hs. Diez. B. 1 saec. XIII fol. 239v „*Ovidius*, *De luco*" überschrieben ist — bilden, abgesehen davon, daß es sich um Altercationes handelt, ist bei den folgenden, die W. S. 88 ff. bespricht, der direkte Einfluß Ovids mit Händen zu greifen. Hierher gehört die aus der Zeit der karolingischen Renaissance stammende Ekloge des Naso, die von Modoin von Autun zwischen 804 und 814 verfaßt zu sein scheint und in zwei Büchern den Dialog zwischen einem jugendlichen und einem alten Dichter und die Preislieder zweier Hirten auf das Zeitalter Karls und die goldene Friedenszeit enthält. Vorbilder sind Vergil und Calpurnius, für die Sprache besonders Ovid. Nach met. XIII 750 ff. ist von einem unbekannten, vielleicht französischen Verfasser im 12. oder 13. Jahrhundert der Streit zwischen Acis und Polyphem um Galathea behandelt worden, während XIII 1—398 die Anregung zu zwei sehr ähnlichen Gedichten über den Streit des Ajax und Ulixes über die Waffen des Achilles gegeben hat. Neben den Metamorphosen ist der Serviuskommentar zu Vergil Hauptquelle für den antiken Sagenstoff in der sogenannten Ekloge des Theodul, die W. mit Osternacher und Vollmer in die Mitte des 9. Jahrhunderts setzt. Sprachlich ist der Verfasser besonders durch Vergil und Ovid beeinflußt. Fünf z. T. wörtliche Zitate aus Ovidischen Dichtungen (ex P. I 2, 2; a. a. II 661 f.; epist. 5, 116; a. a. I 172; fast. I 466) finden sich in einer juristischen Schuldeputation (Paris. lat. 3718 saec. XIV f. 12r—16r), die den Titel trägt „*Discussio litis super hereditate Lazari et Marie Magdalene*, *sororis eius*, *videlicet quis eorum debeat habere eorum hereditatem*". Abweichungen vom Ovidtext finden sich epist. 5, 116 *non profecturus* (st. *-is*) *littora bobus aras* und a. a. I 172 *hec* (st. *hic*) *teneat nostras anchora fixa* (st. *iacta*) *rates*, während fast. I 466 freier verwendet wird: *ecce pericla patent*, *mea dirige vela per equor*. Direkte Kenntnis wird man bei dem Verfasser annehmen dürfen; allerdings ist, wie W. richtig bemerkt, zu

beachten, daß es sich um sprichwörtliche Stellen handelt, die auch einer Exzerptensammlung entnommen werden konnten.

Ein willkommenes Seitenstück zu der von Ehwald Burs. CLXXIX, 174 f. besprochenen Arbeit Schevills über Ovid in Spanien ist die Dissertation Leo Ricks „Ovids Metamorphosen in der englischen Renaissance“, Münster 1915. Auf Grund außerordentlicher Belesenheit charakterisiert der Verfasser dieser Arbeit, die meines Wissens nicht als Ganzes gedruckt ist, in dem vorliegenden 64 Seiten umfassenden Teile nach einer Ovids Bedeutung während der Renaissance und in England bis zum 16. Jahrhundert behandelnden Einleitung die wichtigsten Teil- und Gesamtübersetzungen oder besser Umarbeitungen der Metamorphosen von den Ausläufern des „moralisierten Ovid“ und Caxton bis zu Arthur Golding (1565 ff.) und Sandys (vor 1626). Mit Hilfe eingehender Proben prüft R. von allen Seiten das Verhältnis der Bearbeitung zum Original und sucht den (meistens nicht allzu hohen) Grad des Verständnisses für die lateinische Form und den Gehalt der Metamorphosen bei den verschiedenen Übersetzern festzustellen. Recht bezeichnende Beispiele führt er für die während des ganzen Mittelalters geübte allegorische Auslegung der Ovidischen Dichtung an. Am eingehendsten wird Goldings in gereimten Septenaren verfaßte Übersetzung besprochen, die wahrscheinlich durch Werke der italienischen und französischen Renaissance angeregt worden ist und ihrerseits auf Shakespeare in verschiedenen Perioden seines Dichtens gewirkt hat. In dem nicht in der Dissertation veröffentlichten Teile beschäftigt R. sich mit folgenden Fragen: Novellistische Bearbeitungen (Volkstümliche Nacherzählungen, Die Versnovelle im Renaissancestil, Nachahmer Shakespeares, Der „Hermaphroditus“ von 1602). Dramatische Bearbeitungen (Universitätsdramen, Festspiele, Die Metamorphosen auf der Volksbühne), Einfluß der Metamorphosen auf den poetischen Stil. In einem Anhange sind drei Einzeluntersuchungen vereinigt: Eine verlorene Oviddichtung Skeltons, Eine Heroide Ovids in Lylys „Euphues“ übersetzt und Randbemerkungen zum Thema Shakespeare und Ovid.

Einen interessanten Beitrag zu der Fortwirkung Ovids bei deutschen Dichtern hat Carl Ganzenmüller, Neue Jahrb. 1922, II 297—301 unter dem Titel „Schiller und Ovid“ veröffentlicht. Vor der Behandlung des eigentlichen Themas stellt er Anspielungen auf Ovid und Zitate aus seinen Werken bei neueren deutschen Dichtern zusammen, z. B. bei Storm, Riehl, Raabe, R. Herzog, D. Fr. Strauß und Herm. Kurz. Über Goethe und Ovid vgl.

Heller, Jahrb. f. Philol. 1863 und Bronner, ebenda 1893. Schiller hat die Tristien schon in der Ludwigsburger Lateinschule neben der Aeneis kennen gelernt, und in der Karlsschule wurden die Metamorphosen und Elegien gelesen. Daß diese Jugendlektüre bei Schiller tiefe Spuren hinterlassen hat, zeigt G. an Hand zahlloser Stellen aus den verschiedensten Dichtungen, und zwar handelt es sich nicht nur um wörtliche Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Mythologie, bei der Charakterisierung von Göttern und Heroen, sondern auch in den Balladen finden sich auf Schritt und Tritt Wendungen von überraschender Ähnlichkeit. Auf die Verwandtschaft der Verse aus der Erwartung: 'Hör' ich das Pförtchen nicht gehen? . . .' mit am. I 6, 49 hat schon A. Zingerle, Ovidius und sein Verh. z. d. Vorgängern usw. 1869, I, 91 hingewiesen. Vgl. z. B. 'Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen das königliche Angesicht (Künstler) ~ met. I 85 f. *os homini sublime dedit* . . . oder aus „Der Kampf mit dem Drachen“ Str. 10 „Der Zähne stacheligte Reihn; Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze, Die kleinen Augen sprühen Blitze“ ~ met. III 33 *igne micant oculi* . . . *vibrant linguae, triplici stant ordine dentes.* G. selbt gibt zu, daß manche der von ihm aufgezählten Anklänge nur zufällig sind; daß aber überhaupt Beeinflussung Schillers durch Ovid vorhanden ist, damit hat G. sicherlich recht; im einzelnen Fall kann bewußte Nachahmung oder unbewußte Reminiszenz vorliegen.

VI. Übersetzungen.

Eine neue Gesamtübersetzung ist mir nicht bekannt geworden. Dagegen ist die alte Herzbergsche Übertragung von Franz Burger neu bearbeitet und mit gegenübergestelltem lateinischem Texte herausgegeben worden. Illustrationen dazu hat Ernst Penzoldt geschaffen (Ovid, Liebeskunst, Tusculum-Bücher IV, München 1923, Ernst Heimeran). Ziel des lateinischen Textes ist vor allem glatte Lesbarkeit. Von diesem Standpunkte aus ist es verständlich, wenn an korrupten Stellen unsichere Vermutungen in den Text gesetzt (z. B. II 308 *praedam* Merkel) oder wenn unter Verzicht auf kritische Stellungnahme verdächtige Verse wie der hinter I 331 stehende Pentameter und Hexameter (vgl. o. S. 16) beiseite gelassen werden. Die Angaben über die Disposition der Bücher entstammen zum größten Teile der erklärenden Ausgabe P. Brandts. Einige Sacherklärungen und mythologische Anmerkungen dienen vor allem dem nichtphilologischen Leser.

Das Buch „Griechische Märchen“ von Aug. Hausrath und Aug. Marx, das Ehwald im Jahresber. CLXXIX 185 f. kurz besprochen hat, ist Jena 1922 zum zweiten Male erschienen. Zu den aus den Metamorphosen trefflich übersetzten Stücken ist die Erzählung von Pyramus und Thisbe (IV 55—166) hinzugekommen. Als Ergänzung zu der Einleitung vgl. Ed. Stemplingers Aufsatz Antike Motive im deutschen Märchen, Neue Jahrb. 1922, 378—387 (über Märchenmotive bei Ovid 382 f.).

Nachtrag: Nach Abschluß des Druckmanuskriptes erhalte ich Kunde von einigen neuen Veröffentlichungen über Ovid, die zum größten Teil in ausländischen Zeitschriften stehen und in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht zu beschaffen sind. Vielleicht ist es möglich, im nächsten Berichte auf sie zurückzukommen; hier muß ich mich mit einer kurzen Aufzählung begnügen:

F. Thomason, The Ciris and Ovid. Classical Philol. XVIII 239—262, 334—344 (noch nicht abgeschlossen).

C. K., Nature in Ovid. The Classical Weekly XVI, 1922/23, 17.

G. Hardy, On Ov. Am. II 19 and III 4. Classical Philol. XVIII 263.

von Keitz, Ovid. (Ein Vortrag; kurzer Bericht von E. Brey in „Das humanist. Gymn.“ 34, 1923, 82.)

H. C. Coffin, The Repeated Adversative Conjunction Again (vgl. The Class. Weekly XIV, 153 f.). The Class. Weekly XV 1921/22, 184.

C. K., Helps to the Study of the Metamorphoses of Ovid I—VI. (Eine Bibliographie für den Unterricht.) The Class. Weekly XVI, 1922/23, 25 f. 41. 49 f.

R. Preiswerk, Eckermanns Gespräche mit Goethe im altsprachlichen Unterricht. Neue Jahrb. f. Pädagogik 1923, 158 ff.

Bericht über die Literatur zu Ciceros philosophischen Schriften aus den Jahren 1912—1921.

Von

A. Lörcher in Halle a. S.

I. Allgemeiner Überblick und Methodisches.

Wie in meinem vorigen Bericht (Bd. CLXII, 1913), so liegt auch in diesem der Schwerpunkt im Sachlichen, vor allem in der Quellenkritik. Eine Begründung dafür scheint kaum nötig: hier liegen die Hauptaufgaben gegenüber Ciceros philosophischen Schriften; und dann, das wird aufs neue aus Beispielen im folgenden klar werden, ist auf die Textgestaltung sowohl wie auf die Einzelexegese das Urteil, das man über die Quellenfragen hat, von entscheidendem Einfluß. Aber es gäbe ein ganz unvollständiges Bild, und zugleich wäre es ein Zeichen großen Undanks gegen die entsagungsvolle und mühsame Arbeit, die durch die Neuherausgabe fast aller Schriften (Teubner) in letzter Zeit geleistet worden ist, wenn nicht gerade deshalb, weil in der vorigen und in dieser Übersicht die Textbearbeitung so kurz weggekommen ist, mit Nachdruck auf den grundlegenden Wert der von Atzert, Plasberg, Pohlenz, Schiche, Simbeck, Ziegler hergestellten Ausgaben hingewiesen würde, die nicht bloß eine Reinigung des Textes von üppig wuchernden Konjekturen vorgenommen, sondern teilweise auch neue handschriftliche Grundlagen gelegt haben; schließlich ist auch auf unserem Gebiet Sicherheit über den Wortlaut, soweit sie zu erreichen ist, die condicio sine qua non, auch wenn dem Formalen selbstverständlich gerade hier nur eine dienende Stellung zukommt und es Fälle gibt (worauf hinzuweisen von vornherein nicht überflüssig erscheint), in denen auch gegen die Überlieferung das Sachliche den Ausschlag geben muß.

Zur allgemeinen Orientierung wäre zweitens zu sagen, daß die Gesamtsituation in der Beantwortung der Quellenfragen sich insofern noch wenig geändert hat, als es noch immer fast keine allgemein anerkannten, vollkommen gesicherten Resultate gibt. Man braucht

auch heute nur irgendeines der in den letzten Jahren neu aufgelegten Handbücher nachzuschlagen und ein zweites von einem andern Herausgeber damit zu vergleichen, so sieht man, wie verschieden die Meinungen sind; und selbst innerhalb eines einzelnen kann man beobachten, wie mit mehr oder weniger Glück der eklektische Versuch gemacht wird, durch das Chaos der Hypothesen sich durchzufinden, während andere wenigstens darin konsequent sind, daß sie nur Resultaten zustimmen, die aus einer gewissen einheitlichen Methode herausgewachsen sind. Es mag nicht selten jener das Plausibelste auswählende Eklektizismus das Richtigere treffen; trotzdem, glaube ich, wird der Weg zum Ziel derjenige der methodischen Reinlichkeit sein, und ich wiederhole deshalb die Forderung, daß man sich vor allem darüber klar sei, mit welchen Mitteln die Ergebnisse gewonnen sind. Ich sehe einen Fortschritt darin, daß eine Anzahl der im folgenden besprochenen Arbeiten, zum Teil ohne meinen Bericht zu kennen, diese Forderung berücksichtigt haben; man behandelt die „Arbeitsweise Ciceros" nicht mehr als etwas Bekanntes und Gegebenes, sondern als etwas erst zu Findendes, und man gibt sich Rechenschaft über den Weg dahin. Die Einquellentheorie darf im wesentlichen als erledigt gelten; es schien indes nicht überflüssig, sie auch hier noch an einzelnen Beispielen vorzuführen und zu widerlegen. Noch mehr aber lag mir diesmal daran, dem ἀπόγραφα-Standpunkt zu Leibe zu gehen. Diese hauptsächlich von Usener und seiner Schule getragene, dann aber auch von fast allen andern Forschern befolgte, den Briefen C.s, nicht dem Text, entnommene Theorie hat sich insbesondere in der Richtung ausgewirkt, daß man nicht bloß von den Gedanken, sondern auch von einem guten Teil des Wortlauts, namentlich aber vom Aufbau der Schriften als selbstverständliche Regel annahm, daß sie eine getreue Nachbildung des Originals darstellten. Methodisch hat diese Auffassung dazu geführt, zu folgern: wenn eine gute oder plausible Disposition vorliegt oder sich herstellen läßt (durch Annahme von Umstellungen und Verderbnissen Ciceros), so ist diese Tatsache ohne weiteres ein Beweis für seinen genauen Anschluß an die Vorlage; denn C. selbst war nicht imstande, hatte auch offenbar gar nicht das Bestreben, darin eigene Wege zu gehen. Von der Richtigkeit dieser Schlußfolgerung ist man so fest überzeugt, daß man darauf die Behandlung und Beurteilung ev. auch des widerstrebenden Inhalts im einzelnen baut. Ich glaube, daß dieser Standpunkt in vielen Fällen zu falschen Schlüssen geführt hat; auch in

diesem Punkt gilt es m. E. von Fall zu Fall zu prüfen, um die Gefahr eines circulus vitiosus zu vermeiden. Im übrigen, da es auch Zusammenhänge genug gibt, wo C. tatsächlich den Aufbau des Originals bis ins einzelne übernommen hat, kann diese Frage nicht in einer methodischen Vorbesprechung geklärt, sondern nur am Einzelnen praktisch entschieden werden; nur auf die ganz besondere Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes hielt ich es für nötig gegenüber einem weit verbreiteten Verfahren von vornherein aufmerksam zu machen. Auch sonst habe ich die Besprechung des Methodischen diesmal mit der Durchnahme des Einzelnen verbunden, ohne hoffentlich durch Wiederholung zu ermüden; letzten Endes heißt es ja doch: hic Rhodus, hic salta, und dann liegt auch fast jeder Fall wieder ein bischen oder auch sehr anders. Dafür habe ich die Anordnung so getroffen, daß die von mir vertretene Auffassung sich Stück für Stück aus den Beispielen ergeben soll, daß C. nämlich gerade in der Anlage und Disposition seiner Schriften im ganzen und im einzelnen viel selbständiger verfahren ist, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Ich bin überzeugt, daß die Beseitigung gerade dieses Vorurteils in recht vielen Fällen die Bahn frei macht für die Lösung der Quellenfrage, wenn man nicht mehr mit einer vorgefaßten Meinung an den Text herantritt, sondern Ciceros einzelne Bücher selber unbefangen auf ihre Zusammensetzung und ihren Aufbau hin prüft.

Man wird überhaupt, darauf hat inzwischen auch K. Reinhardt hingewiesen, in der Richtung zu lernen haben, daß man C. nicht bloß als mehr oder weniger zuverlässigen oder flüchtigen Abschreiber und als Fundgrube für die spätgriechische Philosophie behandelt, sondern auf die Aufgabe achtet, die er sich stellt, die Gedanken seiner griechischen Vorbilder seinen Landsleuten nahezubringen. Die römischen Beispiele und die heimische Einkleidung im ganzen und im einzelnen sind besonders deutliche, aber vielleicht nicht einmal die beachtenswertesten Merkmale dieser schriftstellerischen Absicht C.s. Er selbst sagt es uns oft genug, daß er dem Vorbild in seine diffizilen, ins Einzelne, sei's Abgelegene, sei's Absonderliche (d. h. speziell Wissenschaftliche) gehenden Gedankengänge nicht folge. Er bringt, das ist nicht zu bestreiten, einen eigenen Maßstab und eigene Zwecke mit, mit denen man rechnen muß, ohne damit gleich ins andere Extrem zu verfallen und ihm eine Stelle in der Reihe der selbständigen Denker (wohl gar in solch ausführlicher Darstellung, daß das Gewichtsverhältnis völlig ver-

schoben wird) anzuweisen. Er ist durchaus nicht schüchtern oder passiv und kommt mit seinem eigenen Urteil gelegentlich recht deutlich heraus, besonders gegen Epikur, aber auch sonst. Insbesondere glaube ich, daß die Quellenanalyse einzelner Schriften (z. B. Tusc. I und fin. I. II, aber auch nat. deor. I u. a.) darauf führt, bei C. ein persönliches Interesse am Thema anzunehmen, das die Ausschaltung des Menschen C. in dem Umfang, wie es meist geschieht, unmöglich macht. Und wer Sinn für praktische Psychologie hat, kann davon eigentlich nicht überrascht sein: es ist klar, C. ist seiner ganzen geistigen Konstitution nach eine auf Produktivität (wenn sie sich auch auf unserem Gebiet vielfach nur formal äußert), nicht auf Rezeptivität eingerichtete Persönlichkeit. Wir müssen uns von der besonders in Deutschland verbreiteten Einseitigkeit der Einstellung auf die Eruierung der griechischen Vorlagen, über der wir den Menschen C. so leicht vergessen, frei machen; das wird dann auch wieder einer weitsichtigeren und einer großen Anzahl von Erscheinungen gegenüber unbefangeneren Diskussion der Quellenprobleme zugute kommen. Es gibt doch wohl, um den gleich nachher zu besprechenden Laelius als Beispiel zu benutzen, einen Mittelweg zwischen der Ausschaltung der Eigentätigkeit Ciceros und dem Standpunkt von Thiaucourt: „Pour composer le de amicitia, C. n'a pas dû se servir d'un modèle grec; car l'ouvrage latin ne renferme que des idées communes, développées sans ordre, avec des amplifications et des répétitions tout oratoires.“

Endlich muß ich noch etwas darüber vorausschicken, daß in diesem Bericht, der doch allgemeiner gehalten sein sollte, auf die geschichtlichen und sachlichen Hauptprobleme teilweise ganz ausführlich eingegangen ist, vor allem bei Poseidonios, Epikur, Antiochos und den damit zusammenhängenden Fragen. Man wird u. a. namentlich aus der Besprechung von Straches Monographie über Antiochos sehen, daß es oft kaum möglich ist, Kritik in überzeugender Weise zu üben, ohne den Weg der richtigen Lösung zu zeigen; damit mag man es entschuldigen, daß in diesem und in anderen Fällen ganz ins Einzelne gegangen ist, indes, wie ich hoffe, in der Regel in solchen Fällen, die ein ganz besonderes und allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen und in bedeutende Zusammenhänge hinausführen. Ich betrachte es als das weitaus Wertvollste an den Arbeiten des hier überblickten Zeitabschnitts, daß die inhaltlichen Hauptprobleme, für welche C. als Quelle eine hervorragende Rolle spielt, systematisch behandelt worden sind: nicht bloß übersieht man von dort aus erst die ganze Bedeutung der

Ciceronischen Schriften als Quellen, sondern es ergeben sich aus der Gesamtbetrachtung auch neue Anhaltspunkte und Anregungen für die Beurteilung und Erklärung des Einzelnen in seinen Nachrichten. Namentlich gilt das von dem heute im Vordergrund stehenden Poseidonios, aber nicht minder von Epikur und Antiochos, wenn auch im ersteren Fall mit mehr negativem Resultat, indem die übertriebenen Herleitungen von Poseidonios auf ein bescheideneres Maß eingeschränkt werden, während es sich bei Antiochos zwar auch um Einschränkung seines Besitzes, aber daneben noch mehr um die Feststellung der Art seiner Verwendung durch C. (Hoyers Versuch, fast den ganzen Bestand auf A. zurückzuführen, ist zwar allgemein abgelehnt worden, aber A. ist der Strohmann des ἀπόγραφα-Standpunkts geblieben) und um die Gewinnung eines sicheren Urteils über den Charakter seiner Philosophie handelt. Wieder ein Kapitel für sich ist Epikur, seine Ethik aber auch seine Götterlehre, für die uns C. wertvolles Material zur Ergänzung der sonstigen über die Maßen dürftigen Überlieferung bietet, und zwar seiner eigenen, nicht derjenigen seiner Jünger. Nirgends zeigt sich so evident wie bei diesen Fragen der engste Zusammenhang der Quellenkritik mit den großen Problemen der Geschichte der antiken Philosophie, und es will mir scheinen, daß um der Bedeutung der Tradition Ciceros als Quelle für die Systeme der genannten Männer willen seine Schriften auch ein allgemeineres Interesse beanspruchen können.

Noch sei bemerkt, daß ich nicht sicher bin, alle wesentlichen Neuerscheinungen berücksichtigt zu haben. Den Standpunkt habe ich auch diesmal in den Problemen genommen und darum auch wiederholt auf die ältere Literatur zurückgegriffen. Nicht zu loben oder zu tadeln, sondern einzugliedern (bzw. auszuscheiden) und Überblick zu schaffen habe ich wie im vorigen Bericht als meine Aufgabe angesehen.

II. Abhandlungen zur Quellenfrage und Exegese.

1. Laelius.

M. Hoppe, De M. T. Ciceronis Laelii fontibus. Diss. Breslau 1912.

F. Scheuerpflug, Quaestiones Laelianae. Diss. Jena 1914.

Zum Laelius haben wir bei Gellius I 3 eine gute Quellenangabe aus dem Altertum. Daß sie gut ist, erhellt aus der Übereinstimmung des peripatetischen Charakters der Schrift C.s im ganzen und einzelner Abschnitte im besonderen mit jener Notiz.

Aber sie ist, wenigstens für uns, die wir den Theophrast nicht mehr besitzen, in zweierlei Hinsicht unvollständig, einmal weil sie nicht genau angibt, in welchem Umfang Theophrast benutzt ist, und zweitens, weil sie nichts sagt über die ebenso zweifellos vorhandenen stoischen Sätze. Es bleibt uns also die schwierige Aufgabe, die Entstehung dieses In- bzw. Nebeneinanders peripatetischer und stoischer Anschauungen zu erklären. Dazu kommt oder damit verflochten ist die immer wieder versuchte Lösung des Widerspruchs zwischen der von C. selbst in § 16 vorangestellten Disposition und dem tatsächlichen Aufbau des Laelius. Beide Probleme sind in jeder der beiden Dissertationen, in der zweiten in Fortsetzung und zur Verbesserung der ersten, kräftig angefaßt, und beide liefern wertvolle Ergänzungen zu den früheren von Heylbut (Bonn 1876) und Bohnenblust (Bern 1905). Freilich können auch ihre Lösungen nicht als endgültig bezeichnet werden. Der Vorzug der Untersuchung Hoppes liegt in seinen — oder richtiger gesagt in den hauptsächlich von Gercke stammenden — Beiträgen zur Quellenfrage, derjenige der Arbeit Scheuerpflugs in ihrer Behandlung des Aufbaus des Laelius. Wir beginnen mit dem letzteren Problem.

Die Schwierigkeit, vor die uns die Worte in § 16: *sic de amicitia disputaris quid sentias, qualem existumes, quae praecepta des* stellen, ist eine doppelte, einmal ist eine klare logische Abgrenzung zwischen den beiden ersten Punkten kaum möglich, und zum andern zeigt der Inhalt der späteren Abschnitte des Laelius, wie wir ihn tatsächlich lesen, keine reinliche Scheidung zwischen theoretischer Untersuchung und praktischen Verhaltungsmaßregeln. Die erste Schwierigkeit hatte die unkritische Cicerobewunderung, da sie nun einmal ihre Aufgabe darin sah, im Laelius „nicht nur eine strenge logische Gliederung, sondern auch eine solche Behandlung und Durchführung des Themas, die geradezu künstlerisch vollendet genannt zu werden verdient", aufzuzeigen, dadurch erledigt, daß sie zwischen *quid sentias* und *qualem existumes* eine Brücke herstellte, sei es durch die Auslegung, im ersten Teil würde über die Begriffsbestimmung gehandelt, während der (bis § 61 reichende!) zweite „den vollen Inhalt jener Begriffsbestimmung" nachbringe (Weißenborn, Pr. Mühlhausen 1882), sei es, daß weniger gewaltsam gesagt wurde, die beiden letzten Punkte seien in explikativer Weise an den ersten angeschlossen: entwickle deine Ansicht über die Freundschaft, „nämlich worein du ihr Wesen setzest (theoretischer Teil), und was du in bezug auf sie für Regeln zu geben

hast" (Seyffert in s. Ausg.), was an sich durchaus plausibel wäre, wenn dem nicht die Koordination im Ausdruck des § 16 und in der tatsächlichen Anlage der Schrift widerspräche, deren Gliederung durch das szenische Zwischenspiel in 25 und 32 jeden Zweifel an der Absicht Ciceros ausschließt. Dazu kommt und zu einer befriedigenderen Lösung führt die Beobachtung Scheuerpflugs, daß Cicero nicht nur durch die Worte am Eingang und Schluß des ersten Teils (17—24) dieses Stück als einen jenem *quid sentias* entsprechenden, in sich abgerundeten, selbständigen Abschnitt dartut, sondern daß er auch keinen Zweifel darüber gelassen hat, eigentlich habe er damit seine persönliche Ansicht über das Thema vollständig zum Ausdruck gebracht; denn das ist der Sinn des stark betonten Gegensatzes seines eigenen Laienstandpunktes gegenüber dem der zünftigen Philosophen. Auch der Einwand ist beachtenswert, daß es gar keinen Sinn habe, zwischen dem ersten und zweiten Punkt ein reinliches Verhältnis herzustellen, da ja in Wirklichkeit auch keine solche klare Scheidung zwischen den theoretischen und den praktischen Ausführungen bestehe. So kommt also S. zu der Erkenntnis, die wir für durchaus richtig halten, weil sie auch in dem Inhalt ihre Bestätigung findet, dieser Abschnitt sei C.s eigenes, keiner Vorlage entnommenes Produkt, ein prologus disputationis, worin er den folgenden zünftigen Darlegungen ein encomium amicitiae, man könnte auch sagen einen *προτρεπτικός* vorausgeschickt habe. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß nun alle darin ausgesprochenen Gedanken und Sätze eigenes Denkprodukt seien; im Gegenteil, nur sind sie hier selbständig verwendet in einem Zusammenhang, dessen Aufbau von Cicero selber stammt. Daß das eine glückliche Lösung zur Erklärung der mancherlei inhaltlichen Berührungen zwischen diesem Abschnitt und dem Folgenden ist, wird man nicht bezweifeln. Auf die quellenkritischen Folgerungen, die sich aus §§ 17—24 ergeben und die S. nicht gezogen hat, kommen wir nachher zurück.

Eine glückliche Hand hatte S. auch darin, daß er entschlossen sich von jener Disposition des § 16 abwandte und eine rein auf dem nachfolgenden Text selber aufgebaute an ihre Stelle setzte: 1. de ortu amicitiae, 2. de eius diuturnitate, 3. de finibus diligendi, 4. de vulgaribus amicitiis. „Habes igitur in Laelio dispositionem, quae non concludens argumentum in tres partes ex ipsa re orta procurrit unum ex altero explicans." Aber wenn er in der Freude darüber meint, nun mit mehr Recht als Weißenborn den Ruhm in Anspruch nehmen zu dürfen, C.s Aufbau als logisch tadellos

erwiesen zu haben, und wenn er infolgedessen jene Gliederung des § 16 mit dem Satz abtut: „nullam enim certam vult (sc. dispositionem), cum non sit sibi facultas in modum Graecorum disserere“, so liegen hier Unklarheiten vor, über die kurz folgendes zu bemerken ist. Zunächst bleibt das Durcheinanderlaufen theoretischer und praktischer Gedankenreihen. Ferner ist die Logik des Aufbaus, namentlich in den Unterabschnitten (wir gehen darauf nicht näher ein) doch nicht so ganz einwandfrei, wie S. meint; und wo das der Fall ist, dürfte es schwerlich C.s Verdienst sein. Seine Schuld aber sind die durch eine genetische Herleitung zwar erklärten, aber doch nicht gerechtfertigten Mängel; denn wir müssen doch schließlich wieder das Werk als Ganzes nehmen, wie es vor dem Auge des ungelehrten Betrachters liegt, auch wenn wir so vielleicht doch zugeben müßten, was S. nicht möchte, „C. adeo facultate rem adornandi caruisse“. Die Tatsachen des Textes sprechen ihre untrügliche Sprache: C. hat in seinem Text die in § 16 angekündigten drei Teile gemacht; man kann, was man von 17—24 zugeben muß, nicht von 26—32 bestreiten. Wenn das ganz grobe Arbeit ist, so ist — nun so ist eben am Ende das Urteil über C. zu korrigieren. Jedenfalls ist also mit einer Ignorierung jener Zerlegung in einen theoretischen und einen praktischen Teil das Problem nicht gelöst. Die Erklärung ist m. E. in der Richtung zu suchen, daß C. versucht hat, selbständig den Stoff nach einem üblichen Einteilungsprinzip zu gliedern, das ihm anderswoher bekannt war, daß aber der übernommene Stoff dieser Gliederung widerstrebte, und C. nicht imstande war, ihn so umzugruppieren, daß ein neuer geschlossener Aufbau entstand; deshalb sieht es jetzt so aus, als sei das Einteilungsschema des § 16 über einen fremden Stoff gestülpt; es war ihm praktisch bekannt aus seiner Arbeit an den Tuskulanen (Pohlenz, Herm. 1906, 328 und 1909, 28). Unter diesen Umständen erscheint es mir nicht statthaft, wenn Hoppe aus der schlechten Anordnung an sich ohne weiteres auf die Benutzung mehrerer Quellen schließt: „Neque enim conexus turbatus compositioque mala explicatur, nisi C. duos compluresve fontes adhibuisse sumimus.“ Traut man mit Scheuerpflug C. zu, daß er von sich aus einen Teil selbständig hinzufügt, so muß man grundsätzlich auch die zweite Möglichkeit zugeben; es fragt sich nur, ob diese Annahme die vorhandenen Schwierigkeiten befriedigend erklärt.

Zur Beurteilung dessen, was in der Diskussion der Quellenfrage auf unserem Gebiet überhaupt möglich ist oder war, liefern

die Zusammenstellungen Hoppes in seiner Übersicht über die Literatur zum Laelius einen charakteristischen Beitrag. Da kommen die einen zu dem Ergebnis, die Nikomachische Ethik sei C.s Vorlage gewesen — so auch jetzt wieder Scheuerpflug —, den andern sind die Berührungen mit einer Anzahl Stellen in den Officien maßgebend, und Panaitios soll der Mittelsmann für die peripatetischen Ansichten gewesen sein; wieder andere nehmen ein Theophrastexcerpt oder sonst ein Florilegium an, nur eben nicht den Theophrast selbst oder wenigstens nicht direkt. Warum eigentlich? Weil sie nicht konnten, aus objektiven Beweisgründen von durchschlagender Bedeutung — H. bezweifelt das mit Recht — oder weil sie nicht wollten, um gewisser geltender Vorurteile willen? Wer ein erstaunliches Beispiel für letzteres kennen lernen will, der lese den Abschnitt zur Quellenfrage aus Bohnenblusts sonst trefflicher Abhandlung. Dagegen stellt H. fest, daß Gründe, die Nachricht des Gellius von der Benutzung der Schrift des Theophrast durch C. dermaßen zu unterschätzen, nicht beigebracht sind — denn daß *videtur legisse* kein Zeugnis für die Unsicherheit der Angabe sein kann und lediglich umschreibende Phrase ist, sieht man sofort, wenn man nur eben auf den Sinn der ganzen Stelle achtet, nicht den gewöhnlich allein zitierten Satz aus dem Zusammenhang reißt. — Wir haben kaum eine andere Quellenangabe von dem Gewicht der Sätze: *Et cetera quidem, quae sumenda a Theophrasto existimavit, ut ingenium facundiaque eius fuit, sumpsit et transposuit commodissime aptissimeque; hunc autem locum* (nämlich die Frage, εἰ δεῖ βοηθεῖν τῷ φίλῳ παρὰ τὸ δίκαιον καὶ μέχρι πόσου καὶ ποῖα) *omnium rerum aliarum difficillimum strictim atque cursim transgressus est, neque ea, quae a Theophrasto pensiculate atque enucleate scripta sunt, exsecutus est, sed anxietate illa et quasi morositate disputationis praetermissa genus ipsum rei tantum paucis verbis notavit. Ea verba Ciceronis si recensere quis vellet, apposui* [folgt wörtliches Zitat des § 61, in dem der angezogene Abschnitt (56 ff.) abschließend zusammengefaßt wird]. Solange man nicht mit durchschlagenden Gründen die Glaubwürdigkeit des Gellius gründlich erschüttert hat, kann es sich für jeden, der die Überlieferung ernst nimmt, grundsätzlich gesprochen, nur um Modifikationen und Ergänzungen handeln, wenn der Textbefund sie durchaus fordert. Aber wenn Scheuerpflug gegen Theophrast anführt, daß die allermeisten Gedanken, die Heylbut zur Bestätigung der Gelliusstelle gesammelt hat, sich auch in der Nikomachischen Ethik wiederfinden, und feststellt,

daß zwei nichtbelegte offenbar wie Sentenzen Allgemeingut geworden sind (dabei sorgfältig genug C.s Urteil fin. I 6 nicht übergehend, aber falsch verwendend) und daß „ne ea quidem quae Gellius affert Theophrastea, in Laelio inveniuntur exceptis paucis verbis“, so ist das Wichtigste hierbei vergessen, nämlich daß der von Gellius erwähnte Abschnitt bei Aristoteles fehlt. Aber auch abgesehen davon könnte dieses Argument vielleicht gegen eine Hypothese geltend gemacht werden, die nicht gerade die Gelliusnotiz zum Fundament hätte. So aber ist die Situation, die S. verkannt hat, doch die: es müßten starke Beweise beigebracht werden, daß Theophrast die Vorlage durchaus nicht gewesen sein könne. Unter diesen Umständen haben die erwähnten Einwände und der Hinweis auf das durch fin. III 10 und V 12 bezeugte Wiederaufleben des Interesses an Aristoteles für die Lösung unserer Frage nicht das geringste zu bedeuten. Schließlich sollte es auch in der Wissenschaft so etwas wie Disziplin geben. Eher möglich erscheint die mit aller Reserve und dem Bewußtsein, daß genügende Argumente nicht beigebracht sind, aufgestellte Vermutung Heylbuts (dessen Arbeit noch immer die reifste auf diesem Gebiet ist), die Schrift Theophrasts sei nicht direkt benutzt. Indes auch sie dürfte gegen Gellius und auch gegen den Inhalt des Laelius einen äußerst schweren Stand haben und nicht berücksichtigen, daß Freundschaft kein abstraktes Thema, sondern gerade für C. sehr aktuell und persönlich interessant war; H. dürfte doch wohl hier den Ansichten Useners über C.s Arbeitsweise zu sehr nachgegeben haben. Demgegenücer kommt Gellius zu seinem vollen Recht bei Hoppe. Aber nun erhebt sich die (von Heylbut nicht beantwortete) Frage, woher denn die stoischen Bestandteile des Laelius stammen. H. kommt zur Annahme einer zweiten Vorlage, und zwar des Panaitios oder — denn da die Parallelen zwischen Laelius und den Officien auf C.s eigene Rechnung zu setzen sind, wie Pohlenz BphW. 1906, 1392 gegen Bohnenblust mit Recht geltend gemacht hatte, hat er ohne Zweifel keinen Vorrang mehr — eines anderen Stoikers. Soweit er diese Annahme auf die Schwierigkeiten der Disposition des Laelius stützt, haben wir ihr bereits den Boden entzogen. Es bleibt die Nachprüfung am Inhalt. Dabei wäre auch festzustellen, ob H. über das Verhältnis beider Vorlagen ein richtiges Urteil gibt mit seiner Formel: „Peripatetica autem placita huic Stoicae doctrinae inserere conatus est“, die er aus dem stoischen Anfang in § 18 und dem stoischen Schluß in § 104 ableitet. Man sieht leicht,

daß diese Formel zwar nicht strikte dem Wortlaut des ersten Satzes bei Gellius: *eum librum* (sc. Theophrasti *περὶ φιλίας*) *M. Cicero videtur legisse, cum ipse quoque librum de amicitia componeret,* aber doch wohl dem Sinn und Kern der ganzen Stelle zuwiderläuft, indem sie das Gewichtsverhältnis zu ungunsten des Theophrast verschiebt. Und so hat denn Pohlenz, der H. im ganzen zustimmt (BphW. 1913), dieses Verhältnis umgedreht mit der Annahme, C. habe die knappe Darlegung des Panaitios aus Theophrasts umfangreichem Werke ergänzt. Dagegen führt Scheuerpflug die stoischen Partien teils auf Reminiszenzen C.s zurück, teils glaubt er ihre Übereinstimmung mit den peripatetischen Anschauungen beweisen und sie so aus der peripatetischen Quelle herleiten zu können. Über diese Modifikationen des Urteils des Gellius also hat der Textbefund zu entscheiden, und zwar er allein, nicht etwa daneben noch allgemeine Urteile C.s im Brutus 114 und de orat. III 66 oder auch in der Einleitung des Laelius selbst, die S. gegen die stoische Quelle ausschlachten möchte.

Beide Arbeiten bringen zum Beweis der Benutzung einer peripatetischen Vorlage eine erdrückende Fülle von Parallelen aus der Nikomachischen Ethik; insbesondere ermöglicht die schöne Zusammenstellung in tabellarischer Form bei S. eine rasche und bequeme Orientierung. Es gehört überhaupt die Sammlung des antiken Materials über die Freundschaft zum festen, immer reicher anwachsenden Bestand der Arbeiten über den Laelius, und auch darin hat S. sich durch seine Vervollständigung und schöne Anordnung ein Verdienst erworben, ohne daß wir den Wert der Leistungen seiner Vorgänger, besonders Bohnenblusts, übergehen wollen. Der Grundbestand ist Meister Usener zu verdanken (Heylbut S. 3).

In der Behandlung des Problems, wie die Vereinigung peripatetischer und stoischer Anschauungen zu erklären sei, passiert beiden Verfassern derselbe liebenswürdige Fehler der einseitigen Verfolgung des Beweiszieles, indem H. dem Drang unterliegt, die stoischen Bestandteile zu vermehren, S. durch den Eifer der Widerlegung jener Extravaganzen seinerseits sich über die richtige Grenze hinausreißen läßt. Der tiefere Grund ihrer Irrtümer liegt in der Unklarheit über den grundsätzlichen Unterschied beider philosophischer Systeme in ihrer Stellung zur Freundschaft, in dem Mangel eines Prinzips zu ihrer Unterscheidung. Gibt es ein solches, oder sind wir mehr oder weniger auf Zufall angewiesen, d. h. darauf, ob genügend Parallelen erhalten sind, um

den Charakter der einzelnen Partien zu bestimmen? Jedenfalls liegt es nahe, den Sieg des Peripatetischen bei S. darauf zurückzuführen, daß ein stoisches Gegenstück zur Nikomachischen Ethik zufällig nicht erhalten ist. Dazu tritt als weitere Schwierigkeit, daß C. alles getan hat, um unsere Aufgabe nach Möglichkeit zu komplizieren, indem er, offenbar in Abweichung von seiner peripatetischen Vorlage, die beiden niederen Stufen der Freundschaft, die sie lehrten, ausschloß, freilich nicht ohne hinterdrein doch noch inkonsequent zu werden. Über die ideale Freundschaft aber dachten allem Augenschein nach beide Richtungen gleich, jedenfalls in dem wichtigsten Punkt, daß für sie die *ἀρετή* konstitutiv, sittlicher Charakter unbedingte Voraussetzung sei. So stellt S. die Stelle aus Aristoteles (Eth. Nic. VIII 1156 b, 7): *τελεία δ' ἐστὶν ἡ τῶν ἀγαθῶν φιλία* gegen den Satz der Stoa (Diog. L. VII 124): *τὴν φιλίαν ἐν μόνοις τοῖς σπουδαίοις εἶναι διὰ τὴν ὁμοιότητα*, und wenn auch der Philologe anmerken muß, daß C.s *nisi in bonis amicitiam esse non posse* genau genommen nur der stoischen Formel entsprechen kann, so erscheinen doch beide Anschauungen grundsätzlich wieder identisch, sobald man sich ihren gemeinsamen Gegensatz zu Epikurs Herleitung der Freundschaft aus dem Egoismus ins Gedächtnis zurückruft, und es scheint kaum sicher auszumachen, ob der Satz (§ 51): *Non igitur utilitatem amicitia, sed utilitas amicitiam sequitur* vom stoischen oder vom peripatetischen Standpunkt aus gesprochen ist, was ja an sich nicht viel bedeutet, aber doch die schwierige Lage der Quellenscheidung verdeutlicht. Begreiflich, daß Pohlenz eine reinliche und beweisbare Lösung des Problems für unmöglich hält (BphW. 1913). Trotzdem glaube ich, daß es nicht letzten Endes Geschmacksache bleiben muß, sondern nach soliden Kriterien entschieden werden kann, ob 18 in. 19 m. 27 fin. — 31. 32 fin. 37. 40—44. 48 fin. und 49. 57 und 58, 74 und 75. 82—84. 100 m. — 104 stoisch sind, wie H. meint, oder ob S. recht hat, wenn er mit Ausnahme des Schlusses so ziemlich von allen diesen Stellen an Parallelen aus Aristoteles aufzeigen zu können glaubt, daß sie peripatetisch oder auch peripatetisch seien.

Zunächst ist bei C. als stoisch anzusprechen, was der virtus die zentrale Stellung gibt, während die peripatetische Betrachtung, ob momentan um des gerade behandelten Themas willen oder prinzipiell, macht hier nichts aus, die amicitia in den Mittelpunkt rückt. Der Satz (100): *Virtus, virtus, inquam, C. Fanni . . . et conciliat amicitias et conservat; in ea est enim convenientia rerum* etc. zeigt stoische Einstellung

und Wertung; der Satz (22): *qui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, quae non in amici mutua benevolentia conquiescit; quid dulcius quam habere quicum* etc. ist peripatetisch und von S. mit *ἄνευ γὰρ φίλων οὐδεὶς ἕλοιτ' ἂν ζῆν* aus Aristoteles belegt. Der zwischen H. und S. strittige Satz 30: *Ut enim quisque sibi plurimum confidit, et ut quisque maxime virtute et sapientia sic munitus est, ut nullo egeat suaque omnia in se ipso posita iudicet, ita in amicitiis expetendis colendisque maxime excellit* ist das auch durch seine Form deutlich gekennzeichnete Kompromiß zwischen beiden, ähnlich wie bei Seneca ep. 9, wo sich in etwas anderer Fassung die „geradezu erheiternde formale Distinktion" (Bohnenblust) findet: *quamvis se ipso contentus sit (sapiens), amicis illi opus est*, oder: *ita sapiens se contentus est, ut non velit esse sine amico sed ut possit.* Unverkennbar ist bei beiden, bei C. nicht weniger als bei Seneca, das Bemühen, der stoischen *αὐτάρκεια* der *virtus* ja keinen Abbruch zu tun und doch auch andererseits die Unentbehrlichkeit der Freundschaft zu behaupten, offenbar eine Lösung, zu der beide selbständig gekommen sind unter dem Einfluß ihres praktischen Sinnes, d. h. die Sätze haben in dieser Form in keiner griechischen Vorlage gestanden, die sind Eigentum, nicht Quellengut. Aber auch die beiden anderen Sätze sind apperzipiert, nicht bloß ausgeschrieben, sie sind gewissermaßen die Prämissen für 30 und darum nicht innerlich exklusiv, sondern aufeinander abgestimmt; die *αὐτάρκεια* für sich wird bei C. nicht behandelt.

Noch wichtiger ist ein zweiter Unterschied. Der Peripatetiker empfängt die Freundschaft aus den Händen der Natur, die Sympathie entsteht spontan, und das gilt insbesondere auch von der natürlichen Zuneigung des Guten zum Guten, die nun ihrerseits zu gegenseitiger Förderung in den *ἀρεταί* beiträgt: *virtutum amicitia adiutrix a natura data est* (83). Wir sollen, sagt Aristoteles, alle Mühe darauf verwenden, das Böse zu meiden und rechtschaffen zu wandeln, denn nur so mag der Mensch *καὶ πρὸς ἑαυτὸν φιλικῶς ἂν ἔχοι καὶ ἑτέρῳ φίλος γένοιτο* (Eth. Nic. IX 4 1166 b 27); von der Zuneigung aber betont er: *ἡ δ' εὔνοια καὶ ἐκ προσπαίου* (a. a. O. 34). Bei C. heißt es § 82: *par est autem primum ipsum esse virum bonum, tum alterum similem sui quaerere*, und in § 50 sagt er: *bonis inter bonos quasi(!) necessariam benevolentiam, qui est amicitiae fons a natura constitutus.* Man sieht deutlich, daß hier an Stelle jener naturhaften eine moralisierende oder auch dogmatisierende Betrachtungsweise gesetzt ist und zwar so, daß die Grundlage noch

durchschimmert. Am ausgesprochensten ist der Gegensatz in 56 f., und da uns durch Gellius bezeugt ist, daß Theophrast die Vorlage ist, gegen die hier C. polemisiert — deren Wiedergabe eben deshalb auch nicht ganz zuverlässig ist —, so dürfen wir daraus entnehmen, daß C. selber es war, der die rein naturhafte Einstellung seines Gewährsmanns modifizierte in dem Sinn, wie ihn 57 f. anzeigt; die oben zitierten Sätze sind eine Auswirkung davon. Man verfolge das an Stellen wie 82 ff. oder eben 56 ff. auch 26 ff.; es ist für unsere Betrachtung gleichgültig, ob die Änderungen im einzelnen mit voller Bewußtheit oder mehr unbewußt geschahen. Die Probe aufs Exempel ist der 1. Teil (17—24). Den Maßstab, an dem Theophrast gemessen wird, hat C. seiner Beschäftigung mit der Stoa entnommen (fin. III 70).

So wird man auch in einem dritten Punkt, in der Hervorhebung der fundamentalen Bedeutung der sapientia, dieselbe stoisierende Tendenz konstatieren dürfen, zumal wenn die Kontamination so greifbar ist wie in § 20: *Est enim amicitia nihil aliud nisi omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate consensio;* an diese Definition der Freundschaft, nämlich der idealen, mit der Theophrast endigte, hängt C., unter dem Einfluß seiner Arbeit an den Officien (I 153), die Einschränkung: *qua quidem haud scio an excepta sapientia quidquam melius sit homini a diis immortalibus datum*, vgl. § 65: *est enim boni viri, quem eundem sapientem licet dicere* (auch 18, 38 und 30).

Damit dürften die Hauptgesichtspunkte zur Unterscheidung des Peripatetischen und Stoischen angegeben sein. Es fehlt aber noch das wichtigste stoische Stück, das freilich nicht grundsätzlicher Art ist, der Satz: *nisi in bonis amicitiam esse non posse.* Er ist stoisch, das kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen. Er muß es auch noch aus dem Grunde sein, weil aus dieser Tatsache, wenn ich so sagen soll, die ganze Schrift erst verständlich wird, wenigstens vom quellenkritischen Standpunkt aus. Ich meine damit folgendes. Nach § 22 ist das Thema C.s die *vera et perfecta amicitia, qualis eorum qui pauci nominantur fuit*, nicht die *vulgaris aut mediocris, quae tamen ipsa et delectat et prodest.* Trotzdem lesen wir in 76 ff. einen Abschnitt, der gerade über die *vulgares amicitiae* handelt. Er ist am Eingang und am Ende (100) unzweideutig als Exkurs oder, da er am Schluß steht, als Anhang bezeichnet; es folgt nur noch die peroratio, die zum eigentlichen Thema zurückkehrt. Andererseits ist ein enger Zusammenhang dieser Partie mit dem vorhergehenden nicht zu verkennen, und so

hat Pohlenz (BphW. 1913, 1352) gefolgert, schon die Vorlage habe in dieser unzusammenhängenden Weise an den Hauptvortrag die Behandlung von Einzelfragen angereiht. Ich kann dieser Auffassung nicht beipflichten, zunächst aus dem formalen Grund, weil C. dieses Stück ganz direkt als ein *delabi* von seinem Thema bezeichnet, zu dem er in 100 ebenso ausdrücklich zurückleitet; denn daß er das ist, nicht die Vorlage, wird niemand bestreiten. Wie kommt er dazu, einen solchen Anhang anzufügen, entgegen seinem ursprünglichen Vorsatz? Darauf scheint mir die einzig richtige Antwort die zu sein, daß seine Vorlage, ganz wie Aristoteles, eben nicht nur von der *τελεία φιλία τῶν ἀγαθῶν* handelte, sondern von der Freundschaft überhaupt; und ich meine, daß allenthalben, besonders aber in dem Abschnitt über die Entstehung der F. die Spuren davon so deutlich sind, daß es eines näheren Beweises gar nicht bedarf. Es war Cicero, der das Thema spezialisierte und nur von der F. der *boni* handelte. Und das geschah unter dem Einfluß des stoischen Satzes *τὴν φιλίαν ἐν μόνοις τοῖς σπουδαίοις εἶναι* = *nisi in bonis amicitiam esse non posse.*

Hier münden auch die Beobachtungen über die mangelhafte Disposition ein. Sie haben ihre Ursache darin, daß C. von der Anlage des Originals abging, in einem Maß, wie es bei ihm nicht gewöhnlich ist, nämlich einmal darin, daß er nur die ideale Freundschaft der *boni*, die zugleich *sapientes* sind, zum Thema wählte, und zweitens darin, daß er eine Unterscheidung theoretischer und praktischer Gesichtspunkte einführte. Die Mängel in der Abgrenzung dieser Gesichtspunkte und der schlechte Zusammenhang im Aufbau des Ganzen sind daraus zu erklären, daß C. seine Aufgabe nicht bewältigen konnte, daß er sich von seiner Vorlage nicht in dem Grade frei machen konnte, wie seine Änderungen es verlangt hätten; ein besonders sprechendes Beispiel für diese Unfreiheit ist der Nachtrag in 76 ff.

Hoppe hat also Recht, „disciplinam Peripateticam et Stoicam a Cicerone confusam esse“, aber wenn er zur näheren Charakteristik das Bild vom Mosaik verwendet, so ist das m. E. kein ganz treffender Vergleich; richtiger wäre der mit dem Sauerteig: das Peripatetische ist die Masse, die allerdings vom Stoischen doch nicht so durchdrungen wird, daß eine durchgearbeitete, fertige Mischung entsteht. Der Versuch Scheuerpflugs, das Stoische bis auf geringe Reste zu eliminieren, ist methodisch verfehlt und führt zu einem falschen Ergebnis: als Norm und formende Kraft ist das Stoische fast mächtiger als der peripatetische Stoff, dem

es an Quantität so bedeutend nachsteht; es ist deshalb bedeutsam, daß Eingang und Ausgang stoisch sind. Aber in dem Punkt trete ich auf die Seite des letzteren, daß die Art und der Umfang der stoischen Gedanken die Annahme einer besonderen stoischen Quelle als zweiter Vorlage nicht nötig machen; es fehlen ja auch alle speziell stoischen Ansichten zum Thema (*πολυφιλία*, *αὐτάρκεια* usw.). Im Gegenteil dürfte das Besondere dieser Schrift, was beide Arbeiten nicht erkannt haben, die Tatsache sein, daß C. selbständig versucht hat, den peripatetischen Stoff nach gewissen ihm zum Besitz gewordenen stoischen Grundanschaungen zu formen und aufzubauen. Man kommt, wie ich glaube, nicht zu einer befriedigenden Erklärung, solange man diesen Faktor ausschaltet, und man gewinnt erst auf dieser Grundlage die richtige Auffassung der quellenkritischen Aufgabe dieser Schrift gegenüber, der Umformung und Modifizierung des peripatetischen Quellenguts nach stoischen Maßstäben nachzugehen. Braxator, der sonst nicht eben viel zur Lösung der Aufgabe beigesteuert hat (Diss. Halle 1871), hat doch darin Recht, daß er mit dem Zitat aus fin. I 6 schließt: *quid? si nos non interpretum fungimur munere, sed tuemur ea, quae dicta sunt ab eis, quos probamus, eisque nostrum iudicium et nostrum scribendi ordinem adiungimus.* Es macht für die direkte Beantwortung der Quellenfrage nichts aus, daß *noster ordo* und *nostrum iudicium* gewöhnlich auch nicht oder nicht ganz eigenes Produkt sind; von dem *ordo* war bereits die Rede, von dem *iudicium* ist zu sagen, daß die Nachbarschaft unserer Schrift mit den Officien von selbst die psychologische Erklärung für ihre stoische Farbe, die Gleichsetzung von *boni* und *sapientes* u. a. gibt, ja selbst für die Abtönung: *neque enim sunt isti audiendi, qui virtutem duram et quasi ferream quandam esse volunt* (48), wozu dann all die vielen (von Bohnenblust gesammelten) Einzelparallelen kommen, die zur Annahme verführten, Panaitios sei die Quelle; er ist nicht der Vater des Hauptinhalts des Laelius, aber er hat Pate gestanden und als solcher einen ganz starken Einfluß ausgeübt.

Es würde zu weit führen, die Scheidung der Bestandteile hier im einzelnen durchzuführen; daß ich sie auf der Grundlage, die ich im Vorhergehenden im Anschluß an die beiden Arbeiten und sie korrigierend gelegt habe, im großen Ganzen für durchaus möglich halte, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Hoppe hat dazu einen guten Anfang gemacht, seine Analyse Satz für Satz

hat namentlich insofern zu brauchbaren Ergebnissen geführt, als er Einzelheiten und Zusammenhänge kritisch gemustert (z. B. den I. Teil) und durch Hinweis auf Parallelen in anderen Schriften C.s lose oder schlecht eingefügte Stücke (z. B. 24 = de fin. V 63) ausgeschieden hat. Um den aus Theophrast genommenen Grundbestand herauszuschälen, wird man auf dem Weg der Subtraktion ein gutes Stück vorankommen, übrigens weniger übrig behalten, als man denkt; C.s Eigentum ist namentlich auch die wiederholte breite Polemik gegen Epikur (von C.s Verhältnis zu E. wird im folgenden noch öfters die Rede sein); überhaupt laufen nicht nur Fäden nach de officiis, sondern ebenso nach de finibus. Zur positiven Feststellung der Ansichten des Theophrast, was doch das eine Hauptziel sein muß, bedarf es aber nicht bloß der Heranholung von Belegen und Parallelen aus Aristoteles, sondern auch des kritischen Vermögens, hinter C.s Verkürzungen und Umformungen das Ursprüngliche zu sehen bzw. wieder zu erraten.

2. Consolatio und Tuskulanen I.

J. van Wageningen, De Ciceronis libro consolationis. Groningen 1916 (53 S.).

F. Münzer, Die geschichtlichen Beispiele in C.s Consolatio (Röm. Adelsparteien und Adelsfamilien, Anhang). Stuttgart 1920.

Die Teilnahme mit den Leiden, welche der Weltkrieg über unzählige Familien brachte, hat den holländischen Ciceroforscher zur Beschäftigung mit der Consolatio veranlaßt; das Ziel seiner Arbeit ist die Rekonstruktion des verlorenen Werkes nach ihrem Hauptinhalt und ihrem Aufbau. Das Besondere daran ist, daß letzterer bis in die Unterabschnitte durchgeführt und daß nicht bloß die als solche gekennzeichneten Selbsterwähnungen aus Ciceros eigenen Schriften, den Briefen und vor allem den Tuskulanen, ebenso wie die zahlreichen und teilweise recht umfangreichen Zitate aus den Kirchenvätern, deren Liebling diese Schrift war, und die aus Valerius Maximus aufgenommen sind, sondern auch eine Synopse aus den beiden griechischen Abhandlungen beigefügt ist, die nach allgemeiner Annahme ebenfalls Krantors Schrift *περὶ πένθους* benutzten, der pseudoplutarchischen Consolatio ad Apollonium und dem pseudoplatonischen Axiochos. Dadurch ist für künftige Arbeiten ein nützliches und bequemes Hilfsmittel geliefert, wofür dem Verf. Dank gebührt. Hinzufügen müssen wir freilich, daß, trotz der großen Sorgfalt des Sammelns und Ordnens, gewichtige Bedenken gegen eine unkritische Benutzung dieser Rekonstruktion erhoben

werden müssen. Diese Bedenken sind grundsätzlicher Art und sollen deshalb, unserem Plan entsprechend, ausführlich besprochen werden. Der Verf. ist der Ansicht, die Consolatio Ciceros sei im wesentlichen ein ἀπόγραφον der Schrift Krantors gewesen, und er übernimmt bezüglich des I. Buches der Tuskulanen die herrschende Ansicht von Corssen-Schmekel-Pohlenz. Beide Voraussetzungen sind m. E. irrig und deshalb die Grundlagen der vorliegenden Arbeit (soweit sie über direkte Zitate hinausgeht) nicht fest.

Ist die Ansicht des Verf., „Crantorem a C. in universum simpliciter transscriptum ad verbum esse" richtig, so daß selbst der ordo disputationis von Krantor herrührt, wie van W. im Gegensatz zu Buresch annimmt, der (Leipz. Stud. IX 95) die Consolatio eine „vere tumultuaria scriptio" genannt und behauptet hatte: „materiem ... sine iusta distributione non tam elaboraverat quam congesserat", wogegen van W. auf fam. V 16, 2 f. verweist? Der Verf. spricht in der bisher üblichen Weise von der „consuetudo Ciceronis in operibus ad philosophiam pertinentibus scribendis", indem er als selbstverständlich voraussetzt, daß sie in einem engen, sklavisch abhängigen Anschluß an die Vorlage bestanden, daß C. immer eben nur die Rolle eines Abschreibers bzw. Übersetzers gespielt habe. Wenn das schon im allgemeinen zutreffen sollte, so ist eine solche Annahme nach dem Anlaß und Thema und den vom Verf. ausführlich wiedergegebenen brieflichen Äußerungen keinesfalls selbstverständlich, zumal wenn man an die Persönlichkeit und das Wesen des Mannes denkt, der hinter diesen Äußerungen steht. Der Verf. tut die Worte, mit denen C. seinem Freund Atticus diese Schrift ankündigt: *affirmo tibi nullam consolationem esse talem*, ab mit der formalen Deutung: „re vera C. solus antiquorum librum scripsit ad se ipsum consolandum, cum alii alios consolati sint!" Aber atmen nicht noch die Fragmente besonders bei Lactanz den persönlichen Kampf gerade Ciceros mit dem Schmerz, der ihn traf? Und ist es denn angesichts des mancherlei in den Tuskulanen verwendeten Materials aus der Trostschriftenliteratur wahrscheinlich, daß von der umfassenden Lektüre jener Schriften aus der Bibliothek des Atticus — *nihil enim de maerore minuendo scriptum ab ullo est, quod ego non domi tuae legerim* (Attic. XII 14, 3 cfr. 20, 3) — nicht Stücke daraus auch in die Consolatio gekommen sein sollen? Aber alle diese Selbstzeugnisse gelten dem Verf. nichts gegenüber Plinius nat. praef. 22, wo als Äußerung Ciceros: *Crantorem sequor* überliefert ist. In den Worten dieser Stelle findet van W. den Beleg für seine Auffassung, „solum Crantorem a Cicerone in uni-

versum *simpliciter transscriptum ad verbum* esse non sine causa Plinio credendum esse."

Augenscheinlich ist es noch nicht überflüssig, den Kampf gegen die vorgefaßten Meinungen weiterzuführen, die über Ciceros Quellenbenutzung und Arbeitsweise herrschen. Die Pliniusstelle und ihre Ausdeutung durch van W. eignet sich recht gut zum Nachweis der Allmacht des Vorurteils auch bei gründlichen Philologen. Wir schreiben sie in derselben Weise aus wie der Verf.: *Scito enim conferentem auctores me deprehendisse a iuratissimis et proximis veteres transscriptos ad verbum neque nominatos, non illa Vergiliana virtute, ut certarent, non Tulliana simplicitate, qui de re publica Platonis se comitem profitetur, in Consolatione filiae Crantorem inquit sequor, item Panaetium de officiis, quae volumina ediscenda, non modo in manibus cotidie habenda nosti.* Was die Unterstreichung besagen soll, ist deutlich; ist sie richtig? Der Zusammenhang, in welchem dieser Satz steht, läßt darüber gar keinen Zweifel, daß Plinius die Unterlassung der Quellenangaben bei den Jüngeren in Gegensatz stellt zu dem Verhalten der großen Klassiker ihren Vorbildern gegenüber: selbst bei wörtlicher Benutzung machen sie, die Jungen, sich kein Gewissen daraus, die Quellenangaben zu unterschlagen, ohne wie Vergil etwas Gleichwertiges zu bieten, ganz anders auch als Cicero, der gewissenhaft genug ist, sich als Mitgänger Platos zu bezeichnen, ohne doch bis aufs Wort von ihm abhängig zu sein, und ebenso Panaitios gegenüber in den Officien. Zur Steigerung des Kontrastes sind gerade solche Schriften von C. gewählt, in denen er besonders selbständig ist. Welchen Sinn hätte denn die Erwähnung Vergils, wenn gemeint wäre, auch die veteres hätten ihre Vorbilder ad verbum ausgeschrieben? Mir scheint, bei unbefangenem Urteil wird man in der Pliniusstelle den Beleg für das Gegenteil sehen und das *Crantorem sequor* auf eine Linie stellen mit dem *comes Platonis* und off. I 6, *sequemur . . . non ut interpretes, sed ut solemus e fontibus eorum iudicio arbitrioque nostro, quantum quoque modo videbitur, hauriemus*: Cicero erklärt, daß er grundsätzlich (in der Stellung zur Frage der Unsterblichkeit) sich an Krantor anschließe. Über die Abhängigkeit ad verbum, ja auch nur im Aufbau, folgt aus der Stelle gar nichts, obwohl natürlich damit implicite Krantor als Hauptquelle gesichert ist; nur wer grundsätzlich auf die Überlieferung nichts gibt, kann den Poseidonios oder irgendwen sonst dafür usurpieren. Schließlich sei auch an das *nos omnia* (sc. *genera consolandi*) *in consolationem unam coniecimus* Tusc. III 76 erinnert und an die bekannte Stelle des

Hieronymus Ep. 60: *Legimus Crantorem, cuius volumen ... secutus est Cicero, Platonis, Diogenis, Clitomachi, Carneadis, Posidonii ad sedandos luctus opuscula percucurrimus ...*, wo man (so auch van W.) doch wohl mit Recht annimmt, daß der heilige Vater mit diesen Autoren durch die Lektüre der Consolatio Ciceros bekannt geworden ist; da muß man also doch voraussetzen, daß zwar nicht im selben Ausmaß, aber doch so irgendwie von den Ansichten der andern gehandelt war, daß Hieronymus diese Ausdrücke gebrauchen konnte, d. h. also doch wohl nicht nur praetereundo in historischer Aufzählung. Der Gedanke, die Aufzählung könnte aus Krantor übernommen sein, erledigt sich von selbst.

Wir wiederholen, es kommt uns auf die Sicherheit der Grundlage an. Die Anordnung der Teile, die van W. glaubt aus der Consol. ad Apoll. ableiten zu können (Exordium, de vita, de morte, de immortalitate animi), ergibt sich aus der Natur der Sache und hat jedenfalls irgendwie mit immanenter Logik sich Geltung verschafft. Aber eine Gewähr dafür (jene Disposition für Krantor einmal zugegeben), daß Cicero so geordnet, namentlich aber, daß er sich streng daran gehalten habe, besteht nicht. Weder die Pliniusstelle noch die erhaltenen Fragmente, doch immer die Rosinen aus dem Kuchen, geben uns über den Gesamtaufbau und die Einteilung im einzelnen (worauf sehr viel ankommt) ausreichenden Aufschluß; namentlich aber müssen wir aus den Beobachtungen, die wir an den erhaltenen Schriften über Ciceros Arbeitsweise machen können, den Schluß ziehen, daß bei ihm nicht zuerst die immanente Logik des Themas, sondern allerlei Zufälligkeiten subjektiven und externen Ursprungs bestimmend waren, und es wäre seltsam, wenn die verlorene Schrift einen anderen Charakter gehabt hätte als die erhaltenen, etwa das ihr zeitlich und inhaltlich so nahe stehende erste Buch der Tuskulanen mit seinem Durcheinander, worüber uns die schönen Dispositionen der Philologen nicht täuschen sollten. Es ist also gewiß sehr schön, wenn es van W. gelungen ist, die 4 Hauptabschnitte in 14 Unterabschnitte einzuteilen, davon 5—13 auf das Kapitel de morte; bloß darf man dabei nicht vergessen, daß das Konstruktion, nicht Rekonstruktion ist. Nur wo Ortsangaben und Verweisungen und Verklammerungen vorliegen, stehen wir auf sicherem Grund.

Ist somit keineswegs erwiesen, daß die consolatio Ciceros ein getreues Nachbild der Schrift Krantors war, so ist es natürlich auch sehr fraglich geworden, ob man einzelne Sätze, Gedanken und Beispiele, die, sei es direkt als dessen Eigentum bezeugt sind, sei

es indirekt auf ihn zurückgeführt werden können, für Ciceros Consolatio in Anspruch nehmen darf. Es ist darum auch völlig zweifelhaft, ob Stellen in den Tuskulanen, die mit Ps.-Plutarch parallel sind, schon in jener früheren Schrift standen, wenn das ausdrückliche Zeugnis dafür fehlt.

Das zweite fundamentale Bedenken, das wir gegen die Voraussetzungen der Rekonstruktion des Verf. haben, betrifft die Quellenfrage des I. Buchs der Tuskulanen. Wie eng sie mit derjenigen der Consolatio verflochten ist, ist schon immer erkannt worden. Mit Recht sagt Buresch (Leipz. Stud. IX 95): „Ad quam (sc. Consolationem Cic.) restituendam qui accingitur, inprimis inquirere debet in rationem quae intercesserit inter ipsam et Tusculanas disputationes id est fere in Tuscul. disp. fontes“. Auch in diesem Punkt fragt es sich nun, ob der Verf. Recht daran tut, die herrschende, zuletzt von Pohlenz als endgültig hingestellte Ansicht einfach zu übernehmen: „Posidonio Cic. prioris disputationis [26 ff.] summam debere et Corssen et Schmekel tam firmis rationibus probaverunt, ut acta agere mihi viderer, si de hac re accuratius agerem“, und den II. Teil (82 ff.) habe C. „ex materia Consolationis conscribendae causa congesta“ nachträglich angehängt (Progr. Gött. 1909). Auf Grund dieser Überzeugung hat sich van W. für berechtigt gehalten, aus dem II. Teil des Buches all das in seine Rekonstruktion aufzunehmen, was irgendwie Berührung oder Übereinstimmung mit den beiden griechischen Schriften aufweist, so daß er selbst 90 f. nicht ausschloß, während er dem I. Teil gegenüber viel zurückhaltender ist. Ich glaube nicht, daß das richtig war, ganz abgesehen von Einzelheiten, deren Zuweisung an Krantor grotesk ist. Vielmehr liegt m. E. zwischen der Abfassung des I. Teiles (in seiner ursprünglichen Fassung) und dem II. ein Wechsel im Standpunkt Ciceros: der dogmatische Charakter längerer Stücke dieses I. Teiles bewahrt noch die ursprüngliche Tendenz; im Anschluß an die Consolatio hatte sich C. vorgenommen, die Unsterblichkeit zu beweisen, und sich dazu außer Krantor noch den Plato selber zum Bundesgenossen geholt; dann aber wurde er in diesem Glauben unsicher (worüber er mehrfach Andeutungen macht, z. B. 78) und hat im II. Teil andere Autoren benutzt, ohne daß wir natürlich genau sagen könnten, ob ihr Einfluß ihn zum Wechsel seiner Überzeugung bewog oder er sie wählte, nachdem er seine Auffassung geändert hatte. Der Beweis für diese durch die Zusammensetzung des Textes nahegelegte Hypothese fällt zusammen mit der Feststellung der neuen Haupt-Quelle, der C. im II. Teil gefolgt ist.

Zunächst ist zu sagen, daß nur die vielen richtigen und wertvollen Einzelbeobachtungen in den beiden Arbeiten von Corssen (De Posidonio Rhodio, Diss. Bonn 1878 und Rhein. Mus. 36), es erklärlich machen, daß man die gewaltsame Art übersah, mit der am Schluß (Rh. Mus. 36, 522 f.) die Überlieferung behandelt, Krantor über Bord geworfen und doch aus derselben Hieronymusstelle (s. o.) Poseidonios vorgezogen wird, ohne daß für ihn als Hauptquelle weder in der Dissertation, wo der Gedanke nur als Vermutung vorsichtig hingestellt ist, noch in jenem Aufsatz selbst ausschlaggebende Gründe vorgebracht wären; vielmehr kommt es wie eine Überraschung, daß aus den Schwierigkeiten, die es verhindern, Krantor als einzige Quelle zu betrachten, plötzlich Poseidonios heraushelfen soll. Auch die von Schmekel nachgelieferten Stützen haben keine starke Tragkraft. Sein Verdienst besteht darin, daß er die eine der grundlegenden Beobachtungen Corssens, die dieser selber um einer zweiten entgegenstrebenden willen hatte eliminieren wollen, gegen ihn aufrecht erhalten hat, nämlich die Tatsache, daß eine ganze Anzahl Stellen des I. Teiles (26—81) so exklusiv dogmatisch und abschließend in dem Bekenntnis zur Unsterblichkeit sind, daß sie eine Fortsetzung von der Art des jetzigen II. Teiles ausschließen. Dadurch wurde es unmöglich, an der Einquellentheorie für das ganze I. Buch festzuhalten. Pohlenz hat den Nachweis erweitert und den Tatbestand glänzend formuliert. Nun hat aber Corssen eine zweite, ebenso unerschütterliche Beobachtung gemacht, nämlich die, daß die Übereinstimmungen mit den beiden griechischen Parallelschriften, dem Axiochos und der Consol. ad Apoll., beiden Teilen der Schrift Ciceros gemeinsam sind. Und doch kann Krantor aus chronologischen Gründen unmöglich die Quelle für das Kallimachoszitat Tusc. I, 93 = Ps.-Plut. 113 EF sein; da hat Corssen unbedingt recht. Aus dieser Sackgasse nun führt die Beobachtung heraus, daß die mit dem II. Teil parallelen Stellen der Consol. ad Apollon., um die es sich in erster Linie handelt und zu denen auch das Kallimachoszitat gehört, in einem Mittelstück jener Schrift (Kap. 10 ff.) vereinigt sind, das gar nicht von Krantor stammt, sondern stoischer Herkunft, höchst wahrscheinlich aus einer Abhandlung Chrysipps genommen ist. Corssen hätte das gewiß selbst gefunden, wenn er nicht die Quellenfrage der pseudoplutarchischen Schrift als „eine Frage für sich" ausgeschieden hätte.

Es braucht, wie mir scheint, nicht viel Scharfsinn, um bei der Lektüre dieses Traktats Verdacht zu schöpfen, ihr Anschluß an

Krantor sei am Ende nicht allzu eng: ins ungemessene angeschwollene Dichterzitate, gar so ausführliche Wiedergabe von Belegstellen für Krantors Thesen, andrerseits offenbare Kürzungen wie z. B. die Weglassung der Herleitung der Unvergänglichkeit der Seele aus ihrer Entstehungsweise (vgl. Tusc. I, 66 mit Ps. Plut. 114 D, 120 BC, s. auch 104 C), also eine Reihe Freiheiten, die darauf führen, dem Verfasser eine gewisse Beweglichkeit und Selbständigkeit, wenn auch nicht gerade nach der Tiefe zuzutrauen. Beiläufig bemerkt, dürfte es unter diesen Umständen auch nicht geraten sein, seine wenigen Excerpte als absolut zuverlässige Grundlage für die Wiedergewinnung des Aufbaus der Schrift Krantors zu benutzen oder Stücke, die nicht als solche bezeugt sind, ohne weiteres ihm zuzuweisen. Jedenfalls gilt das zunächst einmal von dem Inhalt der Kap. 12 ff. über das Thema, ob der Tod ein Übel sei. Wie C. in seinem II. Teil knüpft der Verf. an Platos Apologie an, mit einer auffallenden Abweichung. Er läßt den Sokrates drei Möglichkeiten setzen, die nach dem Tod eintreten könnten; *παραπλήσιον εἶναι τὸν θάνατον · ἤτοι τῷ βαθυτάτῳ ὕπνῳ ἢ ἀποδημίᾳ μακρᾷ καὶ πολυχρονίῳ ἢ τρίτον φθορᾷ τινι καὶ ἀφανισμῷ τοῦ τε σώματος καὶ τῆς ψυχῆς*, in keinem Fall sei er ein Übel. Der Vergleich mit der Apologie läßt unschwer den Unterschied, der kein zufälliger sein kann, erkennen. Beachtet man einerseits, daß in Kap. 13 der zweite Zustand aus Platos Phaedo begründet und illustriert wird, andrerseits daß in Kap. 10 in den Worten *τί γὰρ θαυμαστὸν εἰ τὸ τμητὸν τέτμηται, εἰ τὸ τηκτὸν τέτηκται, εἰ τὸ καυστὸν κέκαυται, εἰ τὸ φθαρτὸν ἔφθαρται* ausgesprochen stoische Gedanken geboten werden (A. Bonhöffer, Ethik d. Stoik. Epiktet. 26 f.), und erinnert man sich schließlich, daß die Grundauffassung der Schrift der Richtung des Krantor folgt, so wird man zu dem Schluß kommen, daß der Verf. dieser Trostschrift die stoische (von Plato ausgegangene, aber mit ihr nicht mehr kongruente) Zweiteilung erweitert hat durch Zurückgreifen auf Plato, um auf diese Weise den Standpunkt seines Hauptgewährsmannes Krantor in die Einteilung der Nebenquelle hineinzupraktizieren und damit eine für seinen Zweck notwendige Assimilation zu schaffen; in Kap. 14 hat er Beispiele Krantors, die im Axiochos und bei C. wiederkehren, mit Plato kombiniert; auch an den Adjektiven, die der zweiten Eventualität beigefügt sind (s. o.), ist die Kontamination handgreiflich. Aus dieser stoischen Schrift also stammen die zahlreichen Parallelen des II. Teiles Ciceros, nicht aus Krantor. Es sei noch (da die *διατεταγμένα* der Götter, des Schicksals und der Vor-

sehung [111 E] in 93 nur leise durchklingen, deutlicher III 60) besonders auf folgende Berührung hingewiesen. Cicero sagt § 95: *contemnamus igitur omnes ineptias . . . totamque vim bene vivendi in animi robore ac magnitudine et in omnium rerum humanarum contemptione ac despicientia et in omni virtute ponamus*, und bei Ps. Plut. lesen wir als Leitsatz des 17. Kap.: *τὸ γὰρ καλὸν οὐκ ἐν μήκει χρόνου ἀλλ' ἐν ἀρετῇ καὶ τῇ καιρίῳ συμμετρίᾳ*, beide Äußerungen im Zusammenhang *ἄωρος θάνατος*. In Kap. 16 aber hat Ps.-Plutarch die Euripidesverse, die C. Tusc. III, 59 in einem Zusammenhang, der mehrere Gedanken mit Ps. Plutarch gemein hat, zitiert mit der Bemerkung, Chrysipp habe sie verwendet, wie er ja überhaupt den Euripides sehr häufig zitiert hat. Auf ihn würde also auch das Kallimachoszitat zurückzuführen sein, das die ersten Bedenken gegen die Annahme weckte, eine Quelle, nämlich Krantor, bilde die Grundlage für das ganze I. Buch. Den Chrysipp erwähnt C. in § 108, auch sonst wird man ihn ganz gern als Quelle akzeptieren, nicht für alles in diesem II. Teil, aber für erhebliche Partien; außer ihm macht ja C. selbst den Krantor und den Redner Alkidamas mit seinem *ἐγκώμιον θανάτου* namhaft, und daß er mehrere Schriften eingesehen hat, darf man ohnedies aus 113 entnehmen: *Deorum immortalium iudicia solent in scholis proferre de morte.* Ja sogar eine ganz andersartige Quelle müssen wir noch für 90 annehmen. Die Tatsache, daß auch im Axiochos das Beispiel vom Kentauren verwendet ist, hat van W. verführt, es auf Krantor zurückzuführen, obwohl dort der skeptische Charakter des Zusammenhangs, aus welchem es stammt, noch viel unverkennbarer ist: auch der Axiochos hat einen fremden Bestandteil aufgenommen, ja man muß sagen, etwas Heterogenes, das sich eben deshalb als Fremdkörper so stark abhebt, daß die Ausscheidung sich von selbst ergibt. Man darf Quellenforschung nicht einfach äußerlich mechanisch betreiben; hier hat das Stilgefühl schon Corssen ganz richtig geleitet. Daß Cicero von Kleitomachos auch eine Schrift über solche Dinge, wie er sie in den Tuskulanen bespricht, in der Hand gehabt hat, sagt er uns III 54 ausdrücklich, der probabilistische Einschlag im I. Buch ist bekannt. Es kann somit auch hier aus der Übereinstimmung nicht auf Krantor als gemeinsame Quelle geschlossen werden, weil innere Gründe gegen die Zuweisung an ihn entscheiden. Es ist also nicht richtig, aus der Übereinstimmung dieser Stellen des II. Teiles Ciceros mit dem Axiochos einerseits, der Consol. ad Apoll. andrerseits zu folgern, Krantor sei die gemeinsame Quelle — eher ist dieser Schluß erlaubt, wo alle drei überein-

stimmen — und sie auf diesem Weg der Ciceronischen Consolatio einzuverleiben. Gleichwohl könnte manches davon dort gestanden haben, wenn es zur „materia Consolationis conscribendae causa congesta“ gehörte, wie ja auch in den Tuskulanen nicht wenig aus jener Schrift wiederholt ist. Warum nicht, wenigstens nicht zu wesentlichen Bestandteilen?

Es ist schade, daß wir die Consolatio nicht mehr haben. Wir hätten es dann viel leichter, das Folgende zu beweisen, weil der Inhalt jenes *Crantorem sequor* uns noch greifbar vor Augen läge, die Tatsache, daß die Consolatio sich unbedingt und uneingeschränkt zum Glauben an die Unsterblichkeit bekannte, in dem C. in seinem ersten überwältigenden Leid Trost und Hoffnung nach dem Tod seiner Tochter suchte und fand, ein Glaube, der jedenfalls die Ursache dafür ist, daß diese Schrift bei den Kirchenvätern besonders beliebt war. Ich denke aber, daß trotzdem die Argumente dafür noch stark genug sind, nämlich abgesehen von dem Unterton und der Gefühlswärme der Zitate aus der Consolatio in dem I. Buch der Tuskulanen; der Vergleich mit dem Autor der Consol. ad Apoll. mag dazu helfen, den Vorgang zu verdeutlichen, obwohl die Ähnlichkeit eine zufällige ist. C. hat nämlich das Gegenteil von dem getan, was der Verf. jener Trostschrift mit der stoischen Schrift gemacht hat: er hat die stoische Einteilung platonisiert, dagegen C. den Krantor, wenn ich so sagen soll, stoisiert. Beide sind aber darin gleich, daß die Anpassung oberflächlich und äußerlich ist und den Grundcharakter des Assimilierten nicht zerstört hat, jener Autor nicht den stoischen der beiden andern Eventualitäten, C. nicht den platonischen Bekenntnischarakter seines I. Teiles; er hat ihn nur durchsetzt mit andern Bestandteilen, deren Nebeneinander dann die Ursache dafür geworden ist, daß über dieses Buch die widersprechendsten Quellenhypothesen aufgestellt worden sind. Man muß von Stellen wie 55 und Umgebung ausgehen oder von 71 und etwa in 49 die Redaktion mit dem Tenor des Bestandes vergleichen. Es ist gar nicht nötig, den Ausführungen von Schmekel und Pohlenz über diese Tatsache des exklusiv-dogmatischen Charakters dieser umfangreichen Partien etwas hinzuzufügen; es ist evident, daß dies nicht die stoische Eventualität des βαθύτατος ὕπνος ist, und es ist ebenso gewiß, daß ein solch fester positiver Standpunkt kein Oder verträgt, die diskursive Haltung des II. Teiles kommt gänzlich abrupt, sie bildet einen direkten Gegensatz. Wir fragen, wie das gekommen ist, und werden uns in diesem Fall nicht damit zufrieden geben, daß eben Quellenwechsel vorliege: warum hat

C. gewechselt, warum hat er jene stoische, ausgerechnet stoische Zweiteilung nicht von Anfang an benutzt, was doch äußerst nahe gelegen hätte, wenn er von vornherein eine Entweder—Oder-Darstellung geben wollte? Erinnert man sich jetzt der Consolatio und liest in der Einleitung (24) und in der Übergangspartie (75) direkte Äußerungen von schwankender Auffassung, beachtet man auch, daß gerade hier sogar der skeptische Panaitios herangezogen ist, von Cicero selbst, wie, soviel ich weiß, niemand mehr bestreitet, so scheint die nächstliegende und gegebene Antwort die zu sein, daß Quellenwechsel und Standpunktwechsel identisch sind, d. h. daß C. persönlich seine Stellung in der Unsterblichkeitsfrage geändert und darum einen zweiten Teil angehängt hat, in welchem er auch der Möglichkeit Rechnung trug, daß mit dem Tod alles aus sei. Wie bekannt, ist er später wieder sicherer geworden (Cato maior), wie er auch früher (de rep.) anders gedacht hatte als in der ersten Zeit seines Probabilismus (42).

Zur „materia Consolationis conscribendae causa congesta“ darf man demnach jene stoische Schrift nicht rechnen, so daß sich also auch aus diesem Grund die Einfügung des Inhalts des II. Teiles unseres Buches in die Consolatio verbietet. Andrerseits würden für die ursprünglichen Bestandteile des I. Teiles keine grundsätzlichen Bedenken bestehen; aber selbstverständlich hat C. nicht einfach das Material neu zusammengesetzt, sondern jedenfalls den Plato erst jetzt in größerem Umfang herangezogen. Von Poseidonios wird man freilich sagen müssen, daß er wie in der Consolatio auch in Tusc. I nur als Nebenquelle in Betracht kommen kann; wir haben ja auch keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß er in der Frage der Unsterblichkeit den üblichen Standpunkt seiner Schule verlassen habe und gänzlich zu Plato übergegangen sei.

Es war der Zweck dieser Besprechung, zu zeigen, wie auch bei einem Unternehmen wie der Rekonstruktion von C.s Consolatio es sich zuletzt um grundsätzliche Dinge handelt, um seine „Arbeitsweise“ und die Vorstellung, die man sich davon gebildet hat, vor allem aber um die Auffassung von seinem Verhältnis zu den benutzten Vorlagen. Weil ich die Anschauungen van W.s über diese Fragen für irrig halte, lehne ich seinen Versuch ab, wiederhole aber, daß seine Zusammenstellung als Materialsammlung von Nutzen sein kann, wie sie uns hier förderlich gewesen ist; allerdings bei unkritischer Benutzung kann sie schädlich sein. Noch sei erwähnt, daß der Verf. in seinem ersten Teil einige Beiträge zur Geschichte der Nachwirkung der Consolatio geliefert hat: mit Seneca sind Be-

rührungen spezieller Art nicht nachzuweisen, nur stoffliche. Zwischen Ambrosius' II. Buch de excessu fratris und den Tuskul. I bestehen ebenfalls nicht, wie der Verf. gemeint hat, Übereinstimmungen von der Art, daß für den Aufbau der Consolatio etwas daraus zu gewinnen wäre; dasselbe gilt von der 60. Epistel des Hieronymus.

Die Nachprüfung der Voraussetzungen, auf denen van Wageningen seine Rekonstruktion aufbaut, hat auch Philippson in seiner Rezension (BphW. 1917) auf die Frage nach den Quellen geführt. Ich muß deshalb kurz nachtragen, wie er sich die Lösung denkt. Er hält „für ausgeschlossen, daß Krantor die eigentliche Quelle der pseudoplutarchischen Trostschrift ist", weil das Kallimachoszitat und die Erwähnung des Arkesilaos, Verwendung von Anschauungen des Chrysipp und Epikur, die Häufung der Dichterzitate und der Mangel an klarer Disposition dagegen sprächen. Davon können wir Epikur ausscheiden: die *πολλοί* in c. 15 (11), die *ἀποθνήσκουσι, ἵνα μὴ ἀποθάνωσι* vermögen das nicht zu beweisen. Aber die *φαύλη δόξα* als Steigerung der Trauer in c. 3 und 30 weist auf Chrysipp und stimmt zu meinen Beobachtungen über c. 10 ff., worüber Ph. nichts sagt. Chrysipps Autorschaft für jene stoische Schrift dürfte dadurch fast zur Gewißheit erhoben werden. Wir haben hier ein längeres Stück (c. 10—24) aus einer Schrift des Stoikers, derselben, auf welcher auch Tusc. III, 58 ff. (außer Teilen der zweiten Hälfte des I. Buches natürlich) beruht; aus c. 12 ff. aber glaubten wir folgern zu müssen, daß auch ihre Problemstellung von Einfluß auf die Darstellung dieser Consolatio war und daß hier sozusagen greifbar eine Verbindung zweier Anschauungen in einem recht seltsamen Produkt vor uns stehe, einem Produkt also aus Chrysipp und Krantor. Auch der Anteil des letzteren ist von Ph. unterschätzt, wenn er annimmt, der Verf. habe diese Stücke aus zweiter oder dritter Hand. Weil nämlich ein hoher Prozentsatz der Euripideszitate (11 von 20) der Cons. ad Apoll. und (ähnlich) aus dem Axiochos bei Stobaeus vereinigt seien, seien schon für diese beiden Schriften und ebenso für den II. Teil der Tuskulanen, auch wohl schon am Schluß des I. Buches, wenn nicht überhaupt für seine zweite Hälfte, Gnomologien die Quelle. Das Kennzeichen solcher Spruchsammlungen dürfte von Ph. richtig angegeben sein, daß über ein bestimmtes Thema „Ansichten der verschiedensten Denker darin in bunter Mischung ver-

einigt seien"; das gilt aber, soweit ich sehe, von den genannten Schriften nicht. Auch in dem Abschnitt Tusc. V 89 ff., auf den sich Ph. stützt, und der einen Teil der III 81 angedeuteten Absicht zur Ausführung bringt, ist doch wohl das stoische Kolorit noch stark genug, zudem das persönliche Interesse an den Themen ebenso wie der Grund zur kurzen Behandlung und zur Auswahl durchsichtig und der Wortlaut und Zusammenhang in III 81 ff. derart, daß es Flunkerei wäre, wenn dahinter nichts weiter als eine bequeme Sammlung von Sprüchen, Zitaten und Geschichten steckte. Das ist ja natürlich bei C. nicht unmöglich, aber doch in diesem Fall nicht wahrscheinlich und nicht das Nächstliegende: das Eigentümliche dieser Plaudereien ist doch eben dies, daß aus einem bunten Vorrat allerlei, wie es sich dem Plauderer zur Verfügung stellte, vorgebracht, dabei gewiß auch einmal wie III 12 etwas nachgeschlagen wird; es sind Lesefrüchte, aber eigene, nicht geborgte. Man verkennt den Charakter dieser Schrift von Grund aus und mißachtet die wiederholten Versicherungen Ciceros, in seinem Schmerz habe er an Trostschriften gelesen, was ihm nur in die Hände fiel, wenn man, was für Stobaeus, Diogenes und andere zutrifft, glaubt auf ihn übertragen zu dürfen. Ein besonders wichtiges Mittel für die Lösung der Aufgabe, die Ph. der Wissenschaft stellt, das Vereinzelte und Verstreute auf seinen Urheber zurückzuführen, ist doch gewiß die Beachtung der Art und der Umstände der Verwendung, der individuellen Eigenart der Schriften und ihrer Verfasser, bei denen die Bruchstücke sich finden. Seine Annahme von Gnomologien als Hauptquellen Ciceros und jener beiden griechischen Schriften scheint mir auf dieses Kriterium zu verzichten.

Einen sehr wertvollen Beitrag zur Wiedergewinnung des Inhalts der Consolatio hat F. Münzer geliefert, indem er im Zusammenhang mit seinen Studien über römische Adelsfamilien den geschichtlichen Beispielen nachging, die C. darin verwandte. Die Cons. muß eine große Zahl römischer Väter und auch Mütter enthalten haben, die ihre Söhne und Töchter im hoffnungsvollsten Alter verloren hatten und durch die Haltung und Würde imponierten, mit der sie ihren Schmerz trugen. Und zwar weist M. im einzelnen überzeugend nach, daß Cicero selber es war, der aus seinem Gedächtnis und seiner Lektüre diese Trostbeispiele sammelte, um sich und andere durch den Gedanken zu trösten, daß es allgemeines Menschenlos sei, vom Liebsten, das man hat,

getrennt zu werden. Er hat dann, so nur kennen wir sie ja, diese selben Beispiele öfters wieder benutzt, vor allen in den Tuskulanen (I und III), aber auch noch besonders im Cato maior, Laelius, nat. deor. und sonst; ebenso hat er aber auch den Späteren, Valerius Maximus, Seneca, Hieronymus, Symmachus u. a. als Fundgrube gedient.

Aus de div. II 8 ersehen wir, wie stolz C. überhaupt auf seine römischen exempla war, ib. 22 erinnert er daran, *clarissimorum hominum nostrae civitatis gravissimos exitus in Consolatione collegimus.* Die Feststellung des Einzelnen ist dadurch ermöglicht, daß C. selbst gelegentlich bemerkt, er habe schon in der Cons. davon gesprochen, daß ferner seine gleichzeitigen Briefe (z. B. fam. IV 6) und Anfragen an Atticus (wie XII 20 u. 24) bestätigen, wie er, und zwar von sich aus, den Beispielen näher nachging, wozu er sich z. B. auch die Epitome des Brutus aus Coelius Antipater ausbat (XIII 8); wo solche direkte Bezeugungen fehlen, ergibt die Nachbarschaft mit andern Beispielen, auch die Art der Benutzung durch die Späteren, besonders Hieronymus ep. 60, aber auch Seneca und Valerius Maximus, zusammen mit dem Charakter des Falles (einziger Sohn usw.) zuverlässige Anhaltspunkte für die Herleitung aus der Consolatio C.s.

Aus den Nachweisungen des Verf. im einzelnen sei hier kurz folgendes wiedergegeben. Die Aufnahme des tragischen Todes des Pompeius in die Trostliteratur durch Cicero bedarf keines Beweises; aus div. II 22 ist zu schließen, daß bereits die Consol. das Beispiel brachte, Tusc. I 86 ist es breit wieder aufgenommen. Nicht bloß Seneca ad Marciam 20, 4, sondern auch Liv. IX 17, 6, Properz und Juvenal wiederholen es. Aber auch die Reihe Tusc. I 89, die C. im Cato 74 wieder benutzt, und die sich ihm nat. deor. III 80 wieder ins Gedächtnis schiebt, wird man unbedenklich auf ihn selbst, nämlich auf seine historischen Studien, zurückführen, mag seine Vertrautheit mit den Helden des Hannibalischen Krieges nun direkt auf Coelius Antipater oder auf der Epitome, die Brutus daraus hergestellt hatte, beruhen; anderes geht auf Catos Origines zurück, so jedenfalls die Einzelheiten über L. Brutus, den Begründer der Republik. Mit dem Fall des Q. Fabius Maximus war C. durch das Studium der Leichenrede auf seinen Sohn bereits bei seinen Vorarbeiten zum Brutus bekannt geworden (Br. 57. 77, Cato 12), noch näher hatte ihm schon immer Cato selber und sein fester Mut beim Verlust seines trefflichen Sohnes gestanden. L. Paullus', des Siegers von Pydna, Klagerede über sein häusliches Leid war durch Polybios allgemein bekannt geworden. Gerade diese letzteren Beispiele kehren

bei C. immer wieder, außer ad fam. IV 6 namentlich Tusc. III 70 = nat. deor. III 80 und im Cato mehrfach. Aus Hieronymus ep. 60, 5 sehen wir, daß die Liste noch viel zahlreicher war (auch Seneca spielt ad Marc. 13 und 14, ep. 99, 6 darauf an). M. zeigt gerade an den abgelegeneren Beispielen des C. Sulpicius Galus und des Horatius Pulvillus, daß sie aus C.s Gedächtnis stammen, ersterer aus seinen rhetorischen Studien (de or. I 227 f., Br. 89 f.), letzterer in der Rede de domo sua ad pontifices 139 erwähnt und wie dort in der Consol. Pontifex genannt, während die sonstige Überlieferung ihn als Konsul bezeichnet. Bei andern, sonst teilweise ganz unbekannten Namen läßt sich zeigen, daß sie aus C.s Jugenderinnerungen herkommen, so Cn. Aufidius (Tusc. V 112, fin. V 54), P. Crassus (Att. XII 24, 2, Hieronymus a. a. O., *maximi animi vir* de or. III 10) u. a., besonders aber Scaevola, der Augur, der wie C. eine besonders liebe Tochter nach junger Ehe verloren hatte. Von Zeitgenossen waren Metellus Scipio und M. Marcellus genannt, die Republikaner, aber nicht Caesar, an dessen schwerem Verlust C. noch i. J. 54 innigen Anteil genommen hatte (ad Q. fr. III 8), umso auffallender, weil auch seine Tochter im Wochenbett gestorben war; ebenso wie er war auch sein Mitkonsul Bibulus, der zwei Söhne auf einmal durch einen entsetzlichen Tod verloren hatte, übergangen, was daraus zu schließen ist, daß beide in der Zusammenstellung des Hieronymus, die wohl die vollständigste Wiedergabe der Beispiele C.s ist, fehlen. Schließlich stellt M. noch die wichtige Tatsache fest, daß auch verschiedene Mütter in der Cons. ausführlich erwähnt gewesen sind; sie kehren dann namentlich in den beiden Trostschriften des Seneca wieder. Die Mutter der Gracchen kannte C. näher aus ihren Briefen, die er bereits im Brutus nennt; auf starken Jugendeindrücken beruht die Erwähnung der Rutilia, der Mutter des C. Cotta (cfr. nat. deor. bes. III 80), der Cornelia, der Mutter des Tribunen Livius Drusus (de or. III Einl.), vielleicht auch der Clodia, der Mutter des Konsuls 77 D. Brutus (cfr. Brut. 127) und wohl auch noch mancher anderen (Att. XII 22). Über die Anordnung der römischen Beispiele, ob chronologisch (jedenfalls ist die Liste des Hieronymus nicht streng) oder systematisch und vielleicht in Anlehnung an die griechischen des Krantor, zu denen C. die Parallelen gab, läßt sich Sicheres nicht mehr ausmachen; natürlich beweist die chronologische Reihenfolge fam. IV 6 und Lael. 9 nichts gegen die näherliegende Verwendung nach sachlichen Gesichtspunkten.

3. De natura deorum I. II. Timaeus. De divinatione I.

K. Reinhardt, Poseidonios. München 1921.
A. Engelbrecht, Zu C.s Übers. aus d. Plat. Timaeus. Wiener Stud. 34 (1912) S. 216—26.
K. Praechter, Zu de nat. deor. II 83. Herm. 48 (1913) S. 315—18.
R. Philippson, Zur epikur. Götterlehre. Herm. 51 (1916) S. 568 bis 608.
H. Uri, C. und die epikureische Philosophie. Eine quellenkr. Studie. Diss. München 1914.

I.

Es bedarf an sich keiner Begründung, wird sich überdies aus dem Folgenden von selbst ergeben, warum wir die Abhandlungen über die drei Schriften zusammenfassen. Zu nat. deor. III und div. II ist mir keine neue Arbeit bekannt geworden; eine Darstellung der Ansichten des Karneades gibt v. Arnim bei Pauly-Wiss., worauf in anderem Zusammenhang kurz einzugehen ist. Abgesehen von dem starken Interesse, das Poseidonios zur Zeit hat, liegen ja auch die lockenderen und schwierigeren quellenkritischen Probleme in den anderen Büchern. Nicht bloß wegen seines Umfangs, sondern vor allem wegen seines bedeutenden Inhalts verdient das Werk Reinhardts, daß wir es voranstellen und ihm besondere Aufmerksamkeit widmen, natürlich mit Beschränkung auf unser Gebiet, aber doch so, daß auch das Ganze zu seinem Recht kommt. Dagegen habe ich geglaubt, von einer Besprechung derjenigen Kapitel in J. Heinemanns Buch (Pos.' metaph. Schriften I, Breslau 1921), die von P.' Anthropologie und Psychologie, seiner Bestimmung des τέλος und des Verhältnisses des Menschen zum All, zu Welt und Geschichte, zu Kultur und Religion handeln, und in welchen P. als Fortsetzer und Vollender der Grundgedanken der alten Stoa, insbesondere in der Metaphysik, dargestellt wird, hier absehen zu können, weil C. dabei nur nebenbei mitverwendet und Neues zur Beurteilung der Quellenfragen nicht vorgebracht oder dafür auf den zweiten Band verwiesen ist (H. führt in der üblichen Weise Tusc. I, aber auch V und rep. VI sowie leg., und so natürlich auch div. I ganz oder größtenteils auf Pos. zurück); auf die Kapitel über Antiochos, Panaitios und Karneades kommen wir bei fin., off. und rep. III zu sprechen. Eine andere Frage ist natürlich, ob man auf die Dauer den Trennungsstrich zwischen Quellenanalyse und darstellerischer Behandlung wird aufrecht erhalten dürfen; freilich solange noch alles an C. dermaßen problematisch ist, erscheint seine gesonderte Besprechung gerechtfertigt,

aber auch dringend der Ergänzung bedürftig. Diese beiden Arbeiten sind für das Verständnis der phil. Schriften C.s dadurch von unschätzbarem Wert, daß sie ein anderes Zentrum haben; es ist unbestreitbar, daß die von C. übermittelten philosophischen Gedanken erst durch die Beziehung auf jenes Zentrum ihr inneres Leben bekommen.

Das Besondere an Reinhardts „Poseidonios“ besteht darin, daß nicht aus soundsoviel Einzelheiten wie im Mosaik eine Zusammenstückung seiner Ansichten, vielleicht auch seines Systems hergestellt, sondern aus der intuitiven Ergreifung des inneren Wesens, der „inneren Form“ heraus ein Gesamtbild des Philosophen als einer lebendigen, aus dem Muß ihrer inneren Bestimmtheit fließenden Einheit konstruiert wird; nur auf diesem Weg der Erfassung der Kräfte und Gesetze, welche die Art und Individualität der so und nicht anders gestalteten Erscheinung hervorbringen, glaubt R. der Gefahr begrifflicher, je nach dem Geist der Zeiten wechselnder Abstraktionen zu entgehen, dabei der Schwierigkeit des Unternehmens sich wohl bewußt. „P. zu erfassen gibt es nur ein Mittel: die Erkenntnis seiner inneren Form aus den Fragmenten seines Werks, und die Erkenntnis der Fragmente seines Werks aus seiner inneren Form. Erleichtert wird die Aufgabe durch dessen systematischen Charakter.“ Wenn man zu seiner Charakteristik auf seine Universalität hinweist, so besagt das an sich noch wenig, man muß sie näher bestimmen als das Neben- und Ineinander des Triebs zum Ganzen uud der ebenso starken Richtung auf das einzelne. „Einheit und Vielheit aber, Kraft und Wirkung sind geschaut, mit Augen gesehen. P. ist vielleicht — d. h. da man von Demokrit so wenig weiß — der größte Augendenker der Antike. Aristoteles verblaßt, Platon, in seinen Mythen wie in seinen Logoi, entschwebt in das Reich der übersinnlichen Bedeutungen; auch seine kosmischen Entwürfe haben das Erhaben-Vage, das den Jenseitsmenschen zeichnet. Noch auch haben Chrysipp und Zenon Augen, wenn sie denken. Eher vielleicht Kleanthes. Aber primär als Gesichtserlebnis, Anschauung im eigentlichen Sinn, erscheint der stoische Kosmos erst bei P. Sein System, im Hinblick auf seine Methode ist die reinste Philosophie des Auges, das der älteren Stoa dagegen eine Philosophie in Postulaten, Formeln, Syllogismen.“ Man muß also sagen: „Seine Philosophie ohne die Weltreisen wäre ebenso undenkbar, wie die Reisen ohne seine Philosophie.“ Vor allem, das ist der Sinn auch seiner Definition

bei Seneca ep. 89, 5: die Weisheit ist das Wissen von den göttlichen und menschlichen Dingen und deren Ursachen, fragt P. überall, in der großen Welt wie in der kleinen, nach der bewirkenden Ursache, während „alle Stoiker der orthodoxen Observanz, den Blick auf eine entrückte Weltvernunft gerichtet, an der Frage nach der Ursache vorübergegangen waren". Die ganze stoische Lehre, besonders auch Moral und Weltanschauung, die Lehre vom Göttlichen und Menschlichen, wurde von P. „basiert auf das Kausalproblem des Makro- und Mikrokosmos". Nicht aus der zünftigen Fragestellung, sondern wie es scheint aus der Beschäftigung mit Geographie, Astronomie, Medizin und den anderen Fachwissenschaften gewinnt P. auch die Möglichkeit zu einer neuen Lösung für die altererbte Gleichsetzung des Einen mit dem All, des Geistes und der Materie: die Kraft, nicht mehr wie bisher der Intellekt ist der gemeinsame Nenner, auf den, befriedigender als bisher, Geist und Stoff gebracht werden, in einer Art psychophysischem Parallelismus. „Statt in der Allvernunft entdeckt man den Zusammenschluß zur Einheit von nun an in einer Urkraft, die differenziert und abgestuft nach Rang und Ordnung . . . von dem höchsten, von der Weltseele, von Zeus, von der Vernunft des Weisen hinabsteigt bis ins Niederste, ins scheinbar Leblose, ins Elementare." Um des Nachdrucks willen, der damit auf die Kraft, auf das Lebendig-Wirksame gelegt werde, möchte R. seinen Helden „als den Urheber der Lehre von der vis vitalis [nat. deor. II 28] kurz den Vitalisten der Antike nennen". . . . „So steht P. selbständig, als Philosoph und Systematiker, und ebenbürtig neben Aristoteles und Chrysipp." — Es ist wesentlich, daß der inneren Form bei P. nach R. die äußere entspricht: P. hat sich einen eigenen Stil als Ausdruck der Art, wie er die Dinge sieht und aufnimmt, geschaffen. „Wenn P. von der Kraft der Sonne redet, ist es fast, als ob die Sonnenkraft, wie sie auf Erden alles pneumatisch durchdringt, auch seine Sprache mit durchdringe; er ist Pantheist in einem andern Sinne als Chrysipp — aber darum noch kein Hymniker. Seine Bewegtheit, sein Erfülltsein, seine Mimesis verleugnen nie eine Beziehung zum Signifikanten als der Form, in der etwas in seiner Eigentümlichkeit Geschautes in ein Sprachwesen lebendig eingeht. Die Sprache wird von selbst Ausdruck ihrer Objekte; sie wird redend aus Objekten, in welche die Lebendigkeit des Subjekts sich verlegt hat." — Fragt man schließlich, „abgesehen von aller Deszendenz der philosophischen Probleme, nach dem Ahn, zu dem die unphilosopische Linie seines Stamm-

baums aufsteigt," so wird man diesen nicht im Orient zu suchen haben; auch mit Platon „kann ihn nur ein Haften an den alleroberflächlichsten Beziehungen verbinden"; eher ist es Aristoteles, am ehesten aber ist er in den Kreis der großen Vorsokratiker zu rechnen, „er als der letzte große Welterklärer der Antike", der im Zeitalter des Hellenismus versuchte, „die getrennten Welten der Fachwissenschaften und der Philosophenschulen miteinander zu verschmelzen... durch ein neues, weitgedehntes und umfassendes System", nur daß bei ihm das Religiöse, Seelenglaube, Mantik und Ekstase eine wesentlich größere Bedeutung haben als bei den Vorsokratikern.

Dies ungefähr ist, möglichst mit des Vf. eigenen Worten, das aus seiner „inneren Form" geschaute Bild des P., wie R. es sieht. Ist es Konstruktion, der Stoff nur Material in der Hand eines gestaltenden Künstlers, oder ist es, wenn auch gereinigt und zur Idee gesteigert, das Ebenbild des Philosophen Poseidonios, wie er nun einmal war? Man weiß, welche Sehnsucht ein rechtes Philologenherz hat, aus der Erscheinung zum Kern und Wesen vorzudringen; man weiß auch, wie übermächtig der konstruktive Trieb gerade in den Forschern ist, die das, sei es an Goethe, sei es an Kant, sei es an Dante, sei es an Shakespeare, versuchen, was R. mit P. gewagt hat. Er hat es offenbar gewußt, daß die Kraft und Eigenart, die Fähigkeit zur Ausbildung eines besonderen und ganz nur ihm eigenen Stils bei P. sehr hoch angesetzt werden mußte, wenn ein solcher Versuch auf solcher Grundlage möglich sein sollte; denn es konnte ihm nicht entgehen, daß die Voraussetzungen dafür einen Vergleich etwa mit den genannten Sujets nicht aushalten. Daß er das Wagnis unternahm, bleibt in jedem Fall ein Gewinn und eine Freude für jeden, der die Aufgabe der Philologie noch in etwas anderem sieht als in der Sammlung toten Wissens; trotzdem fragt es sich, auch ganz abgesehen von den Einzelheiten selbst grundlegendster Art, ob das vorhandene Material, ohne das nun einmal Wissenschaft nicht möglich ist, in unserem Fall die Grundlage bietet zu dem, was R. will.

Der außerordentlich breite Raum, den R. in seinem Buch der Quellenkritik eingeräumt hat, und die Art und Sorgfalt, mit der er sie treibt, beweisen, daß ihm die Wichtigkeit solider Grundlagen wohl bewußt war, insbesondere auch bei C. Er ist der Meinung, in der „inneren Form" eine Art neues und untrügliches Kriterium zur Erkenntnis der echten P.-Fragmente entdeckt zu haben, natürlich ohne andere daneben zu verschmähen. Und in der Tat scheint mir sein mit Hilfe des Stils geführter

Nachweis zwingend, daß C. in den Betrachtungen über die Vorsehung im zweiten Teil von nat. deor. II sich eng an P. angeschlossen hat: „Gerade darin haben wir die Absicht, das Prinzip des Philosophen zu erkennen, daß die Vorsehung nicht nur mit dem Verstande begriffen, mit dem Gemüte geahnt, sondern auch noch mit den Augen sinnlich wahrgenommen werde; um auch noch die Sinne zu überreden, dazu mußte der Philosoph in die Naturgeschichte greifen und ihre bezeugten Paradoxa sammeln. . . . Statt der alten, abgenutzten Syllogismen griff man zu Methoden und Materien der Fachwissenschaften, der Medizin, der Tier- und Pflanzenkunde, der Astronomie, der Geographie, selbst der Geschichte und Kulturgeschichte; aus ihnen allen schuf man eine neue, von einem barocken Geist und Geschmack getragene und durchdrungene, religiös gerichtete Naturphilosophie, die, auf methodisch kontrollierte Sinneserzeugnisse gegründet, aus massigen Induktionen aufgebaut, in der Erkenntnis Gottes gipfelte." Weil nun aber der erste Teil desselben II. Buches so völlig anders geartet ist, ja im stärksten Gegensatz zu diesen Partien steht, so hält R. den Schluß auf Quellenkontamination für unabweisbar. Und nunmehr geht er daran, „erstens die Disposition, die Übergänge, Nähte oder Unterbrechungen des Ciceronischen Schriftwerks bloßzulegen, zweitens dessen Bestandteile nach den zugrunde liegenden Begriffen, Fragestellungen, Erklärungsarten abzugrenzen," um auf diesem (keineswegs ungewöhnlichen) Wege die Elemente und damit die Quellen zu scheiden. Ganz von selber kommt er dabei auch zu Feststellungen über C.s eigenen Anteil am Zustandekommen des Inhalts und der Anlage seiner Schriften. „Ich fürchte, man hat früher zu sehr darauf gebaut, daß C. einmal in einem Brief an Atticus seine phil. Schriften Übersetzungen genannt hat. Übersetzungen sind sie auch nach dem Sinn der Briefstelle nur im Vergleich zu seinen Reden." Unter Hinweis auf fin. I 6, insbesondere die Worte *nostrum scribendi ordinem adiungimus* formuliert er C.s Leistung so: „C. ist freilich Darsteller des Fremden, aber mit so eigener Form, und wo die innere Form versagt, mit so abweichender Ökonomie, daß er auch ungescheut hätte griechisch schreiben können (!). Das Verknüpfen, Streichen, Einschieben und jede Art, ein Homogenes zu vermannigfachen und ein Heterogenes zu vereinfachen, gehört unter die ersten Aufgaben des Schriftstellers nach seinem Begriff." Für div. I kommt R. zu dem Ergebnis: „Was C. von den fünf Büchern des P. über die Mantik wiedergibt — an sich wenig genug —, sind bestenfalls nur größte,

allgemeinste Umrisse; man darf die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß eine Frage, die jetzt einen Paragraphen füllt, vielleicht ein ganzes Buch gefüllt hat." Beide, C. und P., waren eben im Grunde ganz verschieden eingestellt; dem einen war es um die Verteidigung der Wahrsagekunst zu tun und darum als „Bildungsphilosoph" seiner Nation das allgemein Anerkannte, nicht das Eigenartige zu vermitteln, der andere suchte wissenschaftlich nach Ursachen und Erklärungen für die Tatsache der Mantik „als eines Phänomens des seelischen und zugleich des Kausalgeschehens, als des Grenzgebiets zwischen der Theologie und der Physik". Die Aufgabe, vor die uns C. nicht selten stellt, charakterisiert R. deswegen mit dem auch von mir seiner Zeit gebrauchten Vergleich, daß es gelte, die originalen Stücke „aus ihrer Verbindung und Verbauung innerhalb des Ciceronischen Werks zu lösen und so zu betrachten, wie ein Archäologe klassisches Gesims und Säulen betrachtet, die er aus einem byzantinischen Bau hervorgezogen hat". Er wandelt also keineswegs nur den schmalen und gefährlichen Pfad der „Erkenntnis der Fragmente aus der inneren Form und der inneren Form aus den Fragmenten", sondern er leistet technische Arbeit, wie jeder richtige Quellenforscher; da ergibt sich dann die Ergänzung und die Kontrolle bis zu einem gewissen Grad von selber, das Handwerk stellt ihn auf den Boden der gegebenen Tatsachen.

Es scheint mir nun wichtiger, auf das Positive als auf die Gefahren dieser Methode hinzuweisen: sie will sich jeden Moment bewußt bleiben, daß hinter allem Einzelnen das Ganze, hinter dem Stoff die Seele der Gedanken steht, und sie glaubt, daß es die Art des Geistig-Lebendigen, aus dem Erlebnis der schöpferischen Arbeit Geflossenen ist, die ursprüngliche Form und Farbe und den originalen Inhalt nie ganz zu verlieren. Es wird dabei auf das Maß der originalen Kraft wesentlich mit angekommen: nur ganz Starkes vermag sich so zu behaupten. Und auch das wird man nicht vergessen dürfen, besonders bei C. nicht, daß er gegenüber eigenartigen Gedankengängen meist gar nicht den Willen, oft genug nicht die Fähigkeit mitbrachte, sie zu verstehen und zu würdigen, so daß eben das Ursprüngliche bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist; da ist dann die Wiedergewinnung des Ursprünglichen eine riskante Sache. Umgekehrt mag C. freilich aus demselben Grund auch zuweilen das Fremde besser bewahrt haben als ein selbständiger Denker. Immer aber wird, wer nicht im Stoff versinken will, sondern gerade im Philosophischen nach dem Geist und dem Organischen sucht, das Prinzip R.s als Wegweiser und innere

Stimme betrachten, wenn auch an sich noch nicht als unfehlbare Wünschelrute. R. geht scharf gegen „die übliche Methode der Quellenforschung“ an, die aus vereinzelten, vielleicht auch zahlreichen inhaltlichen Berührungen (z. B. zwischen C. und Sextus E.) rasch auf Quellengemeinschaft für das Ganze schloß und auf dem Wege der Addition und dienstwilliger Interpretation höchst einfach zu einem Archetypus gelangte — das Verfahren van Wageningens bei der Rekonstruktion der Consolatio ist ein typisches Beispiel dieser Manier —, um daraus dann Wesen und Inhalt einer philos. Persönlichkeit zu bestimmen, freilich wieder nur so, daß eben ein Aggregat von Ansichten, kein organisch gedachtes und gewachsenes System mit individuellem, einheitlichem Leben und einer beherrschenden letzten Fragestellung, wie nach R. bei P. das Aitiologikon, als Antrieb des Denkens zustande kam. So fragt R. angesichts der üblichen Zuweisung auch des ersten Teils von nat. deor. II, nachdem er in seiner Rekonstruktion von P.s Werk über den Ozean glaubt ein konkretes Bild und einen Maßstab gewonnen zu haben: „Kann ein Geist von solcher Bildnerkraft, von einer solchen Formnotwendigkeit, kann dieser Forschergeist und Welterklärergeist mit einem Male zum Schulmeister werden, der den trivialsten Lern- und Übungsstoff auf möglichst leicht faßbare Formeln bringt?“ Ich wiederhole: das Kriterium R.s ist keine bequeme Sache, auch mehr eine Aufgabe als eine Lösung, er ist sich dessen selbst wohl bewußt, und rein äußerlich betrachtet ist die Gefahr zu irren größer; aber wir sind doch auf dem Wege zum Ziel, und dann ist die Erkenntnis unvergleichlich wichtiger, daß es gilt, die antiken Denker aus „einer tieferen Mitte zu verstehen, von wo aus die Inhalte zur Projektion und (ich setze hinzu, die verstreuten Einzelstücke) zur Zeichensprache werden“.

Es kann nach allem nicht wunder nehmen, daß R. namentlich auch aus C. für Poseidonios sehr viel weniger übrig behält, als meist angenommen wurde, namentlich zu der Zeit, wo P. Mode war, und (fast wie Antiochos) überall da eingesetzt wurde, wo man glaubte gewisse Anhaltspunkte zu haben und keinen passenderen Gewährsmann wußte. R. spricht ihm Tusc. I ab, setzt freilich an seine Stelle den Antiochos, wofür er in einer Gesamtdarstellung glaubt den Nachweis erbringen zu können. Vor allem aber geht er der Zurückführung des ganzen zweiten Buchs nat. deor. und desgleichen des ersten von div. zu Leibe. Er hat damit m. E. im ganzen (vgl. meinen vorigen Bericht, den er nicht kannte) recht; allerdings halte ich seine Beweisführung

nicht für endgültig. Auch hier kommt es aber auf das Grundsätzliche an, die Erkenntnis, daß man nicht einfach C. und P. gleichsetzen darf, sondern daß darüber erst eine genaue Einzeluntersuchung mit dem Ziel der Herausschälung des Originalen zu befinden hat. Wie bei Galen, Seneca und Strabo ist R. auch bei C. seinen eigenen schriftstellerischen Motiven nachgegangen, um Hinzugebrachtes abzuziehen und ganz besonders das Weggelassene wenn nicht zu ergänzen, so doch aus dem Geist des Systems heraus zu postulieren.

Wer sich von der weitverbreiteten Meinung über de divinatione I befreit hat, daß es im wesentlichen ein Exzerpt aus Poseidonios sei, der wird sich mit R. darüber wundern, daß es einmal möglich war zu glauben, dieses „ganze bunte Sammelsurium" von Beispielen und Namen sei nicht eine Auslese C.s, der wiederholt betont, daß er diesen und jenen Autor, so namentlich auch Chrysipp und Antipater selbst gelesen habe, sondern stelle eine Leistung des P. dar. Einquellentheorie! (S. meinen vorigen Bericht.) R. meint: „Für den Verständigen sollte sich jedoch verstehen, daß solche unvergorenen, kruden Stücke aus Antipater und Chrysipp, die sogar noch die Spuren der ursprünglichen Disposition erkennen lassen (und als kompakte Klumpen eingeschoben sind), nicht in den Werken von der Höhe eines P. haben stehen können." Nach Ausscheidung der Stellen, für welche C. selbst den Antipater, Kratippos und Poseidonios namhaft macht, überweist R. den Rest in der Hauptsache dem Chrysipp, der jene Disposition in Säugetiere, Vögel, Insekten (72 ff.), Männer der Geschichte, Dichter und Philosophen, nach göttlichen und menschlichen Stimmen (101 ff.) gemacht und die Historiker, deren keiner jünger sei als er, natürlich in gehäufteren Beispielen herangeholt habe, während C. die römischen selbst beisteuerte; wolle man nicht direkte Lektüre des Ch. annehmen, was in der Tat bei dem „dilettierenden Konsular" auffallend wäre, so bliebe die Möglichkeit, daß etwa der in seinem Hause weilende Stoiker Diodotos für C. aus Ch., bei dem „das Ganze in seinem ursprünglichen Umfang leicht ein ganzes Buch gefüllt haben könne", ein Hypomnema (ad Att. XVI 14) mit den „Hauptpunkten" (ib. 11) hergestellt habe. „Trügt der Eindruck nicht, so blieb an C.s Büchern und der Mantik vom Charakter eines Hypomnems nur zuviel hängen." Diese letzte, dem herrschenden Vorurteil Rechnung tragende (m. E. recht unwahrscheinliche) Hilfsannahme ist hier von keiner grundsätzlichen Bedeutung.

Das Problem des I. Buches ist vor allem die Verwendung des Peripatetikers Kratippos in einem sonst als stoisch ausgegebenen Bericht. Bietet das I. Buch div. wirklich eine tragfähige Grundlage dafür, daß nicht C. die Quellen kontaminiert, sondern P. fremde Elemente in die stoische Psychologie übernommen habe? R. hat diese Hypothese zunächst an Galen, dann in unserem Buch nachgeprüft; sein Ergebnis ist, daß diese Vereinigung nicht dem P., sondern C. zuzuschreiben sei. Dieser habe überhaupt das ganze Buch selbständig aufgebaut, indem er analog nat. deor. gliederte: 1. Existenz, 2. Qualität, nämlich 1. die Mantik existiert, 2. wie sie zu erklären ist (ihre ratio). Diese Einteilung sei „Schablone und laufe allen Begriffen, die man sich von Poseidonios sonst ableiten mag, zuwider"; im ersten Teil seien Name und etwaige Gedanken von P. immer nur „eingesprengt", offenbar sei aber auch die Erklärung, die der Stoiker für die Mantik gab, „sehr eigenartig, unzugänglich und den einfacheren Bedürfnissen des Übertragers wenig angemessen" gewesen, und darum habe die wesentlich gröbere Theorie des Kratippos diesen Bedürfnissen besser entsprochen, dem P. gehöre also auch hier nur der ausdrücklich bezeichnete Abschnitt am Ende und ein dazu passendes Stück in II 34. Die Scheidung zwischen Kratippos und Poseidonios vollzieht R. mit inhaltlichen und textlichen Kriterien. Vor allem unterstreicht er den Gegensatz zwischen der dualistischen Psychologie des einen und dem Monismus des andern: dort die Möglichkeit der Mantik gegründet auf die Trennung der Vernunft vom Körper und die tunlichste Ausschaltung des Unvernünftig-Sinnlichen, hier die Annahme einer Erkenntnis sowohl durch die Sinne als mit Übergehung der Sinne. Wenn aber auch, namentlich bei Kratippos, eine gewisse Annäherung an den andern Standpunkt spürbar sei, so stünden jedenfalls in dem uns vorliegenden Text beide Auffassungen unvermittelt nebeneinander: in 60 ff., das eine Einlage bilde, hebe sich schon rein äußerlich in 63 f. (von *Ita appropinquante morte* bis *Idque ut modo dixi facilius evenit appropinquante morte*) die zweite Einlage von der ersten ab, und ebenso in 109 ff. (121—124 sind von Antipater), wo nur 117 ff. dem P. gehöre und ausdrücklich der Name beigefügt werde (in 117 ff. die Mantik als einheitliches Phaenomen genommen, in 109 ff. unterschieden zwischen künstlicher und natürlicher Mantik).

Ohne jedem einzelnen Argument zuzustimmen und die Grenzüberschreitung zu übersehen, die R. in der Anwendung seines Kriteriums passiert, indem er aus seinem Begriff von Poseidonios

heraus ein ganz unsicheres Urteil über den Aufbau fällt, halte ich sein quellenkritisches Resultat für richtig, abgesehen von einem wesentlichen Punkt, in dem ich aber seine Gesamtposition (ich habe sie in der Hauptsache schon in meiner Diss. und im letzten Bericht eingenommen) zu verstärken hoffe. Kratippos ist nicht nur für die ratio benutzt, sondern seine Einteilung in die *divinatio naturalis* und *artificiosa* hat bereits bei der Auswahl der Beispiele zugrunde gelegen, denn 34—71 gehören zur ersten Gruppe und sind sorgfältig nach diesem Gesichtspunkt gesichtet, während dann in 72 ff. die andern folgen, die C. aus Chrysipp nahm, der, da er unkritisch verfuhr, selbstverständlich nicht so abteilte und also diese Gruppenbildung überhaupt nicht hatte; Kratippos schied in *vaticinationes somnii* und *furoris* (34, 70), nachdem er in seiner kritischen Einführung die künstlichen abgelehnt hatte, um die natürlichen um so ungefährdeter zu behaupten. Aus Bemerkungen in 37 und 39 ist zu sehen, daß C. versucht war, aus Chrysipp das wieder einzumengen, was Kratippos von seinen Beispielen ausgeschieden hatte, es aber doch unterließ; dafür brachte er seine Beispiele in 72 ff. R., der die Scheuklappen der Einquellentheorie im allgemeinen abgelegt hat, ist hier inkonsequent gewesen. Der Anteil des Kratippos ist also größer, als R. annimmt, und damit auch die Frage noch dringender, die er eigentlich unbeantwortet gelassen hat: W i e k o m m t e s, daß C. i n d i v. I d e n K r a t i p p o s b e n u t z t e, zumal seine vorsichtige Fassung der Lehre von der Mantik, wo doch Chrysipp für die Doppelanlage sich viel besser eignete, weil er der Kritik viel mehr Angriffspunkte bot? War vielleicht diese dialektisch-probabilistische Behandlung des Themas nicht von Anfang an beabsichtigt, sondern eine positive? Jedenfalls weist die Struktur des I. Buches allerlei Unebenheiten und Verwerfungen auf, namentlich darin, daß die ratio in der Anlage des Buches die Rolle des Störenfrieds spielt. Ihr angewiesener Platz ist 109 ff., sie wird aber dort ganz unzusammenhängend und dürftig behandelt, mit Wiederholungen aus 60 ff. und Abschweifungen, Nachträgen und fremd nebeneinander gestapeltem unverarbeitetem Material, das großenteils ebensogut im I. Teil stehen könnte; da ist dann schließlich auch Poseidonios äußerlich angehängt. Nun gehören aber zur ratio auch die Einschübe in 60—72 und 79 b—100. Einmal aufmerksam geworden, achten wir darauf, daß zwischen 5 und 86 ff. engste stoffliche Berührung stattfindet, auch darin, daß überhaupt die Einführung bis 33 ganz stark auf jene Zweiteilung (und das II. Buch) bezogen ist, 34 ff. dagegen gar nicht. Kurz,

der Gedanke legt sich nahe, daß die Einstellung auf die Widerlegung, auf Karneades' *cur fiat quidque* (12. 85) zur Aufnahme der Teile, die sich auf die Erklärung der Mantik erstrecken, den Anstoß gegeben habe, damit Rede und Gegenrede korrespondierten. Für diesen, aus der Genesis seiner Zweibücheranlage erwachsenen, zweiten Teil benutzte nun C. einerseits noch den Kratippos, andererseits aber holte er jetzt erst, wohl auf befreundeten Rat, den Poseidonios hinzu: daraus würde sich nicht nur seine anhangs- bzw. interpolationsweise Verwendung, sondern auch die Einfügung von Stücken in das II. Buch (34, vielleicht auch 47) und die (schlimme!) Anpassung von 93 f., das ihm R. mit Recht gibt, an das Vorhandene erklären. Es würde zu weit führen, im einzelnen die in 109 ff. von C. vollzogene Kontamination zwischen Kratippos, dessen Einteilung in *artificiosa* und *naturalis divinatio* er zugrunde legte, und Poseidonios, dessen Erklärung er damit, wie er selbst gesteht (130), nicht recht zu verschmelzen vermochte, aufzuzeigen. Ich bin überzeugt, daß grundsätzlich auch hier R. richtig gesehen hat, nur daß er den Kratippos etwas tief hinabdrückt, um P. desto höher hinaufzuheben. Eine solche Verbindung liegt auch schon in 60 ff. vor, wo man 65 ff. von 64 nicht trennen kann, wie R. will, um 64 zu isolieren. Die Zuteilung von 87 ff. an P. durch R. bezweifle ich stark; eine Betrachtung über Urzustand und weitgespannte kulturhistorische Perspektiven enthalten sie jedenfalls nicht, die hat R. erst mitgebracht und hineingelegt.

Es bleibt somit für P. recht wenig aus div. I übrig, außer 125 ff., 64 und 93 ff. (dazu II 34) kaum etwas, und dieses Wenige ist auf uns gekommen in „Ciceros uniformierender (d. h. das Besondere abstreifender) Verarbeitung einer ihm fremden und verschlossenen Gedankenwelt"; darum ist aus diesem Bericht auch kaum mehr etwas herauszuerkennen von seinem Forschen nach den *αἴτια*, von dem, was für P. das eigentlich Interessierende und nach Erklärung Ringende war, wie Schicksal, Natur, Gott ineinandergreifen, auseinander herkommen, wie er versuchte, „den theologischen und physiologischen Aspekt der Mantik" zu verbinden. „Gott macht nicht den einzelnen Spalt in der Leber, nicht den einzelnen Gesang des Vogels — denn davon abgesehen, daß es unwürdig wäre, ist es ganz und gar unmöglich —, sondern alles ist ihm von Anfang einbegriffen, und die Welt ist so begonnen, wie sie Gottes Wille haben wollte. Wenn also gewisse Dinge durch gewisse Zeichen sich vorausverkünden, so ist das nicht von gestern oder heute: nichts durchbricht den Weltlauf, nichts fällt aus allem

übrigen Geschehen heraus . . . aber dieser Wille offenbart sich nicht allein in Zeichen und in Weissagungen, sondern in allem gleichermaßen.“ Die Frage nach der Möglichkeit der Mantik wird zur Frage nach der Möglichkeit einer unsinnlichen Erkenntnis überhaupt, und „P. fragt: In welchem Verhältnis steht das Seelische zum leiblichen Organ? Wie hängen Psychisches und Physisches in jenen Grenzgebieten der Ekstase und des Traums zusammen? . . . Kurzum, er bewährt auch hier zuletzt sein Welterklärertum, sein Aitiologikon und Aristotelizon“ (Strabo). Auch wenn hier nicht wenig moderne Dichtung ist, so kann es doch ein Maßstab für die Überlieferung Ciceros über Poseidonios sein. Noch sei angemerkt, daß sein I. Buch div. an Breite gewinnt, was es an Tiefe verliert. R. hat P. und Kratippos einander gegenübergestellt, und wenn er auch nicht beide mit derselben Liebe umfaßte, so hat er doch gezeigt, auf welchem Punkt die Probleme, von verschiedenen Seiten (übrigens nicht nur gegensätzlichen) gesehen, damals standen. Endlich denke ich, wer den *ἀπόγραφα*-Standpunkt aufgegeben hat, werde schließlich auch nicht allzustarr am *ὑπόμνημα* festhalten, sondern gerade aus der Art der Benutzung des Poseidonios vermuten, daß für die fragmentarische und zufällige Wiedergabe die beste Erklärung die eigenhändige Benutzung des Originals durch den „dilettierenden Konsular“ sei, der gerade dieser praktisch religiösen Frage mehr Interesse entgegenbrachte, als man gewöhnlich meint.

Auch in nat. deor. II besteht die quellenkritische Aufgabe in der Abgrenzung des Eigentums des Poseidonios von dem übrigen. Ihre endgültige Lösung hängt m. E. auch hier ganz wesentlich davon ab, ob es gelingt, den positiven Nachweis zu führen, daß der Aufbau des Buches von C. selber stammt. Auf mehrfache Äußerungen C.s (bes. 23), die in der Richtung einer nachträglichen Erweiterung um den (ursprünglich fehlenden) Teil *esse deos* gedeutet werden können, ist im letzten Bericht hingewiesen worden; ich glaube die Vermutung mit Hilfe einer Beobachtung von R. zur Gewißheit erheben zu können. Gänzlich fehlgegangen war ich in der Zuweisung der Ausführungen über die Vorsehung an Chrysipp auf Grund der Übereinstimmung von 133 mit 37; die Parallele des Sextus zu 37 und die Fremdheit von 133 innerhalb der Umgebung, die R. erkannt hat, führt zu dem Schluß, daß nicht 37 von 133 abhängt, sondern umgekehrt. Es ist zu beachten, daß die Zuteilung des Inhalts unseres Buches an P. auf der Übereinstimmung mit anderweitig als Poseidonisch bezeugten

Gedanken beruht (Wendland, Archiv f. Gesch. d. Phil. I), nicht auf direkten Angaben C.s; weder die Namhaftmachung des P. für eine Einzelheit am Schluß des I. Buches noch II 88 haben den Wert von Quellenangaben. Unter diesen Umständen ist der Nachweis der Einheitlichkeit des Gedankengangs in dem Abschnitt über die *πρόνοια* durch R. und seine Herausarbeitung des Besonderen und Charakteristischen dieser Übertragung (s. o.) eine schöne Ergänzung und Bestätigung der Zurückführung der ganzen Partie auf P. Daß nun auch in der ersten Hälfte unseres Buches Gedanken desselben Philosophen stehen, vor allem in 49 ff., aber auch in 17, ist ebenfalls durch anderweitige Bezeugungen über jeden Zweifel erhaben. Die Frage ist, ob darum auch alles übrige, also die ganze erste Hälfte, im wesentlichen aus ihm hergeleitet werden muß. R. hat das, wie bereits erwähnt, für unvereinbar erklärt mit der Vorstellung, die wir uns aus der sonstigen Überlieferung von seiner Art und Höhe zu machen hätten. Mir scheint, er hat damit recht, und wenn ich daran denke, daß schon oft eine Überzeugung richtig gewesen ist, ehe es gelang, sie einwandfrei zu beweisen, so könnte ich mich meinerseits damit zufrieden geben, zumal ich sehe, wie auch hier letztens die Einquellentheorie und was damit zusammenhängt die Grundlage für die herrschende Meinung bildet. Es ist aber zuzugeben, daß das Kriterium R.s zwar ausreicht zur Feststellung: so kann P. nicht geschrieben haben, daß es aber nicht imstande ist, die Annahme restlos zu widerlegen, daß P. doch schließlich irgendwie der Steinbruch gewesen ist, aus dem der größte Teil des Materials stamme. Das Studium der Komposition, die Beobachtung und Erklärung von klaffenden Sprüngen und Unstimmigkeiten (wenn nicht Widersprüchen) in dem offenbar zuletzt besonders flüchtig gearbeiteten Werk liefert Argumente, die weniger dem Verdacht des Subjektivismus ausgesetzt sind; zugleich kommen wir so der tatsächlichen, nicht der eingebildeten „Arbeitsweise" C.s auf die Spur.

Außer der Generaldisposition in 3 lesen wir noch Unterteilungen in 75 und vorher in 58. Wie schlecht der Inhalt des in 45 beginnenden zweiten Teils gegen das Vorausgehende abgegrenzt ist, hat man längst beobachtet. R. betont ferner die völlige Abruptheit, mit der in 49 etwas ganz Neues einsetzt. Kaum aber sind wir in dem neuen, in sich konsequent aufsteigenden Gedankengang drin, da überrascht uns 57 mit seinem *principium disputationis* und seiner Definition. Folgt eine Einteilung in drei Punkte, von von denen gehandelt werden soll, „aber im Augenblick der höchsten

Erwartung bricht das Bruchstück ab, es ist, als ob uns eine Tür vor der Nase zugeschlagen würde". Das, was wir hier erwarten, lesen wir dann in 115 ff., wo die Worte: *Nec vero haec solum admirabilia, sed nihil maius quam quod ita stabilis est mundus atque ita cohaeret ad permanendum, ut nihil ne excogitari quidem possit aptius* den gewaltsamen Übergang schlecht genug verdecken. Die nachfolgenden, sich durch Form und Inhalt ganz unverkennbar als original ausweisenden Darlegungen bringen, das hat R. gesehen und durch Ausdrücke in 117, 119, 121, 124, 126, 127, 128, 129, 130, 132 belegt, den in 57 angekündigten Nachweis: *mens mundi vel providentia . . . haec potissimum providet primum ut mundus quam aptissimus sit ad permanendum.* Danach liegt es äußerst nahe, zumal wenn § 133 als Ableger von 37 erkannt ist, den zweiten Punkt der partitio, *deinde ut nulla re egeat* in 134 ff. wiederzufinden. Und den dritten: *maxume autem ut in eo eximia pulchritudo sit atque omnis ornatus?* Sieht das nicht wie eine peroratio aus? Aber das Stück, das ihm zu entsprechen scheint (§ 98: *licet enim iam remota subtilitate disputandi oculis quodam modo contemplari pulchritudinem rerum earum, quas divina providentia dicimus constituta*), steht jetzt vor jenen beiden anderen. In der partitio des § 75 aber kehrt von den drei Teilen des § 58 nur der dritte wieder — also stammt sie von C.! —, davor stehen zwei andere, wovon der erste auf den, wie wir glaubten, längst erledigten Nachweis der Existenz der Götter zurückkommt, der zweite *docet omnes res subiectas esse naturae sentienti.* Sieht man sich den Inhalt näher an, so entdeckt man in 76—80 außer der Beziehung auf das I. Buch tatsächlich lauter Stücke aus dem vorhergegangenen ersten Teil der Gesamtanlage, in 81 ff. Anknüpfungen und Ausspinnungen von 57 f. verquickt mit 24 ff., wie umgekehrt auch 76 ff. etwas vom anderen aufgenommen hat. Die völlige Unsicherheit und Unklarheit des Begriffs *natura*, die schließlich ganz einfach darin ihren Grund hat, daß die originalen Stellen 24 ff. und 57 f. ihr eine durchaus verschiedene Funktion geben, ebenso wie die Ungeschicktheit in der Anwendung des Ausdrucks *natura constare administrarique mundum* u. ä. sind lauter Indizien einer Kontamination, deren greifbarster Ausdruck vielleicht der Versuch (84 f.) ist, das Schema oder die Manier der Syllogismen auch auf den Gedankengang anzuwenden, von dem in 57 f. ein dem Original recht nahes Stück erhalten ist, während in 81 ff. wohl auch einzelne Splitter noch aufzufischen sein mögen, das Ganze aber, wenigstens in dieser Form, ein von C. hergestellter Misch-

masch ist. R., der wohl die begrifflichen Unklarheiten dieser Stelle, nicht aber die Zusammenhänge und die Art der Kontamination erkannt hat, nimmt dafür eine besondere Quelle, einen Eklektiker, an. Da 59—72 als Interpolation sich ohne weiteres herauslöst, so wäre, wie mir scheint, gezeigt, daß gar wohl auf die Disposition in 58 einmal die dazu gehörige Ausführung gefolgt ist, daß hier eine Erweiterung stattgefunden hat, wobei auch die peroratio ihren Platz wechselte und wohl jetzt erst um die Aratzitate vermehrt wurde. Dieser Erweiterung gehört natürlich auch 73 f. an, ebenso 133 und 154 ff., zwischen denen ein Zusammenhang besteht, während nach 153 eine tiefe Kluft sich aufreißt, das heißt also die jetzige Disposition des II. Buches in vier Teile; dabei mag offen bleiben, ob man nicht besser (um 73 f. willen, vgl. auch *restat* in 45 und 154) von zwei Hauptteilen mit je zwei Unterabschnitten spricht und die Unterteile als eine flüchtige Eingebung der letzten Redaktion ansieht. Jedenfalls ist auch das evident, daß sowohl 57 f. als 49 ff., deren Herkunft von Poseidonios außer Frage steht, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach von der Vorsehung handeln und keine innere Beziehung zu ihrer jetzigen Verwendung haben; unter die Überschrift *qualis deorum natura sit* hat erst C. sie gepreßt, nachdem er sie aus ihrem Zusammenhang gerissen hatte, der aus Stellen wie 51: *nihil enim errat, quod in omni aeternitate* c o n s e r v a t *progressus et regressus reliquosque motus* c o n s t a n t e s e t r a t o s noch genau ersichtlich ist. Wie es kommt, daß an dieses Stück das *principium disputationis* in 57 angehängt wurde, bleibt ein Rätsel; es ist jedenfalls das stärkste indicium confusionis.

Das bisherige Ergebnis ist also dies, daß der Aufbau des II. Buches in seiner uns vorliegenden Gestalt ein Werk Ciceros ist, der u. a. auch die fortlaufende Abhandlung des P. über die Vorsehung, soweit er sie verwandte, in zwei (Unter-) Abschnitte zerlegte, andererseits aus ihr ein Stück unter einen fremden Gesichtspunkt rückte. Damit ist der Ring gesprengt, der, wie man glaubte, Buch II zusammenhielt; erschien doch die Zurückführung des Inhalts auf e i n e Quelle darum als das Gegebene, weil überhaupt der gesamte Aufbau abgeschrieben sei. Vielmehr ist gewiß, daß C. selbständig gruppiert und in dem Abschnitt *quales dei sint* anderes Material mit dem aus P. entnommenen unter einem diesem fremden Gesichtspunkt zusammengearbeitet hat. Auch dies darf bereits als sicherer Schluß aus der Übereinstimmung des dritten Punktes in 75 mit 58 und dem Inhalt seiner Ausführung (in Kap. 36 ff.) gelten, daß C. selber, dessen Eigentum die peroratio ist,

einen vorhergehenden anderen Plan geändert hat und daß ihm für den neuen die alte peroratio nicht mehr recht geeignet erschien. Wir erinnern uns jetzt wieder an § 23 und die Stellen im Eingang des II. und III. Buches, die den Beweis der Existenz der Götter als eigentlich überflüssig bezeichnen. Das alles sieht nicht gerade danach aus, als wenn eine Abhandlung des P. für diesen Teil benutzt wäre. Ebenso verlangt die Verquickung des Naturbegriffs des P., den wir aus 57 f. erfahren, mit dem andersgearteten (materiellen) in 24 ff., wie sie uns in 81 ff. entgegentritt, eine Erklärung: es fragt sich, ob der Fall demjenigen in div. I 109 ff. analog ist, d. h. ob C., der dort Kratippos und Poseidonios zu vereinigen suchte, hier vielleicht Poseidonios und Kleanthes kontaminierte. Man muß jedenfalls zugeben, daß der Weg frei ist für eine anderweitige Herleitung des Inhalts des ersten Abschnitts; aber mit Recht wird man auch fordern, daß eine andere Quelle plausibel gemacht wird. R. hat auch hier meine Ausführungen im vorigen Bericht unbeachtet gelassen; vielleicht hätten sie ihn vor einem Irrtum bewahren können, der für seine ganze Auffassung von P. fundamental ist.

Die Lösung der Quellenfrage des ersten Teils (*esse deos*) hängt in erster Linie von der richtigen Beurteilung des Tatbestandes ab. Dieser Tatbestand ist der, daß neben den zahlreichen Parallelen mit Sextus E. adv. phys. I andere Stücke stehen, die zwar mit ihnen vermengt sind, aber nach Qualität, Umfang und innerem Zusammenhang sich von ihnen abheben. Ich meine 23—28 und 39b—41, zwischen denen — schon in 28 wird die Verbindung hergestellt, auch 30 f. geschieht dasselbe — eine Partie steht, deren Bestandteile fast restlos aus den Parallelen bei Sextus und (32 = Tusc. I 53, 33 ff. = fin. V) Reminiszenzen aus C.s sonstigen Schriften aufzubringen sind. Über die innere Zusammengehörigkeit von 40 f. mit 24 ff. kann kein Zweifel bestehen, ebensowenig über den Charakter dieser Ausführungen, daß hier nämlich nicht knappe Syllogismen aneinandergereiht und schlecht und recht verkoppelt sind, sondern eine fortlaufende Darlegung geboten wird, in 26 mit der Andeutung ihrer Kürzung (*longa est oratio multaeque rationes, quibus doceri possit*); auch die Einführung in 23 ist besonders, desgleichen die Bezeugung der Autorschaft des Kleanthes in 24 und 40 genau: daß sie für den ganzen Gedankengang gilt, hätte R. nicht verkennen dürfen. Es wird gezeigt, daß *omnes partes mundi calore fultae sustinentur*, was nun im einzelnen (auch 91 f. dürfte hierher gehören) ausgeführt wird: die Wärme als Lebensprinzip (*vis vitalis*) im einzelnen Lebewesen und im Makrokosmos (40 f). Durch die

Einfügung und die Verknüpfung mit fremden Gedanken (bes. in 30 f., fast noch schlimmer in 39 b) darf man sich nicht wie R. verführen lassen, die Stelle mit 49 ff. in Beziehung zu setzen und auf diesem Wege dem P. zuzuweisen, sondern man muß sie aus ihrer „Verbindung und Verbauung in das Ciceronische Werk lösen" und dann ihren Ursprung bestimmen. Wie gesagt, die Autorangabe könnte gar nicht genauer sein. Auch wie der Faden am Schluß von 27 plötzlich abreißt und wie 40 anschließt, sollte man als Indizium beachten. Entscheidend ist die Durchführung eines leitenden Gedankens in einer fortlaufenden Beweisführung gegenüber dem kaleidoskopartigen Wechsel der übrigen Sentenzen, der Buntheit und Disparatheit der Lappen, die hier zu einem seltsamen Ganzen zusammengeflickt sind. Übrigens ist es nicht gleichgültig, auch bei Sextus darauf zu achten, daß er mehrmals betont, er gebe den originalen Wortlaut (κατὰ λέξιν) wieder, z. B. bei Xenophon oder Platon, d. h. man muß auch bei ihm mit einer gewissen Selbständigkeit rechnen. Die Frage ist nun: woher haben beide den sich deckenden gemeinsamen Rest, diese zahlreichen Syllogismen?

Ist es noch zu kühn, das Nächstliegende zu nehmen, Karneades-Kleitomachos, und die Hinzufügung des ersten Teils überhaupt damit in Zusammenhang zu bringen, daß für die Widerlegung des III. Buches die Voraussetzung geschaffen werden mußte? namentlich, wenn man mit R. Ciceros Zusammenschweißungen löst, sein Beiwerk entfernt und die nackten isolierten Syllogismen übrig behält, ebenso bei Sextus? R. selber ist durch die Entdeckung, daß in einer Aufsatz- (bzw. Rede-) disposition des Theon (II 126 f. Sp.) zu dem Thema εἰ προνοοῦσι θεοὶ τοῦ κόσμου eine ganze Anzahl gleicher oder ähnlicher Gedanken und auch die Namen des Xenophon, Platon, Aristoteles und Zenon sich wiederfinden, auf den Einfall gekommen, als gemeinsame Quelle (nicht Vorlage) die rhetorisch-philosophische Thesis anzunehmen; speziell bei C. erinnert er an seinen Unterricht bei dem Akademiker Philo, wie er sich ja auch stets gerühmt habe, daß seine Beredsamkeit philosophisch fundiert, nicht einfache rhetorische Routine sei. „Wie oft mochte der junge C. schon über die These: Gibt es Götter? deklamiert haben, bevor er daran ging, nach dem Scheitern seiner politischen Laufbahn, in der Stille seiner Einsamkeit, auf seine reiche Bildungswelt, auf seine Liebe zur Philosophie sich zu besinnen, um den Römern eine philosophische Literatur zu schenken." Und Sextus? Vor allem aber, bei aller Berührung im Inhalt und in den klassischen Namen, die Aufzählung des Theon holt doch

nur das jedem Gebildeten vertraute Material zum Schulaufsatz zusammen, selbstverständlich auch an Bildern und Vergleichen vom Haus ohne Baumeister und Schiff ohne Steuermann usw., C. und Sextus aber geben Syllogismen, und der formale Gesichtspunkt ist hier ausschlaggebend: bei Theon ist der Zweck eine rhetorische Gesamtleistung, die Sammlung von Beweismaterial, das dann, sauber aufgebaut, einen Satz bzw. eine Ansicht durch eine erdrückende Menge von Argumenten als richtig erweisen soll; hier kommt es auf die Technik der Logik an, in einem kurzen prägnanten Schema durch die Schlagfertigkeit der Schlußglieder den Verstand zu zwingen. Die Werkstatt und die Sphäre, aus welcher diese teils originalen, teils präparierten Syllogismen stammen, lernt man besser aus Sextus adv. phys. I 92—97 oder 104—110 erkennen. Wer lieber irgendein Handbüchlein annehmen will, mag das tun; nur darf dabei m. E. Karneades unter den geistigen Vätern nicht fehlen. Schließlich legt auch die Wirkung dieser Manier auf C., die Tatsache, daß auch er im Geist der im ersten Teil verwendeten Schlüsse sich im Syllogismenmachen versucht (84 ff., auch I 47 f., s. d. Folg.), Zeugnis ab von dem inneren Trieb dieser Sätze. Jedenfalls ist die inhaltliche Übereinstimmung, die zwischen C. und Sextus sehr weit geht, erheblich geringer mit Theon, der nur Populäres bietet.

Indem R. die Leistung Ciceros, die Hauptdisposition und die Zusammensetzung des Inhalts seines II. Buches im ganzen, mit dem Begriff konfrontiert, den wir uns von Poseidonios zu machen haben, stellt er einen totalen Gegensatz fest. P., der in seiner Lehre von der Vorsehung eine ganz neue teleologische Welterklärung gab, war jedenfalls ein originaler und selbständiger Geist, „der wußte, wie ein Gedanke laufen muß und was überhaupt einer ist, . . . nicht mit Fertigem, Geprägtem schaltend, sondern selbst noch Präger", der den Weg suchte „zur Lösung der primär empfundenen Welträtsel"; C. dagegen, das sieht man schon der Anlage seines II. Buches an, kennt „primär empfundene Probleme überhaupt nicht, sondern nur Themen, die Maschen seiner Disposition fassen nicht die Dinge und die Welt, sondern die Hauptlehren der Philosophie, gleichsam ihre loci classici", die überkommenen Lehren sind ihm nichts weiter als „ein Stoff, dazu geschaffen, um daran die Kunst des Ausmünzens und Stilisierens zu bewähren". Die Hauptdisposition des II. Buches oder gar die Syllogismensammlung als ein Erzeugnis des Geistes des P. ansprechen „heißt jeden Unterschied des Geistes leugnen". Was die Form anbetrifft, so „hatte die Vorlage weder das Thesenhafte noch

das Dialoghafte, das jedoch bei C. vorwaltet; sie war weder gelehrt noch panegyrisch, weder Preis der Gottheit noch eklektische Zusammenfassung philosophischer Bildungselemente für ein literarisch interessiertes Publikum — sie war etwas ganz Eigenes; sie war Glied eines Systems". C. ging auf eine Verschmelzung des Alt- mit dem Jungstoischen aus, er wollte gerade nicht das Besondere und Einzigartige, sondern das Gemeinsame und Typische. Ja, er sah auch da, wo bedeutende Unterschiede, selbst Gegensätze waren, Übereinstimmung: wie hätte er sonst in 81 ff. Poseidonios und Kleanthes zusammenwerfen können. Es ist schade, daß R., der die grundsätzliche Bedeutung von 57 f. erkennt und den Inhalt als bewußte Umdeutung der Definition Zenos so fein erklärt, den tiefgehenden Unterschied zwischen dieser Stelle und 23 ff. nicht gesehen hat. Nach Kleanthes ist die Kraft *(vis vitalis)*, die die Welt im Innersten zusammenhält, *τὸ θερμόν*. Nach Poseidonios ist dieses Prinzip etwas Immaterielles, die *φύσις* als schaffender, nach einem bewußten Plan formender Künstlerwille (*plane artifex, consultrix et provida utilitatum oportunitatumque omnium*, die Auffassung ist auch in 120 ff. festgehalten, z. B. 140, 128 u. ö.), *φύσις* und *πρόνοια* sind Wechselbegriffe. Diese Definition war wirklich der Ausgangspunkt der Schrift des P.; für einen außerdem geführten Nachweis *esse deos* von der Art des ersten Teils war bei ihm gar kein Platz. Zwischen Kleanthes und P. aber liegt eine inhaltsreiche Entwicklung: die Versuche, die Einheit des Alls auf ein materielles Prinzip zu gründen, hatten der Kritik nicht standhalten können; darum vergeistigte P. dieses Prinzip, aus der Neuorientierung seiner metaphysischen Weltauffassung heraus, überzeugt, mit neuen Mitteln den Kern der alten Lehre zu behaupten. Die Stelle 57 f. ist das wichtigste Stück für die Erfassung dessen, was P. gewollt hat; so knapp die Nachricht ist, dürfte sie doch für die Erkenntnis des Grundsätzlichen ausreichen. Vielleicht hätte die richtige Bestimmung der Kontamination durch C. wenigstens in diesem Punkt R. veranlaßt, den ideengeschichtlichen Zusammenhängen, der Bedeutung der durch den Verlauf der voraufgehenden Diskussion geschaffenen Fragestellung, etwas genauer nachzugehen; denn offenbar neigt er dazu, im Gegensatz zur historischen Relativierung aller Größen das Besondere und Eigene, nur in der Individualität Entspringende so einseitig hervorzuheben, daß der Held fast herausgelöst erscheint aus den Bedingungen seiner geschichtlichen Situation. Ich sehe darin einen charakteristischen Grundzug der Gesammteinstellung des Verf., welche das

Leben von selber korrigieren wird: der Mensch, auch der bedeutende und geniale Mensch, ist nun einmal — vielleicht mehr als uns gefallen kann — ein Knecht „der Verhältnisse", wenn auch nicht nur das. — Von Heinemann sei erwähnt, daß er zwar einen Überblick über die Entwicklung der Probleme gibt, soweit sie unter sein Thema fallen, aber mehr nach den Gesichtspunkten und Maßstäben des 18. Jahrhunderts als nach den antiken.

A. Engelbrechts wohl erwogene „Beiträge zur Beleuchtung der Manier des Übersetzens und zur Kritik des Textes" der Timäusübertragung schließen sich an die Plasbergsche kritische Ausgabe (Teubner 1908) und Atzerts Dissertation (de C. interpr. Graecor., s. vor. Ber. S. 62 ff.) an. In § 3 = 27 D (S. 158, 1 P.) hält E. die Wiedergabe des δοξαστόν durch *quod totum opinabile est* für ein grammatisches Mißverständnis, insofern C. δοξαστόν nicht mit δόξῃ verband, wie der Parallelismus zum ersten Glied νοήσει . . . περιληπτόν verlangt, sondern als näheren Zusatz auffaßte und zu δόξῃ wieder περιληπτόν ergänzte; die Verwendung eines neuen Verbs (*adfert*) beim zweiten Parallelglied belegt E. mit 6 = 29 A (159 f. P.), wo dem πρὸς τὸ γεγονός *generatum exemplum est pro aeterno secutus* entspricht, und noch auffallender 4 = 28 A (158, 11 P.), die breite Wiedergabe des οὐ καλόν; C. liebt es also, „dort, wo bei zwei miteinander korrespondierenden Satzteilen der zweite der Verbalbegriffe ausgelassen und aus dem ersten zu ergänzen ist, auch dem zweiten Satzteil ein selbständiges Verbum zu geben". Plasbergs Ergänzung *ad* zu dem überlieferten Akkusativ *opinionem* lehnt E. ab und schreibt *opinione* = δόξῃ, indem er für ausgeschlossen hält, daß C. nicht den Parallelismus νοήσει — δόξῃ: *intellegentia — opinione* erkannt und beibehalten hätte. In § 7 = 29 B (160, 7 P.) hat C. τόνδε τὸν κόσμον εἰκόνα τινὸς εἶναι übersetzt mit *hunc quem cernimus mundum simulacrum aeternum esse alicuius aeterni*, wo der Zusatz ewig „eher störend als aufklärend wirke". An dem nun folgenden *Difficillimum autem est in omni conquisitione rationis exordium* haben K. Fr. Hermann und Atzert sich abgemüht: ersterer wollte Platos Text durch Einfügung von λόγου oder ζητήματος hinter παντός ergänzen entsprechend C. *in omni conquisitione*, was E. als unnötig ablehnt, da z. B. auch in 5 = 28 B (158, 13 P.) περὶ παντός durch *in omni quaestione* wiedergegeben sei, wegen der Abneigung des Lateinischen gegen Substantivierung der Adjektiva; aber auch die Feststellung Atzerts, daß μέγιστον mit *difficillimum est* nicht

zutreffend übertragen sei, helfe nicht über die Hauptschwierigkeit hinweg, das dunkle *rationis exordium*, das nicht im Einklang stehe mit C.s de fin. II 15 ausdrücklich betontem Bestreben, vor allem deutlich zu schreiben. Um also „in den lateinischen Satz vor allem einen verständlichen Sinn zu bringen“ schreibt E. *orationis exordium*, das durch die Fortsetzung *omni orationi cum iis rebus, de quibus explicat, videtur esse cognatio* an die Hand gegeben wird; erst dadurch werde auch das *difficillimum* für *μέγιστον* begreiflich, die Weglassung des *κατὰ φύσιν* begegne auch 10 = 30 B. (162, 15 P.) und 41 = 41 C. (188, 4 P.). Eine kräftige Stütze findet diese Emendation durch den Wortlaut von Proklos Bemerkung zu unserer Stelle (I, 337, 10 Diehl), wo aber auch C.s Verbindung des *παντός* mit *μέγιστον* als unrichtig bezeichnet ist. Ob C.s Übersetzung in irgendwelchem direktem oder indirektem Zusammenhang mit der von Proklos abgelehnten Deutung steht, läßt E. unentschieden; das *κατὰ φύσιν* ist übrigens in jener von Proklos erwähnten Deutung nicht, wie von C., übergangen. Die Benutzung eines Kommentars (Poseidonios) durch C. kann man also aus dieser Stelle weder beweisen noch widerlegen.

Ausführlich behandelt E. die alte crux 17 = nat. deor. II 47 und entscheidet sich für Interpolation im Timaeus, aus drei Gründen: erstens sei *πάντων τελεώτατον* durch den negierten Komparativ *ut nihil efficere posset rotundius* vollständig gedeckt, wie die ähnlichen Übertragungen von 29 A = 7 (S. 160, 3 P.) und 37 A = 27 (S. 176, 6 P.) zeigten; zweitens seien in nat. deor. die Worte durch den ganzen Zusammenhang „bestens motiviert und alles wie aus einem Gusse“, während sie im Timaeus gänzlich überflüssig seien, da ihnen bei Plato nichts entspreche; drittens fänden sich sonst in der Übertragung keine ähnlichen Zusätze, sondern wo C. sich solche erlaube, tue er dies nur zur Erhöhung der Deutlichkeit des Ausdrucks, wie in der Beifügung des griechischen Wortes neben der noch neuen Übersetzung, ferner in der Beifügung einzelner Worte (wie des oben erwähnten *aeternum* u. a.) und endlich zur stilistischen Abrundung (besonders charakteristisch für den Redner in 41 = 41 D, S. 188, 11 P. die Antithese *quos et vivos alatis et consumptos sinu recipiatis*, auch 40 = 41 B, 187, 2 P. das überschießende *nec fraus valentior*, „weder der Tod noch sonst ein Unheil“, *fraus* = *κακία* 42 D = 46, 191, 5 P., wo man nicht wie Atzert nach C. den Platotext ergänzen dürfe). Es würde also, da auch 11 = 30 C keine Parallele zu § 17 liefert, vielmehr die dortige Erweiterung *(sunt enim omnia in quaedam*

genera partita aut inchoata, *nulla ex parte perfecta* und das vorbereitende *quae sunt nobis nota animantia)* einen Versuch darstellt, das schwierige ἐν μέρους εἴδει zugleich dem römischen Leser verständlich zu machen — so daß also auch diese Stelle keine sichere Grundlage für Atzerts Annahme der Benutzung eines Timaeuskommentars bilden kann —, der Zusatz *nihil asperitatis ut haberet nihil offensionis*, *nihil incisum angulis nihil anfractibus*, *nihil eminens*, *nihil lacunosum* völlig vereinzelt sein nach Art und Umfang. Das ist, wenn ich zu diesem Punkt meine Meinung äußern soll, ohne Zweifel vortrefflich beobachtet und geprüft und doch nicht restlos zwingend, auch wenn man E. zustimmt, daß der Einwand von Orelli-Plasberg, durch die Streichung im Timaeus entstehe eine Gedankenlücke, kaum stichhaltig, im Gegenteil das Anakoluth höchst auffallend ist. Es läßt sich eben m. E. aus dem Timaeus nicht mit voller Bestimmtheit beweisen, daß C. den Zusatz unter keinen Umständen gemacht haben könne. Bestimmt entschieden, im Sinne von E., wird die Frage, welche von beiden Stellen als Interpolation anzusehen ist, durch das quellenkritische Ergebnis über nat. deor. II. Ist nämlich dort erkannt, daß § 47 f. nicht mit dem folgenden, dem Poseidonios entnommenen Stück (49 ff.) zusammengehört, sondern mutmaßlich von C. zur Herstellung von Beziehungen mit Buch I aus anderweitiger Kenntnis beigesteuert ist, so bekommen die Berührungen mit dem Timaeus, die vorhanden sind außer der als Interpolation verdächtigen Stelle, ein anderes Gesicht, ich meine die Worte *ea figura*, *quae sola omnes alias figuras complexa continet* = σχῆμα τὸ περιειληφὸς ἐν αὑτῷ πάντα ὁπόσα σχήματα und *omnes earum partes inter se simillumae a medioque tantundem absit extremum* = ὁμοιότατατόν τε αὐτὸ ἑαυτῷ σχημάτων (Cic. *omnesque partes simillumae omnium*) . . . ἐκ μέσου πάντῃ πρὸς τὰς τελευτὰς ἴσον ἀπέχον; auch das Zusammenstehen von σφαῖρα und κύκλος darf zu den Übereinstimmungen hinzugezählt und die Erwähnung der griechischen Ausdrücke als Zeugnis für die erneute Einsicht in den Originaltext angesehen werden. Löst sich nun nicht, so darf man fragen, alles in Wohlgefallen auf durch die Annahme, die problematischen Worte in nat. deor. seien der stilechte, aus dem Bedürfnis dieser Stelle heraus geborene Ersatz für *idque ita tornavit*, *ut nihil effici possit* (s. u.) *rotundius* bzw. κυκλοτερὲς . . . πάντων τελεώτατον? „Daß diese sechs Begriffe zwar mit mehr gutem Willen als Gelingen aus der griechischen Vorlage übersetzt sind, merkt man der nicht gerade plastischen Significanz der lateinischen Äquivalente sofort an“, bemerkt E. zu den termini; daß es überhaupt keine mathe-

matischen Begriffe sind im Unterschied von den Ausdrücken Platos, bestätigt einem der Fachmann. In der Timaeusübertragung schreibt E. *ut nihil effici possit rotundius omnesque partes sint simillumae omnium: possit* mit allen Hds., *effici* (Phil. XI 86) mit den dett., die auch sonst oft das Richtigere haben, *sint* nach nat. deor. II 47.

In seiner Bemerkung zu nat. deor. II 83, speziell zu den Worten *ipseque aer nobiscum videt nobiscum audit nobiscum sonat* lehnt Praechter die übliche uneingeschränkte Gleichsetzung dieser Stelle mit der stoischen Lehre von dem Zustandekommen der Sinneswahrnehmungen (v. Arnim II nro. 863 ff.) ab: „Zu sagen: 'die Luft sieht, hört und äußert sich stimmlich mit uns' hieße die Lehre so schief wiedergeben wie nur möglich," da die Luft zwar die Voraussetzung dieses Prozesses, ohne deren *συνένтασις* die Empfindungen nicht entstehen können, „aber selbst ohne Gesichts- und Gehörsempfindung und ohne Stimme ist". Indem P. darauf aufmerksam macht, daß hier offenbar noch ein anderer Gedanke vorherrschend hereinspielt, „der Gedanke an die Allgegenwart der Luft", der hier „eine nahe an Personifikation streifende Prägung erhalten habe", findet er hierfür die schlagendere Parallele in dem zur Illustration und zum Beweis der stoischen Lehre — Philodem gibt als Anschauung des Chrysipp den Satz *Δία μὲν εἶναι τὸν περὶ τὴν γῆν ἀέρα* — mehrfach verwendeten Fragment des Komikers Philemon (frgm. 91, II, S. 505, Kock) und anderen verwandten Notizen besonders der Germanicus- und Aratscholien; da deren Beziehungen zu Poseidonios feststünden, könne über die Herkunft der besprochenen Worte kein Zweifel obwalten.

Ergänzend darf ich hinzufügen, was sich aus dem Befund über die Entstehung des II. Buches für § 83 ergibt. Wir finden den hier behandelten Gedanken noch in 117 und 101; offenbar ist der originale Gedankengang in 115 ff. am reinsten und getreusten erhalten, 84 dagegen eine freiere Rekapitulation, in der die großen Linien mehr hervortreten, auch 49 ff. gehört ja irgendwie damit zusammen. So steht auch der Begriff der *natura, quae per omnem mundum omnia mente et ratione conficiens funditur et ad medium rapit et convertit extrema* in 115 der Auffassung von 57 f., die wir als zuverlässig erkannt haben, näher als die Wendungen in 83, wo der passive Ausdruck *si terra natura tenetur et viget, eadem ratio in reliquo mundo est* ganz offenbar beeinflußt ist von der Einstellung in 25 ff.: *omnes igitur partes mundi calore fultae sustinentur.* Was in 83 steht, geht irgendwie auf Poseidonios zurück, aber es ist

arg kontrahiert und in sich kontaminiert, eben deswegen im einzelnen ohne Gewähr. So waltet auch in den Worten *ipseque et nobiscum videt, nobiscum audit, nobiscum sonat; nihil enim eorum sine eo fieri potest, quin etiam movetur nobiscum, quacumque enim imus, quacumque movemur, videtur quasi locum dare et cedere* mehr der Geist dichterisch ins einzelne malender aber auch sich verlierender Phantasie als der straffe Wille logischer Beweisführung, mit anderen Worten, die Stelle steht den Versen des Arat näher als den von Praechter beigebrachten philosophischen Anmerkungen seiner Kommentatoren.

II.

Der Aufsatz Philippsons „zur Epikureischen Götterlehre" muß hier besprochen werden, weil er zum Ausgangspunkt und zum Ziel die Erklärung von nat. deor. I 49f. hat, das für die Rekonstruktion der Theologie Epikurs von grundlegender Bedeutung ist. Die Stelle war schon immer ein Kreuz für die Ausleger, zumal leider über diesen wichtigen Teil der Epikureischen Philosophie nur sehr knappe und selbst nicht völlig durchsichtige griechische Nachrichten vorliegen und auch Lukrez als Dichter dafür nur eine spärliche Ausbeute ergibt. So hat man neuerdings die Reste Philodems für die Aufhellung unserer Stelle nutzbar zu machen gesucht; insbesondere glaubte Ph., der sich seit lange die Frforschung Philodems angelegen sein läßt, auf diesem Weg und durch Korrekturen an der üblichen Auffassung von Epikurs Erkenntnislehre, in deren Gebiet die Theologie zu einem wesentlichen Teil hineingehört, die Lösung gefunden zu haben. Er trägt in diesem Aufsatz die bereits 1881 in seiner Dissert. vertretene Ansicht mit einigen Verbesserungen neu vor, überzeugt, daß nur gewisse formale Mängel daran schuld seien, daß sie nicht durchgedrungen ist.

Ph. geht in seiner Untersuchung so vor, daß er nicht von Anfang an eine Synopse der einschlägigen Stellen herstellt, sondern jede erst für sich allein ausdeutet und für den Aufbau verwertet. Bei der Ungenauigkeit und dem gänzlich fragmentarischen, im Einzelverständnis äußerst unsicheren Charakter dieser Nachrichten läuft man dabei Gefahr, erst dem einen, dann dem anderen das unterzulegen, was man selber mitbringt, und man verzichtet auf ein wertvolles Mittel der Kontrolle. Alle drei Traditionen, die des C. nicht weniger als die des Diog. Laert. und des Aëtius, sind ganz ausdrücklich als Epikurs Eigentum bezeugt, so daß nichts im Wege steht, sie zunächst als Parallelberichte gleichwertig nebeneinander

zu stellen; sind sie nach Inhalt und Wert verschieden, so wird das auf diese Weise am deutlichsten heraustreten. Ob direkte oder indirekte Benutzung vorliegt, macht dabei an sich weniger aus; aber selbstverständlich steht, und zwar bei allen dreien, die Quellenfrage markant genug im Hintergrund, vor allem in der Form, wie das Original wiedergegeben ist, aber auch, namentlich bei C., ob nicht Epikur selber irgendwie herangezogen ist, nicht nur mittelbar als Zitat aus einem jüngeren Epikureer, etwa Philodem, wie Ph. annimmt.

Es ist also nötig, zunächst für den Vergleich mit C. die Stellen aus Diog. Laert. und Aëtius im Wortlaut herzusetzen. Der erstere bringt zur Erläuterung der ersten *κυρία δόξα* folgende Angabe aus einer speziellen Abhandlung Epikurs über die Götter: *ἐν ἄλλοις δέ φησι τοὺς θεοὺς λόγῳ θεωρητούς, οὓς μὲν κατ' ἀριθμὸν ὑφεστῶτας, οὓς δὲ κατὰ ὁμοείδειαν ἐκ τῆς συνεχοῦς ἐπιρρεύσεως τῶν ὁμοίων εἰδώλων ἐπὶ τὸ αὐτὸ ἀποτετελεσμένων ἀνθρωποειδεῖς*, und Aetius berichtet: *Ἐπίκουρος ἀνθρωποειδεῖς μὲν τοὺς θεούς, λόγῳ δὲ πάντας θεωρητοὺς διὰ τὴν λεπτομέρειαν τῆς τῶν εἰδώλων φύσεως*. Dazu nehme man als dritten Cicero. Übereinstimmung und Differenz springen unmittelbar in die Augen. Als Organ, mit dem die Götter „geschaut werden“, bezeichnen sie übereinstimmend das Denken. C. gibt außerdem die negative Bestimmung, daß es nicht die Sinne seien, was sachlich auf dasselbe hinauskommt wie der begründende Zusatz bei Aëtius. Angesichts dieser Kongruenz bedarf m. E. der Versuch des Verf., C.s *mens* und *cogitatio* (105) mit *διάνοια* zu identifizieren, keiner Widerlegung. Die von ihm selbst beigebrachten Beispiele aus der ersten Epistel Epikurs genügen vollkommen, um erkennen zu lassen, daß dieser die *θεωρία διὰ λόγου* der *θεωρία κατὰ τὴν αἴσθησιν* entgegensetzt und daß *διάνοια* das gemeinsame receptaculum ist. Gerade das Tätigkeitswort *cogitatio* verdient ein Lob. C. hat gefühlt, was die Verbindung *διὰ λόγου* enthält; möglich, daß ihn dazu die *λόγος* gelegentlich vertretende Form *λογισμός* angeregt hat. Durch das Denken werden die *ἄδηλα* bearbeitet und erst mit seiner Hilfe zu klarer Anschauung gebracht. Ph. mag recht haben, daß Ciceros Ausdruck *res occultae et penitus abditae* auf *ἄδηλα* zurückgeht, aber er ist dann ganz frei verwendet; in der Vorlage stand jedenfalls, daß die *εἴδωλα* der Götter *ἄδηλα* sind.

Die richtige Bestimmung von *mens* ist darum von grundlegender Bedeutung für das Vertändnis der ganzen Stelle, weil es sich eben um diese Funktion handelt: von ihr stammt, aus ihrer Werkstatt

geht die Gottesvorstellung hervor, *mentem*, heißt es, *capere, quae sit et beata natura et aeterna*. Freilich ist sie dabei nicht souverän wie die Vernunft des Rationalismus, sie baut auf den *imagines* auf: den Blick gespannt auf sie gerichtet erfaßt sie das Wesen der Götter, berichtet C. Man darf sich durch die Antithese am Anfang *non sensu sed mente* (sc. *cernuntur dei*) nicht irre führen lassen, der Gegensatz ist nicht exklusiv, sondern der Sinn ist: während sonst die Wahrnehmung genügt, um eine klare und sichere Vorstellung zu erzeugen, bedarf es bei den ἄδηλα, wozu die Götter gehören, noch der Mitwirkung des Denkens. So handelt denn auch die erste Hälfte des Satzes von den *imagines*, den εἴδωλα, mit denen es die Sinne zu tun haben, und die zweite knüpft mit *in eas imagines mentem intentam infixamque nostram intelligentiam capere, quae sit* ... an die erste an. Auch von den Göttern lösen sich (irgendwie stoffliche) Abbilder ab und dringen auf die menschlichen Sinne ein; darin herrscht kein Unterschied gegenüber dem Vorgang beim Zustandekommen gewöhnlicher Vorstellungen. Die Verschiedenheit besteht in der Art dieser εἴδωλα: während sie sonst von sich aus schon von selbst, kraft ihrer Beschaffenheit, ἐναργῆ sind, völlige Klarheit besitzen, so daß das Denken gar nichts mehr zu tun hat, muß es eben diese Klarheit bei den ἄδηλα erst schaffen. Das Resultat ist dann dasselbe, das Denken „erfaßt, begreift das Wesen der Götter" und dieser Begriff hat nun dieselbe volle Klarheit wie die andern. Diese Grundlinien des Erkenntnisvorgangs nach Epikur sind mit Sicherheit festzustellen; es gilt an ihnen festzuhalten und bei der Einzelauslegung die Übersicht nicht zu verlieren.

Wir wenden uns zunächst zur ersten Hälfte der Periode: Es wird in einer zweiten Antithese gesagt: „das Wesen der G. wird geschaut (a. L. die G. werden g.) nicht auf Grund (vermittelst) fester Körperhaftigkeit und zahlenmäßiger Bestimmtheit, wie das bei festen Körpern der Fall ist, sondern auf Grund (vermittelst) von Abbildern, die —". Die folgenden entscheidenden Worte faßt nun Ph. im Anschluß an Philodem als eine Übersetzung der Bezeichnung der Jungepikureer für den Analogieschluß: es sei „unmittelbar einleuchtend, daß durch die Wörter *similitudine et transitione* in der Form der Hendiadys die griechischen μεταβάσει καθ' ὁμοιότητα wiedergegeben werden. ... Unser Satz sagt demnach: die Bilder werden durch den Ähnlichkeitsschluß begriffen"; der Zusammenhang aber sei der, „auch durch die διάνοια kann das Wesen der G. nicht im einzelnen erkannt werden, sondern nur *s. et tr.*". Den Irrtum der Gleichsetzung von *mens* mit διάνοια

haben wir bereits berichtigt; aber auch wenn wir davon absehen, so ist doch offenbar der Zusammenhang nicht richtig erfaßt: von „im einzelnen“ steht nichts da, von der *vis et natura deorum* schlechthin wird behauptet, daß sie erstens nicht mit Hilfe der Sinne, sondern mit Hilfe des Denkens geschaut werde, und sodann nicht vermittelst ..., sondern vermittelst ... Ph. hat ein Glied der zweiten Antithese mit einem der ersten zusammengenommen, und er hat außerdem übersehen, daß das Subjekt dieses zweiten Glieds der zweiten Antithese nicht *natura deorum*, sondern die *imagines* sind. Machen wir dieses Stück des Satzes selbständig, indem wir die Subordination unter den übergeordneten Satz *natura deorum ... cernitur* lösen, so heißt er doch offenbar: *imagines τῶν στερεμνίων soliditate et ad numerum, imagines deorum similitudine et transitione percipiuntur* bzw. *cernuntur* (*θεωροῦνται*). Wir kommen also zur selben Gleichsetzung von *percipere* und *cernere*, wie wir sie bei C. selbst in 105 finden: *eam esse dei visionem, ut s. et tr. cernatur.* Und mit vollem Recht, denn die körperhaften *εἴδωλα* können nicht geistig erfaßt, „begriffen“ werden. Man muß sich hüten, unser viel- und andersdeutiges Wort „Bilder“ an seine Stelle zu schieben, imagines sensibus percipiuntur non mente; ein Analogieschluß ist aber eine Denkoperation, er hat hier nichts zu suchen. Unter diesen Umständen halte ich es nicht für richtig, die Erklärung, die uns C. selber in der Widerlegung (105 und 109) an die Hand gibt, als Mißverständnis seiner eigenen Worte abzulehnen und an ihre Stelle um des (gewiß bestechenden) Gleichklangs der Worte willen eine innerlich und im Zusammenhang unmögliche zu setzen. Auch die beiden Voraussetzungen, die Ph. macht, daß diese Worte an unserer Stelle verbotenus aus dem Original übersetzt (ohne Verständnis ihres Sinnes, wie 105 lehre), und daß eine jungepikureische Anschauung vorgetragen sei, sind ganz unsicher, wenn nicht falsch: der Name Epikurs ist zweimal und so am Anfang unseres Satzes genannt, daß man jedenfalls mehr Anlaß hat, seine persönliche Ansicht zu erwarten, als die eines späteren Jungepikureers — der Analogieschluß gehört noch nicht zu seiner Methode, wie Sextus E. bezeugt — und die Annahme wörtlicher Übertragung, die übrigens Ph. nicht mehr wie üblich für den ganzen Satz macht, setzt voraus, daß schon ein griechischer Autor in dieser mißverständlichen Weise gekürzt, fundamentale Erörterungen in knappsten Antithesen erledigt habe und sich in der Cumulation von Ablativen nicht genug tun konnte. Auch wir müssen, um zu voller Klarheit zu kommen, den Inhalt

aus seiner engen Fessel lösen, in die ihn, das ist doch sehr viel wahrscheinlicher, C. selber geschlagen hat, um eine formale Parforceleistung zu produzieren, indem er die ganze Theologie Epikurs in eine einzige Periode zusammenpreßte. Es wird erstens gesagt, daß die Götter nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Denken geschaut werden, was selbstverständlich in der Vorlage näher ausgeführt war. Die Begründung verband sich von selbst mit der Darlegung, daß zweitens ein Unterschied besteht zwischen den Abbildern von den *στερέμνια* und denjenigen von den Göttern: die ersteren sind fest, d. h. gleichbleibend und klar abgegrenzt, ebenso an Zahl nicht wechselnd; die letzteren sind beides nicht, ihr Bestand wechselt immerzu, wenn auch die Form ungefähr dieselbe bleibt, und auch nach der Zahl finden fortwährende Verschiebungen, Übergänge, ein Ineinanderfließen ohne bestimmte Grenzen statt. Mir scheint die Anthithese im zweiten Glied: „das Wesen der G. wird geschaut nicht auf Grund fester Körperhaftigkeit und zahlenmäßiger Bestimmtheit wie bei den *στερέμνια*, sondern auf Grund von nur nach Ähnlichkeit und in einer gewissen Verschwommenheit aufgenommenen Abbildern" an unmittelbarer Evidenz jenem äußerlichen Gleichklang, dem Ph. folgte, nichts nachzugeben, und wenn auch im Ausdruck stark kontrakt, doch inhaltlich verständlich, auf alle Fälle aber dem Text C.s gemäßer zu sein als die Erklärung Ph.s. A propos: mit Schoemann würde ich die Überlieferung *ut primum sensu non mente cernantur* vorziehen, *οἱ θεοὶ θεωροῦνται οὐκ αἰσθήσει ἀλλὰ λόγῳ* ist sicherlich stilechter als *ἡ φύσις τ. θ. θεωρεῖται* und die *vis et natura deorum* doch eher Auswirkung des Titels von Ciceros Schrift als Übertragung; natürlich kann C. trotzdem *cernatur* geschrieben haben.

Eine Parallele zu Ciceros zweiter Antithese, namentlich zu ihrem negativen Teil, bildet die Notiz des Aetius: *λόγῳ δὲ πάντας θεωρητοὺς διὰ τὴν λεπτομέρειαν τῆς τῶν εἰδώλων φύσεως.* Es ist nicht schwer, beide Stellen zu harmonisieren und jede aus der andern zu ergänzen: die *εἴδωλα* der *στερέμνια* sind *στερεά*, die der Götter dagegen *λεπτομερῆ*; jene bewirken rein automatisch gleichbleibende und sicher abgegrenzte Wahrnehmungen und Vorstellungen, bei diesen ist wegen ihrer *λεπτομέρεια* durchweg das Eingreifen des *λόγος* nötig. Belegt ist damit, und das ist doch sehr wertvoll, der Gedankengang, daß die verschiedene Beschaffenheit der *imagines*, ihrerseits wieder die Folge der Verschiedenheit der Körper, von denen sie sich ablösen, bei Epikur die Ursache (bzw. der Grund) für die Unterscheidung des Erkennt-

nisvorganges ist. Ph. läßt auch hier die Abbilder unserer *διάνοια* erscheinen, es werde aber durch diese wegen der zarten Beschaffenheit der Abbilder außer der menschenähnlichen Gestalt der G. (s. den oben abgedruckten Text) nichts von ihnen erkannt, „sie sind im übrigen *λόγῳ θεωρητοί*, aber auch die Vernunft gibt uns keine Einzel-, sondern nur eine Gesamterkenntnis von ihnen (*πάντες*)". Mit dieser Deutung, die ich gesperrt habe, weil sie der Angelpunkt der ganzen Auffasung Ph.s ist, geht er dann zu Diog. L., und es gelingt ihm, auch dort die Unterscheidung zwischen einer Erkenntnis der G. als Einzelwesen und als Gattung unterzubringen: „durch den *λόγος*, so berichtet Diog. L. (s. o.) erkennen wir zwar, daß die Götter Einzelwesen sind, nicht aber können sie einzeln durch ihn erkannt werden, sondern nur nach ihrem Gattungsbegriff) (*κατ' ὁμοείδειαν*)." Von Diogenes trägt er die Lehre schließlich weiter zu Ciceros *similitudine et transitione*, das jenem *κατὰ ὁμοείδειαν* entspreche, und findet so auch bei ihm den Gedanken: „auch durch die *διάνοια* kann das Wesen der G. nicht im einzelnen erkannt werden, sondern nur durch den Ähnlichkeitschluß". Auch hier halte ich es nicht für notwendig, das Fehlerhafte der Methode des Verfassers ausdrücklich zu bezeichnen, die Darstellung seines Verfahrens tut das von selbst. Es ist unmöglich, von einer so knappen und fragmentarischen Notiz wie der des Aëtius auszugehen, zumal man ihr von ferne (Unlogik der Verkoppelung) ansieht, daß sie zweites oder drittes Destillat ist. Dagegen kann eine solche Nachricht höchst nützlich sein, wenn es gelingt, den zugehörigen Zusammenhang wiederzufinden. Ich bin zu einem andern Ergebnis vor allem deshalb gekommen, weil ich zunächst Ciceros Text nach seinen eigenen Bedingungen interpretierte und weil ich der Überzeugung bin, daß seine Überlieferung, so kritisch man ihr in jedem Fall gegenüberstehen muß, nicht bloß von den anderen Licht empfangen soll, sondern es ihnen gelegentlich auch zurückgeben kann. Auf den Inhalt und die Erklärung der Stelle aus Diog. L. kommen wir bei der Behandlung des zweiten Teils unseres Satzes zurück.

Von dieser zweiten Hälfte erwarten wir nun nähere Mitteilungen darüber, wie „der auf die *imagines* gespannt hinblickende *λόγος*" von da aus zu dem Begriff des Wesens der Götter kommt. Aber wir werden sehr enttäuscht, dieses Stück gleicht einem weit ausgespannten Sack, in dem aber nichts oder nur sehr wenig gefunden wird, oder besser gesagt, aus dem der Inhalt — vielleicht

nicht ganz ohne Hintergedanken, vgl. die Widerlegung — herausgenommen ist. Die Hauptschwierigkeit der Erklärung beruht, wie mir scheint, auf dieser Tatsache, sie besteht weniger in der Dunkelheit dessen, was dasteht.

Die Meinungen gehen darüber auseinander, ob *cum* (überliefert) oder *cumque infinita s. i. species* etc. zu schreiben sei. Auch wer *cum* schreibt, kann die Worte vorwiegend zum Folgenden ziehen, wie umgekehrt die Schreibung *cumque* die Rückbeziehung einzelner Worte und Gedanken auf das Vorhergehende nicht aus- sondern einschließt. Ph., der *cum* schreibt, sieht darin die Begründung zu *imaginibus s. et. tr. perceptis* und liest folgenden Gedanken heraus: „der stete Zustrom solcher Bilder zu unserer *διάνοια* ist möglich, da eine unendliche Art ähnlicher Stoffe aus der Unzahl der Atome entsteht und den Göttern (zum Ersatz) zufließt". Auf diese Erklärung führe Philodem, der eben dies lehrt, daß die Substanz der G. für den durch das ständige Abströmen der *εἴδωλα* entstehenden Abgang Ersatz bekomme durch den fortwährenden Zustrom ähnlicher oder ihrem Wesen entsprechender Stoffe. „Die einzige (!) Schwierigkeit," so fährt er fort, „die übrig bleibt, ist der Zusatz *imaginum* zu *simillimarum* bei Velleius." Dieser sei, worauf auch sein Fehlen in 105 hindeute, „aus dem Glossem eines Lesers entstanden, der die beiden Arten der Ähnlichkeit, nämlich die der Bilder und die der Ersatzstoffe, nicht unterschieden hat," C. habe *rerum* geschrieben. „So fiele auch der Anstoß weg, den das dreifache *imaginibus* — *imaginum* — *imagines* in demselben Satze bietet." Vielleicht aber komme „diese Verwechslung auf C.s Rechnung". — Das Referat dürfte genügen, Kritik ist überflüssig. Aber Ph. steht, was den Kern seiner Auffassung betrifft, nicht allein, deshalb will ich auch hier versuchen, die m. E. richtige Lösung zu geben, weil man in Fällen wie dieser ist nur dann das Recht hat, eine bestehende Ansicht als unrichtig zu bezeichnen, wenn man eine richtigere an ihre Stelle setzen kann — mit richtig oder richtiger ist gemeint den gegebenen Tatsachen, dem Text Ciceros und des Diog. Laert., besser entsprechend; denn Ph. tut ihm unerlaubte Gewalt an. Es fragt sich, ob der *cum*-Satz von den Göttern oder von unserer Erkenntnis der G. handelt. Die Überlieferung gibt *ad deos*; doch hat B, dem wir oben *cernantur* entnahmen, von erster Hand *ad eos* (Plasberg), Lambinus hat *ad nos* korrigiert dem folgenden *nostram intellegentiam c.* entsprechend und in Übereinstimmung mit 105, wo die Umschreibung unserer Stelle mit den

visio deorum verbunden und auch in 106 f. nur von der *conformatio animi*, dem *adventus in animos et introitus imaginum* gesprochen wird. Es war deshalb früher üblich, *ad nos* zu schreiben; Ph. erklärt das für „falsch". Der Philologe wird gerade den wiederholten Ausdruck *imagines* zum Ausgangspunkt nehmen und in *eas imagines* den Beweis für die Richtigkeit der Überlieferung *simillimarum imaginum* sehen; sachlich erscheint die Wiederholung durchaus richtig, wenn nicht gar notwendig, weil einerseits die *imagines* das (wenn auch ungenügende) Material sind, das der *sensus* liefert, andererseits die *mens* von eben diesem Material ausgeht. Gerade wenn der ganze Gedankengang, wie auch Ph. annimmt, „in bedauerlichem Maße" zusammengestrichen ist, hat es nichts Unbegreifliches, ist es im Gegenteil ganz normal, daß gerade der Übergang, die Naht zwischen dem Abschnitt über die αἴσθησις und demjenigen über den λόγος beachtet ist. An diesem Ausdruck *simillimarum imaginum* hängt alles, das hat Ph. richtig gesehen; eben darum hat er ihn beseitigen wollen, weil es ihm, und mit Recht, ganz ausgeschlossen erschien (wie Scott getan hatte), *imagines* mit Philodems ὅμοια = Ersatzstoffe zu identifizieren, ohne dafür einen Beleg zu haben. Der Beleg würde sich auch sicherlich nicht finden, selbst wenn wir den ganzen Philodem hätten: die Substanz der G. wird nach ihm durch eine entsprechende materiell-immaterielle Masse ergänzt; die εἴδωλα der G. sind auch irgendwie stofflicher Art, aber sie sind, wenn auch nur kleine Abbilder, doch immer geformte und zwar die ganze Gestalt der G. enthaltende Ebenbilder, darin ganz gewiß von den στερέμνια nicht verschieden, die sich doch auch nicht aus lauter Ganzheiten ergänzen. Es ist also in 105 *ex infinitis corporibus similium accessio* eine Zusammenziehung des Doppelausdrucks in 49: *infinita s. i. species ex innumerabilibus individuis existit et ad nos affluit*; denn daß so, übrigens nicht ganz gegen die Überlieferung, zu schreiben sei, scheint mir nunmehr sicher. Falls es noch eines weiteren Beweises bedürfte, sehe ich ihn in der Parallele des Diog. L., der συνεχὴς ἐπίρρευσις τῶν ὁμοίων εἰδώλων ἐπὶ τὸ αὐτὸ ἀποτετελεσμένων, und ich wundere mich, daß Ph. diese große Übereinstimmung nicht „unmittelbar einleuchtend" gefunden hat. Wir dürfen seine Heranziehung der entsprechenden Stelle in der I. Epistel (Usener S. 11) für unseren Beweis benutzen, wiewohl der Ausdruck dort im Zusammenhang der Wiederergänzung der durch den Abgang der Abbilder verringerten Substanz der Wahrnehmungsobjekte steht und nicht von den ἄδηλα die Rede

ist, sondern von den *εἴδωλα* der festen Körper: *καὶ γὰρ ῥ… ἀπὸ τῶν σωμάτων τοῦ ἐπιπολῆς συνεχής, . . . σῴζουσα τὴν ἐ… τοῦ στερεμνίου θέσιν καὶ τάξιν τῶν ἀτόμων ἐπὶ πολὺν χρόν… κτλ.* Letzteres gilt natürlich von den Götterbildchen nicht, d… ist die differentia specifica zwischen *ἐναργῆ* und *ἄδηλα*, aber selbst-verständlich das erste, und darin, daß sie auf die Sinne zu-strömen, ist kein Unterschied (auch die göttlichen *εἴδωλα* rufen keine Phantasievorstellungen direkt hervor, wie Ph. meint). Damit ist zugleich der Ausdruck *corpora* in 105 quellenmäßig belegt, die *individua* in 49 sind eine mißverständliche, nur mit Zuhilfenahme von 71 aufzuklärende Künstlichkeit.

Den löblichen Zweck dieser Ersatzstoffinterpretation, Sinn und Zusammenhang in den Text zu bringen, können wir, glaube ich, mit weniger gewaltsamen Mitteln erreichen, allerdings nicht für C., der das gar nicht will (§ 107 Anfang!), aber für seine Vorlage, und zwar durch eine Kombination seiner Worte mit Diog. L. Außer der bereits festgestellten Übereinstimmung im Ausdruck besteht zwischen beiden noch eine sachlich viel bedeutsamere, die starke Betonung der Ähnlichkeit der göttlichen Abbilder: der Zusammenhang in 49 und auch in 105 bei C. läßt den Superlativ *infinita simillimarum imaginum species* keineswegs belanglos erscheinen, er geht den *ὅμοια εἴδωλα ἐπὶ τὸ αὐτὸ ἀποτετελεσμένα* des Diogenes parallel. Aus letzterem gewinnen wir auch den Zweck der Unterstreichung: auf Grund dieser Tatsache, daß die *εἴδωλα* schließlich doch einander ungemein ähnlich sind, entsteht die Vorstellung, daß die Götter *ἀνθρωποειδεῖς* sind. Ohne Zweifel dürfen wir aus 46 in. noch die Worte heranholen: . . . *habemus omnes . . . speciem nullam aliam nisi humanam deorum; quae enim forma alia occurrit umquam aut vigilanti cuiquam aut dormienti?* (cfr. Sextus adv. math. IX 43, Epikur lehre: *κατὰ τὰς ἐνυπνιδίους φαντασίας τῶν ἀνθρωπομόρφων εἰδώλων ἐνοήθησαν θεοί*). Daraus ist *ἐπὶ τὸ αὐτό* zu erklären; aber auch *καθ' ὁμοείδειαν* werden wir nun mit „Gleichartigkeit" übersetzen müssen, nicht, wie Ph. will, mit „Artgleichheit." Das Denken erkennt, „indem es seine Aufmerksamkeit gespannt auf die Abbilder richtet," ihre Gleichartigkeit, daß sie nämlich alle im Grunde Menschengestalt haben, und zieht daraus den Schluß, daß trotz der Mängel der *αἰσθήσεις*, die den *εἴδωλα* der G. anhaften, doch über diese Grundtatsache angesichts der ständigen Wiederkehr derselben Erscheinungsform kein Zweifel sein könne. Die zentrale Bedeutung der Menschenähnlichkeit der Götter in Epikurs Theologie, auf welche deshalb

...ch Cotta in seiner Gegenrede besonders eingeht, ist oft genug ...zeugt; auch darin erweist sich die Notiz bei Aetius als vor...efflich, daß sie außer der Angabe des Erkenntnisweges (*λόγῳ θεωρητούς*) diesen Hauptpunkt der Erkenntnis (*ἀνθρωποειδεῖς τοὺς θεούς, πάντας* stünde besser hier, es gehört zu beiden Gliedern) ...nthält. Den Grund, warum C. das, was in 46 steht, hier aus dem Zusammenhang herausnahm, werden wir nachher finden.

Darf man nun auch umgekehrt das Diogenesexzerpt aus Cicero ...rklären und bei ihm die Zweiteilung wiederfinden, die in der Antithese *nec soliditate nec ad numerum . . . sed . . . similitudine et transitione* vorliegt? Dann wäre den (vielleicht unter der Einwirkung Aristotelischer Terminologie stehenden) überknappen Worten *τοὺς θεοὺς λόγῳ φησὶ θεωρητοὺς οὓς μὲν κατ' ἀριθμὸν ὑφεστῶτας, οὓς δὲ καθ' ὁμοείδειαν . . . ἀνθρωποειδεῖς* zu entnehmen, daß Epikur den Nachweis der substantiellen (Einzel-)Existenz der G. von den Betrachtungen über ihre menschenähnliche Gestalt getrennt hatte; ein Unterabschnitt des Teils, der von der *ὑπόστασις* der G. handelte, hätte den Gedanken ausgeführt, daß genau genommen nur von *quasi sanguis* die Rede sein könne, während die Quasikörperlichkeit vielleicht mit dem anderen Teil verbunden war. Das Ineinandergreifen erkenntnistheoretischer Betrachtungen und das reale Wesen der G. betreffender Folgerungen scheint mir nicht schwer zu erraten, überall war die Gegenüberstellung mit den *στερέμνια* maßgebend. Wenn aber auch aus dem Unterschied der Wahrnehmungen und der *εἴδωλα* — gewissermaßen in einer Substanzierung des erkenntnistheoretischen Befunds — auf die Andersartigkeit des stofflichen Bestands und der Körperlichkeit der G. geschlossen wurde, so war doch das Ergebnis erkenntnistheoretisch eine klare und sichere Erkenntnis und praktisch die unzweifelhafte Realität der G.; in dieser Hinsicht gab es für Epikur keinen Unterschied zwischen Göttern und der übrigen Wirklichkeit, den *στερέμνια*. (Anfang der III. Epist. ad Menoec.: *θεοὶ μὲν γάρ εἰσιν· ἐναργὴς γὰρ αὐτῶν ἐστιν ἡ γνῶσις· οἵους δ' αὐτοὺς οἱ πολλοὶ νομίζουσιν, οὐκ εἰσίν.*) Es ist zu vermuten, daß über die sublimen Bestimmungen eines *quasi corpus* und *quasi sanguis* irgendwie der Anstieg zur Glückseligkeit und Unsterblichkeit der Götter gewonnen wurde; sichtbare Verbindungslinien bieten weder C. noch die beiden griechischen Parallelen, doch betont die populäre epist. ad Menoec. die Wichtigkeit dieser Eigenschaften. Damit daß C. den ganzen Satz auf die Glückseligkeit und Ewigkeit der G. hinausführt, unter Übergehung (an dieser Stelle) der für eine erkenntnistheoretische

Untersuchung wichtigsten Punkte, ist noch nicht gesagt, daß dies auch das Hauptziel der exzerpierten wissenschaftlichen Abhandlung gewesen sein müsse, wenn diese Dinge darin auch natürlich nicht fehlten (cf. das Zitat bei Philodem, das Ph. S. 595 erwähnt); jedenfalls wendet sich der aus demselben Beweisgang genommene, aber entwurzelte Gedanke in § 50 wieder nicht an das Gemüt, sondern an den Intellekt, und auch Aetius und Diog. L. schweigen davon. Im übrigen (wir wollten ja die Lücke, die hier klafft, auszufüllen suchen) gelang es Epikur schwerlich, ganz ohne Sprünge in seiner Beweisführung zu diesen transzendenten Qualitäten zu gelangen, das dürfen wir aus Sextus E. a. a. O. entnehmen, und darin dürfte die (mit überkommenem Material arbeitende) Kritik Cottas im Recht sein; das hängt zuletzt mit der experimentellen Methode Epikurs zusammen.

So viel zur Erklärung des Inhalts der zweiten Hälfte unseres Satzes. Ich denke der Versuch, die Ersatzstofftheorie Philodems (die ohnedies in einer gewissen Spannung zu der Sublimierung des Wesens der G. als *quasi sanguis* und *quasi corpus* steht) zur Bereicherung und Verständlichmachung dieses Stücks zu verwenden, darf als erledigt gelten. Wir kehren also zu den Emendationen *cumque* und *ad nos* zurück und sehen in dem Ganzen eine seltsame Spielerei, ein stilistisches Bravourstück, das seinen Stolz darein setzt, den Inhalt einer ausführlichen, scharfsinnigen, wissenschaftlichen Abhandlung Epikurs in eine einzige, schön gebaute Periode hineinzuzwängen.

Die Untersuchung des Inhalts des § 49 hat uns immer näher an die Quellenfrage herangeführt. Ja, wir haben insofern schon eine bestimmte Stellung genommen, als wir über den untersuchten Satz bereits das Urteil gefällt haben, er sei nicht Zitat, sondern Exzerpt, und indem wir Stücke in 46, 48 und 50 als demselben Zusammenhang zugehörig, und nun doch wohl von C. selbst daraus herausgenommen bezeichneten. Es ist deshalb wünschenswert, daß zunächst noch weitere Indizien dafür beigebracht werden, daß in unserer Stelle C. selbständig den Stoff verwendet und umgeordnet hat. Da wäre denn vor allem auf den Parallelismus des Gesamtaufbaues dieses dogmatischen Abschnitts (43—56) mit dem II. Buch hinzuweisen, wo die Einteilung in zwei bzw. vier Teile sich als C.s Eigentum herausgestellt hat. Genau entsprechend folgt hier auf den Beweis: *vidit E. primum esse deos* (43—45) ein wiederum inhaltlich davon nicht scharf abgegrenzter Teil *de forma deorum* (46—51), und ein zweiter Hauptteil (52—56)

behandelt *vitae actionem mentisque agitationem in deo.* Den Eindruck, den der Überblick schon an und für sich macht, verstärkt die nähere Betrachtung der einzelnen Teile, natürlich am meisten zunächst des zweiten *de forma d.*, weil hier Überschrift und Inhalt sich schlecht genug decken, worauf auch Ph. aufmerksam macht, und weil wir hier eben die aus dem Zusammenhang des § 49 gerissenen Bruchstücke eingebaut sehen, nicht zuletzt auch wegen der Wiederkehr von Syllogismen im Stil des I. Teils des II. Buchs, die wir den C. auch II 85 ff. haben nachahmen sehen. Aber folgende Erwägung scheint mir nicht minder gewichtig: ein gleichwertiger II. Hauptteil über die *actio vitae mentisque agitatio* der Götter neben einer Darlegung ihres Seins und Wesens hat Sinn und Zweck bei einem Stoiker oder sonst bei jeder Richtung, die den Göttern eine große Aufgabe, die *providentia* und die *administratio mundi* zuweist, aber doch nicht bei einem Philosophen, der sie von jeder Arbeit und Mühe, von den Sorgen und dem Getümmel der Welt fernhält. So bietet denn auch der höchst kümmerliche Inhalt schließlich nichts weiter als lauter antizipierte Negationen zu den stoischen Positionen des II. Buches; zu 54 verweist Plasberg auf fin. I 17, der Gedanke vom deus ex machina ist wohl aus Plato durch die Skepsis übernommen oder sonst Allgemeingut geworden. Es bleiben, soweit ich sehe, für die Quellenfrage nur noch die πρόληψις in 43 ff. und die *ratio* in 47 f. im Rest, beide Begriffe, wenn ich so sagen darf, zersetzt durch Verquickung (bzw. Verwechslung) mit fremden Elementen. Von der letzteren ist das bereits gezeigt, die πρόληψις ist stoisch definiert und das damit verwachsene Argument von der Verbreitung des Gottesglaubens auf der ganzen Welt außerdem auch darum als C.s Zutat verdächtig, weil er es in nat. deor. II und div. I verwendet hat; Epikur liegt es nicht. Wir werden auf diese beiden Stücke bei fin. I 31 zurückkommen. Schon jetzt aber halte ich für erwiesen, daß d i e d o g m a t i s c h e D a r s t e l l u n g d e r E p i k u r e i s c h e n L e h r e i n 43—56 m i t ü b e r r a s c h e n d e r S e l b s t ä n d i g k e i t v o n C. s e l b e r h e r g e s t e l l t u n d n a c h d e m D i s p o s i t i o n s s c h e m a d e s II. B u c h e s g e g l i e d e r t i s t. Der Aufbau der § 49 zugrunde liegenden Schrift, in welcher Form sie auch benutzt sein mag, war davon von Grund aus verschieden. Wie es scheint, ist auch die Abzweckung ihres Inhalts auf die *natura beata et aeterna* nicht original, sondern von C. deshalb die Darstellung auf diese Eigenschaften hinausgeführt, weil er darauf seinen zweiten Hauptteil aufbauen wollte; nicht Epikur, sondern seine Gegner starrten

nur auf diese Stelle, die ewig vergnügten, sorglos untätigen Schlemmer im Schlaraffenland; C. hat ihre Auffassung in die Position projiziert. Die geistreiche Beweisführung des Epikur, deren Grundlinien wir aus § 49 mit Hilfe des Aetius und des Diog. Laert. wieder zu gewinnen suchen müssen, war nicht bloß von einer wesentlich verschiedenen (theoretischen) Stimmung getragen, sie sah auch ihre Aufgabe und ihr Problem in einer ganz anderen Tiefe, und was wir davon erschlossen, reicht allerdings hin, um das Versagen C.s in jeder Hinsicht zu erklären. Er konnte die Finger davon lassen; wenn er sich aber in die Sache mischte, so muß er sich die vernichtende Kritik gefallen lassen, welche seine Behandlung vor allem jener Schrift in 49, aber auch seine Darstellung der Epikureischen Lehre in 43—56 überhaupt nach Maßgabe jener Schrift verdient.

Unsere Analyse führt von selbst zu der Annahme, daß Epikur selbst in irgendeiner Weise benutzt ist, nicht ein jüngerer Epikureer, z. B. Philodem. Angesichts der Tatsache, daß zwischen unserem Abschnitt und Philodems II. Buch *π. εὐσεβείας* sich keine Übereinstimmungen finden, hat Ph. (Berl. phil. W. 1916, Sp. 110) die Annahme fallen gelassen, Ciceros ganzes I. Buch sei dorther genommen, und vermutet nun für den dogmatischen Abschnitt eine andere Abhandlung oder selbstverfaßte Epitome desselben Autors. Nachdem die Versuche, in § 49 jungepikureische Anschauungen hineinzuinterpretieren, sich als ganz unmöglich erwiesen haben, liegt keinerlei positiver Anhalt für diese Hypothese mehr vor, zumal darüber Einstimmigkeit herrscht, daß die historische Übersicht, die unserem Abschnitt vorausgeht, eine für sich stehende (nachträgliche) Einlage bildet. Es hindert also nichts mehr, den Worten zu glauben, mit denen C. in § 49 sein Exzerpt einführt, und wenn man sie unbefangen und genau ansieht, wird man finden, daß nicht für Epikur (*π. θεῶν*), sondern für Philodem triftige Beweise zu fordern wären.

Einen weiteren Beitrag zu diesem Thema hat Philippson in seiner umfassenden Abhandlung im Herm. 1920 und 1921 „zu Philodems Schrift über die Frömmigkeit“ geliefert, den wir nicht unterlassen möchten anhangsweise kurz zu erwähnen. Gilt auch der größte Teil davon dem II. Buch Philodems und dem ganz ausführlichen Abschnitt seines I., den C. (außer Anspielungen auf die Dichter- und Mythologenkritik der Vorlage in 42) übergangen hat, so haben wir doch von C. aus ein dringendes Interesse an diesen Stücken, nämlich insofern, als es zur Korrektur des ungenügenden oder falschen Bildes, das C. vom Epikureismus bietet,

höchst erwünscht ist, daß die Bemühungen in absehbarer Zeit sich zu einer auch weiteren Kreisen (als nur den Spezialisten) zugänglichen und brauchbaren Ausgabe verdichten, wobei es, wie mir scheinen will, wichtiger wäre, daß das Erhaltene in zuverlässiger Wiedergabe zum gemeinen Gebrauch ediert, als daß möglichst viele Lücken durch Konjekturen ausgefüllt würden, so dankenswert selbstverständlich auch das ist.

Ein kleines Kapitel des Verf. befaßt sich mit der historischen Übersicht, die auch in nat. deor. I, 25 ff. steht. Es ist unbestreitbar, daß hier Philodem verwendet ist; namentlich zeigen das die Einzelheiten in den Quellenangaben bei Chrysipp, aber auch bei Aristoteles und Antisthenes: so etwas mochte C. abschreiben, bei Philodem ist namentlich den Stoikern gegenüber das persönliche Motiv der genauen Angaben zu durchsichtig, und C. hat eben gekürzt, was bei ihm keiner weiteren Begründung bedarf. Hätte ich also daran (in meinem vorigen Bericht) nicht rütteln sollen, so verlangen doch die von mir vorgebrachten Argumente eine Erklärung; ich glaube, sie im folgenden geben zu können. Das für die Benutzung C.s zur Rekonstruktion Philodems Wesentliche ist dies, daß nicht einfach angenommen werden kann, C.s Text sei eine wortgetreue Wiedergabe des Philodem. Ich halte es deshalb für gewagt, aus C.s *contra voluptatem* in 37 abzuleiten, daß der Titel der Schrift des Kleanthes nicht (wie sonst überliefert ist) περὶ sondern καϑ' ἡδονῆς gelautet habe. Ferner halte ich es für mehr als unsicher, wenn Ph. die Reste, die man auf Anaximenes beziehen darf, „als Kritik Philodems, nicht als Ansicht“ dieses Philosophen (wie Diels) rekonstruiert. Man beachte die Übergänge, da wo die Namen der in der Reihe nachfolgenden Philosophen erhalten sind, z. B. von Chrysipp zu Diogenes Bab., von Speusipp zu Aristoteles, auch zu Parmenides und Demokrit, und man wird sehen, daß in der Regel (bei den älteren durchweg) überhaupt keine Kritik gegeben ist, daß Diels ganz recht hat „Philodemus nudas plerumque opiniones explicat nullo addito iudicio“; Persaios ist die Ausnahme. Auch an Diels' (Prolegg. S. 124) schlagenden Beweis dafür, daß C. bedenklich gekürzt hat, sei erinnert. Er hat auch schon gezeigt, daß die Angaben über Demokrit, die mit den Herkulanensischen Bruchstücken sich nicht berühren, aus anderer Quelle stammen, wovon im folgenden mehr; dasselbe gilt von dem in § 29 über Plato Gesagten.

Aus Hans Uris Dissertation über „Cicero und die Epikureische Philosophie“, deren Besprechung wir nach

den Werken Ciceros verteilen, nehmen wir hier den dritten Teil vorweg, der die Darstellung und Widerlegung der Epikureischen Götterlehre in nat. deor. I erörtert.

U. wendet sich, die historische Übersicht als nachträglichen Einschub (Hirzel) beiseite lassend, sofort dem dogmatischen Teil (42—56) zu und sieht mit Hirzel gegen die Annahme, daß etwa Epikur selbst verwendet sei, ein Präjudiz in Tusc. II 8: *Epicurum et Metrodorum non fere praeter suos quisquam in manus sumit*, um so mehr als man sonst vielleicht genötigt sein könnte, auch noch die selbständige Benutzung der *κύριαι δόξαι* (45) und des *κανών* (43) anzunehmen. Doch hänge die Entscheidung, ob mehrere oder eine Quelle anzunehmen sei, von der Gesamtkomposition ab: „Zeigt sich hier eine einheitlich geordnete, zumeist sachliche Darstellung, dann werden wir entschieden geneigt sein, einen engen Anschluß an das griechische Original anzunehmen, zumal wenn vielleicht noch andere Wahrnehmungen diese Annahme unterstützen." Da nun eine solche „einheitlich geordnete Disposition" hier zweifellos zu konstatieren sei, indem gezeigt werde: 1. *deos esse*, 2. *quales sint*, 3. und 4. welches ihre *vitae actio mentisque agitatio* sei, welch letztere zwei Punkte „innerlich zusammenhingen und eigentlich eine Einheit bildeten", da ferner C. diesen Aufbau in 104 ff. mißverstanden habe (Schwenke), so sei der Schluß bündig.

Dieser Beweisgang ist auf unserem Gebiet nicht gerade neu, und wenn man sich als Referent so etwas erlauben dürfte, könnte man sogar ärgerlich werden, dem regelmäßigen Gesicht immer wieder zu begegnen. Der Verf. hat vor der Drucklegung die methodischen Ausführungen meines letzten Berichts gelesen und in einer Anmerkung dazu Stellung genommen; aber sein wunderschön runder Kreis gefiel ihm so gut, daß er keinen Anlaß zu Änderungen fand. Immerhin hat er sich mit meiner Warnung auseinandergesetzt, man müsse auf der Hut sein, für die Synthese zu analysieren, vielmehr solle die Synthese sich aus der Analyse ergeben, und deshalb müsse man vom einzelnen ausgehen. U. glaubt dagegen den Vorwurf der Einseitigkeit erheben zu müssen, das einzelne würde ja erst aus dem Zusammenhang verständlich. Gewiß, und in der Philosophie erst recht; ist es ja doch ihre Aufgabe, Zusammenhang, System in das Chaos der vielen Einzelheiten zu bringen. Aber bei genauerer Lektüre und Überdenkung meiner darauf bezüglichen Ausführungen hätte U. merken müssen, daß eben „der Zusammenhang" das Problem bei C. ist, die Frage, ob ein bestimmter Auf-

bau ihm gehört oder seiner Vorlage, und daß es mir nicht ebenso selbstverständlich erscheint wie andern, daß ein leidlicher Aufbau nicht sein Eigentum sein könne, sondern mit aus der Vorlage entlehnt sei. Auf unseren Fall angewendet, bedingt es eine ganz entgegengesetzte Einstellung zu den Unebenheiten und Mängeln unserer Partie im einzelnen, ob wir die Neigung mitbringen, sie abzumildern und aus Ungenauigkeit oder sonstiger zufälliger Abweichung vom Original zu erklären, oder ob dieses Imponderabile bei der Abschätzung des Gewichts des einzelnen Anstoßes fehlt. Ich glaube oben völlig zwingende Gründe dafür geltend gemacht zu haben, daß C. den „Gesamtaufbau" dieses Stückes selbständig hergestellt, d. h. nicht aus einer bestimmten Vorlage mit abgeschrieben hat. Ich gebe zu, das konnte man von vornherein seiner glatten Disposition nicht ansehen, und ich gebe natürlich weiter zu, daß der Fall besonders liegt, gerade auch hinsichtlich des einzelnen, von dem wir ausgingen. Aber das ist es ja gerade. Der Rezensent der Berl. phil. Woch. (1916) hat U. dafür gelobt, daß er den § 49 berufeneren Händen überlassen hat; hätte er ihm den Rat vorher gegeben, so hätte er ihm also den Schlüssel vorenthalten. Ich wollte hier nur an einem Beispiel, wo die Unebenheiten und Schwierigkeiten in der Einordnung des einzelnen unter eine gefällige Disposition nicht unüberwindlich sind, zeigen wie der Fehler der weitverbreiteten Art, bei C. Quellenforschung zu treiben, darin besteht, daß man nicht argumentiert, sondern antizipiert, und daß sein Verhältnis zu den benutzten Vorlagen, auch wenn ihm jede eigentliche Originalität an Gedanken abging, doch nicht von so primitiver Natur ist, daß man in Fällen wie dem unsrigen die Quellenfrage gelöst hat, wenn man eine passable oder gar gute Disposition nachgewiesen hat. Trotz der „einheitlich geordneten, zumeist sachlichen Darstellung" ist in nat. deor. I 42—56 nicht „enger Anschluß an das griechische Original anzunehmen", sondern das Gegenteil läßt sich aus § 49 und der Entstehungsgeschichte des ganzen Werkes erweisen. Außer jener exzerpierten Abhandlung (*π. θεῶν*) sind die *κύριαι δόξαι* (45) und vielleicht auch der *κανών* Epikurs benutzt (wie in fin.).

In dem Abschnitt, welcher der Widerlegung Epikurs gewidmet ist, liegen die Verhältnisse von vornherein anders. Die Anpassung der Antwort an die Darstellung, schon im Ausdruck, offenbart ohne weiteres eine gewisse Selbständigkeit C.s. Außerdem lag U. in der sorgfältigen, in ihrer ganzen Anlage einwandfreien

Dissert. von P. Cropp (Gött. 1909, s. d. vor. Ber.) eine Behandlung des Gegenstandes vor, an welcher er studieren konnte, wohin das Bestreben führt, für ein glattes oder wenigstens ansprechendes Dispositionsschema, das sich C. entnehmen läßt, den Inhalt zu deuten oder, wo er widerstrebt, irgendwie zurechtzurücken. Da hier die Dinge für ein solches Verfahren wesentlich ungünstiger liegen, sah U., daß es nicht das Richtige sein kann, den Inhalt „um jeden Preis unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen"; er erkannte, daß die von Cropp aufgestellte Einteilung „trotz ihrer scheinbaren Genauigkeit ein vollkommen falsches Bild von der wirklichen Sachlage gibt". So lernte er aus dem Fehler seines Vorgängers, daß es zunächst einmal gilt, den Text im einzelnen zu analysieren und erst auf dieser Grundlage die Quellenfrage zu entscheiden. Dabei kam er grundsätzlich, ehe er meine Darlegungen im vorigen Bericht kannte, zur selben Lösung, Benutzung sowohl akademischer als stoischer Argumente durch C. selber unter Ablehnung der Hypothese Cropps, der auf Grund seiner durchgeführten Disposition die Vereinigung beider Elemente schon in die Vorlage (etwa Antiochos) verlegt hatte, während Hirzel auf ähnliche Weise auf Kleitomachos gekommen war. Den Ausweg Cropps „nihil impedit, quominus auctor Academicus argumentationibus aliorum philosophorum utatur" charakterisiert U. treffend dahin: „Mit dieser Behauptung kann man sich freilich über alles hinweghelfen". Zugleich zeigt er, daß nur ein solcher verwaschener Akademiker wie C. (Tusc. V 83) prinzipiell Widerstrebendes so äußerlich und grundsatzlos nebeneinanderstellen und gegen die Epikureische Lehre schlankweg stoische Behauptungen als Gegenbeweis aufführen konnte: „Nirgends ist der akademische Standpunkt in der Tiefe der Argumente ruhend, er scheint vielmehr in einzelnen Bemerkungen (z. B. 66, 84, 94) angeklebt."

Ehe man an die Lösung der Frage nach der Richtung und dem mutmaßlichen Autor der Vorlage oder mehrerer Gewährsmänner herangeht, ist es nötig, die als C.s eigene Zutaten sich dokumentierenden Bestandteile der Widerlegung auszuscheiden. Mit Recht betrachtet U. es als den wesentlichen Fehler Cropps, daß er die Tatsache „der Anpassung der Widerlegung an die Darstellung" unbeachtet gelassen hatte. So scheidet er vor allem das ganz im einzelnen antwortende Stück 104—114 aus: es sei von C. selbständig verfaßt, und da dabei auch starke Mißverständnisse wie insbesondere das der *ἰσονομία* untergelaufen seien, „so braucht nicht mehr bewiesen zu werden, daß ihm für diese Partie im

ganzen natürlich ein griechisches Original nicht vorlag". Auch in 61, 65 ff. und sonst sind solche Beziehungen offenkundig. Desgleichen charakterisieren sich Zwischenbemerkungen wie 69 f. und „lose Gedanken um" einzelne Behauptungen wie 71—75 von selber. Nach Abzug dieser mit der Anlage Ciceros zusammenhängenden eigenen Zutaten bleibt aber nach U. ein Rest mit einer nicht von C. stammenden Gliederung, und 61—64, 65—102 in der Hauptsache und 115 ff. nach Abzug eines Einschubs (117 ff.) sind nach Inhalt und Gesamtaufbau quellenmäßig, 61—64 akademisch, von 65 an alles stoisch, nämlich von demselben Autor, der auch in II 49 ff. zu uns spreche. Allerdings fänden sich in 87—102 weite Strecken, wo sich „im ganzen kein rechter Gedankenfortschritt zeige und zahlreiche Wiederholungen bereits früher gebrachter Dinge", ja selbst „einige Punkte sich finden, die ohne Zweifel gar nicht in den angegebenen Gedankengang passen"; das also seien „lauter Spuren, die auf eine sehr freie Verarbeitung des originalen Materials hinweisen". Die Wiederaufnahme der Dispositionsangabe von 65 in 103 hänge eben damit zusammen, daß eine Spannung zwischen jener Anpassung an die Darstellung und dem neu herangeholten Stoff besteht und C. diesen nicht so meistern kann, daß die Spuren seiner Abhängigkeit verschwinden. Wenn auch nicht ganz ohne Unterbrechung tauche doch in 115 der nach 102 versinkende Faden wieder auf.

Es läßt sich nun von 65—102 im Zusammenhang mit den früher gemachten Feststellungen über II 45 ff. leicht zeigen, daß die stoischen Parallelen in 87 ff. nichts anderes sind als die Wiederholung jener II 49 ff. im ursprünglichen Zusammenhang gegebenen Gedanken des Poseidonios, in 92 ff. auch aus II 134 ff., und daß umgekehrt II 45, um die Beziehung zum I. Buch herzustellen, auch wieder von C. selbst verfaßt sind. Andrerseits können 77—86 nicht mit gutem Gewissen (80!) stoisch genannt werden, ihr akademischer Grundcharakter schimmert zu deutlich durch, wie ja auch für 61 ff. nur diese Herkunft in Betracht kommt. Ebenso wie dort wird man auch für den längeren nnd wahrscheinlich originalgetreueren Abschnitt 77 ff. konstatieren müssen, daß es Cicero war, der allgemeiner gehaltene, gegen den Götterglauben überhaupt gerichtete skeptische Gedankengänge speziell auf Epikur anwandte, während sie eigentlich, wenigstens in einzelnen Sätzen, mehr gegen die Stoa u. a. sich richteten. Wir haben dafür, daß Epikur nur neben andern erwähnt war, auch noch ein direktes Zeugnis in der Parallele des Sextus adv. math. IX 64.

Hier stammt also die genannte *κυρία δόξα* aus Kleitomachos, der eine längere Erörterung darüber hatte, deren Exzerpt C. bietet. (Daß im Original mit den *nonnulli*, falls diese Worte nicht von C. hinzugefügt sind, wie ich glaube, nicht Poseidonios gemeint war, zeigt Hirzel, Unters. I, 37). Abgesplitterte Teilchen aus derselben Vorlage finden sich auch außer 94b z. B. in 107 und 108; auch der Kentaur in 105 ist ein Lieblingsbeispiel bei Sextus E. (Kleitomachos). Ebensowenig galt die an den Haaren herbeigezogene Kritik der Atomentheorie speziell dem Epikur; im Gegenteil die Miterwähnung Leukipps läßt vermuten, daß er vielleicht gar nicht mit genannt war. Übel angebracht ist auch die Digression in 69f., die man natürlich nicht für sich herausnehmen kann, wie U. tat, und schlimm die Rückkehr zum Thema in 71. Es ist m. E. selten so über jeden Zweifel erhaben, daß C. selber, seine Einteilung in der Darstellung als losen Faden benutzend, übrigens nicht zufällig in 103ff. verbo tenus antwortend auf die allein wirklich originalen Gedanken (man beachte auch die Apostrophe Epikurs in 87f.), diesen jeder inneren Konsequenz ermangelnden Aufbau verbrochen hat; auch das mystische Fadenende in 102, das in 115 wieder in die Höhe kommen soll, ist nicht vorhanden.

In derselben Richtung liegt die Lösung der Schwierigkeiten in §§ 115—124; auch hier kommt man zu einem befriedigenden Resultat nur durch die Annahme, daß C. das übernommene Material selbständig für seinen Zweck, die Widerlegung Epikurs, verwendet hat. Es ist erfreulich, daß U. wenigstens ein Gefühl dafür hatte, daß 117—121 nicht so recht in die stoische Vorlage passen, die er im übrigen auch für dieses Stück annimmt — Poseidonios sei es jedoch nicht und 123 erst nach Abschluß der ganzen Widerlegung beigefügt —; er ist aber der Meinung, sie unterbrechen den Zusammenhang und seien wohl anderswoher eingeschoben. Vor diesem Irrtum hätte ihn die vortreffliche Inhaltsangabe Schmekels bewahren können: Wenn Epikur auch über die Verehrung der Götter geschrieben habe, so hebe er doch durch die Lehre von ihrer weltabgeschiedenen Unbekümmertheit und Untätigkeit alle Gottesfurcht auf, da ja die Frömmigkeit auf diese Weise gänzlich zwecklos werde; indem er aber so den Göttern jede Bedeutung genommen habe, sei zwischen ihm und den ἄθεοι kein Unterschied mehr. Nachdem an jedem einzelnen gezeigt ist, inwiefern er die Religion vernichtet habe, wird nun auch von Epikur mit besonderem Nachdruck gesagt: *E. vero ex animis hominum extraxit radicitus religionem, cum dis immortalibus et opem et gratiam sustulit.* Wie ganz anders die Stoiker! Nach einer abschweifenden

Reminiszenz aus fin. in 122 bringt 123 den Schlußsatz, die Moral zu der ganzen Darlegung: somit hat es gar nichts zu besagen, daß Epikur ein Buch über die Gottesfurcht geschrieben hat, *re tollit, oratione relinquit deos* (dieselbe Formel schon in 85). Wenn aber auch Schmekel dazu bemerkt: „Nur die Behandlung und Aufzählung der Atheisten ist in der vorliegenden Ausführlichkeit hier keineswegs notwendig“, so hat offenbar derjenige, der den Beweis anlegte, besser gewußt, daß er eine solche gewagte, dem klaren Augenschein widersprechende Behauptung nicht stark genug stützen konnte, daß eben die Häufung und Variation den Eindruck verstärken und von möglichst vielen Seiten beleuchten sollte, daß es sich tatsächlich um dasselbe handle. Ich behaupte nun, daß dieser Beweis von C. angelegt ist (nicht von Poseidonios), um recht effektvoll mit der Äußerung des Poseidonios, einer so durchschlagenden Autorität, schließen zu können. Daß er die peroratio am liebsten selber und nach seinem Geschmack herstellte, ist noch kein Beweis, aber eine gute Empfehlung. Den Beweis sehe ich darin, daß in dem verwendeten Stoff, der Liste der ἄθεοι, noch deutliche Spuren seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten sind, die deutlichste bei den Eleusinischen Mysterien, deren geringe Eignung für den jetzigen Zweck in dem *omitto* angedeutet ist: *quibus explicatis ad rationemque revocatis rerum magis natura cognoscitur quam deorum*, und damit übereinstimmend die Schlußbemerkung über Demokrit: *quis enim istas imagines comprendere animo potest*, dazu der übrige Inhalt des § 120, der sozusagen als Rohmaterial daliegt und den wir bereits aus I 29 kennen, wo er neben dem in derselben Manier behandelten Plato steht. Das ist Karneades, das ist die Fragestellung πῶς νόησιν θεῶν ἔσχον ἄνθρωποι. Nunmehr darf ich auch die Übereinstimmung der Definitionen in 116 mit Sextus adv. math. IX 123 als weiteren Beweis buchen, obwohl sie bei Kleitomachos in einem anderen Zusammenhang standen als die Atheisten. Endlich weise ich noch darauf hin, daß die nicht aus Philodem genommenen Urteile über die einzelnen Philosophen in I 25 ff., vor allem auch die eben erwähnte Stelle über Demokrit, welche dort die Epikureische Auffassung ihres patronus verdrängt hat, dieselbe erkenntnistheoretische Fragestellung voraussetzen. Ein drittes Mal sind die ἄθεοι in 63 verwendet, doch wohl ebenfalls frei, nicht im direkten Anschluß an die Vorlage. Wenn nicht alles trügt, ist uns das Urteil des Poseidonios, auf das sich C. in 123 beruft, samt seiner Begründung bei Sextus a. a. O. 58 erhalten: ὡς μὲν πρὸς τοὺς πολλοὺς ἀπολείπει θεόν, ὡς δὲ πρὸς τὴν φύσιν

τῶν πραγμάτων οὐδαμῶς. Es bedarf keines Beweises, daß die Begründung, die wir bei C. lesen, damit auch nicht das geringste zu tun hat und die vorhin wiedergegebene Bemerkung am Schluß von 119 damit direkt kollidiert. Ein philosophisches Urteil in einer alten Kontroverse, abgegeben auf Grund und vom Standpunkt einer ganz speziellen wissenschaftlichen Auffassung von Welt und Gott, wird von C. als Ausgangspunkt und Rückhalt benutzt (darum die genaue Angabe der Quelle, auf die ihn vermutlich erst andere aufmerksam gemacht hatten) zu einem glanzvollen Rhetorenkunststück, in dem sich moralische Entrüstungsphrasen und böswillige Sophistik zu einem gleichwertigen Bund vereinigen, um zu dem Resultat zu gelangen: *Ludimur ab homine non tam faceto quam ad scribendi licentiam libero!*

Es ist ja nicht diese Stelle allein, in welcher Epikur in unerhörter Weise insultiert wird; die ganze Widerlegung ist in einem Ton gehalten, der einer sachlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung unwürdig ist; man kann ihn nicht anders als widerlich nennen, zumal bei einem Mann, der sonst in puncto Religion überall, wo sie in philosophischer Weise diskutiert wird, so überaus tolerant, ja farblos und verwaschen ist. Wie ein gerissener Advokat spielt er die Auseinandersetzung auf Nachbargebiete und Fremdes hinüber (70), und insbesondere dürfen die *molles et delicatae voluptates* (113) nicht fehlen. Natürlich, denn die moralische Diskreditierung ist die wirksamste Waffe, sie wirkt schlechterdings tödlich. Es ist ganz klar, wer nicht nur Worte sieht, sondern Gedanken und Motive, der ist überzeugt, daß all das — es zieht sich durch das ganze Stück durch, U. notiert 66. 69—72. 84. 87. 97. 104. 107 f. 111 f. 123 — nicht bloß rhetorisches Beiwerk, meinethalben auch zur Deckung der eigenen Gedankenarmut, pikante Darstellung und nun einmal nicht mehr zu lassende Rednerkniffe sind, sondern daß dahinter eine persönliche Leidenschaft (113!) steckt, die ihre Ursachen haben muß.

U., der aus meinem letzten Bericht und meinem Buch die von mir aufgestellte Ansicht kannte, daß dahinter persönliche Erlebnisse stünden, indem C. aus Anlaß seiner Angriffe auf Epikurs ethische Anschauungen in fin. II mit den römischen Anhängern seiner Lehre in harten Konflikt geraten sei (wir kommen darauf zurück), glaubt für die eben bezeichneten Erscheinungen eine plausiblere Erklärung zu haben. Zu Stellen wie 111 bemerkt er, „man fühle förmlich, wie der Römer beim Klang des Wortes voluptas emporschnellt“. Als Gründe dieser Tatsache sieht er an:

„1. die von rhetorischem Selbstgefühl und rhetorischem Eifer diktierte Entrüstung über die Unsinnigkeit und Unlogik der Behauptungen Epikurs, 2. den in seinem sittlichen Gefühl wurzelnden Abscheu vor der voluptas, die ihm sofort in der konkreten obscena voluptas vor Augen tritt“. Seltsamerweise hat er dafür auch noch besondere Zustimmung gefunden. Die Frage ist doch, warum C. hier, bei dem Thema Theologie, das auf einem ganz anderen Gebiet lag als Logik und Ethik, von dorther Angriffsmaterial herbeiholt, um Epikurs Götterlehre abzutun oder zu untergraben? Warum kommt er auf diese Dinge hier zu sprechen? Die Gelegenheit zum „Emporschnellen“ hat er doch selber erst geschaffen, indem er recht ad hoc abschweifte! Wenn man die Probleme so flach sieht, wundere ich mich nicht, wenn man für die auffallenden Tatsachen in unserer Schrift und in anderen sich dabei beruhigt, man dürfe aus seiner Behandlung Epikurs „der Persönlichkeit C.s keinen Vorwurf machen, weil der Boden zu verschieden sei, auf dem Epikur und C. gewachsen sind“.

Wir stellen also auch für die Widerlegung fest, daß C. den Aufbau, im Anschluß an seine Darstellung, selbständig gemacht hat, und leiten daraus u. a. auch den ständigen Rückfall in die Generaldebatte her mit dem Refrain: *ita nec beatus est vester deus nec aeternus*; damit ist zugleich der von U. beobachtete Mangel eines konsequenten Fortschreitens, auch wohl z. B. die Einbeziehung der *ἰσονομία* in das Leitmotiv erklärt.

Den hier gewonnenen Resultaten über den Aufbau und die Quellenbenutzung in nat. deor. I. II und div. I kommt m. E. eine entscheidende Bedeutung zu; denn es ist selbstverständlich, daß C. nicht bloß bei der Abfassung dieser beiden Schriften, sondern überhaupt so „gearbeitet“ hat. Wer aus den Tatsachen lernen will, und ich glaube, im großen ganzen sind es Tatsachen, die sich uns aufdrängen, der wird den *ἀπόγραφα*-Standpunkt aufgeben müssen, von der Einquellentheorie ganz zu schweigen. Natürlich liegen die Dinge nicht überall in allen Einzelheiten gleich; es kommt ja auch nur auf das Grundsätzliche an. Die Flüchtigkeit der Ausarbeitung dieser beiden Schriften, die ihren literarischen Wert so bedenklich beeinträchtigt, liefert dem Quellenkritiker um so willkommenere Anhaltspunkte, die bei sorgfältigerer Redaktion höchstwahrscheinlich beseitigt worden wären, wenigstens an den anstößigsten Stellen, die uns am meisten verraten, wie nat. deor. II 58 neben 75. Es scheint aber noch eine zweite wichtige

Folgerung sich zu ergeben. Fragen wir nämlich, warum C. geändert und erweitert hat, so genügt dafür offenbar nicht die Antwort, er sei eben auf neues Material gestoßen. Der Vorgang, daß zunächst eine positive, keine dialektisch-probabilistische Behandlung der Probleme beabsichtigt gewesen zu sein scheint, wiederholt sich an einer Reihe von C.s Schriften. Insbesondere aber, meine ich, weist die ursprüngliche peroratio in nat. deor. II, ihre Verpflanzung in die Mitte des Buches und ihre Ersetzung durch eine neue, darauf hin, daß in der früheren Fassung C. selbst positiv Stellung nahm, d. h. gewissermaßen ein Bekenntnis zum Vorsehungsglauben ablegte. Die Spuren einer solchen Stellung sind in div. I weniger deutlich; aber die Benutzung des Kratippos in einer nunmehr stoischen Darstellung weist in dieselbe Richtung. Die Parallele zu Tusc. I liegt auf der Hand.

4. De finibus. Tusc. III. Academica.

H. Uri, C. und die Epikureische Philosophie (s. oben S. 101).

H. Strache, Der Eklektizismus des Antiochus von Askalon. Philol. Unters. 26. Heft. Berlin 1921.

J. Heinemann, Poseidonios metaphys. Schriften. Breslau 1921.

I.

Es war ein glücklicher Gedanke von Uri, Ciceros Verhältnis zu Epikur im Zusammenhang zu untersuchen, und selbstverständlich bildet dafür die Quellenkritik die Grundlage. Dieses Verhältmis ist aber nicht bloß ein sachliches, sondern auch ein persönliches. Immer wieder in so gut wie allen philos. Schriften seiner zweiten Periode nimmt C., auch wo das Thema nicht unbedingt es verlangt, Anlaß, Angriffe und Sottisen in längeren oder kürzeren Abschweifungen gegen die Epikureische Lehre anzubringen, am heftigsten in den Tuskulanen. So hat er auch in der Schrift über das Wesen der Götter, wie wir gesehen haben in nachträglicher Erweiterung seines Planes und im Unterschied von der sonst gleichgearteten Schrift de divinatione, der Besprechung der stoischen Lehre eine ausführliche Auseinandersetzung mit Epikur vorausgeschickt, was durch den Gegenstand und die Art der Epikureischen Lehre an sich keineswegs gefordert war, und zwar mit so auffallend ungerechter, ja feindseliger Erörterung des Themas, daß daraus die Frage entsteht, wie er dazu gekommen sei, er, der sonst so Tolerante gerade in der philosophischen Betrachtung der Religion: denn daß Epikur die Götterverehrung praktisch aufhebe, ist ja

nicht Tatsache, sondern Fiktion C.s, von der er wohl wußte, daß sie in Rom ihre Wirkung tun mußte. Woher kommt das alles? Warum nimmt C. Tusc. III, 37 ff. u. ö. mit solcher Erregung (46, 41, 37) die Diskussion von fin. II wieder auf? Genügt dafür „der im sittlichen Gefühl des Römers wurzelnde Abscheu vor der voluptas", die Folge der völkischen und kulturellen Verschiedenheit der Partner, oder stehen dahinter noch bestimmt faßbare Vorgänge, heftige Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Anhängern Epikurs, ist seine Heftigkeit und Gereiztheit die Folge scharfer Kritik durch die Gegner, die der sensible Mann doppelt schwer empfunden und die seine Eitelkeit tödlich verletzt hatte? Die beiden ersten Bücher fin. stellen uns natürlich zunächst eine quellenkritische Aufgabe; aber wie mir scheint, ist das eben bezeichnete persönliche Problem aufs engste damit verknüpft und die Lösung beider nicht voneinander zu trennen.

In seinen beiden ersten Kapiteln bespricht Uri die Darstellung und die Widerlegung der Epik. Ethik in fin. I und II, in einem Exkurs dazu das ethische Hauptwerk des Antiochos, dem er außer Stücken des III. auch solche aus dem IV. Buche zuweist, und zwar als Fortsetzung der im V. Buche enthaltenen Teile. Ein drittes Kapitel handelt im Anschluß an Pohlenz über die Einlagen in Tusc. II und III, die sich auf Epikur beziehen, und mit demselben Ergebnis über diejenigen in Tusc. V, daß nämlich auch dort C. von sich aus zu Epikur abschweifte und neues Material aus einer schon in fin. benutzten Quelle beibrachte. Wir beschäftigen uns näher mit den beiden Kapiteln des Verf. über fin. I und II, mit dem ersten hauptsächlich, um daran das Fehlerhafte seines Verfahrens herauszustellen, mit dem zweiten, weil es zu positiven Ergebnissen führt. Zunächst aber ein paar Worte zu der methodischen Einleitung Uris.

„Wann", so fragt er, „haben wir das Recht, zu sagen, C. folgt in einem Buch einer einheitlichen Quelle?" Darauf gibt er die Antwort: „Überall, wo es uns möglich ist, aus der Darstellung C.s einen einheitlich gegliederten, organischen Gesamtaufbau nachzuweisen, stammt dieser aus einer einheitlichen griechischen Quelle." U. hat recht, das Prinzip ist nicht neu, sondern genau das, wonach in der Regel verfahren wird und das, um eines der Hauptresultate zu nennen, dazu geführt hat, nat. deor. II auf Poseidonios als „einheitliche Quelle" zurückzuführen. Unter seiner Ägide statuiert auch U.

für fin. I eine Quelle, einen Jungepikureer, und ich kann mich darüber nicht verwundern, obwohl er dazu recht bedenkliche Mittel anwendet. Was heißt „organischer Gesamtaufbau"? Ist, um an nat. deor. I zu erinnern, die dortige Darstellung in 43 ff. „organisch", ist es diejenige in 61 ff. nicht? Und wenn mitunter, wie U. selbst zugibt, „durch die eigene Arbeit C. der Gedankengang des Originals bis zur Unkenntlichkeit verwischt ist?" Da tritt dann also zu der Unbestimmtheit des Begriffs „organisch" auch noch die Unbestimmtheit des Objekts, an welches das Prinzip als Maßstab angelegt werden soll. Es ist unbestreitbar, daß dem Satz Uris ein richtiger Gedanke zugrunde liegt; aber man muß sich bewußt halten, wofür wir diese diffizilen methodischen Erwägungen anstellen: nicht für fin. V oder die zweite Hälfte von nat. deor. II, sondern wir suchen ein letztes, untrügliches Kriterium für die (nicht seltenen) schwierigen Fälle bei C., wo andere Mittel fehlen oder versagen. Und dafür ist, um der gekennzeichneten Unbestimmtheit willen, diese Formel, so vorsichtig sie gefaßt ist, nicht geeignet, weil sie gerade in Zweifelsfällen zuviel Raum für Nebenerwägungen und unbewußte Motive läßt, die, trotzdem sie illegitim sind, den Ausschlag geben. Wer unter den obwaltenden Umständen heute seine Untersuchung mit der Frage beginnt: „Wann haben wir das Recht, zu sagen, C. folge i. e. B. einer einheitlichen Quelle?", ist verdächtig, dieses Ergebnis eher zu erwarten als das Gegenteil, und es geht dann leicht nach dem Satz: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; Uris Behandlung von fin. I ist dafür ein sprechendes Zeugnis. Schließlich hängt eben doch alles davon ab, ob man mit der ἀπόγραφα-Auffassung an die einzelnen Schriften C.s herangeht und als Regel annimmt, daß der Aufbau aus der Vorlage mit übernommen sei, und dann die Mängel und Unebenheiten im einzelnen seiner Unfähigkeit oder Flüchtigkeit zuschreibt oder sonstwie „erklärt", oder ob man auch die Frage der Komposition vollkommen nur nach dem Befund am Text beantwortet.

In fin. I gelangen wir erst nach einer außergewöhnlich langen persönlichen und sachlichen Einleitung bzw. Einführung zum eigentlichen Thema, Epikurs Lehre vom höchsten Gut. Die in 29 beginnende Darstellung nennt wiederholt den Namen Epikurs mit der Versicherung, daß er selber so gelehrt habe. Man pflegt darauf nichts zu geben und anzunehmen, daß C. seine Quellenangabe hinter § 16 versteckt habe. Da in 31 und in der Schlußpartie des I. Buches die jüngeren Epikureer berücksichtigt sind,

ist das Urteil der Einquellentheorie bald fertig: man erklärt die bezeichneten Stellen als Zitate und erinnert an die Tatsache, wie eng sich die Schüler gerade der Epikureischen Schule an den Meister angeschlossen haben. Nachdem ich in meinem Buch über die Schrift de finibus zu dem Ergebnis gekommen war, daß die Stellen, auf welche man die Annahme einer jungepikureischen Vorlage stützt, gar nicht aus der benutzten Vorlage entnommen seien, und daß auch in der Darstellung dieses Abschnitts C. nicht bloß sklavisch seinen Gewährsmann exzerpiert, sondern eigene Zusätze gemacht habe, unternimmt es Uri wieder, den alten Standpunkt zu verteidigen, indem er nachzuweisen versucht, daß die von mir für meine Hypothese der Benutzung des Epikur selber (nämlich einer ethischen Hauptschrift und für einige Stellen der *κύριαι δόξαι*, dazu für 63 der epist. ad Herod.) geltend gemachten Anstöße im Aufbau und Inhalt sich auch anders befriedigend erklären ließen, also die übliche Auffassung zu Recht bestehe, die das Ganze aus einer Quelle herleite, natürlich einem konservativen Jungepikureer. Ich glaube nicht, daß dieser Versuch gelungen ist. Die Beweise für die schriftstellerische Eigentätigkeit C.s sind in dieser ja besonders sorgfältig gearbeiteten und abgeglichenen Schrift weniger auffallend als in den beiden eben behandelten; aber sie fehlen nicht, und es kommt m. E. nur darauf an, ob man sie anerkennen oder wegerklären will. Ich muß aber, um die Diskussion zu entlasten, U. von vornherein zugeben, daß ich in meinem Buch wiederholt und vielleicht zuweilen auch grundsätzlich darin gefehlt habe, daß ich den Nachweis der Nichtzugehörigkeit zur selben Vorlage allzusehr auf die Kritik des Inhalts der fraglichen Stücke aufgebaut habe: es bleibt da der wenn auch oft recht schmale Ausweg, daß diese Mängel sich erklären aus der Flüchtigkeit und sonstigen Indisposition C.s. Immerhin ist es doch höchst merkwürdig, daß neben und mitten zwischen längeren vorzüglichen und in sich fortlaufenden Partien solche anstößige Stellen stehen: woher der Unterschied der Qualität? Das Kriterium Uris schien mir gerade in fin. I für meine Hypothese zu sprechen, indem ich in dem herausgeschälten quellenmäßigen Kern (30, 32 f., 37 f., 42 b—53) einen überraschend schönen „organischen" Aufbau sich von selbst enthüllen sah, während das Ganze, wie wir es bei C. lesen, einen gemischten und teilweise völlig unorganischen Eindruck macht. Sind das nur Geschmackssachen, oder läßt sich darüber etwas Sicheres ausmachen? Die Situation dürfte sich durch die Feststellungen im Laufe dieses Referats doch bereits erheblich

nach der Richtung verschoben haben, daß wir überhaupt mit einer größeren Selbständigkeit C.s zwar nicht der Gedanken, aber um so mehr der Anlage seiner Schriften rechnen müssen; es wird aber natürlich darauf ankommen, auch in unserem Werk zu zeigen, wo und wie er seine eigenen schriftstellerischen Absichten zur Geltung brachte. Man muß die Dinge mehr von diesem positiven Gesichtspunkt aus betrachten, nicht bloß vom negativen der Nichtquellenmäßigkeit, wie ich getan hatte. Das quellenkritische Resultat freilich ändert sich darum nicht.

Dem Schriftsteller C. gehören, darauf lohnt es sich von vornherein sein Augenmerk zu richten, jedenfalls 34—36 und 39; ob auch 40f., bleibe zunächst offen. Diesen Zusätzen wohnt eine doppelte Tendenz inne, nämlich einmal das Bemühen, den abstrakten Stoff durch Beispiele und Beziehungen lebendig und anschaulich zu machen, andrerseits Redner und Gegenredner einander wirklich gegenüber zu stellen: diese Sprecher im Dialog sollen nicht den Heiligen auf alten Bildern gleichen, aus deren Mund Papierstreifen mit schönen Sprüchen laufen, sondern sie sollen ihr Gegenüber ansehen und zu ihm sprechen; was in nat. deor. I an Vellejus zu beobachten ist, gilt auch von unserer Darstellung, daß nämlich — man denke an Reden vor Gericht mit confirmatio und refutatio — nicht bloß der Gegenredner erwidert, sondern schon der Redner verteidigt. Man kann von 39—42a sagen, daß sie beide Tendenzen vereinigen, während 55ff., um auch das vorwegzunehmen, hauptsächlich von der zweiten Tendenz erfüllt sind. Meine Behauptung ging nicht soweit, das Vorhandensein Epikureischer Anschauungen in 40f. und 55ff. zu bestreiten; nur scheinen mir Irrtümer und schiefe Bewertungen zu verraten, daß C. mit gewissen allgemein bekannten Ansichten Epikurs frei geschaltet hat, d. h., daß die mit dicken Strichen und starken Farben gemalten Beispiele und Illustrationen nicht der Vorlage nachgezeichnet, sondern von C. aus seinem schriftstellerischen Ermessen heraus hinzugesetzt sind, und daß daraus einmal der Unterschied von der Umgebung, andererseits auch die inhaltlichen Berührungen zwischen 40f. und 55ff. sich erklären, indem C. eben nur einen kleinen Kreis von gewissen Gedanken der Epikureer, die er für charakteristisch hielt, zu variieren vermochte.

Diese nahe inhaltliche Verwandtschaft verkennt auch U. nicht. Er erklärt sich die Wiederholung bzw. Trennung daraus, daß C. Zusammengehöriges auseinandergerissen habe, und er will deshalb 55ff. an die erste Stelle zurücktransportieren, wo eine kürzere

Fassung derselben Gedanken sich finde, während C. „offenbar bestrebt sei, in der zweiten Partie das wegzulassen, was er bereits in der ersten brachte". Von 65 ff. aber, das nun an 54 heranrückt, meint U.: „Ganz gut aber schloß sich an die Erörterung über die Tugenden der locus de amicitia, der in der Ordnung bei C. recht seltsam nachhinkt: wie die Tugenden, so ist auch die Freundschaft nicht um ihrer selbst willen zu erstreben, sondern weil sie eben uns ein Leben in ἀταραξία ermöglicht." Damit wäre denn freilich der Kritik die Spitze abgebrochen, etwa in derselben Weise, wie wenn gesagt wird: gewiß, es ist manches nicht in Ordnung bei C., aber das ist auch bei Philodem so, folglich usw. Das heißt doch die ἀκρισία kanonisieren; allerdings gegen solche Methoden ist kein Kraut gewachsen. Im vollen Gegensatz dazu vertrete ich die Auffassung, daß das Besondere der Lage der Quellenkritik bei C. eben dies ist, daß aus dem Studium des Aufbaus und der Zusammenhänge (bzw. Störungen) seiner Schriften sich Hilfen für die Lösung der Quellenfragen ergeben, die wir sonst nicht so leicht wieder haben; insbesondere, das haben wir bereits mehrfach beobachtet, sind diese Schriften oft nicht nach einem von Anfang an feststehenden und unbeirrt befolgten Plan ausgearbeitet, Kunstwerke aus einem Guß, sondern sie haben mehr oder weniger tiefgreifende Umarbeitungen, Erweiterungen, Zusätze erfahren. Man verschüttet sich m. E. den Weg zur Erkenntnis dieser Vorgänge und damit zugleich zu mancher Lösung eines Quellenproblems, wenn man in dieser unkritischen Weise transportiert und harmonisiert. Damit ist der Gedanke vom „organischen Gesamtaufbau" zu Tode geritten, allerdings die Einquellentheorie und der Jungepikureer gerettet.

Die Darstellung, die C. von der Epikureischen Lehre gibt, wird von U. in vier koordinierte Teile zerlegt. Das ist ohne Zweifel nicht im Sinne C.s, der eine deutliche Zweiteilung hat und außerdem die mit 55 beginnende zweite Hälfte der ersten nicht gleich- sondern beiordnet mit den Worten: *Huic certae stabilique sententiae quae sint coniuncta, explicabo brevi* (cfr. II 85: *nunc dicam ad reliquam orationem tuam*). Das ist keine gute Grundlage für Uris Versuche, namentlich nicht für den zweiten, die amicitia aus ihrer Anhangsstellung zu befreien, auch nicht für das Urteil, der Anfang von 55 sei eine häufig angewandte „Kompositionsphrase", mit der C. „einen zerrissenen Zusammenhang wieder flicken will". In noch schlimmeren Konflikt mit C. gerät U. bei seinem Versuch,

in 37 ff. Platz zu schaffen für den Inhalt von 55 ff. U. rechnet 37—42 noch zum vorhergehenden Abschnitt, ohne Zweifel im Widerspruch mit C.s Worten: *Erit enim iam de omnium virtutum cursu ad voluptatem proprius disserendi locus*, der Überschrift des zweiten Abschnitts; auch das szenische Zwischenspiel, das C. zum Zweck der Andeutung der Disposition zu verwenden pflegt (s. z. B. Lael. 25 und 32), bestätigt seine Absicht. Natürlich ist das noch nicht unter allen Umständen maßgebend für die Vorlage; aber wenn sein Referat sinnvoll erscheint, welchen Grund haben wir da, von ihm abzugehen? Ist es nicht völlig „organisch", wenn erst davon gesprochen wird, daß jedes Lebewesen nach Lust strebe, wenn weiter gezeigt wird, daß man nicht nach jeder Lust streben dürfe, und wenn nun im Anschluß daran der Begriff der Lust festgestellt und dazu dann die Tugenden in Beziehung gesetzt werden? Gewiß besteht auch eine Verbindung nach rückwärts, aber mindestens ebenso stark nach vorwärts, ein Beweis für den durchaus organischen Charakter dieser Gedankenfolge. U. hätte sie gewiß nicht „vollkommen unorganisch" gefunden, wenn er nicht den Hintergedanken gehabt hätte, eine Lücke zu schaffen, um 55 ff. hineinzustopfen. Und was käme dabei heraus? Eine Verschlimmerung, nicht eine Verbesserung. Mit Recht rügt U., daß „in 37 von einem Abschnitt begonnen wird, der erst in 42 ausgeführt wird". Das Ideal des Epikureischen Weisen, wie es uns in 55 ff. geschildert wird, gehört nicht hinter die Definition, sondern an den Schluß; es hat schon seinen richtigen Platz — denn 65 ff. bezeichnet C. selbst als Anhang —. Aber auch schon die Gegenüberstellung des mit allen Glücksgütern Gesegneten und des elendesten Schmerzensmannes in 40 f. paßt schlecht hierher, und der Anstoß Uris erledigt sich bestens durch die Annahme, daß erst C. diese Störung hereingebracht habe, in der bereits angegebenen Absicht, das Abstrakte in einem eindrucksvollen Bild zur veranschaulichen. Da auch 39 sein Eigentum ist und die Überleitungsformel am Schluß der Einlage derjenigen in 37 (und 32) so gar ähnlich sieht, wird man also, nach allen Regeln der Logik, zumal auch inhaltliche Bedenken sich melden, 39—42 a als Zutat C.s ansehen müssen und die Verbindung der Definition mit dem Abschnitt über die Tugenden als quellenmäßig betrachten. Die Transportation ist also nicht das geeignete Mittel, die Schwierigkeit aus der Welt zu schaffen, die in der nahen inhaltlichen Verwandtschaft (im Thema und größten Teils in den Gedanken) der beiden Stellen enthalten ist. Nimmt man einen Moment die quellen-

kritische Brille ab, so erkennt man außer den bereits erwähnten Zügen von schriftstellerischer Initiative auch noch weitere, vor allem den, daß C. großen Wert darauf legt, das Hauptthema immer wieder in Erinnerung zu bringen und Übersicht zu schaffen; eben dahin zielt auch die Zusammenfassung am Schluß des Abschnitts über die Tugenden (54), die diesen Teil deutlich gegen das Folgende abgrenzt: man fragt sich nur, warum hier nicht wie in 34 ff. eine szenische Zwischenbemerkung steht.

Von dem Mangel eines organischen Zusammenhangs innerhalb des II. Teils ist es nicht schwer sich zu überzeugen, wenn man von hinten anfängt und von dem locus de amicitia kommend in 63 f. auf Brocken über Epikurs Stellung zu Dialektik und Physik stößt und davor, wie auch schon in den Bemerkungen über die Freundschaft, einzelne *κύριαι δόξαι* antrifft. Ich habe unter diesen Umständen die Dreiteilung der Aufgaben der Physik als grobes Mißverständnis der Stelle Diog. L. X 37 angesehen, indem *superstitio* den *δοξαζόμενα*, *ignoratio rerum* den *ἀπορούμενα*, folglich *liberamur mortis metu*, wenn auch nur formal als drittes Glied, den *ζητούμενα* entspreche, insofern C. wie so oft die Todesangst als treibendes Motiv Epikurs einsetze; also, so schloß ich, werde mit der Dreigliederung *verborum vis et natura orationis et consequentium repugnantiumve* das griechische *τὰ ὑποτεταγμένα τοῖς φθόγγοις* wiedergegeben, und C. habe nicht gemerkt, daß er ja von Epikurs physikalischen Anschauungen rede, wo es sich um Dinge, nicht um Worte und Begriffe handle. Das bezeichnet U. als „glattes Mißverständnis“, mit *ea scientia* sei die Dialektik gemeint. Das ist ein psychologisch nicht uninteressanter, freilich auch nicht neuer Versuch, C. zu retten, aber eben doch ein solcher, der vor der Kritik nicht standhält; über derlei sollten wir hinaus sein. „Ähnlich unhaltbar“ sei meine Annahme der direkten Benutzung der *κύριαι δόξαι*. Darum, ob und wie alle diese Dinge auf das Thema, die Lehre vom *τέλος*, bezogen seien, macht sich U. keine Sorge. Ohne Frage ist das erste Stück dieses Abschnitts, von 55 an, weniger Konglomerat in dem Sinn wie 62 ff.; trotzdem halte ich es für sicher, daß C. auch hier selbständig, d. h. ohne Anschluß an eine bestimmte Stelle einer Vorlage, das Bild des Epikureischen Weisen entworfen und „nach stoischer Manier gemalt hat“, oder, wie U. sich ausdrückt, „wir haben die Darstellung des Weisen in antistoischer Tendenz“. Weil er aber meinen eben wiederholten Ausdruck dahin mißdeutet, „dies Idealbild des Weisen ist eine stoische Manier“, zitiert er zum Beweis,

daß es auch ein Epikureisches Ideal gegeben habe, aus Diog. L. X 133 ff. die Worte: *ζήσει δὲ ὡς θεὸς ἐν ἀνθρώποις.* Mir ist der ganze Wortlaut jener Stelle ein durchschlagender Beweis dafür, daß C. es war, der die Darstellung in „antistoischer Tendenz“ gemacht hat, die U. natürlich seinem Jungepikureer zuschreibt. Dieser Weise lebt nicht wie ein Gott unter Menschen, ihn lassen die dolores Leibes und der Seele, die *aegritudines molestiae maerores*, ihn läßt die unablässig über seinem Haupt schwebende Furcht vor dem Tod nicht die freie Höhe des Erhabenseins über Not und Schicksalsschläge gewinnen. Nicht Fehler im einzelnen (56 Madvig), schiefe Bewertungen u. dergl. sind in erster Linie das Falsche in diesem Bild, sondern seine Dürftigkeit und Schwunglosigkeit, der mühsam abgewehrte Pessimismus im Gegensatz zu dem freien, fröhlichen Optimismus und dem inneren Reichtum der Worte: *τίνα νομίζεις εἶναι κρείττονα τοῦ καὶ περὶ θεῶν ὅσια δοξάζοντος* (NB!) *καὶ περὶ θανάτου διὰ παντὸς ἀφόβως ἔχοντος καὶ τὸ τῆς φύσεως ἐπιλελογισμένου τέλος καὶ τὸ μὲν τῶν ἀγαθῶν πέρας ὡς ἔστιν εὐσυμπλήρωτόν τε καὶ εὐπόριστον διαλαμβάνοντος, τὸ δὲ τῶν κακῶν ὡς ἢ χρόνους ἢ πόνους ἔχει βραχεῖς κτλ.* Jedenfalls aber soviel ist klar, für die Bestimmung des Charakters der Vorlage kann der „polemische Charakter“ (Hirzel) von 55 ff. nicht entscheidend sein. Der Hinweis U.s auf die *ἀγνοοῦντές τινες καὶ οὐχ ὁμολογοῦντες ἢ κακῶς ἐκδεχόμενοι* in der 3. ep. ad Menoecum besagt dafür gar nichts; höchstens könnte die schematische Überleitung in 37, 42, 32 auf eine ähnliche Äußerung der Vorlage zurückgehen. Die Einstellung auf den stoischen Gegenredner, die begreiflicher Weise am Schluß nachdrücklich betont ist, gehört zur Anlage der Schrift C.s, der dem Torquatus in der peroratio alle seine rednerische Kunst zur Verfügung stellt. Wie es kam, daß er, — eigentlich ist es kaum verständlich, — analog seiner Einführung daran noch weitere, innerlich unzusammenhängende Bemerkungen über Physik, Dialektik und Freundschaft anhängte, bleibt zunächst eine offene Frage; wie ich glaube, beantwortet sie sich aus parallelen Unregelmäßigkeiten im Aufbau des II. Buches.

Doch da ist noch der § 31, von welchem U. mir zwar zugibt, daß er „den Eindruck eines Einschubs machen könnte“. Aber, so meint er in der üblichen Weise, das erkläre sich daraus, daß der Jüngere „natürlich in der Darstellung der Epikureischen Ethik den Ausführungen Epikurs gefolgt sei und an einigen Stellen spezielle Bemerkungen angebracht habe“. Um die Schwierigkeit der

mehrfachen Namhaftmachung Epikurs „selbst", besonders aber um die Tatsache, daß es sich hier um grundlegende methodische Fragen handelt, die einen verschiedenen Aufbau der systematischen Darstellung bedingen, kümmert er sich so wenig wie seine Vorgänger. Man erwartete doch mindestens im Beginn von 32 eine Rückführung des Inhalts, daß hier eben nicht die jüngere Beweisführung, sondern die alte Methode des Meisters befolgt werde; statt dessen ist die Überleitung rein stofflicher, nicht methodischer Art, derjenigen in 37 und 42 gleich. Die Annahme, daß hier etwas unter den Tisch gefallen sei, erledigt sich von selber. Nun zum Inhalt dieser rein parenthetischen Notiz. Wieder bestreitet mir U. nicht, „daß die Ausdrucksweise C.s sehr unklar und knapp ist und nicht völlig klar die Einteilungspunkte hervortreten läßt"; der Sinn aber sei völlig eindeutig: „Jüngere wollen eine Tatsache, die unmittelbar sinnlich evident ist und deshalb von E. nicht weiter bewiesen wird, dadurch stützen, daß sich die einen auf die *πρόληψις* berufen, die anderen die *ratio* zu Hilfe holen". Ist es erlaubt, sich in dieser Weise darüber hinwegzusetzen, daß bei C. *πρόληψις* und *ratio* in derselben Gruppe zusammenstehen, daß bei ihm eben das der Mangel ist, daß eine solche differentia specifica zwischen beiden Gruppen fehlt, eine Erscheinung, die sich 66 ff. (bei der 3. Gr.) wiederholt? Auch hier kommen weitere starke Anstöße hinzu, die der stoischen *virtus ipsa per se appetenda* nachgebildete *voluptas ipsa per se expetenda* und der *dolor ipse per se fugiendus*, vor allem aber die stoische Umschreibung der *πρόληψις* als *naturalis atque insita in animis nostris notio*, die man unmöglich mit der *καθολικὴ νόησις ἐναποκειμένη* gleichsetzen kann, zumal nat. deor. I 44 dafür die Variante *insitae vel potius innatae cognitiones* steht. C. war, das zeigen seine Übersetzungen, kein so schlechter Grieche, daß er einen solchen Schnitzer gemacht hätte; er denkt an *ἔμφυτος*. Entsprechend zeigt die Parallelstelle über die Freundschaft stoischen Einschlag in der Benennung der Epikureischen Freundschaftsbünde und auch schon bei der Gruppe der Altruisten, wozu U. fin. III 23 (freilich mit anderer Folgerung) vergleicht. Namentlich aber scheitert die Verteilung der *ratio* und der *πρόληψις* daran, daß beide gar keine Gegensätze sind. Der Begriff ist nach der epikureischen Psychologie ein Erinnerungsbild, *μνήμη τοῦ πολλάκις ἔξωθεν φανέντος* Diog. L. X, 33, d. h. nach dieser Definition ein Erzeugnis lediglich der sinnlichen Wahrnehmung. Das ist er aber auch schon bei Epikur selbst nur bei den Dingen, wo die sinnliche Wahrnehmung ausreicht, nicht bei den Göttern, wo auch der *λόγος* mitwirken

muß, weil die sinnlichen Eindrücke nicht an sich ἐναργεῖς, sondern ἄδηλοι sind. Sextus adv. math. IX 43 ff. berichtet uns davon, in welcher Richtung, wie er angibt unter dem Einfluß des Karneades, die Jungepikureer weitergegangen seien: Während Epikur selbst zugleich mit dem über Menschenmaß hinausgehenden Bild ihrer äußeren Erscheinung auch den Eindruck der Übermenschlichkeit ihres Wesens, vor allem ihrer Unvergänglichkeit und Glückseligkeit habe entstehen lassen, hätten die Späteren diese Qualitäten auf den Analogieschluß gegründet, indem sie zwischen äußerer Form und Wesenseigenschaften unterschieden und jene nach wie vor auf den unmittelbaren sinnlichen Eindruck zurückführten, bei diesen aber die μετάβασις (καθ' ὁμοιότητα) zu Hilfe nahmen (Beispiel vom Kyklopen = Superlativ von äußerer Mensch, so Gottheit = Superlativ von glücklicher Mensch). Aber es ist ganz klar, der Begriff Gott bleibt auch bei den Jungepikureern ein gemeinsames Produkt von Wahrnehmen und Denken; nur der Anteil des letzteren ist erheblich gewachsen. Es ist nicht schwer, das Fazit für Begriffe wie Lust und Unlust zu ziehen. Auch die Epikureer waren nicht so töricht, Dinge einander gegenüberzustellen, die gar keine Gegensätze sein können; die Funktionen αἴσθησις und λόγος stehen sich bei ihnen gegenüber, und hier haben die Späteren, gezwungen durch die Kritik, geneuert, übrigens nicht prinzipiell, wie schon angedeutet; aber natürlich bleibt der Begriff ein Produkt beider d. h. des Denkens nur insofern, als seine Mitwirkung für nötig gehalten wird. In dem Punkt also, in welchem U. den C. korrigieren will, hat er recht, in der Verbindung von ratio und πρόληψις; dagegen nicht darin, daß sein Text den Eindruck hervorruft, als gälte nicht schon für Epikur, daß wir auf Grund des (aus der Erfahrung gewonnenen) Begriffes von Lust und Unlust *alterum esse appetendum, alterum aspernandum sentiamus*. Es bleibt aber dabei, daß eine differentia specifica zwischen C.s beiden Gruppen fehlt, wenigstens eine philosophische. Vielleicht darf man auch hier aus 66 ff. eine Erklärung entnehmen in dem Sinne, daß ihm theoretische und praktische Unterscheidungsmerkmale durcheinander gekommen seien, daß zu unterscheiden sei zwischen den Anhängern einer frischen draufgängerischen Propaganda, die den Kampf mit den Gegnern aufnimmt, und den still Zurückhaltenden, welch letztere natürlich zugleich die Konservativen waren, die aber auch an der Beweismethode Epikurs festhielten. Auch in diesem Fall läge bei C. eine Verwechslung vor, denn die *ratio* müßte bei der zweiten Gruppe stehen. Wahrscheinlich hat er von zwei Richtungen gehört,

die aus 66 ff. noch deutlicher zu erkennen sind, wenn man die dritte Gruppe als Sondergruppe streicht, nämlich die streng an Epikur festhaltende und die moderne, sich anpassende; er hat aber in 31 den Fehler gemacht, zu übersehen, daß ja die eine mit Epikur identisch ist, und hat nun suo Marte die zwei Richtungen zu differenzieren gesucht. Der Versuch Uris aber, aus 31 und 66 ff. eine Entwicklung des Epikureismus unter stoischem Einfluß herauszukonstruieren, zeigt, wohin man kommt, wenn man Quellenprobleme unkritisch löst. Er kommt zu der Ungeheuerlichkeit: „So wird ihnen — nämlich in der Anpassung an die stoischen Gegner — der λόγος (das allgemeine Gesetz) zu dem Kriterium, welches die Wahrheit der Einzelwahrnehmung erst erweist"; sie hätten damit, wie U. wohl sieht, den Sensualismus aufgegeben und „eigentlich gegen die Grundlagen ihres Systems sich an Kräfte gewandt, die sie in ihrem System nicht recht unterbringen konnten". Soviel ist klar, die sachlichen Schwierigkeiten der Umstellung der Methode haben mit der Verwirrung, die in § 31 herrscht, nichts zu tun. Ich habe um des gänzlich interpolatorischen Charakters der Stelle, ihrer Verwandtschaft mit 66 ff. und ihres konfusen Inhalts willen angenommen, daß C. an beiden Stellen auf eigene Faust, ohne schriftliche Grundlage versucht habe, Gehörtes und Erfahrenes zu rubrizieren. Es ist noch an die innere Beziehung zu den im Anhang (63 f.) und in der Einleitung des I. Buches stehenden erkenntnistheoretischen Partien zu erinnern, die zu den Academica hinüberleiten. Auch hierauf wird nachher zurückzukommen sein. Auch hier hat U. das Problem in bedenklicher Weise verwischt durch haltlose Harmonisierungsversuche, aus denen alles weitere Unheil floß.

Von diesem § 31 laufen starke Fäden nach n a t. d e o r. I 43 ff. hinüber; darum ist noch ein kurzes Wort über diese Beziehungen nötig. Der Unterschied besteht darin, daß, was an unserer Stelle (nachträgliche) Interpolation geblieben ist, dort in den Text verwoben wurde, und zwar darin ganz richtig, daß πρόληψις und *ratio* getrennt sind, erstere auch dort stoisch definiert und nur unter dieser falschen Flagge eigentlich für C.s Beweis verwendbar, letztere in 47 als Fundament für einen Syllogismus benutzt, der auf einer Linie steht mit nat. deor. II 84 ff.: wie dort Gedanken des Poseidonios auf Schlußformeln gezogen werden, so will C. hier dem Epikur in entsprechender Weise unter die Arme greifen. Damit ist der historische Wert dieser Stellen erledigt und ein neuer Beitrag für die Benutzung des Epikur selbst geliefert.

Die Lösung des Quellenproblems des II. Buches ist natürlich erleichtert durch das Ergebnis über die zweite Hälfte von nat. deor. I, schon insofern, als man von dorther die Fragestellung mitbringt: ist eine Kampfschrift gegen Epikur benutzt, oder hat C. auch hier das, was er an Material anderswoher geholt hat, selber für seinen Zweck hergerichtet? Aber auch, wenn man, wie U. mit mir, das letztere annimmt, ist damit noch nicht zwischen einer und mehreren Quellen entschieden und noch nichts über das Maß der Abhängigkeit gesagt. Immerhin hat man soviel bald heraus, daß die Disposition sich nach dem Aufbau des I. Buches richtet, analog nat. deor. I, auch in 86 ff., was ich in meinem Buch übersehen hatte: es handeln I.) 17 ff. über den Begriff und das Wesen der Lust, II.) 43 (45) ff. über die Tugenden, III.) 78 ff. über die Freundschaft, IV.) 86 ff. über das Glück des Weisen, indem auf I 65 ff. eher geantwortet wird als auf I 55 ff. und auch in 70 ff. ein Abschnittchen kommt, das zu I) gehört oder jedenfalls auf seinen Inhalt zurückgreift, Unregelmäßigkeiten, die es gilt von Anfang an im Auge zu behalten. Die Meinungsverschiedenheiten über dieses Buch bestehen nun nicht etwa darin, daß die Benutzung des Antiochos für große Strecken darin bestritten würde, die Berührungen im I. (historische Übersicht) und IV. Teil mit fin. V sind evident, sondern sie betreffen einmal das Maß der Abhängigkeit, d. h. ob eben dieselbe Schrift wie in fin. V benutzt, nur eben frei verwendet wurde oder eine weitere desselben Autors, und dann vor allem die §§ 45—47, welche die Anhänger der Einquellentheorie, eventuell als Zitat, mit aus Antiochos übernommen sein lassen, der ja wie bekannt der Stoa nicht fern stand. U. hält in diesem Buch die Anzeichen selbständiger Gruppierung und Anwendung des übernommenen Stoffes durch C. für deutlich genug, um die Annahme nur einer Quelle und enger Abhängigkeit davon mit mir abzulehnen; insbesondere nimmt er auch für 17 ff. und 51 ff. eine sehr große Selbständigkeit C.s an.

Es ist für die Bestimmung des Verhältnisses des II. Buches zu Antiochos und die Frage der Benutzung einer besonderen (gegen Epikur gerichteten) Schrift von ihm wesentlich, daß auch in 86 ff. (abgesehen von der großen Einlage aus dem Hermarchosbrief) nicht direkte Übertragung (wie ich zunächst meinte), sondern Nutzanwendung der übernommenen Gedanken gegen I 57 ff. zu konstatieren ist. Mit Recht sieht U. die Stellen, die sich auf die Frage beziehen, ob Lust und Schmerz das höchste Gut bzw. Übel seien, als Beiwerk, die Dauer des Glücks des Weisen wie

in der Darstellung des I. Buches als das Hauptthema C.s an. Er macht ferner auf Differenzen in der Nebenfrage mit der Auffassung des Antiochos aufmerksam, der über die Bedeutung der voluptas anders denke (V 45) als 108 f. Während U. noch an einen besonderen Abschnitt in der Abhandlung des Antiochos denkt, folgere ich aus der Feststellung der freien Verwendung durch C., daß damit nicht bloß die Notwendigkeit fortfällt, neben der in V benutzten Schrift des A. noch eine weitere anzunehmen, sondern daß eben die dort übersetzten Ausführungen die Quelle sind, da U. zeigt, daß die Hauptgedanken der entscheidenden Stellen alle dort sich vorfinden. Ein weiteres Indizium der Selbständigkeit C.s bei der Abfassung dieses Abschnitts ist die parallele Heranziehung der *κύριαι δόξαι* in Buch I und II. Die Eingliederung der historischen Übersicht im I. Teil in die entsprechende Stelle im V. Buch macht keinerlei Schwierigkeiten. Unter Verweisung auf die viel ausführlichere Wiedergabe derselben Übersicht im Lucullus und die sonstigen Parallelen (C. hat sie sehr oft benutzt, s. d. vor. Bericht, wie er ja überhaupt historische Überblicke liebt) meint U., der originale Abschnitt bei Antiochos sei erheblich umfassender gewesen, als ich annehme; es kommt darauf an, ob man ihm Einleitungscharakter gibt oder darin einen wesentlichen Teil der sachlichen Auseinandersetzung sieht: vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte. Wir kommen darauf später zurück. U. erweitert noch meinen Hinweis (35: *unus Aristippi vel Epicuri*), daß im Original Epikur keinesfalls besonders hervortrat, also auch hier die spezifische Anwendung des übernommenen Stoffes C.s Werk ist. Die Tatsache, daß C. an unserer Stelle recht frei über die Übersicht verfügt hat, erkennt man noch deutlicher als aus der Zerstückelung und den Wiederholungen in diesem I. Teil aus der getreueren und geordneteren Wiedergabe Lucull. 138 ff. Diese Tatsache nun ist von entscheidendem Gewicht bei der Beurteilung von 43 f., insbesondere für die Art der Erwähnung des Namens Chrysipps. U. hat recht, seine Nennung in 44 ist keine so direkte Quellenbezeichnung, wie manche andere; aber man muß doch fragen: warum hat C. nach Abschluß der historischen Übersicht, die in 43 ganz unverkennbar mit den Worten: *post enim Chrysippum non sane est disputatum* zu ihrem Ziel geführt ist, in der darauf gestützten Situationsbezeichnung gerade den Chrysipp den nach C.s Ansicht — denn das ist nicht Antiochos! — allein noch übrigen Epikureern gegenübergestellt, warum ihn nach 43 nochmals genannt und in 43 mit ihm geschlossen? U. nimmt nicht an, daß 45

bis 47 ein Zitat des Antiochos sei — Zitat ist das ja überhaupt nicht, sondern Exzerpt —, weil es in dessen Zusammenhang keinen Platz gehabt hätte, und meint damit jedenfall die historische Übersicht, womit er recht hat; auch schon 43 f. kann in dieser Form nicht dort gestanden haben. Freie Verwendung ist also auch dafür sicher und damit die Möglichkeit, daß die Stelle als Zitat aus A. genommen sei, natürlich bedeutend vermindert, die Inkongruenz des Inhalts mit Buch V für jeden, der sehen will, augenscheinlich. Wer nicht im Bann der Einquellentheorie steht, wird also direkte Benutzung Chrysipps oder, wenn man denn mit U. gar so vorsichtig sein will, überhaupt „eines stoischen Schriftstellers" für das Nächstliegende halten. Immerhin ist zuzugeben, daß die vorgebrachten Argumente eine Verstärkung gern vertragen können durch Momente, die aus anderen Beobachtungen stammen.

Schwieriger ist die Entscheidung über anonyme, wenn ich so sagen darf, unmarkierte Strecken im Text wie 18 ff. (wozu 70 ff. zu nehmen ist) und 48 (51) ff. Die Konstatierung inhaltlicher Anstöße führt auch hier für sich allein noch nicht zum Ziel, obwohl sie sehr wichtig ist für den Nachweis der Selbständigkeit C.s; man muß dafür auch noch Beobachtungen positiver Art beibringen. So habe ich das Römische in der Art der Behandlung der einzelnen Tugenden hervorgehoben. Einen weiteren Beitrag gibt U. in folgender psychologischer Betrachtung, der man eine gewisse Beweiskraft nicht wird absprechen wollen. Er zeigt zunächst an Einzelstellen wie I 34 ff., II 72, wie Assoziationen bestimmend sind für C.s Gedankenführung. Von da geht er zu größeren Gedankengängen weiter und bemerkt z. B. über 18 ff.: „Man sieht hier, wie ein einheitlicher Bewußtseinsinhalt, eine einheitliche Stimmung den Autor erfüllt, und von hier aus kommt er auf alle möglichen, irgendwie zur Sache gehörigen Dinge, um dann, wenn seine Einfälle zu Ende sind, zum Ausgangspunkt zurückzukehren." Für solche Stücke also, wo sich zwar keine logische Ordnung findet, wo wir aber „die einzelnen Gedanken in ihrer psychologischen Verkettung begreifen können, wenn wir dem Gedanken ganz im einzelnen nachgehen", folgert er: „Ein einheitlicher Affekt gibt derartigen Stellen die Einheit; vom logischen Standpunkt aus kann man dagegen kein einheitliches Band finden, und mir scheint es, daß dieser einheitliche Affekt in Ciceros Person wurzelt" usw. Auf diesem Wege gelangt er auch zu einer glücklicheren Formel für die Nichtquellenmäßigkeit dieser Stellen: „C. mag diese Einwendungen schon

irgendwo gelesen oder gehört haben, aber in dieser ganzen Formgebung, wie sie vor uns stehen, sind sie sein Eigentum. Er hat ihnen diese Einheit gegeben und sie nicht als Einheit aus einer griechischen Quelle entnommen. Dies scheint mir sicher, und diese Erkenntnis muß uns auch genügen.“ Und doch bleibt natürlich auch hier ein Rest. Man wird dem Abschnitt über die Tugenden (51 ff.) gegenüber den römischen Einschlag und die Gewichtsverteilung als C.s Werk zugeben, aber man muß doch fragen, woher in 17 ff. jener „einheitliche Affekt“ kommt, der die psychologische Einheit bewirke, ob das nicht auch geborgte Glut aus der Vorlage, die bekannte, wenn auch nur imitierte rabies sei, die damals gang und gäbe war in dem Gezänk und Streit der Philosophenschulen. Gibt es eine Möglichkeit, einem solchen Einwand zu begegnen? Mit anderen Worten, gibt es Mittel, nachzuweisen, daß dieser „einheitliche Affekt“, wie uns das Gefühl ohne weiteres sagt, eine persönliche Erregung C.s, nicht quellenmäßige rabies sei? Ich glaube das und habe in meinem Buch auf eine Reihe von Erscheinungen hingewiesen, aus denen wir m. E. folgern müssen, daß nach dem Bekanntwerden der Widerlegung der Epikureischen Ethik durch C. in der Weise, wie wir sie noch in dem Abschnitt über die Tugenden lesen, heftige Auseinandersetzungen stattfanden, in welchen ihm der Vorwurf gemacht wurde, er habe keine Ahnunng von Epikurs Auffassung von ἡδονή, seine Behandlung sei ein gänzlich verfehltes, grobes Zerrbild; gegen diese römischen Anhänger Epikurs verteidige er sich in den Einleitungen des I. und II. Buches, auch in den Tuskulanen (bes. III 38 ff.) und sonst, und das sei auch die allein richtige Erklärung für die tiefe Kluft zwischen 69 und 70 ff. in unserem II. Buche. U. glaubt ohne diese Annahme auskommen zu können; das nötigt mich zu einer eingehenderen Auseinandersetzung über diesen Punkt.

Es gilt zunächst, sich darüber klar zu werden, daß hier C. in der Verteidigung ist, im Unterschied von dem Abschnitt 31—69, ebenso in Tusc. III 38 und sonst, wie U. selber konstatiert. Es geht ferner nicht um verschiedene philosophische Prinzipien, sondern um die Frage des richtigen Verständnisses, der Interpretation, um die Gegenüberstellung von voluptas und virtus, womit für den Römer ohne weiteres das Urteil über die erstere gesprochen war, namentlich in der Form, wie es 63 ff. geschieht. Sodann werden zum Beweis dafür, daß doch Üppigkeit und Genuß das Epikureische Ziel sei und eben nicht virtus, in Tusc. III 40 f. mit der Einführung *fungar enim iam interpretis munere, ne quis me putet fingere*

(cfr. nat. deor. I 113) neue wörtliche Belege beigebracht, nachdem bereits in fin. II 21 in derselben Absicht die 10. κ. δ. herangeholt und durch einen Zwischenruf des sonst so stummen Triarius nachdrücklich unterstrichen war. Ist es nun weiter Zufall, daß C. an eben dieses Zitat 70 ff. anknüpft, so daß auf diese Weise um das nicht defensive, sondern unbeirrt aggressive Mittelstück gewissermaßen ein einheitlicher Rahmen entsteht, den starke innere Bande zusammenhalten? Daß 70 ff. auf das unmittelbar Vorausgehende Bezug genommen ist, kann dem selbstverständlich keinen Eintrag tun. Nebenbei darf man schon fragen, welches Recht man hat, für Tusc. III direkte Quellenbenutzung anzunehmen, für II 21 die *κύριαι δόξαι* abzulehnen. Endlich die Einleitungen des I. und II. Buches fin. mit ihrer höchst persönlichen Note und der nervösen, in Variationen und Wiederholungen auf und abwogenden Verteidigung: *frequenter dici solet a vobis, non intellegere nos, quam dicat Epicurus voluptatem*, was man doch unmöglich als dialogische Einkleidung betrachten kann, da das in fast allen Schriften wiederkehrt, oft fast mit denselben Worten, z. B. Tusc. III 37: *solent enim isti negare nos intellegere, quid dicat Epicurus.* Es ist U. schwer geworden, den ersten Teil des II. Buches abzugrenzen, er läßt ihn mit 31 beginnen und rechnet die Einleitung bis 30: das geht natürlich nicht, die formale Grenze bei 17 ist eindeutig, aber der „einheitliche Affekt" ist gemeinsam, er hat die Grenzen überflutet. Warum?

U. gibt für diesen Tatbestand die Erklärung, C. habe diese Verteidigungsstellung darum eingenommen, weil er das „instinktive Gefühl" gehabt habe, daß er mit seiner Gleichsetzung des „abstrakten Lustbegriffs" Epikurs mit „der konkreten obscena voluptas" ihm „eigentlich doch irgendwie Unrecht tue". „Er ist sich aber selbst dieser Sache nicht ganz klar bewußt, er tut das nicht mit voller Absicht, aber er fühlt doch das Bedenkliche seines Standpunkts." „Und da C. innerlich den Mangel seiner Auffassung bis zu einem gewissen Grad fühlt, lesen wir immer an diesen Stellen wie in Tusc. III 38: ich soll nicht verstehen, was ihr unter voluptas meint." Diese Erklärung hat besondere Anerkennung gefunden (B. ph. W. 1916), darum habe ich sie wörtlich hergesetzt, obwohl mir total unverständlich ist, wie C. dazu kommen soll, dafür, daß er instinktiv in seinem Innern fühlt, daß er dem E. Unrecht tue, nicht nur in fin. I u. II (Einl. u. 70 ff.), sondern auch in den späteren Schriften immer wieder zu setzen: ihr wiederholt in einem fort die Behauptung, ich verstünde nicht, was Epikur Lust nennt; ganz abgesehen davon, daß der Gegensatz abstrakt —

konkret hier wirklich keine Rolle spielt. So meint nun U. über 70 ff., wo er mit mir einig ist, daß zwischen 69 u. 70 „eine Kluft in der Stimmung herrsche“, die nachfolgende Partie sei „geradezu unentbehrlich. Es ist ganz unmöglich, daß C. in so drastisch verzerrter Weise die Kritik Epikurs einmal abschloß, dazu war C. doch ein viel zu sachlicher Kritiker. Hier war noch ein Gegengewicht nötig, eine Rechtfertigung der Übertreibungen.“ Woher wußte denn C. auf einmal, daß es Übertreibungen waren? Und wenn es schon hier eine Form der transitio war, warum kehrt dasselbe immer wieder? Und hat er denn irgendwie etwas zurückgenommen oder berichtigt, ist nicht das Gegenteil zu konstatieren? Und woher — das ist also des Pudels Kern — woher weiß U., daß C. ein so sachlicher Kritiker war? Das ist er ja eben Epikur gegenüber nicht, nach 70 so wenig als vorher!

Es ist ein Glücksfall, der uns zur richtigen Erklärung verhilft, die Parenthese *nihil enim affirmo* in dem Abschnitt über die Freundschaft (II 80). Dieses Bekenntnis zum Probabilismus, das sozusagen noch den Schneidergeruch an sich hat, ist aus zwei Gründen auffallend, einmal weil es im Gegensatz steht zu II 43, wo der Autor der Worte: *cum Academicis incerta luctatio est, qui nihil affirmant et quasi desperata cognitione certi id sequi volunt, quodcumque veri simile videatur* zweifellos sich nicht zu ihren Anhängern rechnet, zweitens, weil der Abschnitt über die Freundschaft, zu dem § 80 gehört, sich im I. Buch ganz unverkennbar als Anhang oder Zusatz charakterisiert. Jeder moderne Literarhistoriker würde aus jenem Gegensatz, zumal unter diesen Umständen, Schlüsse ziehen. Denn daß im II. Buch auf den locus de amicitia noch ein Abschnitt folgt, der auf einen im I. Buch voraufgehenden Passus antwortet, erklärt sich offensichtlich so, daß dieser Abschnitt, der, wie festgestellt, die genauere Kenntnis der Schrift des Antiochos im V. Buch zur Voraussetzung hat, erst zuletzt hinzukam, daß aber C. im I. Buch es passender fand, sein Gegenstück unmittelbar hinter den Abschnitt über die Tugenden zu setzen, woran er gewiß recht tat; denn daß beide gleichzeitig und symmetrisch, als confirmatio und refutatio, ausgearbeitet wurden, ist das Gegebene von dem Moment an, wo man weiß, daß sie nicht im direkten Anschluß an einen bestimmten Originaltext entstanden sind. Es münden hier also auch alle die Beobachtungen ein, die oben über die entsprechenden Stücke des I. Buchs gemacht wurden, und es kann unter diesen Umständen auch nicht auffallen, daß in den korrespondierenden Abschnitten mehrfach die

κύριαι δόξαι verwendet sind, sondern das ist eine Bestätigung ihrer parallelen Herstellung. Es hat also einmal das I. Buch mit 54 abgeschlossen; und das II.? Ich denke die Isolierung des Stückes II 70—77 ist auch von dieser Seite gelungen, es ist als Rahmen deutlich sichtbar. Zugleich hebt sich der Grundbestand klar heraus, vor allem die Darstellung der Tugenden vom einen und vom andern Standpunkt, eine positiv dogmatische, nicht eine diskursive Behandlung des Themas, wie 69 unverkennbar stark zum Ausdruck bringt, mit ausgesprochen stoischem Standpunkt. Das Urteil in 43 ist, wie bereits oben gezeigt und nun nicht mehr bezweifelt werden wird, C.s Urteil, wofür auch noch leg. I 39 als Beweis angeführt werden mag. Damit ist erwiesen, daß der Abschnitt über die Freundschaft, wo im II. Buch das Bekenntnis zum Probabilismus steht und der natürlich auch symmetrisch angehängt wurde, erst nach einem gewissen Zeitraum hinzukam, während dessen mündliche Auseinandersetzungen stattgefunden hatten, wie wir sie für den Inhalt von I 6 ff. und 31 brauchen. So erklärt es sich, daß der Lucullus eine auffallend breite Behandlung der *notio bonorum et malorum* enthält (128 ff.), und daß umgekehrt in der Einleitung zu fin. I, dazu I 64 (Lucullus 142) und auch 31 Ableger der erkenntnistheoretischen Beschäftigung C.s Aufnahme fanden: die beiden Schriften sind nicht nur gleichzeitig fertig geworden (ad Attic. XII 45), sondern auch, was U. nicht hätte bestreiten sollen, parallel entstanden. Und nunmehr darf es wohl gewagt werden, die Briefstelle ad Attic. XII 12 mit diesem Befund zu kombiniern, wo von einer Schrift E p i c u r u s die Rede ist, die dem Freund zugesandt und bereits irgendwie weiteren Kreisen bekannt geworden war, die, wie wir erfahren, Ärgernis erregt hatte durch die Verwendung von Zeitgenossen als Rollen, natürlich weil sachliche Anstöße im Hintergrund standen. Ist es nun zu gewagt, aus dem allem den Schluß zu ziehen, daß wie die Academica auch unsere Schrift in einer kürzeren Fassung bereits zum Abschreiben fertig gemacht und nach Rom gegeben war, daß aber C., veranlaßt durch die Kritik der Gegner, die Schrift zurückzog und nun nach neuen Beweisen für seine Auffassung suchte, und daß die Heftigkeit jener ersten Erregung in Äußerungen wie 17 ff., 70 ff. sich entlud, daß er, ruhiger geworden, die Worte: *nihil opus est litibus* (II 103 = leg. I 39!) und I 27 niederschrieb, daß aber die Wunde nicht ganz vernarben wollte? Damit dürfte Uris psychologisch gänzlich unmögliche Fiktion erledigt und z u g l e i c h d i e W u r z e l

der heftigen Feindschaft C.s gegen Epikur in allen seinen späteren Schriften bloßgelegt sein.

Es ist kaum nötig, die quellenkritischen Folgerungen noch ausdrücklich auszusprechen, die Benutzung Epikurs selber für das I., des Antiochos und doch wohl Chrysipps für das II. Buch als Hauptquellen, und zwar von Epikur außer dem Abschnitt einer ethischen Abhandlung die κύριαι δόξαι und nebenbei noch anderer Schriften, von Antiochos die im V. Buch übertragene Abhandlung. Die Nachprüfung der Methode und der Einzeluntersuchung Uris hat mir Anlaß gegeben, meine Beweise zu ergänzen und manches einzelne zu korrigieren: beim II. Buch konnte ich einige wertvolle Beobachtungen von ihm zur Bestätigung und Verbesserung meiner Auffassung eingliedern, seine Behandlung des I. Buchs kann ich in keiner Weise für einen Fortschritt ansehen. Insbesondere glaube ich auch an meiner Hauptthese festhalten zu sollen, daß auch das σύνταγμα de finibus b. et m. aus einem viel kleineren Kern, einer dogmatischen Abhandlung stoischen Charakters herausgewachsen ist. Als ich bei der Untersuchung von fin. I und II zum erstenmal auf ein solches Ergebnis kam, mußte ich selbst erst an dieses Resultat glauben lernen; daß es sich in der Weise, wie es dieser Bericht in seinen einzelnen Kapiteln zeigt, bestätigen würde durch gleichlaufende Feststellungen über Tusc. I., nat. deor. II und div. I, hatte ich natürlich nicht erwartet.

Wir haben also anzunehmen, daß in seinem *Epicurus* C. sich offen und stark zur stoischen Auffassung vom höchsten Gut, vor allem zur stoischen Ethik bekannt und daß er dieses Bekenntnis zur Veröffentlichung abgefertigt hatte. Die heftige Gegnerschaft, auf welche er stieß, muß ihn veranlaßt haben, seine Schrift zurückzuziehen und umzuarbeiten oder, richtiger gesagt, zu erweitern, indem das Neue wie Schichten sich über den Kern legte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei seinem Übergang von der dogmatischen zur diskursiven Behandlung der Themen dieses Erlebnis irgendwie bestimmend mitgewirkt hat: er bezog gewissermaßen eine Rückzugsstellung, sein Probabilismus ist eine Klugheitsmaßregel und eigentlich mehr nur schriftstellerische Form oder, wenn man lieber will, Spielerei, während seine ethische Grundüberzeugung stoisch blieb.

(Fortsetzung folgt in Jahrgang 1925.)

Bericht über die Literatur zu den Scriptores historiae Augustae für die Jahre 1916—1923.

Von

Ernst Hohl in Rostock i./M.

Verzeichnis der Schriften.

1. Dessau, H., Die Samaritaner bei den Scriptores Historiae Augustae. Janus I, 1921. Festschrift für Lehmann-Haupt, S. 124 ff.
2. v. Domaszewski, A., Die Topographie Roms bei den ShA. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie, Philos.-hist. Klasse, 1916, 7. Abhandlung.
3. —, Die Geographie bei den ShA. Ebda. 1916, 15. Abhandlung.
4. —, Die Daten der ShA von Severus Alexander bis Carus. Ebda. 1917, 1. Abhandlung.
5. —, Die Consulate der römischen Kaiser. Ebda. 1918, 6. Abhandlung.
6. —, Die Personennamen bei den ShA. Ebda. 1918, 13. Abhandlung.
7. —, Der Staat bei den ShA. Ebda. 1920, 6. Abhandlung.
8. Geffcken, J., Religionsgeschichtliches in der Hist. Aug. Hermes 55, 1920, S. 279 ff.
9. Hasebroek, J., Die Fälschung der vita Nigri und vita Albini in den SHA (zugleich ein Beitrag zur Lösung des Quellenproblems der Hist. Aug.). Heidelberger Diss. Berlin 1916.
10. —, Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus. Heidelberg 1921.
11. Hohl, E., Capitolina amphora. Hermes 52, 1917, S. 472 ff.
12. —, Über den Ursprung der Hist. Aug. Herm. 55, 1920, S. 296 ff.
13. Hollstein, H., Ein Gedicht Hadrians. Rheinisches Museum 71, 1916, S. 406 ff.
14. Homo, L., La grande crise de l'an 238 ap. J.-C. et le problème de l'Histoire Auguste. Revue historique 131, 1919, S. 209 ff.; 132, 1919, S. 1 ff.

15. Rosenberg, A., Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte, Berlin 1921, S. 231 ff.
16. Schmeidler, B., Kleine Forschungen in literarischen Quellen des 11. Jahrhunderts: 2. Adam von Bremen und die Scriptores historiae Augustae. Historische Vierteljahrschrift 1920, S. 138 ff.
17. Schwendemann, J. †, Der historische Wert der vita Marci. Heidelberg 1923.
18. Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 6. Bd., Stuttgart 1920, S. 33 ff. und Anhang S. 309 f.
19. Soltau, W., Die echten Kaiserbiographien. Der Weg zur Lösung des Problems der SHA. Philologus LXXIV (N. F. XXVIII) 1917, S. 384 ff.
20. —, Julius Capitolinus. Berliner philologische Wochenschrift 1917, Sp. 1541 ff.
21. —, Zu den Scriptores Historiae Augustae. Ebd. 1918, Sp. 1047 ff.
22. Tidner, E., De particulis copulativis apud SHA quaestiones selectae. Diss. Uppsala 1922.
23. —, In SHA adnotatiunculae. Strena philologica Upsaliensis (Persson-Festschrift) 1922, S. 149 ff.

Von den sechs Abhandlungen, die Alfred von Domaszewski in den Jahren 1916 bis 1920 in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie veröffentlicht hat, ist diejenige über die Personennamen (Nr. 6) nach Umfang und Inhalt die bemerkenswerteste. Auch über v. D.s Methode gibt sie lehrreichen Aufschluß. Versuchen wir, aus ihr die Grundanschauung des Verf.s über die Historia Augusta herauszuschälen!

Nach v. D.s Ansicht ist die HA das Machwerk eines Fälschers. Dieser Mann lebt „am Ende des 6. Jahrhunderts“ (S. 44; vgl. S. 55), muß also „Zeitgenosse des Gregor von Tours“ (S. 31) sein. Seine Heimat ist Gallien (S. 31; vgl. Nr. 3, S. 14), sein Wohnort Nemausus (S. 33 ff.). In dieser schönen Stadt der Provence wirkt er im Beruf eines „Curator bibliothecae Ulpiae, der den Besuchern die Bücher herausgeben läßt“ (S. 49; vgl. S. 52, wo von einem „alten Katalog seiner Bibliothek“ die Rede ist, und S. 154: „Er las das Buch in seiner eigenen Büchersammlung“). Diese Bibliothek ist, wie ihr Beiname Ulpia vermuten läßt, „eine kaiserliche Stiftung“ (S. 50), die „Hadrianus zu Ehren des Kaisers Traianus in Nachahmung der stadtrömischen Bibliothek“, der berühmten bibliotheca Ulpia zu Rom, gemacht hatte (S. 51). Sie ist untergebracht in den Thermae Traianae zu Nemausus (S. 49). Der Bestand dieser Bibliothek zu

Nemausus belief sich jenem „alten Katalog“ zufolge zur Zeit des Antoninus Pius auf 62000 Bücher (S. 52). Unter diesem stattlichen Bücherschatz befand sich im „6. Schrank“ eine hochinteressante „Kaisergeschichte“ (S. 50), und zwar vertreten in einem Exemplar, dem „vielleicht als Buchdeckel“ ein elfenbeinernes „Diptychon mit der Consecratio des Constantius Chlorus“, der „mit einer Elefantenquadriga fahrend dargestellt“ war, diente (S. 50; vgl. S. 45). Welche Bewandtnis es mit dieser „Kaisergeschichte“, einer Quelle ersten Ranges, hat, werden wir noch sehen. Das Bibliotheksgebäude war mit einer Porticus geschmückt, in der ein „Stadtplan von Rom angebracht“ war (S. 52; auf dieser „zwischen 145—161 n. Chr. gezeichneten“ „Wandkarte“ war übrigens „die Aureliansmauer nachgetragen“ Nr. 2, S. 11). Auf Hadrians Befehl werden zeitgenössische Gelehrte „die besten Ausgaben“ für Nemausus, die „Heimat des Fürstenhauses“, „hergestellt“ haben (S. 52). Wir haben es folglich mit einem sehr bedeutenden Institut zu tun, mit einer Bibliothek, die „auch heute noch in der Überlieferung der lateinischen Literatur ihre Spuren zurückgelassen hat“ (S. 52). Die ihm unterstellte Bibliothek also war es, die dem „Fälscher“ für seine Kaiserbiographien trefflich zustatten kam. Dieser literarischen Produktion müssen die Mußestunden gehört haben, in denen bücherbedürftige Besucher ihn nicht in seiner offiziellen Eigenschaft in Anspruch nahmen. v. D. blickt dem dunkeln Ehrenmann sogar während der Arbeit über die Schulter und stellt fest, daß der fälschende Bibliotheksbeamte mit einem Eifer, der einer besseren Sache wert wäre, „eine Ausgabe Ciceros mit einem Namensverzeichnisse“ (S. 118) wälzt. Aus Cicero holt der „Fälscher“ sich nämlich die zahlreichen Anregungen zu seinen Namensfiktionen, so z. B. drei Namen für die angeblichen Verfasser der Historia Augusta, die in Wirklichkeit sein eigenes, aber mit sechs verschiedenen Pseudonymen ausgestattetes Elaborat ist.

Dafür zwei Beispiele; den Namen des Kaiserbiographen Trebellius Pollio bringt er folgendermaßen zustande (S. 11): „*Trebellius* fand er in den Philippicen als Anhänger des Antonius genannt, und ad fam. 11, 13 a, 4 steht *hora ante praesidium meum Pollentiam venit quam Trebellius cum equitibus.* Diese Stelle hatte er im Auge; denn sie schlägt die Brücke zu Asinius Pollio[1]), den er als den ältesten Historiker der Kaiserzeit kannte, Horaz carm. 2, 1.

---

[1]) Von mir gesperrt. Die Erwähnung des Ortsnamens Pollentia soll also die Ideenassoziation Asinius Pollio ausgelöst haben.

Zugleich war er wie Trebellius ein Anhänger des Antonius. In seinem Trebellius Pollio kam so das Tyrannenblut zur Geltung. [Zum Verständnis diene S. 7: „Beherrscht ist er (der Fälscher) von der Vorstellung, daß geistige Anlagen, vor allem der tyrannische Instinkt, wie eine Art von Contagium in der Welt verbreitet ist und in den Namen der Tyrannen, wie ein Omen, sich äußert."] Er ist es ja, der die vom Fälscher rein erfundenen Vitae triginta tyrannorum schrieb. Demnach hat auf die Wahl des Namens Trebellius gerade der tyrannus *Trebellianus* eingewirkt, obwohl er nur einem Schreibfehler in den Handschriften des Eutropius 9, 8, 1 sein Dasein verdankte." Die Ansicht, daß der Trebellianus der vita triginta tyrannorum „nur durch einen Schreibfehler der Eutrophandschriften entstanden" sei, verschrieben aus Regalianus, wird S. 155 wiederholt. Ich stimme mit dem Verfasser wenigstens darin überein, daß der Name Trebellius Pollio ein Pseudonym ist. Der sogen. Trebellius Pollio, der fünfte im Kollegium der angeblichen sechs *scriptores*, zeichnet verantwortlich für die Vita des Tyrannen Trebellianus; dieser Trebellianus ist — auch darin bin ich mit v. D. einig — keine historische Persönlichkeit, sondern ein „Phantasma" (S. 155). Der Name ist jedoch nicht, wie v. D. glaubt, aus Eutrop 9, 8, 1 entlehnt, sondern der „Fälscher" hat seinen Trebellianus aus dem von ihm gewählten Decknamen Trebellius weitergebildet, den Träger des Namens Trebellianus damit als ein Phantasiegeschöpf des angeblichen Biographen Trebellius kennzeichnend. Daß nämlich der Usurpatorenname Trebellianus im originalen Eutroptext gar nicht vorkam und erst spät als Glosse eines Lesers, der seinerseits die Historia Augusta kannte, in ihn eindrang, habe ich Klio XIV, S. 380 ff. nachgewiesen [1]).

„Das Vorbild" des letzten der sechs Scriptores historiae Augustae, des Flavius Vopiscus Syracusius, ist nach v. D. S. 11 f. „kein anderer Mann als C. Julius Caesar Strabo Vopiscus, der bei Cicero Philipp. 11, 11 genannt wird *alter Caesar Vopiscus*. Der Fälscher verstand oder wollte verstanden wissen, *Vopiscus alter Caesar*. Der Name hatte für den Fälscher auch den großen Vorzug, daß seine Herkunft schwer zu erkennen war. Denn er wird von Cicero nur an dieser Stelle gebraucht. Doch erkennt man, daß die Fortsetzung seiner Biographien Constantinus [2]) wirklich und nicht ohne Grund mit Caesar verglichen hatte . . . Aber warum *Syracusius*? Es ist der

1) Vgl. diesen Jahresbericht Bd. CLXXI (1915. II) S. 122 f.

2) Das Gentile dieses Kaisers, Flavius, hat Vopiscus nach S. 11 akzeptiert.

einzige Fall, daß er die Herkunft eines erfundenen Menschen bezeichnet. In den Verrinen wollte die Erwähnung von *Syracusae* und *Syracusanus* nie enden. Eben mit diesem Meisterwerke sollten die Biographien des Vopiscus wetteifern, in denen es von Ciceronianischen Floskeln wimmelt. *Syracusius* wählte er, weil sich diese Form bei Cicero nur einmal findet de div. 1, 39. Dann aber auch, weil sie an die Herkunft eines echten Autors [1]) v. Aurel. 4, 2 *Callicrates Tyrius Graecorum longe doctissimus scriptor* anklingt. Das ist zugleich der einzige echte Autor, dessen Herkunft er kannte, weil er sie auf dem Titel des Buches las. Eben diesen Autor hat aber Vopiscus für die ihm zugeschriebenen Biographien in weitem Umfang ausgeschrieben. Die Polemik des Vopiscus gegen Trebellius Pollio v. Aurel. 2, 1 *quod Pollio multa incuriose, multa breviter prodidisset* ist ganz berechtigt, wenn hinter dem *Trebellius Pollio* der *Asinius Pollio* steckt, den der *alter Cicero Vopiscus* für einen schlechten Schriftsteller erklären durfte, da ihn ja niemand gelesen hatte."

Um dem Verdacht eines subjektiven Referates zu entgehen, war es unerläßlich, diesen Passus im Wortlaut wiederzugeben. Über den Namen des Vopiscus Syracusius habe auch ich mir früher den Kopf zerbrochen. Was das Adjectivum *vopiscus* bedeutet, mag man bei Plinius n. h. 7, 10, 47 — danach Solin I 69 — nachlesen [2]). Als Name gehört es zu den auf die Umstände bei der Geburt bezüglichen Praenomina, die später nur noch als Cognomina vorkommen [3]). Wer, wie der Urheber der Hist. Aug., über typische Grammatikerkenntnisse verfügt und sich für die Etymologie römischer Eigennamen interessiert, wie die Ausführungen der vita Aelii 2, 3 f. über den Namen Caesar beweisen, der dürfte auch den eigentlichen Sinn des Namens Vopiscus verstanden haben. Wie sich aus dem Wortsinn die Wahl gerade dieses Beinamens für den letzten der angeblichen sechs Biographen allenfalls erklären ließe, darüber habe ich früher [4]) eine Vermutung geäußert, der ich wenigstens vor

---

[1]) Allerdings erfährt man auf S. 159 f., daß „der Name *Callicrates* nicht ohne Grund an den *Callisthenes* des Alexanderromans anklingt, er muß mit Absicht gewählt sein". Woraus folgen würde, daß auch dieser „echte Autor" keineswegs seinen echten Namen trägt, sondern sich eines Schriftstellerpseudonyms bedient. Das Buch des Callicrates „ist ganz derselben Art wie der *Pseudo-Callisthenes*; es ist ein Aurelianroman" (S. 160), den der „Fälscher" der Historia Augusta als „Quelle" benutzt hat.

[2]) Vgl. Drumann-Groebe, Gesch. Roms III², 1906, S. 112, A. 1.

[3]) Vgl. Münzer, Pauly-Wissowa X, Sp. 106 u. 182.

[4]) Klio XII, 1912, S. 481 f. und diesen Jahresbericht Bd. CLXXI (1915. II) S. 119.

v. D.s Vorschlag den Vorzug geben möchte, ohne sie für zwingend zu halten.

Ich stimme v. D. darin zu, daß die Heimatsbezeichnung *Syracusius* auffällig ist. Nun hat v. D. zwar selbst (S. 56) daran erinnert, daß Xenophon seine Anabasis unter dem Pseudonym eines Themistogenes von Syrakus veröffentlicht zu haben scheint, hat es aber unterlassen, die beiden interessanten Fälle einer fiktiven syrakusanischen Heimatsberechtigung bei Xenophon und bei Vopiscus zueinander in Beziehung zu setzen; und doch stellt sich diese übrigens von mir schon vor zehn Jahren[1]) vollzogene Kombination fast spielend ein, sobald man sich beide Tatsachen zum Bewußtsein bringt.

Und nun vergegenwärtige man sich das künstliche Verfahren, das v. D. dem Fälscher ansinnt! Es ist dem Verf. natürlich nicht entgangen, daß das Cognomen Vopiscus, wie ein Blick in die Prosopographie oder in die Konsulliste lehrt, „auch in der Kaiserzeit üblich" war (S. 11, A. 1). Aber „auch hier gilt die Frage, woher sollte er einen dieser Träger des Namens gekannt haben? Aus Statius? Aber aus diesem, der an Personennamen sehr arm ist, hat er keinen Namen entlehnt[2]). Überdies handelt es sich bei ihm um einen Scherz". (Gemeint ist Statius, silv. I 3.) So muß denn die Cicerostelle herhalten. Daß das Verfahren, das der Fälscher mit der Jagd auf entlegene Namen im Corpus der Ciceronischen Schriften eingeschlagen haben soll, einer Erklärung bedarf, hat auch v. D. gefühlt: „Da der Fälscher nur solche Namen verwendet, welche ganz vereinzelt bei Cicero genannt werden oder an den verborgensten Stellen stehen, so kann er sie nicht mit der größten Mühe selbst aufgespürt haben, um so nichtige Erfindungen daran zu heften. Vielmehr besaß er eine Ausgabe mit einem Namensverzeichnisse, das auch heute ja ganz unentbehrlich ist. Die sachlichen Notizen las er mit diesen Namen schon in dem Lexikon verknüpft, wie die Art der Behandlung erkennen läßt" (S. 118). Hier gibt also v. D. zu, daß sein Fälscher ohne ein 'Onomasticon Tullianum' den Cicerotext nun und nimmer zu so eigenartigen Erfindungen hätte mißbrauchen können. Sofort drängt sich die Frage auf: kann es im 6. Jahrhundert einen erschöpfenden index nominum et rerum von der Beschaffenheit des von v. D. für seinen Fälscher postulierten Hilfsmittels gegeben haben? Den Beweis für eine

---

[1]) Neue Jahrbücher XXXIII (1914) S. 707.

[2]) Doch soll bei Statius Valens v. Sev. Al. 48, 6 an den Dichter gedacht sein, dessen Achilleis in v. Gord. 3, 3 genannt ist (S. 128).

solche Möglichkeit, für die Existenzberechtigung eines modernen Cicerolexikons an der Schwelle des Mittelalters ist uns der Verf. schuldig geblieben [1]). Glücklicherweise hat v. D. gar keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch nach seiner eigenen Vorstellung das von ihm dem Fälscher zugemutete Verfahren ohne das „ganz unentbehrliche" Lexikon überhaupt undurchführbar war. Für das von v. D. angenommene Verhältnis des Fälschers zu Cicero bildet die Lexikonhypothese die Voraussetzung; ist diese Voraussetzung hinfällig, so bricht auch die auf ihr beruhende Konstruktion in sich zusammen.

Noch eine Probe für die Folgerungen v. D.s (S. 35): „*Avulnius Saturninus*. Das Gentile scheint nicht zu existieren (Anm. 2 Er [lies: Es] könnte allerdings zu den Bildungen gehören, wie Ogulnius; W. Schulze, Z. Gesch. lat. Eigennamen S. 150), also [2]) nach Cicero *pro Cluentio* 36 in *Avillius* zu verbessern. Folglich [2]) ist auch der *Saturninus* bei Cicero zu suchen, und es ist der bekannteste aller Saturnini, der Volkstribun *L. Appuleius Saturninus*, der *Cat.* 1, 4. 4, 4. *Philipp.* 8, 15 einfach *L. Saturninus* heißt." Wichtiger als diese problematische Deduktion wäre die bei v. D. vermißte Feststellung, daß ein fingierter „Tyrann" des Namens Saturninus [3]), ein schemenhafter Doppelgänger des historischen Julius Saturninus, des Gegenkaisers des Probus [4]), in der *vita trig. tyr.* sein Unwesen treibt; die Annahme, daß durch diesen letzteren Träger des Namens Saturninus die erwähnten gleichnamigen Fiktionen hervorgerufen sind, dürfte plausibler sein als die gekünstelte Ableitung aus Cicero. Doch v. D. läßt sich nun einmal von der eingangs (S. 3) ausgesprochenen Überzeugung leiten, „daß der Fälscher für seine Erfindungen nur solche Namen verwendet hat, für die er in der ihm vorliegenden Literatur eine Beweisstelle, welcher Art auch immer, zu besitzen glaubte". Zu welchen Konsequenzen diese Hypothese im Fall Cicero führt, und daß die dem Fälscher zugemutete Praxis ein Cicerolexikon erheischte, haben wir gesehen, und ich brauche die Beispiele nicht zu häufen.

---

[1]) Eine „Recensio des Cicerotextes", für die er den Vulcatius Terentianus der v. Gord. 21, 5 verantwortlich macht, sucht v. D. S. 52 bis 56 nachzuweisen.

[2]) Von mir gesperrt.

[3]) *Vita trig. tyr.* 23; vgl. H. Peter, Die röm. sogen. dreißig Tyrannen, Abh. Sächs. Ges. d. Wiss. 27, n° 6, 1909, S. 216; Hohl, Klio XII, 1912, S. 480f.; A. Stein, PW II A, Sp. 213.

[4]) Stein, PW II A, Sp. 213 ff.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: daß dem Fälscher Ciceros Werke, den er mehrfach zitiert, nicht unbekannt sind, ist unbestritten und unbestreitbar. Er hat seinem Sprachschatz nicht wenige Phrasen aus Cicero einverleibt, wie längst erkannt ist[1]). Auch Eigennamen hat er aus Cicero entlehnt, allerdings, soweit ich sehe, als *exempla* und nicht um Personen zu fingieren. Wenn er von Maximinus Thrax schreibt (v. Max. 9, 6), er habe regiert '*Spartaci aut Athenionis exemplo*', so ist das eine von v. D. nicht beachtete Lesefrucht aus *de harusp. resp.* 26, wo es heißt *Athenionis aut Spartaci exemplo.* Diese *imitatio Ciceronis* hat nichts Auffälliges; Unkenntnis Ciceros wäre in den Grammatikerkreisen des ausgehenden vierten Jahrhunderts, in denen die Hist. Aug. entstanden sein dürfte, weit sonderbarer. Dasselbe gilt von dem Verhältnis der Hist. Aug. zu Vergil, und es ist hübsch, daß F. Boll einen Vergilreflex sogar in der Prosa einer der Biographien entdeckt hat[2]). Vermutlich würde eine systematische Durchsicht des Textes noch manchen Fund dieser Art ergeben. Seltsamerweise ist es v. D. entgangen, daß in der von ihm besprochenen Stelle (S. 116) die Sallustnachahmung mit Händen zu greifen ist: v. Claud. 5, 4 *nam Gallus Antipater, ancilla honorum et historicorum dehonestamentum* ist ein Abklatsch von Sallust, oratio Lepidi *ancilla turpis, bonorum omnium dehonestamentum*[3]). Die angesichts dieser Feststellung belanglose Beobachtung, daß bei Cicero de legg. 1, 2, 6 der bekannte Historiker L. Coelius Antipater einfach Antipater genannt wird, genügt v. D., um diese Cicerostelle als die unmittelbare Vorlage der Hist. Aug. hinzustellen.

Zugegeben, daß das Corpus der Biographien von gefälschten Namen geradezu wimmelt. Sie sind im allgemeinen unschwer zu erkennen. Soweit es sich nicht um redende Namen (wie vielleicht bei Vopiscus)[4]) oder um mehr oder weniger versteckte Anspielungen auf den wahren Sachverhalt (so z. B. bei dem Cognomen Gallicanus, das allenfalls mit Rücksicht auf die gallische Heimat des Fälschers gewählt sein könnte) handelt, wird sich der Historiker bei dem

---

[1]) H. Peter, Die ShA, Leipzig 1892, S. 168 f.

[2]) Bei J. Hasebroek, Diss. (Nr. 9), S. 12 u. Anm. 24: v. Clod. Alb. 1, 2 ~ Verg. ecl. I 11 f.

[3]) Vgl. C. Lessing, ShA lexicon s. v. ancilla und dehonestamentum und Sallust. hist. I fr. 55, 22 ed. Maurenbrecher.

[4]) Vgl. als ungefähre Analogie die redenden Namen der Juristensprache Agerius und Negidius, die an die Funktion ihrer fiktiven Träger, das *agere* bzw. *negare*, gemahnen.

Nachweis der Fälschung oder, wo dieser nicht erbracht ist, wenigstens bei einer begründeten Verdächtigung der Echtheit beruhigen dürfen. Darüber hinaus in den einzelnen Fällen die Genesis dieser im Grund so belanglosen Erfindungen aufzuspüren, ist nicht seines Amtes. Man prüfe folgende Ausführung (S. 120 f.): „v. Gall. 17, 2 *nec defuit Annius Cornicula, qui eum quasi constantem principem falso sua voce laudaret.* Aber *Cornicula* ist kein Name. Denn *Cornicla* der Veroneser Inschrift CIL V. 3357, wenn überhaupt lateinisch, ist von *cornu* abzuleiten, wie *cornicularius* und *corniclarius* sich findet. *Cornicula* liest man nur bei Horaz epp. 1, 3, 19 *moveat cornicula risum falsis*[1]) *nudata coloribus* und carm. 3, 17, 3[2]) steht *annosa cornix* im Sinne des prophetischen Vogels. So war der *Annius Cornicula* fertig. Das *falso laudat* hatte seine Parallele bei Sammonicus, Macrobius 3, 16, 8 *laudando notat.* Der Witz erschien um so besser, weil der Kaiser Annius Verus hieß.“ Ich weiß nicht, ob diese Deduktion irgendwo Beifall gefunden hat; aber selbst angenommen, sie wäre schlechthin überzeugend, was ist mit dieser Entdeckung gewonnen? Ja, wenn die Horazlektüre sachliche Reflexe geworfen hätte, wenn etwa eine bislang für historisch genommene Szene oder auch nur eine scheinbar sachliche Notiz plötzlich als Horazreminiszenz und damit als historisch wertlos entlarvt würde!

In der Tat hat nun v. D. auch versucht, die Interpretation der Namen den ernsthaftesten historischen Zwecken dienstbar zu machen. Wenn er die wohlbegründete Chronologie Dessaus über den Haufen wirft und den Fälscher in die Zeit des Gregor von Tours hinabrückt, so stützt er sich ausschließlich auf die Erforschung der Namen, weil „gerade die Entlehnung der Namen der einzig sichere (!)[3]) Hinweis sei, die Zeitgrenze zu bestimmen“ (S. 18). Als spätester der lateinischen Autoren, aus denen der Fälscher sich Stoff für seine Fiktionen holte, gilt ihm Jordanis, womit das Jahr 551 als *terminus post quem* für den Verfasser der Hist. Aug. gewonnen ist. In der v. Sev. Al. und in der v. Aurel. wird ein gewisser Acholius genannt. Für den Acholius der v. Sev. Al. vermutet v. D., daß dieser Acholius im Roman des Petronius „eine Gestalt neben Encolpius“[4]) war (S. 21; vgl. S. 121). Zu beweisen

---

[1]) Bei Horaz steht übrigens nicht *falsis,* sondern *furtivis.*

[2]) Lies 3, 17, 13.

[3]) Von mir hervorgehoben.

[4]) v. D. betrachtet es als ausgemacht, daß der v. Sev. Al. 17, 1 u. 48, 7 erwähnte Literat, ein Vertrauter des Kaisers, nach der Romanfigur benamst ist. Er hat offenbar übersehen, daß der dem jüngeren Plinius

vermag v. D. seine Vermutung freilich nicht; aber wenn er dem Petron ansinnt, eine Figur des Namens Acholius eingeführt zu haben, so kann ich meinerseits es dem Petron mindestens nicht untersagen, und da v. D. so wenig wissen kann, wie ich, welche Namen eigentlich in den verlorenen Szenen auftauchten, so will ich die Vermutung, es könnte sich auch ein Acholius darunter befunden haben, auf sich beruhen lassen, weil eben niemand imstande ist, die positive Unmöglichkeit dieses völlig willkürlichen und gänzlich unkontrollierbaren Einfalls zu beweisen. Doch v. D. begnügt sich in betreff des Namens Acholius nicht einmal mit dieser einen Vermutung, die sich, subjektiv wie sie ist, jeder Diskussion entzieht; er versichert uns überdies, daß der Acholius der v. Aurel. 12, 4 „eine ganz andere Figur" sei (S. 21 f.). „Acholius heißt nur ein bekannter Mensch in der ganzen Überlieferung" — Anm. 1. „Die im Thesaurus L. L. verzeichneten Acholius kannte er gewiß nicht."[1]) — „der Bischof von Thessalonice, der Theodosius den Großen taufte. In einer lateinischen Quelle nur genannt von Jordanes Rom. 315[2]) *Theodosius Spanus — veniensque Thessalonica ab Acolio sancto episcopo baptizatus est.* Daß der Name von hier entlehnt ist, beweist auch die Schreibung der Handschrift[3]) *Acoli.*" Also nach v. D. wäre Acholius zunächst eine Figur Petrons, die der Fälscher mit Rücksicht auf ihre von D. vermutete Herkunft aus dem Roman einmal in einem Atem mit dem Petronischen Encolpius anführte. Dagegen behauptet v. D. von dem Acholius der v. Aurel., daß er einzig und allein aus Jordanis entnommen sein könne. Dessau hat bekanntlich gezeigt, daß die Hist. Aug. in Theodosianischer Zeit entstand; in Theodosianischer Zeit gibt es einen historischen Träger des Namens Acholius, den Bischof; es ist dankenswert, daß v. D. auf diese Tatsache aufmerksam macht. Da man des weiteren feststellen kann, daß auch bei Symmachus, rel. 39, 2 und 4 ein Zeitgenosse des Theodosius mit Namen Acholius vorkommt, so stimmt alles aufs beste zu Dessaus Chronologie. Aber gerade diese Chronologie will v. D. nicht wahr haben.

---

unentbehrliche *lector* Encolpius (ep. 8, 1, 2 f.) sich noch eher zum Vorbild eignen würde.

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Über die Quelle dieses Passus s. Kappelmacher bei PW IX, Sp. 1913 f.

[3]) Eigentümlicherweise redet v. D. stets nur von der Handschrift; er meint damit den ältesten erhaltenen Kodex, den Palatinus 899, dessen Photographie sich in Heidelberg als Eigentum der dortigen Akademie befindet.

Daraus, daß der keineswegs singuläre und für die theodosianische Zeit bezeugte Name Acholius rein zufällig in einer literarischen lateinischen Quelle, wenn man von Symmachus absieht, erst im Jahr 551 bei Jordanis nachweisbar ist, schließt v. D. kurzerhand, daß die Hist. Aug. erst nach Jordanis geschrieben ist, also gegen Ende des 6. Jahrhunderts. Dieser Schluß bildet die letzte und äußerste Konsequenz aus der Prämisse (S. 3), daß „der Fälscher für seine Erfindungen nur solche Namen verwendet habe, für die er in der ihm vorliegenden Literatur eine Beweisstelle, welcher Art auch immer, zu besitzen glaubte“. Man hätte allerdings erwarten dürfen, daß gerade diese Folgerung den Verf. gegen seine Prämisse einigermaßen mißtrauisch gemacht hätte. Denn daß das Phänomen der Hist. Aug. zwar aus einer theodosianischen Umwelt heraus sich begreifen läßt, dagegen als Produkt einer um zwei Jahrhunderte späteren Epoche zum unlösbaren Rätsel wird, darüber scheint sich v. D. keine Rechenschaft gegeben zu haben.

Aber haben denn nicht tatsächlich die Personennamen in der Geschichte des Problems eine wichtige Rolle gespielt? Gewiß, und das mit vollem Recht. Dessau, der ἥρως κτίστης der kritischen Hist. Aug.-Forschung, ist ja nicht zuletzt durch die Personennamen auf den richtigen Weg geleitet worden. Er hat mehrere Anspielungen auf einflußreiche Familien der theodosianischen Zeit entdeckt und mit solchen Entdeckungen seinen Indizienbeweis erbracht. Dessau und v. Domaszewski haben also das eine gemeinsam, daß beide Forscher aus Personennamen historisch-chronologische Schlüsse ziehen. Indes mit einem fundamentalen Unterschied. Dessau betrachtet als beweiskräftig lediglich Namen von historischem Gepräge, Namen, die in der theodosianischen Zeit aktuell waren, z. B. Toxotius [1]). Diesen raren Namen bringt Dessau in einleuchtender Weise mit dem aus Hieronymus bekannten römischen Aristokraten der theodosianischen Zeit in Zusammenhang. Ganz anders v. D. Über die wichtige Beobachtung Dessaus verliert er kein Wort. Er zählt vielmehr (S. 138) den Namen Toxotius denjenigen bei, deren Ursprung nicht mit Sicherheit nachweisbar sei. „Aus dem Gebrauch, den er (der Fälscher) von dem Namen *Toxotius* macht, geht hervor, daß er sich der Bedeutung bewußt ist; denn Toxotius ist als eine Art von Appellativ von Apollo zu betrachten.“ Die Beziehung zu Apoll denkt sich v. D. dadurch hergestellt, daß von Toxotius '*poemata extant*' nach v. Maxim. 27, 6,

[1]) Hermes 24, 1889, S. 351 f.; vgl. Hermes 27, 1892, S. 562.

daß er also ein Jünger Apolls gewesen sein soll. Ich kann es mir nicht versagen, demgegenüber die Worte Dessaus zu wiederholen[1]): „Daß derjenige, der die Heimführung der Kaiserbraut durch den vornehmen Senator Toxotius erfand, dieselbe, mit diesem Namen, nicht ins Blaue hinein erfunden hat, ist höchst wahrscheinlich, besonders wenn man die Bemerkung erwägt, die Geschenke des kaiserlichen Bräutigams seien der Braut verblieben, also, mußte der Leser hinzudenken, später an ihre und Toxotius' Nachkommen gekommen. Daß es gerade einer jener beiden Toxotii war, an den der Fälscher dachte, ist natürlich nicht zu beweisen, aber bei der äußersten Seltenheit des Namens doch ernstlich in Betracht zu ziehen." Bei Dessau also ein konkreter Hinweis, bei v. Domaszewski eine vage Abstraktion!

Während Dessau diesen und andere Namen für römische Aristokraten des ausgehenden vierten Jahrhunderts, d. h. für die theodosianische Zeit, belegt hat[2]), ignoriert v. D. diese chronologischen Indizien und bezeichnet die Frage nach der Zeit des Fälschers als „eine offene" (S. 18), um sie dann in der Weise zu lösen, daß er den Fälscher nach Jordanis, d. h. nach 551, ansetzt. Stellen wir uns einen Augenblick auf diesen seinen Standpunkt, so erkennen wir sofort, daß im Prinzip v. Domaszewskis Lösung die Zeitfrage nach unten hin gar nicht zu schließen vermag. Denn was v. D. bewiesen zu haben glaubt, ist doch nur das '*post Jordanem*'. Das ist aber keineswegs gleichbedeutend mit „Ende des 6. Jahrhunderts" (S. 44) oder mit der Zeitgenossenschaft des „Gregor von Tours" (S. 31). Wenn der Fälscher, wie v. D. behauptet, nicht unter Theodosius dem Großen schrieb, sondern erst nach Jordanis, so ist damit nur ein *terminus post quem* gegeben; den *terminus ante quem*, dessen wir zur näheren Zeitbestimmung bedürfen, suchen wir bei v. D. vergeblich. Einen solchen *terminus ante quem* könnte im vorliegenden Fall nur die handschriftliche Überlieferung bieten: die Historia Augusta muß älter sein als die älteste, ihren Text reproduzierende Handschrift. Konsequenterweise darf die Antwort auf die Frage nach der Zeit von v. D.s Standpunkt aus nur lauten: später als Jordanis, früher als die älteste Handschrift. Wenn v. D. vom Ende des 6. Jahrhunderts als der Entstehungszeit spricht, so hat er sich stillschweigend für denjenigen Ansatz entschieden, der unter seinem Gesichtswinkel

[1]) Hermes 24, S. 352.
[2]) Vgl. Hermes 27, 1892, S. 562.

als der früheste überhaupt mögliche Termin erscheint. Wenn die Hist. Aug. schon einmal später als Jordanis fallen soll, dann könnte sie auch erst im 7., im 8., ja im 9. Jahrhundert entstanden sein. Denn die Zeitgrenze nach unten wird so lange einzig und allein durch die älteste Handschrift gezogen, bis v. D. sich die Mühe nimmt, den Beweis dafür nachzuholen, daß die Hist. Aug. nicht nur später als Jordanis, sondern auch vor den Beginn des 7. Jahrhunderts fällt, daß sie also wirklich, wie er bis jetzt ohne Beweis behauptet, an das Ende des 6. Jahrhunderts gehört. Ich hoffe, durch diese recht elementare Darlegung gezeigt zu haben, daß dem chronologischen Problem mit der Preisgabe der theodosianischen Indizien der letzte Halt entzogen wird.

Dessaus Hinweis auf die gerade für die theodosianische Epoche aktuellen Anspielungen ist für das Zeitproblem entscheidend; indem v. Domaszewski dieses aktuelle Moment völlig ausschaltet und sich statt dessen in der lateinischen Literatur von sechs Jahrhunderten, von Cicero bis Jordanis, umsieht, um das Zustandekommen der fingierten Personennamen zu erklären, verliert er den festen Boden unter den Füßen. Wir besitzen nun tatsächlich einen brauchbaren *terminus ante quem* für die Entstehung der Hist. Aug., nämlich das Symmachuszitat bei Jordanis Getica XV 83 ff. Bekanntlich taucht die Vorgeschichte des Kaisers Maximinus, die wir in dessen vita lesen, bei dem gotischen Schriftsteller wieder auf und zwar mit Angabe der Quelle, aus der er geschöpft hat; diese Quelle ist das 5. Buch der *historia* des Symmachus, des Konsuls des Jahres 485 n. Chr. Die enge Übereinstimmung zwischen der vita Maxim., der Hist. Aug. und der Einlage aus Symmachus, die dem Jordanis verdankt wird, ist längst aufgefallen und erklärt sich dadurch, daß Symmachus seinerseits die Hist. Aug. benutzt hat.

Gegen diese wohlbegründete Ansicht Mommsens tritt v. D. auf. Zwar zunächst spricht er sehr richtig von einer „fast wörtlichen Übereinstimmung" zwischen der vita und der Einlage aus Symmachus (S. 22); aber später (S. 91) wird behauptet, daß die Hist. Aug. „die Vorlage auf das gröbste entstellt" habe, während Jordanis „bis auf Geringfügiges stets die reine Überlieferung biete." Diese Behauptung versucht v. D. auch zu beweisen, doch setzt sich sein Beweis lediglich aus Mißverständnissen und schiefen Interpretationen der beiden Texte zusammen, wovon sich jeder unbefangene und vorurteilslose Leser selbst überzeugen kann.

Wenn ich trotzdem auf die eigentlich sonnenklare und durch Mommsens Ausgabe des Jordanis längst erledigte Sache eingehe,

so geschieht es, weil v. D. direkt dazu auffordert und gerade dadurch kundtut, welche Wichtigkeit er seiner These beimißt, deren Tragweite wir noch kennen lernen werden. Ruft doch v. D. aus: „Wie Symmachus seine sinnvolle Erzählung aus dem wüsten Unsinn des Fälschers herausgelesen haben soll, das möge doch jemand beweisen" (S. 98). Diesem Appell muß der Kritiker Folge leisten auch auf die Gefahr hin, bekannte, aber von v. D. nicht beachtete oder nicht anerkannte Tatsachen zu wiederholen und in den Augen derer, die sich von v. D.s Hypothesen nicht blenden lassen, offene Türen einzurennen.

Wir müssen davon ausgehen, daß, wie Mommsen sagte, der Inhalt der v. Maxim. in der Hauptsache „entweder herodianisch oder apokryph" ist[1]). Herodian, den die Hist. Aug. mehrfach zitiert, ist die unmittelbare Quelle der vita Maximini[2]). Als Historiker erledigt der Grieche die Vorgeschichte des Maximinus Thrax mit wenigen Worten (VI 8, 1). Abstammen läßt er den späteren Kaiser von *μιξοβάρβαροι*. Aus diesem *μιξοβάρβαροι* Herodians sind in der vita 1, 6 die Namen der Eltern, Micca und Hababa entwickelt, wie F. Gräbner[3]) entdeckt hat. Daß aber nicht, wie Gräbner glaubte, ein *bona fide* begangenes Mißverständnis des griechischen Textes vorliegt, sondern eine bewußte Erfindung, das lehrt der Gebrauch von *semibarbarus* mit Bezug auf Maximin vita 2, 5[4]). Der Verfasser der v. Maxim. hat also das *μιξοβάρβαροι* bei Herodian sicherlich nicht mißverstanden.

V. Maxim. 2, 1 und 2 ist nichts als eine ausgeschmückte Wiedergabe Herodians: die romantische Betätigung des jungen Hirten in der Abwehr von Räubern ist Zutat des Biographen. Das *ἐς τοὺς ἱππεύοντας στρατιώτας καταταγείς* wird mit *prima stipendia equestria huic fuere* übersetzt. Daran knüpft nun der Biograph, der sich vergeblich bei dem griechischen Historiker nach weiteren biographischen Einzelzügen umsah — nur die Körpergröße und -stärke des Kaisers hat auch Herodian betont — die frei erfundenen Auftritte des jungen Hünen mit Kaiser Septimius Severus, von

[1]) Ges. Schriften VII, S. 340. Nicht anders urteilt Ed. Schwartz, PW V Sp. 293. Vgl. meinen Artikel über Maximinus Thrax PW X Sp. 853.

[2]) F. Leo, Die griech.-röm. Biographie, Leipzig 1901, S. 278 schiebt zwischen Herodian und die v. Max. den Cordus als Vermittler ein. Aber Cordus ist, wie schon Mommsen gesehen hat, kein realer Gewährsmann, sondern eine Fiktion.

[3]) Byz. Zeitschr. XIV, 1905, S. 126 f.

[4]) Vgl. Neue Jahrbücher 33, 1914, S. 708 f.

lenen gleich der erste zur Einstellung des Halbbarbaren in das römische Heer führt. Wenn v. D. behauptet (S. 93): „In der Erzählung des Jordanes ist es der Anblick der Kampfspiele, der den naiven Bauern anlockt. Deshalb sagt er später 85 *his captis praemiis iussus in militiam mitti*, *primaque ei stipendia equestria fuere.* Das stellt der Fälscher an die Spitze und verdirbt so den schönen Sinn", so ist es ihm entgangen, daß die Vorwegnahme der *stipendia equestria* beim „Fälscher" nur die Folge der Benutzung Herodians ist. Hatte doch der Verfasser der v. Max. bereits 2, 2 im Anschluß an Herodian berichtet, daß Maximin seine ersten Militärdienste zu Pferd ableistete. Nur um sich nicht zu sehr zu wiederholen, begnügt sich die vita 2, 7 mit einem knappen *iussusque militare* nach Schilderung der Kampfspiele und der Prämiierung des Maximin. Wenn ich auch gern zugebe, daß der Gewährsmann des Jordanis, Symmachus, seine Vorlage, eben die v. Max., insofern nicht ungeschickt benutzte, als er durch eine naheliegende und zweckmäßige Vereinfachung in diesem untergeordneten Punkt die Prägnanz der Erzählung hob und das Verständnis erleichterte, so darf man doch andererseits der vita Max. nicht den Vorwurf machen, den „schönen Sinn verdorben" zu haben. Für jeden, der die v. Max. mit Herodian als der Quelle und mit Jordanis als der Reproduktion vergleicht, ist der Hergang klar und durchsichtig. Eine ähnliche Vereinfachung ist es, wenn der Zeuge des Jordanis das *vix adhuc Latinae linguae prope Thraecica* der v. Max. 2, 5 mit einem schlichten *patria lingua* wiedergibt. Anders empfindet v. D. (S. 94): „Bei der *patria lingua* hat der Erzähler des Jordanes einfach an das väterliche Thracisch gedacht, während der Fälscher eine lateinisch-thracische Mischsprache einsetzt, damit der Kaiser den Barbaren auch verstehen soll, und so das Naive der Szene zerstört." Wenn v. D. des weiteren behauptet, daß der Fälscher den Maximin „sich schon als Soldaten denkt", so wird diese Auffassung durch das *iussus militare* 2, 7 aufs bündigste widerlegt. Dementsprechend ist der „groteske Widerspruch", den v. D. (S. 95) zwischen diesem *iussus militare* (2, 7) und dem *prima stipendia equestria* (2, 2) statuiert, überhaupt nicht vorhanden, falls man richtig interpretiert.

Wenn v. D. (S. 95) die Frage aufwirft: „Wie will man sich die anschauliche Fülle des Jordanes erklären gegenüber der zusammengeflickten Kürze des Fälschers, wenn er das Original ist?" so stellt er das Verhältnis der beiden Texte auf den Kopf. In Wirklichkeit ist der Text der v. Max. der ausführlichere, sofern man ihn nicht, wie das v. D. allerdings tut, willkürlich verkürzt,

indem man angebliche „größere Interpolationen“ „einfach wegläßt“ (S. 93) oder kleinere einklammert. Nimmt man dagegen die Dinge so, wie sie liegen, so verhält sich die v. Max. zu Symmachus-Jordanis wie das Original zum abgeleiteten Exzerpt, und die Ansicht Mommsens besteht nach wie vor zu Recht. Bei diesem Ergebnis könnten wir es bewenden lassen, hätte nicht v. D.s Hypothese eine ungeahnte Tragweite.

Obwohl der „Fälscher“, der Verfasser der v. Max., später als Jordanis geschrieben und dessen *Romana* ein paar Personennamen entlehnt haben soll (S. 22 f.), leitet v. D. die Vorgeschichte des Maximin nicht etwa aus den im selben Jahr mit den *Romana* veröffentlichten *Getica* des Jordanis ab. Vielmehr haben beide, Jordanis und die Hist. Aug., „dieselbe Quelle benützt“; nur gehe die Hist. Aug. „auf eine ältere Textgestaltung zurück“ (S. 23). Über diese Quelle erfahren wir von v. D. folgendes: es war eine Kaisergeschichte, deren erste Fassung unter Diokletian geschrieben ist, vielleicht von M. Junius Caesonius Nicomachus Anicius Faustus Paulinus, dem Konsul des Jahres 298 (S. 26). Den Rest eines an Diokletian gerichteten Schlußwortes dieser Urausgabe will v. D. in v. Cari 9, 3 wiedererkennen. Dadurch, daß der diokletianische Historiker sich in seinem Schlußwort an Diokletian wandte, soll der Fälscher der Hist. Aug. „auf die von ihm selbst fabrizierten Anreden“ an diesen Herrscher verfallen sein (S. 23 f.). Das Geschichtswerk sei in der Zeit Konstantins fortgesetzt und überarbeitet worden; diese zweite Fassung betrachtet v. D. als „die Grundlage unseres Textes“ der Hist. Aug. (S. 25). Als Urheber der veränderten und erweiterten Auflage vermutet er den Konsul des Jahres 330 n. Chr., Aurelius Julianus Symmachus[1]) (S. 26). Die Apostrophen der Hist. Aug. an den Kaiser Konstantin sucht v. D. durch die Annahme zu erklären, daß diese Ausgabe des historischen Standardwerkes diesem Kaiser gewidmet gewesen sei. Die dritte Ausgabe des unverwüstlichen Buches, übrigens „eine Antwort auf die Geschichte des Ammianus Marcellinus“ (S. 110) sind die laut einer auf uns gekommenen Inschrift[2]) dem Theodosius dem Großen gewidmeten Annalen des Virius Nicomachus Flavianus; die erhaltene *Epitome de Caesaribus* des Ps.-Aurelius Victor hält v. D. für einen Auszug daraus (S. 23; S. 110). Daß unsere *Epitome* jedoch bis

---

1) Gemeint ist Tullianus Symmachus Valerius (Liebenam, Fasti cons. imp. Rom., S. 35).

2) Dessau, Inscriptiones latinae selectae I, nr. 2948.

zum Tod des Theodosius geht und daß dieser Herrscher den *historicus disertissimus* [1]) Nicomachus überlebte, scheint v. D. so wenig beachtet zu haben wie den Unterschied, der zwischen dem annalistischen γένος einerseits und dem biographischen der *Epitome de Caesaribus* andererseits vorausgesetzt werden müßte. Als letzte und endgültige Fassung des seltsamen historischen Textbuches, das Angehörige der historisch und literarisch interessierten und tätigen Häuser der Symmachi und Anicii (Nicomachi) Generationen hindurch in immer neuen Auflagen herausgebracht haben sollen, stellt v. D. die *historia* des Symmachus, des Konsuls von 485 n. Chr. [2]), hin, deren fünftem Buch Jordanis den uns schon bekannten Exkurs über den jungen Maximinus Thrax entnahm.

In dem Geschichtswerk der Anicii (Nicomachi)-Symmachi hat nun nach v. D. die griechische Historiographie einen starken Niederschlag gefunden. Über die in Betracht kommenden griechischen Historiker der Kaiserzeit hat sich v. D. in der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verfaßten Kirchengeschichte des Euagrios (V 24) [3]) Auskunft geholt; an der genannten Stelle gibt Euagrios die Quellen des Eustathios von Epiphaneia an; das Verzeichnis der von Eustathios aufgezählten griechischen Historiker der Kaiserzeit wird von v. D. zum 'Kanon' gestempelt. Für die Regierungen von Septimius Severus bis auf Carus sind es folgende griechische Autoren: Cassius Dio, Herodian, Nikostratos von Trapezunt, Dexippos und Eusebios [4]), welch letzterer nicht mit dem Kirchenvater verwechselt werden darf. Von diesen Historikern behauptet v. D., daß sie „in einer lateinischen Übersetzung der Hist. Aug. zugrunde liegen“. „Dieser Zusammensetzung seiner lateinischen Vorlage gemäß hat der Fälscher seine Autorennamen erfunden, so daß bei aller Willkür [5]) Aelius Lampridius dem Dio Cassius, Julius Capitolinus dem Herodian, Nicostratus von Trapezunt dem Trebellius Pollio, Eusebius dem Flavius Vopiscus entspricht. Aelius Spartianus müßte eigentlich dem Marius Maximus entsprechen.“ Hierzu Anm. 1: „Die nähere Beweisführung erforderte eine so eingehende Untersuchung, daß sie hier ausgeschaltet wurde. Das Buch, das

---

[1]) Als solchen rühmt ihn die Inschrift bei Dessau I nr. 2947.

[2]) Über ihn J. Sundwall, Abhandlungen zur Geschichte des ausgehenden Römertums, Helsingfors 1919, S. 159 ff.

[3]) edd. Bidez u. Parmentier, London 1898, p. 218 f.

[4]) Vgl. A. v. Gutschmid, Kleine Schriften V, 1894, S. 562 ff. Er fehlt bei Pauly-Wissowa.

[5]) Von mir gesperrt.

darüber handelt, ist schon geschrieben[1]). Herodian und Nicostratus sind aus Dexippus ergänzt für die Viten der Gordiani, des Gallienus und Claudius." Im Text fährt v. D. fort: „Nur hat der Fälscher den Herodian auch im Original gelesen und zur Ergänzung der lateinischen Übersetzung dieser griechischen Historiker auch Eutropius und Aurelius Victor herangezogen." So steht es zu lesen in der ersten Abhandlung (Nr. 2), die der „Topographie Roms bei den ShA" gewidmet ist (1916; S. 3 f.). Des näheren hat sich v. D. über seine Quellentheorie in der uns vor allem beschäftigenden fünften Abhandlung (Nr. 6) („Die Personennamen") ausgelassen; doch hat er sich auch hier neben großer Weitschweifigkeit — man vergleiche den Exkurs über die Ephemeriden, in dem sogar von den Quellen der Alexandergeschichte die Rede ist (S. 16 ff.) — mitunter einer unzweckmäßigen Zurückhaltung befleißigt. So sagt er S. 74: „Auch in der Vita Macrini und in der Vita Heliogabali läßt sich die Benützung des Dio Cassius auf das genaueste verfolgen. Aber in dieser Abhandlung, die nur die Herkunft der Namen, soweit es mir möglich war, feststellen soll, mußte alles ausgeschieden werden, was den Gang der Untersuchung gehemmt hätte." Dieser Verzicht ist indes sehr bedauerlich; denn in dem Kapitel „Cassius Dio und Herodian" (S. 59 ff.), habe ich vergeblich nach einem stichhaltigen Beweis dafür gesucht, daß „in den Viten des Caracalla bis Severus Alexander eine Übersetzung des Cassius Dio erhalten ist" (S. 59)[2]). Was Herodian betrifft, so versichert v. D. in den „Personennamen (Nr. 6) (S. 81, Anm. 4) in offenbarem Widerspruch zu der ersten Abhandlung (Nr. 2), daß der Fälscher den Herodian nicht gelesen habe.

Wir haben bereits gehört, daß die Hist. Aug. die Allianzhistorie der Anicii-Symmachi in der zweiten, also in der konstantinischen Fassung benutzt haben soll. Aber gleich der diokletianische Urheber dieser Historie muß „ein Mann höchster Bildung nach dem Maßstab seiner Zeit und von hoher gesellschaftlicher Geltung, kein gewöhnlicher Literat" gewesen sein. Sein Werk „kann nur von einem im Studium der Geschichte geschulten Geist verfaßt sein" (S. 26). Dieser Mann, der „Übersetzer der griechischen Quellen", „muß in den Methoden der griechischen Historiographie geschult gewesen sein; er war Geschichtsschreiber von Beruf"[3]) (S. 112).

---

[1]) Von mir gesperrt. Auch in der 3. Abhandlung („Die Daten") (Nr. 4) 1917 S. 3, Anm. 2, wird ebenfalls auf dieses „Buch" verwiesen.

[2]) Vgl. unten S. 204 f.

[3]) Von mir gesperrt.

Von den griechischen Geschichtswerken, die in der Allianzhistorie ins Lateinische übertragen waren und deren Überlieferung durch diesen Kanal auch die dürren Fluren der Hist. Aug. getränkt haben soll, haben nur Herodian und Dexipp unverkennbare Spuren in unseren Biographien hinterlassen. Da wir den Herodian zum Glück im Original besitzen, so haben wir wenigstens in diesem Fall festen Boden unter den Füßen. Wir sind in der Lage, an Hand des Herodiantextes die Biographien, in denen aus dieser griechischen Quelle geschöpft ist, sorgfältig zu kontrollieren und aus dem Befund wichtige Schlüsse auf das Verfahren des Biographen zu ziehen. Jede methodische Quellenkritik wird sich an dem Verhältnis der Hist. Aug. zu Herodian orientieren müssen. Viel dunkler liegt der Fall Dexipp, den Ed. Schwartz mit vorbildlicher Delikatesse behandelt hat[1]). Im Anschluß an den 'Kanon', an die „*διαδοχὴ ἱστορικῶν*" (S. 112) bei Euagrios bemerkt v. D. (S. 59): „Die Übersetzung des Herodianus liegt zweifellos vor in den Viten des Maximinus, Gordianus I und II, Maximus und Balbinus, da ja die Quelle noch erhalten ist." (Der Kausalsatz soll natürlich nur das „zweifellos" begründen.) Er nimmt also an, daß in der Allianzhistorie Herodian von dem „Geschichtsschreiber von Beruf" ins Lateinische übertragen war. Dem gegenüber möchte ich die erste Abhandlung (Nr. 2) gegen die fünfte (Nr. 6) ausspielen: mit der ersteren halte ich daran fest, daß Herodian die direkte Quelle des Biographen war, also nicht durch jenes Medium der Allianzhistorie, sondern unmittelbar benutzt ist. „Nicht minder kenntlich", so fährt v. D. fort, „ist Dexippus für die Viten des Gordianus III, Gallienus und Claudius, dessen *Χρονικά* in der annalistischen Erzählung nach Consulaten mit Händen zu greifen ist" (lies: „sind"). Daß vielmehr die Art und der Grad der Benutzung Dexipps problematisch ist, sowenig die Tatsache geleugnet werden soll, hat Ed. Schwartz dargetan. Apodiktisch erklärt v. D.: „Es ist daher[2]) nach dem Zeugnis des Euagrius einfach eine Tatsache[2]), daß von Aurelianus bis Carus, Eusebius übersetzt ist." „Tatsachen" pflegen anders auszusehen, und mit Diktaten ist der Wissenschaft nicht gedient. Wer das „Zeugnis" des Euagrios nicht kennt, wird erstaunt sein, wenn er erfährt, daß er über Eusebios nur sagt: *καὶ Εὐσέβιος δὲ ἀπὸ Ὀκταβιανοῦ καὶ Τραιανοῦ καὶ Μάρκου λαβὼν ἕως τῆς τελευτῆς Κάρου κατήντησεν.* Erhalten

[1]) Pauly-Wissowa V, Sp. 292 f.

[2]) Von mir gesperrt.

ist von diesem Eusebios nur ein kurzes Bruchstück in ionischem Dialekt. Es bezieht sich auf die Belagerung von Thessalonike durch die Goten [1]). Dieser Eusebios war nach v. D. in der lateinischen Allianzhistorie für die Regierungen von Aurelian bis Carus verwertet. Aber nicht genug damit, daß Eusebios durch Vermittlung jenes nebelhaften Geschichtswerks zur Hauptquelle für diese letzte Vitengruppe der Hist. Aug., die bekanntlich unter dem Namen des Vopiscus geht, gemacht wird; derselbe Eusebios soll auch der uns bereits vertrauten Vorgeschichte des Maximinus Thrax zugrunde liegen, und andererseits soll Vopiscus für die unter seinem Namen laufenden Viten außerdem den Callicrates Tyrius „in weitem Umfang ausgeschrieben" haben (S. 12; vgl. S. 159 f., wo Callicrates für eine Geschichte Aurelians im Stil des Alexanderromans verantwortlich gemacht wird) [2]).

Von der Vorgeschichte des Maximinus in v. Max. hat v. D. den Eindruck empfangen, daß der ursprüngliche Erzähler Eusebios, „noch in einer Zeit gelebt habe, wo das Bild des ersten Illyriers auf dem Kaiserthron unter den Illyriern, die seither die Welt beherrschten, lebendig war. Dieser Kunde ist der Erzähler nachgegangen, aus der mündlichen Überlieferung hat er seinen λόγος von Maximinus dem Thraker geschöpft. Im Bewußtsein, die Weise des alten ionischen Meisters zu üben, wählte er für sein Werk den ionischen Dialekt. Auch das Stilmittel des Herodot, den Dialog zur Charakteristik der Personen, hat er verwandt und die Einfalt des Tones mit Geschmack nachgeahmt. Es ist ein echter λόγος, diese Erzählung von dem jungen Riesen, der den Reiter müde läuft, ein Zug lebendiger Sage" (S. 99). Dazu nehme man, was v. D. aus dem oben erwähnten, sicher bezeugten Eusebiosfragment folgert (S. 104): „Wenn Eusebios so berichtet, als sei er der mündlichen Kunde nachgegangen, so ist das keine bloß angenommene Redeweise. In jener furchtbaren Zeit gab es keinen anderen Weg, das Geschehene zu erkunden, als eben jene λόγοι zu sammeln. So tritt er in schärfsten Gegensatz zu Dexippus, der Thukydides in der Sprache nachahmt und dem geschriebenen Worte vertraut." (Hierzu wird in Anm. 3 auf S. 86 verwiesen, wo v. D. die seines Erachtens zwingende Vermutung aufstellt, daß Dexipp „als junger Mann in Athen die Festrede auf den Persersieg", einen Panegyricus

---

[1]) Vgl. v. Gutschmid a. o. S. 183 Anm. 4 a. O. und Christ-Schmid, Gesch. der griech. Litt. II, 2, 1913[5], S. 636; S. 1246.

[2]) Vgl. oben S. 171 u. Anm. 1.

auf Gordian III, gehalten habe. Als er dann „im Alter die *Χρονικά* schrieb“, habe er „seiner eigenen Darstellung“, also dem angeblichen panegyrischen Erguß, „mehr getraut als dem wahrheitsgemäßen Bericht des Herodian“.) „Es ist eine merkwürdige Erscheinung in diesen beiden Männern“ — gemeint sind Eusebios und Dexippos —, „den Gegensatz wieder aufleben zu sehen, der den Anfang griechischer Geschichtsschreibung bestimmte. Für den griechischen Geist, in seiner unvergänglichen Jugendkraft, war der Anblick des zusammenbrechenden Reiches der Römer ein Gegenstand wissenschaftlichen Denkens“ (S. 104).

Merkwürdig in der Tat; noch merkwürdiger freilich, daß von diesen griechischen wissenschaftlichen Denkern der eine so leichtfertig war, auf seine alten Tage die Maienblüte einer panegyrischen Jugendsünde zu repristinieren, während der andere, der Herodoteer, in seiner naiven Liebenswürdigkeit die Barbarennamen Micca und Hababa erfindet und die albernsten Anekdoten über den jungen Maximinus als Ertrag seines entsagungsvollen Forschens nach der „mündlichen Kunde“ auftischt.

Die Wirklichkeit, der wir an Stelle der phantasievollen Einfälle v. D.s zu ihrem Recht verhelfen möchten, ist weder rührend noch erhebend. Die bezeugten oder die mit Sicherheit zu erschließenden Tatsachen reden eine schlichte Sprache: an der Vorgeschichte des Maximinus ist Eusebios unschuldig; sie ist die eigene freie Erfindung des Biographen, der die knappen Notizen Herodians mit wert- und geschmacklosen Arabesken ins Biographische umstilisierte. Es ist ein typischer Zug der Kaiserbiographie, daß der regierende Kaiser bei Kampfspielen der Armee zufällig auf einen künftigen Nachfolger aufmerksam wird, wie schon Dessau beobachtet hat[1]). Daß übrigens (nach S. 93) Eusebios den auf die Vorgeschichte Maximins bezüglichen Herodianpassus „gekannt“ habe, ist ein sehr bemerkenswertes Zugeständnis angesichts der Rolle, die v. D. der mündlichen Erkundung des Eusebios zuschreibt. Unsere positiven Kenntnisse von diesem Eusebios sind zu dürftig, als daß es sich empfehlen könnte, an seinen Namen folgenschwere Hypothesen zu knüpfen. Die Jagd auf Namen hat in der Quellenforschung schon Unheil genug angerichtet und doch ist es einigermaßen entschuldbar, wenn ein Forscher der Versuchung nicht widerstehen kann, das Ergebnis seiner analytischen Bemühung mit einer

[1]) Hermes 24, 1889, S. 380 f., wo v. Max. 2 mit v. Claud. 13, 8 zusammengestellt ist.

Namenstaufe zu krönen, nachdem er sauber und reinlich eine bestimmte Tradition ausgeschieden hat. Indes zu einer solchen Analyse finden sich bestenfalls bescheidene Ansätze bei v. D., dem es ja nach seiner eigenen Angabe in erster Linie darauf ankommt, die Herkunft der Namen festzustellen (S. 74). Da, wo er einmal Miene macht, tiefer zu schürfen, nämlich bei dem Vergleich von Symmachus-Jordanis mit der Hist. Aug., hat er den klaren und völlig eindeutigen Sachverhalt geradezu verschüttet.

Es ist wohl zweckmäßig, hier das Stemma zu wiederholen, das ich früher[1]) zur Veranschaulichung der Quellentheorie v. D.s aufgestellt habe:

Herodian

Eusebios (dioklet. Zeit)

Allianzhistorie der Anicii (Nicomachi) und Symmachi 1. Ausg.
(dioklet. Zeit)

2. Ausg. (konstant. Zeit)

3. Ausg. = annales des Virius Nicomachus Flavianus † 394 n. Chr.
(theodos. Zeit)

4. Ausg. = historia des Symmachus um 485 n. Chr.

Jordanis (551 n. Chr.)

Historia Augusta (Ende des 6. Jahrh.)

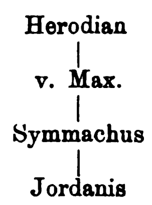
Die gestrichelte Linie möge andeuten, daß Eusebios nach v. D. den Herodian wenigstens „gekannt" hat (S. 93) und daß die Hist. Aug. den Jordanis zwar nicht als Quelle benutzte — woran von v. D.s Standpunkt aus für die mit den *Getica* sich berührenden Kapitel der v. Maxim. immerhin gedacht werden könnte —, wohl aber aus den *Romana* des Jordanis Personennamen, wie z. B. Acholius, entlehnt haben soll. Die Linie, die im Stemma von Herodian zur Hist. Aug. führt, habe ich nicht ausgezogen, weil v. D. neuerdings die unmittelbare Benutzung Herodians bestreitet, obschon er früher zugegeben hatte, daß der Fälscher den griechischen Historiker „auch im Original" las. Was die dritte Ausgabe der angeblichen Allianzhistorie, die *annales* des Virius Nicomachus Flavianus,

[1]) Berl. Philol. Woch. 1919, Sp. 749.

betrifft, so sei daran erinnert, daß O. Seeck[1]) in diesem Werk eine wichtige Quelle des Ammianus Marcellinus erkennen wollte. Diese Vermutung hat v. D. überhaupt nicht erwähnt; vielleicht wollte er sie aber stillschweigend ablehnen, indem er die *annales* des römischen Patriziers als „eine Antwort auf die Geschichte des Ammianus Marcellinus" bezeichnete (S. 110).

Wir müssen uns stets dessen bewußt bleiben, daß wir weder über Umfang und Inhalt der *annales* des Nicomachus Flavianus noch über die Anlage der *historia* des Symmachus unterrichtet sind. Wir erfahren aus der erwähnten Inschrift nur, daß Nicomachus Flavianus ein *annales* betiteltes Werk dem Theodosius dem Großen gewidmet hat, und wir besitzen durch die Vermittlung des Jordanis das schon besprochene Fragment aus dem 5. Buch der *historia* des Symmachus, die nach dem *anecdoton Holderi* im ganzen sieben Bücher enthielt. Die Aufstellungen v. D.s über die Ökonomie der *historia* des Symmachus (S. 28 f.) sind bare Willkür; das gleiche gilt von der Behauptung (S. 102), daß „Symmachus in seiner Bucheinteilung dem Eusebius gefolgt" sei.

Dem Hypothesenbündel v. D.s stelle ich auch hier[2]) denjenigen Stammbaum gegenüber, der Mommsens Ansicht über die Quellenverhältnisse veranschaulicht:



Das Symmachuszitat und -exzerpt des Jordanis ist für die Historia Augusta-Forschung deshalb von hohem Wert, weil wir dadurch einen zuverlässigen *terminus ante quem* für die Abfassung der vita Maximini gewinnen. Für das 5. Jahrhundert ist das Vorhandensein der Historia Augusta durch die Tatsache ihrer Benutzung von seiten des Symmachus bestätigt, was sich aufs beste mit der Datierung Dessaus in theodosianische Zeit verträgt.

Mit seiner Revolutionierung der Quellenverhältnisse der Kaisergeschichte hat v. D. insofern ganze Arbeit gemacht, als er auch

---

[1]) Herm. 41, 1906, S. 536 f.; Pauly-Wissowa VI, Sp. 2508. Seecks Lösungsversuch der Quellenfrage Ammians hat sich W. Klein, Studien zu Amm. Marcell., Klio XIII, Beiheft 1914, S. 53 ff. mit einer Modifikation angeeignet.

[2]) Vgl. Berl. Philol. Woch. 1919, Sp. 750.



noch von der „angeblichen römischen Kaisergeschichte in lateinischer Sprache“ — gemeint ist die sog. Enmannsche Kaisergeschichte[1] —, „die zugleich die Quelle des Eutropius und des Aurelius Victor sowie der Scriptores historiae Augustae gewesen sein soll“, versichert, sie sei „in Wahrheit die schlechte Übersetzung einer verdorbenen griechischen Chronik“ (S. 109; vgl. S. 35, Anm. 4; S. 108). Dieser Einfall erinnert an die Hypothese F. Gräbners von einer lateinischen Epitome der Zosimosquelle, mit der ich mich in Klio XI, 1911, S. 191 ff. auseinandergesetzt habe. Bewiesen hat v. D. seine Behauptung nicht. Bisher hielten wir uns für befugt, zwischen der griechischen und der lateinischen Überlieferung scharf zu scheiden. Daß diese Scheidung auf einem unbegründeten Vorurteil beruht, hätte v. D. erst einmal zeigen müssen. Bekanntlich gibt es griechische Übersetzungen des Eutroptextes. Wenn Eutrops kleine Schrift ihr Dasein mit einer lateinischen Übersetzung einer „griechischen Chronik“ gefristet haben soll, wozu hat man dann den Eutrop wiederum ins Griechische zurückübersetzt? Warum in aller Welt ließ man sich nicht an dem griechischen Original, das nach v. D. dem Eutrop zugrunde liegt, genügen oder beschränkte sich, falls dieses griechische Original etwa zu ausführlich war, auf dessen Epitomierung?

Ich bin lange, für die Geduld des Lesers, wie ich fürchten muß, zu lange bei Ansichten verweilt, die ich ihrem Wesen nach eigentlich für indiskutabel halte. Nie habe ich bei kritischer Tätigkeit so stark die Wahrheit empfunden, daß man auch für die Polemik noch eine Basis mit dem Gegner gemein haben sollte, und wäre es nur die ganz allgemeine der elementaren wissenschaftlichen Methode. Nach einer solchen Basis habe ich vergeblich gesucht. Zwar darf ich hoffen, dem Leser eine hinreichende Vorstellung von dem eigenartigen, in der Geschichte der Historia Augusta-Forschung nicht nur, sondern in der gesamten kritischen Altertumsforschung beispiellos dastehenden Verfahren v. D.s, das ich absichtlich möglichst mit den eigenen Worten des Verf.s zu schildern suchte, vermittelt zu haben. Aber es bleibt eine niederdrückende Empfindung, Zeit und Kraft an die sachliche Widerlegung ungereimter Einfälle, wirrer Hypothesen, unklarer Begriffe, psychologischer Unmöglichkeiten zu verschwenden und in der Tat in einen *πίθος τετρημένος* zu schöpfen. Indes einem Gelehrten vom Rang v. D.s glaubte ich eine eingehende Erörterung auch da zu schulden, wo von „Fortschritten der klassischen Altertumswissen-

[1]) A. Enmann, Philologus IV. Supplt.-Bd., 1884, S. 337 ff.

schaft" nichts zu berichten ist. Wenn das Ressentiment des Verfassers über die Aufnahme, die seine „Geschichte der römischen Kaiser" „in Deutschland wenigstens" gefunden hat, durchbricht[1]), wenn er mit seinen Abhandlungen über die Hist. Aug. nicht zuletzt die problematische historiographische Leistung zu rechtfertigen gedenkt[2]), ja wenn diese Absicht die Triebfeder seiner neuesten Beschäftigung mit der schwierigsten und gefährlichsten Quelle der Kaisergeschichte gewesen sein dürfte, so könnte sich ein Gegner dieser Geschichtschreibung allerdings veranlaßt sehen, deren Fragwürdigkeit bis hinab auf das brüchige Quellenfundament zu verfolgen. Das ist nicht meine Aufgabe. Aber der Quellenforscher v. D. soll sich auch nicht darüber beklagen dürfen, daß man seine Abhandlungen ignoriert. So habe ich mich denn der peinlichen kritischen Aufgabe unterzogen und meine Referentenpflicht getan: *φιλτάτη ἡ ἀλήθεια*.

Ein Wort noch über den „Fälscher". Daß die von v. D. ermittelten Personalien[3]) (Beruf: *curator bibliothecae*; Wohnsitz: Nemausus; Zeit: Ende des 6. Jahrhunderts) nur auf unbewiesenen und unbeweisbaren Aperçus beruhen, also völlig wertlos, oder, wie die Chronologie, erweislich falsch sind, hat sich der Leser selbst gesagt. Da aber von diesen willkürlich ersonnenen Personalien das Bild, das sich v. D. von der Psychologie des Mannes macht, nicht berührt wird, so müssen wir auf das psychologische Problem noch insoweit eingehen, als es die Kritik erheischt. Zunächst stellen wir — immer unter dem Gesichtswinkel v. D.s — eine höchst seltsame Pedanterie, ja eine förmliche Monomanie des Fälschers in sozusagen technischer Hinsicht fest; versteift er sich doch unbegreiflicherweise darauf, für seine ebenso dreisten wie sinnlosen Erfindungen jeweils eine „Beweisstelle" „in der ihm vorliegenden Literatur" zu besitzen (S. 3). Dieser Eigensinn gerät in den erstaunlichsten Widerspruch zu der völligen Hemmungslosigkeit, mit der allenthalben die auf so überraschende Weise normierten Erfindungen angebracht werden. v. D. schreibt dem Fälscher gewissermaßen die Marschroute vor, an die er gebunden ist, was für den Verf. den Vorteil mit sich bringt, den Fälscher mit einer verblüffenden Sicherheit auf Schritt und Tritt zu entlarven. In das Geheimnis des Fälschers wähnt v. D. so vollkommen eingedrungen zu sein, daß er sich berufen fühlt, jedes Wimperzucken zu deuten: v. Sev.

[1]) Nr. 4, S. 35.
[2]) Vgl. den Schluß der 5. Abhandlung (Nr. 6), S. 160.
[3]) Siehe S. 168 f.

Al. 58, 1 wird ein in Armenien erfolgreicher Feldherr Junius Palmatus, der sonst gänzlich unbekannt ist, erwähnt. Dazu bemerkt v. D. (S. 130 f.): „*Palmatus* für einen siegreichen Feldherrn nach der *tunica palmata*. So auch erdacht Claud. 3, 5 *statua palmata*." Das läßt sich hören. Aber nun der Fortgang! „Den Palmatus gerade in Armenien siegen zu lassen, bestimmte ihn (den Fälscher) Marc. Aur. 9, 1 *Gestae sunt res in Armenia prospere per Statium Priscum*. Also nur das gemeinsame P ist entscheidend[1])." Man wird mir zustimmen, wenn ich erkläre, daß hier die Kritik nur schweigen kann.

Daß die Hist. Aug. von erfundenen Personennamen wimmelt, steht außer Zweifel. Für den Historiker bedeutsam sind indes von diesen Erfindungen nur zwei Gruppen, die redenden Namen (hierzu rechne ich Suetonius Optatianus, Onesimus, vielleicht Vopiscus, Trebellianus [durch die abgeleitete Form als Geschöpf des Trebellius Pollio bezeichnet], die Capitolina amphora)[2]) und die paar in theodosianischer Zeit so klangvollen Familiennamen, die für Dessaus chronologischen Ansatz wichtig geworden sind. Das Gros der erfundenen Namen dagegen darf dem Historiker ziemlich gleichgültig sein, wie es sich auch jeder sicheren Deutung und Aufhellung der Genesis zumeist entziehen wird. Nicht der Historiker, sondern allenfalls der Psycholog wäre zuständig, wo es sich um die Normen handelt, nach denen derartige Erfindungen zustande kommen mögen. v. D.s Annahme, daß der Fälscher nicht frei phantasiert, sondern nur auf Grund von Belegstellen aus der ihm bekannten Literatur erfunden habe, also gesetzmäßig verfahren sei, ist, was die Namen betrifft, eine willkürliche und, wie das Ergebnis zeigt, höchst unglückliche Voraussetzung. Den Beweis für seine Hypothese sucht v. D. aus Cicero zu erbringen; aber er muß selbst zugeben, daß das von ihm dem Fälscher angemutete Verfahren *in praxi* überhaupt nicht durchzuführen war ohne das Hilfsmittel eines Cicerolexikons. Diesem Hilfsmittel verdankt v. D. seine überraschenden Ermittlungen — man denke an den oben (S. 169 ff.) wiedergegebenen Passus über die Entstehung der Autorennamen Trebellius Pollio und Vopiscus —, und nun sollen mit einem analogen Mittel die Namen einstens im 6. Jahrhundert gebildet worden sein! Es ist im Grunde eine Art von ungeheuerlicher *petitio principii*, der v. D. sich ausgeliefert hat.

1) Von mir gesperrt.
2) S. unten S. 208.

Es fällt mir gar nicht ein, zu bestreiten, daß im Bewußtsein ler auch im Unterbewußtsein des Fälschers Ciceroreminiszenzen enso eine Rolle gespielt haben können, wie überhaupt irgendelche Reminiszenzen an die ihm geläufige Literatur; aber es liegt Wesen der Sache, daß das Zustandekommen solcher Erinnerungsflexe von uns kaum jemals kontrolliert werden kann. Wer wie D. es unternimmt, den Gedächtnisapparat des „Fälschers" in iner Funktion zu rekonstruieren und in das bewußte oder unwußte Spiel der Phantasie ein System zu bringen, die Fäden bloßlegen, an denen sich die bunten Ideenassoziationen aufreihen, r treibt selbst nur ein Phantasiespiel; um so schlimmer, wenn es mit unerschütterlichem Ernst und im Namen einer wissenhaftlichen Methode tut. In Wirklichkeit bleiben die Einzelstadien s psychischen Prozesses, dessen trauriges Ergebnis die fingierten men sind, für den Historiker völlig belanglos. Jeder moderne amatiker oder Romanschreiber befindet sich in ähnlicher Lage e unser Fälscher: er braucht Personennamen. Auf die verhiedenste Weise kann er seinen Bedarf decken. Er mag sich rch Ladenschilder und Zeitungsinserate halb zufällig inspirieren sen oder auf bewußter Suche im Adreßbuch blättern und Urkundencher nachschlagen; er kann seiner Phantasie freien Lauf geühren oder Reminiszenzen stattgeben; es ist ihm unbenommen, den fingierten Namen einen bestimmten Sinn, eine Anspielung f den Charakter des Trägers zu legen oder sich akustischen Elenten und Klangwirkungen hinzugeben; die Möglichkeiten, die es er gibt, sind mannigfaltig und unerschöpflich wie das wechselnde ben selbst. Man mache sich das klar und dann frage man sich denn *mutatis mutandis* hat vom „Fälscher" dasselbe zu gelten ie von einem modernen Autor —, ob der Optimismus gerechtrtigt ist, mit dem v. D. jedes Rätsel zu lösen sich zutraut. In irklichkeit sind gerade die Namen, mit deren Erforschung v. D. großer Dinge sich unterfängt, das allerungeeignetste Mittel, weil e dem Reich der unbegrenzten Möglichkeiten angehören. Warum uß der „Fälscher" den Namen Vopiscus einer einzigen Ciceroelle entlehnt haben, wenn dieser Name in seinem ursprünglichen Vortsinn jedem Leser des Solin bekannt sein konnte und sich berdies als Cognomen in der Konsulliste der Kaiserzeit findet? Varum soll der Name Acholius aus dem späten Jordanis entlehnt ein, wenn Persönlichkeiten der theodosianischen Zeit, also — nach Dessau — Zeitgenossen des „Fälschers", nachweislich diesen Namen tragen? Und wie manche Beziehung mag für uns im Lauf

so vieler Jahrhunderte völlig unkenntlich geworden sein! Der „Fälscher" ist doch einmal ein Mensch von Fleisch und Blut gewesen und kein klassizistisches Gespenst, das für seine geistlosen Erfindungen unbedingt an die ihm vorliegende Literatur gebannt ist. Übrigens läßt ja v. D. selbst den „Fälscher" in der angeblichen Heimat Nemausus die Inschriften auf Statuenbasen entziffern und ihnen reale Kenntnisse entnehmen (S. 34 ff.). Der Mann ist also in v. D.s Vorstellung gar kein verbohrter Bücherwurm und soll doch gerade gegen die sich ihm aufdrängenden Namen die Augen geschlossen haben, wenn ihn der tägliche Dienstweg nach seiner Bibliothek an öffentlichen Denkmälern vorbeiführte. Doch Scherz beiseite! Die Hypothese eines nach allen Regeln philologischer Technik angelegten Cicerolexikons hat uns der nie um ein Auskunftsmittel verlegene Verfasser so wenig erspart, wie die mehr als müßige Vermutung, daß eine Romanfigur des Petron Acholius geheißen habe. Wo jeder vorsichtige Forscher die *ars nesciendi* üben wird, da weiß v. D. auf jede Frage eine Antwort. So mußte ein methodisches Zerrbild entstehen und ein Ergebnis herausspringen, das alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat.

In der Abhandlung über die Geographie bei den ShA (Nr. 3) findet sich am Schluß die Bemerkung (S. 21): „In Wahrheit ist die Kritik dieser Fälschungen eine Frage der römischen Literaturgeschichte. Welche Bücher las man noch in den gallischen Rhetorenschulen des ausgehenden vierten Jahrhunderts?" Als v. D. diese Sätze niederschrieb (im Jahr 1916), da muß er noch an die theodosianische Schlußredaktion geglaubt haben. Wir wissen, wie weit v. D. im Verlauf seiner Studien von dem Standpunkt D e s s a u s abgeirrt ist. Und was ist aus dem vernünftigen methodischen Grundsatz geworden? In den „Personennamen" (Nr. 6) versteigt sich der Verf. zu der utopischen Erklärung (S. 74): „Die Forschung nach den Namen ist auch nur ein Fingerzeig mehr, die vom Fälscher benützte und zum Teil für uns verlorene Literatur allmählich wieder herzustellen." Die Proben dieser Wiederherstellungsarbeit, die sich in der Abhandlung finden, sprechen gegen sich selbst. Über die drei „historischen Romane", die uns als Quellen für die Biographien des Caracalla, des Severus Alexander und des Aurelian aufgetischt werden, möchte ich kein Wort verlieren [1]).

---

[1]) Wenn v. D. (S. 124 f.) das „Juristenverzeichnis" der v. Sev. Al. 68, 1 auf den „Fälscher" zurückführt, der „ein Pandectenbuch benützt habe das weit älter war als das Corpus Justinianum", so hat er sich durch eine Humanisteninterpolation der Venezianer Ausgabe von 1489 täuschen

Dagegen muß ich wohl noch den vom Verf. (Nr. 6) (S. 19) kategorisch geforderten Beweis dafür erbringen, daß der „Fälscher" die Schriften des Sidonius Apollinaris nicht benutzt hat. v. D. sucht nämlich (S. 12) den Namen eines der sechs Biographen, des Aelius Lampridius, damit zu „erklären", daß Lampridius „von Sidonius Apollinaris oft als Redner und Dichter genannt wird". „Der Historiker (lies: Biograph) ist also von demselben Geiste erfüllt gewesen. Denn auch diese Art Naturanlage erbt nach einer Ansicht des Fälschers, die er oft verwertet, wie die Neigung zur Tyrannis fort und tritt in der Gleichheit der Namen hervor." Sehen wir von der seltsamen Vererbungstheorie ab, so ist es allerdings richtig, daß in den Briefen und Gedichten des Sidonius (ca. 430 bis 480 n. Chr.) ein zeitgenössischer Redner und Dichter des seltenen Namens Lampridius in Burdigala vorkommt. Selbst wenn dieser Lampridius der einzige uns bekannte Träger des Namens wäre, bliebe v. D.s Schluß, daß die Hist. Aug. den Namen Lampridius aus Sidonius Apollinaris geschöpft haben müßte, noch immer höchst anfechtbar. Nun ist inschriftlich ein vornehmer Mann, ein Senator gleichen Namens, bezeugt, der vor dem Jahr 428 bereits gestorben ist, also noch vor der Zeit des Sidonius [1]). Es hat demnach gar nichts Befremdliches, wenn einer der angeblichen Verfasser der Hist. Aug. unter einem Pseudonym geht, das als regulärer Personenname für einen Senator belegt ist, der aller Wahrscheinlichkeit nach bereits unter Theodosius dem Großen, d. h. in den Tagen des Fälschers der Hist. Aug., gelebt hat. Von den weiteren „Beweisen" legt v. D. den größten Wert auf folgenden Anklang (S. 19): „v. Car. 11, 2 *Et Aurelium Apollinarem, iamborum scriptorem, qui patris eius gesta in litteras rettulit.* Sidonius Apollinaris carm. 23, 88 *Quid quod Caesaribus ferax creandis, felix prole virum, simul dedisti natos cum genitore principantes? Nam quis Persidis expeditionem aut victricia castra praeteribit Cari principis et perambulatum Romanis legionibus Niphaten, tum cum fulmine captus imperator vitam fulminibus parem peregit?* Wie der Fälscher darauf verfallen sein soll, seinen iamborum scriptor *Apollinaris* zu benennen, wenn er nicht diese Stelle vor Augen hatte, soll doch jemand beweisen." Eigentlich müßte umgekehrt die Beweislast für die Richtigkeit der Behauptung,

---

lassen. Die handschriftliche Überlieferung ist von dem Zusatz frei; vgl. meine „Beiträge zur Textgeschichte der Hist. Aug." Klio XIII, 1913, S. 420, A. 4.

[1]) Vgl. Seeck, PW XII, 1, 1924, Sp. 586. Ein Lamprides figuriert im Kanon der assyrischen Könige, Hieronymus, ed. Helm 1913, p. 50ª, Z. 16.

daß die Hist. Aug. von Sidonius Apollinaris abhänge, dem Urheber eben dieser Behauptung zugeschoben werden. Ich denke aber, daß es jedem, der ohne vorgefaßte Meinung die beiden Stellen vergleicht, ohne weiteres einleuchtet, daß hier lediglich ein Spiel des Zufalls vorliegt. Unmittelbar vor dem Jambenschreiber und zwar im nämlichen Satz ist in der Hist. Aug. der uns wohlbekannte Dichter Olympius Nemesianus, mit vollem Namen M. Aurelius Olympius Nemesianus, erwähnt. Neben diese echte literarische Persönlichkeit stellt der Biograph den fingierten Jambenschreiber Apollinaris, den er überdies mit dem Gentile des Nemesianus ausstattet. Ich will noch darauf aufmerksam machen, daß in der vita Caracall. 6, 7 *Nemesianus et frater eius Apollinaris* vorkommen, historische Figuren und ebenfalls Aurelier, wie aus Cassius Dio 78, 5, 2 erhellt. Es wäre zwar durchaus im Stil v. D.s, hier einen Zusammenhang zu statuieren; ich verzichte aber darauf und begnüge mich damit, den von mir aufgedeckten Zufall gegen den von v. D. mißbrauchten auszuspielen. Seine übrigen „Beweise“ dafür, daß die Hist. Aug. später als Orosius, Sidonius Apollinaris und Jordanis anzusetzen sei, sind noch weit unzulänglicher. Die eben *ad absurdum* geführte Sidoniushypothese betrachtet v. D. selbst offenbar als *pièce de résistance!*

Wie in der Abhandlung über die Personennamen (Nr. 6) dem Verf. die irrige Voraussetzung, daß der „Fälscher“ seine erfundenen Namen aus der ihm bekannten Literatur irgendwie belegen zu wollen den unverständlichen Ehrgeiz hegte, zum Verhängnis wurde und ein wahres Chaos von verfehlten Einfällen hervorbrachte, so ist es in dem Aufsatz über die Daten (Nr. 4) eine nicht weniger willkürliche Theorie, die eine heillose Verwirrung gestiftet hat. „Die zahlreichen Aktenstücke, welche in die Viten der Kaiser von Severus Alexander bis Carus eingeschoben sind“, so beginnt v. D. diese, zeitlich den „Personennamen“ voraufgehende Arbeit, „werden mit Recht allgemein als unecht verworfen. Wenige von ihnen tragen bestimmte Daten. Bei der Art des Fälschers, Tatsachen der echten Überlieferung für seine Erfindungen zu mißbrauchen, drängt sich die Frage auf, ob diese Daten nicht doch ursprünglich, wenn auch in einem anderen Sinne, richtig überliefert waren. Dann wäre es die Aufgabe der Kritik festzustellen, welche Bedeutung diese Daten in der echten Überlieferung besaßen.“

Dazu ist prinzipiell zu bemerken, daß die Erfindung von Daten, und zwar von bloßen Monats- und Tagesdaten, die einfachste Sache von der Welt ist und daß das dem Fälscher zugemutete Verfahren

diesen zu einem ganz sonderbaren Heiligen stempelt. Des weiteren, daß die Hypothese v. D.s die Kritik vor eine unlösbare Aufgabe stellt. Trotzdem sucht v. D. diese Aufgabe zu lösen. Ich habe schon früher [1]) an einem ausgeführten Beispiel die Unmöglichkeit der Aufstellungen v. D.s beleuchtet und gedenke mich nicht zu wiederholen. Mit Genugtuung kann ich darauf hinweisen, daß bereits A. Stein [2]) die Mängel der Chronologie v. D.s hervorgehoben und im besonderen seinen „bestechenden Vertauschungen" der Daten der Hist. Aug. den Glauben versagt hat. Die Daten, die in den gefälschten Teilen der Hist. Aug. vorkommen, sind völlig unbrauchbar und durch keinen Kunstgriff zu retten.

Mit den „Personennamen", der umfangreichsten und für die Methode des Verf.s bezeichnendsten der sechs Abhandlungen, ist das Kernwerk der gegnerischen Position gefallen, und ich brauche mich mit den Vor- und Außenwerken nicht mehr lange aufzuhalten.

Gerne gebe ich zu, daß die Schriften über die Topographie Roms, über die Geographie und über den Staat bei den ShA (Nr. 2 3 und 7) manche erwägenswerte Einzelbeobachtung enthalten, während die Abhandluug Nr. 5 über die Consulate der römischen Kaiser für unser Thema nur akzessorische Bedeutung besitzt. Im Rahmen dieses Referats zu den zahllosen Notizen im einzelnen Stellung zu nehmen, ist unmöglich. v. D. selbst eröffnet diese Serie von Studien mit der Erklärung (Nr. 2, S. 3), sie seien hervorgegangen aus den „Vorarbeiten zu einem Kommentar der Geschichte der römischen Kaiser". In der Tat wird es die Sache eines künftigen Kommentators der Biographiensammlung sein müssen, das von v. D. dargebotene Material gewissenhaft Stück für Stück auf seine Verwendbarkeit nachzuprüfen oder vielmehr aus der Spreu die Körner achtsam herauszusieben. Ich habe es vorzugsweise mit der Methode des Verf.s zu tun, und da seine Methode in den „Personennamen" am deutlichsten in die Erscheinung tritt und ihren größten Aktionsradius erreicht, so hielt ich es für richtig, gerade hier den Hebel der Kritik anzusetzen. Zusammenfassend kann ich nur sagen, daß ich in methodischer Hinsicht in diesen neuesten Studien v. D.s nicht nur keinen Fortschritt, sondern im Gegenteil einen bedauerlichen Rückschritt, ein völliges Abirren von den eigentlichen Zielen der Forschung erblicke. Nichts kann gefährlicher sein als ein rücksichtsloses Zerhauen des vielfältig ge-

[1]) Berl. philol. Woch. 1917, Sp. 1202 ff.

[2]) Zur Chronologie der römischen Kaiser von Decius bis Diocletian. Archiv für Papyrusforschung VII, 1923, S. 30 ff. Vgl. übrigens u. S. 202 f.

schürzten Knotens mit der zweischneidigen Waffe willkürlicher, *ad hoc* geschmiedeter und geschliffener Hypothesen. Doch es wäre ungerecht, wenn ich nicht auch hier der großen und bleibenden Verdienste gedenken wollte, die sich v. D. um die Altertumswissenschaft und gerade auch um die Historia Augusta, um letztere namentlich durch die von ihm angeregten und geförderten Arbeiten seiner Schüler bis in die jüngste Zeit erworben hat.

Damit komme ich zu J. Schwendemann (Nr. 17) und J. Hasebroek (Nr. 9 und 10). Schwendemanns Untersuchungen über die vita des Marc Aurel haben zum Teil schon im Jahre 1909 als Heidelberger Dissertation gedient und wurden bis zum Kriegsausbruch abgeschlossen. Sie sind erst im Jahre 1923 aus dem Nachlaß des im Kriege gefallenen Verf.s veröffentlicht worden. In derselben Art wie vor ihm J. M. Heer die vita Commodi, so prüft Schwendemann die vita Marci auf ihre historische Zuverlässigkeit. In einem besonderen Kapitel die erzielten Ergebnisse zusammenzustellen war dem Verf. leider nicht mehr vergönnt. Infolgedessen wirkt die formlose Arbeit, die nur ein Sachkommentar sein will, noch formloser; der Herausgeber hätte ihr als Motto die Schlußworte der Hist. Aug. voranstellen können: „*... munus ... in lumen edidi, id praecipue agens, ut, si quis eloquens vellet facta principum reserare, materiam non requireret, habiturus ... libellos ministros eloquii.*“ Die einzelnen Kapitel der v. Marci werden eingehend Satz für Satz durchgegangen, wobei der Verf. sich mit Otto Th. Schulz auseinandersetzt und die nötigen Belege und Parallelstellen beibringt und zur Kontrolle der literarischen Überlieferung auch inschriftliches und numismatisches Material heranzieht. Wie seine Vorgänger, so sucht auch er zu scheiden zwischen „biographischen“ und „annalistischen“ Elementen der Vita; die annalistische Vorlage wird gelegentlich „um die Wende des zweiten Jahrhunderts“ angesetzt (S. 22, Anm. 1); die biographische Quelle soll spätestens aus der „Zeit des Severus“ stammen (S. 5 und 115); im Zusammenhang damit nennt der Verf. den vielumstrittenen Namen des Marius Maximus, ohne sich jedoch in das ebenso wichtige als schwierige Problem des Verhältnisses der Hist. Aug. zu dem bedeutendsten nachsuetonischen Kaiserbiographen zu vertiefen. Die Torheit, die biographischen Notizen als *eo ipso* minderwertig zu betrachten, begeht Schwendemann erfreulicherweise nicht. Was den geheimnisvollen Annalisten betrifft, den Anonymus, der in den älteren Arbeiten eine große, aber freilich problematische Rolle spielte, um dann in der Versenkung zu ver-

schwinden, so wirkt das Wiederauftauchen dieses Schemens heute einigermaßen anachronistisch; doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Arbeit Schwendemanns ja schon vor ziemlich langer Zeit entstanden ist. Eine sichere Scheidung zwischen annalistischem und biographischem Bestand halte ich für undurchführbar. Nicht auf die Zuweisung der einzelnen Notizen an die eine oder die andere Quellenkategorie kommt es an, sondern auf die Verifizierung oder Verwerfung der Nachrichten hinsichtlich ihrer historischen Verwertbarkeit. Für die Kapitel 9, 7 bis 11, 10 wird im Anschluß an Heer „eine Erweiterung des chronologischen Bestandes aus einer anderen Quelle" angenommen[1]). Schulz[2]) hatte hier „das Hauptstück eines offiziellen Rechenschaftsberichtes" des Kaisers an seinen Bruder Lucius wiedererkennen wollen. Diesen Einfall lehnt Schwendemann ab (S. 46f.). Es sei „vielleicht eine juristische Quelle benützt, die eine Übersicht über die Verwaltungstätigkeit gegeben habe" (S. 54). Näheres über diese Quelle erfahren wir nicht. Warum aber sotanes „nach sachlichen Gesichtspunkten erzählendes" Stück (S. 47) nicht einfach dem biographischen Bestand zugewiesen wird, ist mir nicht verständlich. Gerade in einer Biographie wäre nach dem Vorgang Suetons eine zusammenfassende Rubrik über die Verwaltungsmaßnahmen durchaus am Platz, und einem Marius Maximus, an den man immer zuerst denken wird, darf eine „sachliche" Berichterstattung getrost zugetraut werden. Diesen Biographen von dem hohen Beamten und Militär gleichen Namens zu trennen, sehe ich keine Veranlassung. Außer der biographischen, der annalistischen und der „vielleicht juristischen" Quelle werden noch die Spuren einer späten Bearbeitung durch einen „Compilator" aus dem beginnenden 5. Jahrhundert aufgedeckt. Das wäre also der sogenannte „theodosianische Fälscher"; nur daß der Verf., offenbar von O. Seeck beeinflußt, ihn etwas später ansetzt. — Alles in allem kann die fleißige Arbeit Schwendemanns als Kommentar einigen Nutzen stiften, wenn sie auch keinerlei Vorstellung davon vermittelt, wie denn nun eigentlich die v. Marci zustandegekommen sein mag. Doch ist wenigstens die wichtige

---

[1]) Kap. 23 bis 24, 3 werden nach S. 47 „teilweise demselben Zusammenhang zuzuweisen sein" wie 9, 7ff. In gewissem Widerspruch hiezu wird der „zusammenhängende" Passus 23 und 24, 1—2 mit Nachdruck auf eine andere Quelle zurückgeführt als der Abschnitt 9, 7. Bei einem antiken Autor würde man aus einer solchen immerhin menschlichen Unstimmigkeit schleunigst auf einen Quellenwechsel schwören.

[2]) Das Kaiserhaus der Antonine, Leipzig 1907, S. 53.

Frage nach der historischen Brauchbarkeit dieser Quelle in besonnener Weise und in überwiegend positivem Sinn geklärt. Unzulänglich sind die sprachlichen Bemerkungen.

Abgerundeter als der nüchterne, stilistisch ungepflegte, durch viele Druckfehler entstellte Kommentar Schwendemanns wirkt die Dissertation von J. Hasebroek (Nr. 9), die ebenfalls der Heidelberger Schule entstammt. Zwei sogenannte Nebenviten, die Biographien der Gegenkaiser des Septimius Severus, Clodius Albinus und Pescennius Niger, anhangsweise auch noch kurz die vita Getae, werden auf ihre historische Brauchbarkeit geprüft mit dem Ergebnis, daß sie als geschichtliche Quellen wertlos sind. Das ist gewiß keine Überraschung; aber die sorgfältige Analyse, die genaue Feststellung des *a priori* zu erwartenden negativen Resultats bleibt verdienstlich und dankenswert. Hasebroek zeigt, daß der späte Biograph aus der Hauptvita, also aus der Severus-Biographie geschöpft hat und außerdem den griechischen Historiker Herodian, den er sogar zitiert, und die Breviarien des Eutrop und des Aurelius Victor benutzte. Gegen die sogenannte Enmannsche Kaisergeschichte verhält sich der Verf. ablehnend, kaum mit Recht; denn so wenig ich die direkte Benutzung der von der Enmannschen Kaisergeschichte abhängigen Breviarien durch die Hist. Aug. bestreite — in der vita Severi steckt bekanntlich eine Einlage, die nur unmittelbar aus Aurelius Victor entnommen sein kann, wie ich selbst einst gegen Rühl betonte[1] —, so wenig möchte ich die Vorlage des Aurelius Victor und des Eutrop, also die Enmannsche Kaisergeschichte, einfach ausgeschaltet wissen. Wenigstens glaube ich in Klio XI, S. 206 ff. erwiesen zu haben, daß noch die nachtheodosianische Epitome aus dieser uns leider verschütteten Quelle geschöpft hat. Und da sollte die Historia Augusta achtlos an ihr vorübergegangen sein?[2]). Die drei Nebenviten werden dem sogenannten theodosianischen Fälscher zur Last geschrieben, gewiß mit Recht, wenn auch die verhängnisvolle und im Grunde, vom modern historischen Standpunkt aus, völlig müßige Tätigkeit dieses Unterhaltungsschriftstellers noch weiter ausgedehnt werden muß. In der Chronologie hat sich Hasebroek nicht an Dessau, sonderrn an O. Seeck angeschlossen, dessen allzu zuversichtliche Datierung auf das Jahr 409/10 mich so wenig überzeugt hat, wie

---

[1]) Hohl, Rhein. Mus. 68, 1913, S. 316 ff.

[2]) Vgl. auch E. Stein, Zeitschrift für die deutsch-österr. Gymnas. 69, 1919, S. 323.

die von ihm vermutete politische Tendenz [1]). H. Dessau, der die Dissertation Hasebroeks einer sehr förderlichen Besprechung unterzogen hat [2]), erklärt erfreulicherweise bei diesem Anlaß, an seiner ursprünglichen Chronologie (letztes Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts) festhalten zu können. Besonders wichtig ist die Bemerkung Dessaus über die auf einigen Münzen des Clodius Albinus abgebildete Gottheit, deren Büste auch auf einer älteren Münze von Hadrumetum, dem angeblichen Geburtsort des Usurpators nach v. Clod. Alb. 1, 3, wiederkehrt. In diesem Zusammentreffen glaubte man einen Anhaltspunkt für die Richtigkeit wenigstens dieser Angabe der so unzuverlässigen Vita zu besitzen. Da aber neuerdings, wie Dessau (a. a. O.) hervorhebt, eine Terrakotta-Statuette derselben Gottheit außerhalb Hadrumetums zum Vorschein kam, und weitere Bruchstücke verwandter Darstellungen auch sonst in der Provinz Afrika aufgetaucht sind, so dürfte es sich um einen „gemeinafrikanischen Typus“ handeln; zum mindesten hat der Schluß auf die Heimat des Clodius Albinus seine suggestive Kraft verloren. Wie Hasebroek bezüglich der Vaterstadt des Clodius Albinus der Angabe der Vita Glauben zu schenken geneigt ist, so hält er auch die Notiz, daß Pescennius Niger aus Aquinum stamme (v. Pesc. Nigri 1, 3), für vertrauenerweckend. Ebenfalls mit Unrecht, wie auch Dessau annimmt. Dessau erinnert (a. a. O.) daran, daß Aquinum den „Halbgebildeten“ als Geburtsort Juvenals — ihn nennt bekanntlich Ammian (28, 4, 14) als Lieblingslektüre gewisser Kreise in einer Linie mit Marius Maximus — hinlänglich bekannt war. Schon vorher hatte v. Domaszewski (Nr. 3, S. 7) den gleichen Wink gegeben. Wie schlecht der Zusammenhang ist, in dem Aquinum figuriert, zeigt der Name der Mutter des Gegenkaisers, Lampridia, der natürlich von dem Pseudonym eines der Verfasser der Historia Augusta, Lampridius, nicht zu trennen ist und ebenso als Fälschung angesprochen werden muß [3]).

Die Dissertation Hasebroeks bildete zugleich eine nützliche und wohlgelungene Vorarbeit für seine „Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus“ (Nr. 10). Gedacht sind diese Untersuchungen als „in erster Linie historische“ (S. V); die Analyse der vita Severi ist also nicht Selbstzweck, geht uns aber

---

[1]) Vgl. diesen Bericht, Bd. 171 (1915) S. 124 ff.

[2]) Woch. f. klass. Philol. 1918, Sp. 389 ff.

[3]) Vgl. Hohl, Nr. 11, S. 474, Anm. 2 und Berl. philol. Woch. 1917, Sp. 425; v. Domaszewski, Nr. 3, S. 7, Nr. 6, S. 12, Anm. 4 u. S. 133.

im Rahmen dieses Referats allein an, während die historischen Ergebnisse hier außer Betracht bleiben müssen. Während der Verf. sich in seiner Dissertation (Nr. 9) die Datierung Seecks zu eigen gemacht hatte, erklärt er neuerdings (S. VI), daß die Chronologie des späten Fälschers „auch heute noch nicht erwiesen“ sei. In einer Besprechung [1]) deutete ich diese unbestimmte Wendung als „ein halbes Zugeständnis“ an A. v. Domaszewski. Ich möchte deshalb feststellen, daß der Verf. mich brieflich darüber aufgeklärt hat, daß meine Annahme nicht zutrifft. In einem anderen Fall hat aber unzweifelhaft eine Hypothese v. Domaszewkis zum Nachteil der Sache Eingang gefunden: Hasebroek läßt den Severus den Geburtstag Caracallas (4. April) im Jahr 194 n. Chr. in Perinth feiern (S. 62; vgl. die chronologische Übersicht S. 191), wofür er sich auf Jordanis Getica 84 und v. Domaszewki Nr. 6, S. 93 beruft. Wir haben bereits oben (S. 179 ff.) gesehen, daß der betreffende Passus der Getica des Jordanis durch das Medium des Symmachus auf die vita Maximini zurückgeht. Es heißt dort, v. Max. 2, 4, daß Severus am Geburtstag seines jüngeren Sohnes Geta, *natali Getae, filii minoris*, jene militärischen Kampfspiele veranstaltete, bei denen der Kaiser die Bekanntschaft des jungen Halbbarbaren Maximinus machte. Jordanis sagt nur *natalis die filii*. In der bekannten Art bezieht v. D. a. a. O. völlig willkürlich diese Worte auf den „Geburtstag Caracallas, des späteren Thronfolgers“. „Dazu stimmt die Situation. Am 4. April, dem Geburtstag Caracallas, des Jahres 194 wird sich Septimius Severus in Perinth, der Hauptstadt Thraciens, aufgehalten haben.“ Tatsächlich handelt es sich um eine freie Erfindung des Biographen, „nicht mehr bestimmt durch die Bedingungen des Raumes und der Zeit,“ wie v. D. einmal (Nr. 7, S. 28) sich ausdrückt. Daß übrigens die Angaben der vita Getae 3, 1 über das Geburtsdatum des Prinzen keine Gewähr besitzen, hat Hasebroek selbst früher (Nr. 9, S. 75 f.) dargetan. Die Kombination v. D.s, der für Geta den Caracalla einsetzt, steht also vollkommen in der Luft. Hasebroek hätte sie nicht als gesicherte Tatsache der Chronologie des Septimius Severus verwenden dürfen. Die neueren Abhandlungen v. D.s müssen mit derselben kritischen Vorsicht gebraucht werden, wie die Historia Augusta selbst. Welche Gefahr einer unbeabsichtigten Verfälschung unseres Geschichtsbildes auch noch die Reflexe bringen können, die jene Fälschungen der Hist. Aug. in ihrer Brechung bei v. D.

[1]) Deutsche Literaturzeitung 1924, Sp. 711 ff.

werfen, das mag dieses Beispiel zeigen. In ähnlich gewagter Weise hat v. D. auch das Datum der Ernennung der Caracalla zum Caesar durch einen höchst bedenklichen Rückschluß wiedergewinnen wollen (Nr. 6, S. 60f.). Als Geburtstag Caracallas ist v. Caracall. 6, 6 fälschlich statt des 4. April der 6. April genannt. Nun behauptet v. D., der Fälscher habe den Geburtstag mit dem *natalis imperii* verwechselt. Letzteres Datum, den 6. April 196, habe in der v. Severi 10, 3, wo die Ernennung zum Caesar erwähnt ist, „am Rande des Textes" gestanden. „Also genau wie bei seiner eigenen Erwählung hat Septimius Severus bei der Ernennung seines Antoninus zum Caesar drei Tage gezögert in dem Glauben an die glückbringende Wirkung der Dreizahl", so versichert v. D. (S. 61). Und diese haltlose Vermutung hat Hasebroek vertrauensvoll übernommen (S. 87 und S. 191); durch v. D. und Hasebroek hat sich bereits J. Vogt, Die alexandrinischen Münzen, Stuttgart 1924, I, S. 162, A. 913, täuschen lassen. So entsteht aus der zerstörten Legende der Historia Augusta eine neue, nicht weniger trügerische. Es ist jedenfalls lehrreich, an solchen Exempeln sich zu vergegenwärtigen, welche Verantwortung v. D. auf sich geladen hat, als er unter der Autorität seines Namens unbewiesene und unbeweisbare Vermutungen in die Welt schickte.

Wenn Hasebroek (Nr. 10, S. 6) mit Recht nach dem Vorgang von Mommsen und Dessau, trotz Hirschfelds Einspruch, die Nachricht, daß Severus die *advocatio fisci*, übrigens als Vorgänger Papinians, bekleidet habe (v. Caracall. 8, 3), verwirft, so hat er doch übersehen, daß erst die Textgeschichte das entscheidende Wort gesprochen und die Tatsache einer zuerst in den codex Palatinus eingeschwärzten nachantiken Interpolation einwandfrei bestätigt hat[1]). Der betreffende Satzteil *eumque cum Severo professum sub Scaevola et Severo in advocatione fisci successisse* gehört überhaupt nicht zum überlieferten Text der Hist. Aug., sondern ist mittelalterlichen Ursprungs, wobei Eutrop VIII, 18, 2 dem Interpolator vorgeschwebt haben kann, wenigstens für die Behauptung, daß Severus *advocatus fisci* war. Der Satz muß also in unseren Ausgaben, wo er zudem an einer anderen als der vom Interpolator beabsichtigten Stelle eingeschoben ist, einfach gestrichen werden und verdient nur eine warnende Erwähnung im kritischen Apparat.

Über den Wortlaut v. Severi 17, 6 hat sich Hasebroek

---

[1]) Hohl, Klio XIII, 1913, S. 273f.; vgl. S. 279 u. S. 408.

(S. 43 u. Anm. 3) durch F. Rühl irreführen lassen, wenn er mit ihm glaubt, *ex morum* sei nicht überliefert[1]).

Den Einfall v. D.s (Nr. 6, S. 59 ff.), daß der vita Severi teilweise Cassius Dio zugrunde liege, hätte Hasebroek besser ignoriert. Einen Beweis, der diesen Namen verdiente, hat ja v. D. für die von ihm behauptete Abhängigkeit der Hist. Aug. von Cassius Dio nicht zu erbringen vermocht. Aber auch die Argumente Hasebroeks schlagen nirgends durch. Daraus, daß zum Beispiel die paar knappen Sätze der v. Severi über Plautian (14, 5 ff.) mit dem weit ausführlicheren Bericht Dios hinsichtlich des Tatsachenkerns nicht im Widerspruch stehen, folgt doch nicht das geringste für das angebliche Abhängigkeitsverhältnis. Nun ist der Bericht des Griechen durchaus persönlich gefärbt: doch weder die Geschichte von den gestohlenen exotischen Pferden, noch von der Kastration der hundert vornehmen Römer, noch von der Fischspezialität Nikaias, die sich der Kaiser von dem besser versehenen Präfekten ausbitten muß (Dio 75, 14, 3 ff.), kehrt in der Hist. Aug. auch nur andeutungsweise wieder. Die letztere Anekdote (75, 15, 3), die Dio aus seiner Vaterstadt erzählt, wäre für die dionische Provenienz allerdings beweisend; fände sie sich in der Hist. Aug., dann wäre man berechtigt zu sagen, daß „Dio als Vorlage geradezu mit Händen zu greifen" sei (S. 108); indes man sucht sie umsonst. Zu v. Sev. 19, 4 bemerkt Hasebroek (S. 146 f.): „Der Rest muß Dio sein, wenn nicht einfach Eutrop 8, 19 divus appellatus est, benutzt ist." Die Behauptung (S. 148), daß die *omina mortis* v. Sev. 22, 1—7 „allein auf Dio zurückgehen können, aus dem bei Xiphilinus nur ein einziges . . . erhalten ist"[2]) — gerade dieses *omen* taucht jedoch nicht in der v. Sev. auf —, muß befremden, wenn man bedenkt, daß doch die *omina*, *prodigia*, *ostenta* seit Sueton eine ständige Rubrik der lateinischen Kaiserbiographie bilden und bei Marius Maximus nicht gefehlt haben können. Doch hat sich Hasebroek wenigstens für die Schilderung der physischen Er-

[1]) Den Irrtum Rühls, Rhein. Mus. 67, 1912, S. 156 ff., habe ich ebenda Bd. 68, 1913, S. 316 ff. richtig gestellt, was Hasebroek entgangen ist.

[2]) „Auf eine Statue des Kaisers", so gibt H. den Auszug aus Dio wieder, „fällt ein Blitzstrahl und schlägt drei Buchstaben des Namens fort, so daß allein ηρος = ἥρως bleibt (76, 11, 2)". Das klingt sehr ansprechend; doch ist damit die Erzählung etwa nach Analogie von Sueton Aug. 97, 2 umgedeutet, wo allerdings auch der übrigbleibende Buchstabenrest bedeutungsvoll wird. Das ist bei Dio nicht der Fall; übrigens war die Inschrift natürlich lateinisch, so daß der von H. an sich nicht übel erschlossene Sinn praktisch nicht in Frage kommt.

scheinung des Kaisers Septimius Severus (v. Sev. 19, 9) nicht von der Begeisterung v. D.s fortreißen lassen, der sich zu der unbegreiflichen Behauptung versteigt (Nr. 6, S. 134), daß hier „Dio selbst zu uns spreche". Hasebroek begnügt sich (S. 147) mit der Erklärung, daß der Passus „auf bester Überlieferung beruhe". Das glaube ich auch! Es ist aber wiederum eine echt biographische Rubrik, die *forma*, auf die wir stoßen, und abermals drängt sich der Name des Marius Maximus auf. Im Anschluß hieran möchte ich gegen die Verdächtigung von v. Severi 15, 7 durch v. D. (Nr. 6, S. 134) und Hasebroek S. 116 Verwahrung einlegen. Denn daß die Schwester des Kaisers ihn am Hof durch mangelhafte Kenntnis der lateinischen Sprache kompromittierte — ihr war nur das Punische geläufig —, halte ich für nicht unglaubhaft [1]).

Wenn ich nach dem Gesagten mit Einzelheiten und insbesondere mit der Art, wie Hasebroek die Quellenfrage beurteilt, auch nicht immer einverstanden bin, so betrachte ich doch seine sorgfältigen und umfassenden Untersuchungen nach der rein historischen Seite hin, mit der sich freilich dieses Referat nicht zu befassen hat, als einen entschiedenen Fortschritt, wie ich das bereits anderwärts betont habe.

Der Vollständigkeit halber seien die Aufsätze von W. Soltau (Nr. 19, 20 u. 21) wenigstens erwähnt. Wissenschaftlich sind sie wertlos, und da sie auch methodisch kein Interesse, nicht einmal ein negatives, bieten, so gehört ein Referat über die verschwommenen und durch den heutigen Stand der Forschung längst überholten Vorstellungen des Verf.s nicht in einen Bericht über die „Fortschritte der Altertumswissenschaft". Wer den Lucan für einen Zeitgenossen des Kaisers Domitian hält (Nr. 19, S. 421), wer in Vulcacius Gallicanus den „Oheim des Kaisers Gallus", der vielleicht einmal eine — von dem Biographen der Hist. Aug. benutzte — „Declamatio" über Avidius Cassius gehalten haben mag, erblickt (Nr. 20, Sp. 1542 f.; vgl. Nr. 19, S. 391 f. u. S. 418 f.) — in Wirklichkeit heißt der Oheim des Caesars Constantius Gallus gar nicht Vulcacius, sondern Rufinus Gallicanus —, wer bei Vopiscus „Anrufe von Kaisern" (Nr. 19, S. 417) und in dessen Viten, ja sogar im Eingang der vita Aureliani die Spuren einer „späteren

[1]) Vgl. M. Gelzer, Das Römertum als Kulturmacht, Hist. Zeitschrift 126, 3. F. 30, 1922, S. 204 u. A. 3. Gelzer zieht das interessante Zeugnis des Apuleius herbei, der von seinem Stiefsohn sagt, er spreche nur Punisch und von der Mutter her ein wenig Griechisch, „Lateinisch reden will er nicht und kann er nicht" (apol. 98 fin.).

Überarbeitung" findet (Nr. 19, S. 408 f.), der dürfte kaum ein Recht besitzen, „die Wege anzugeben, welche die weitere Forschung einzuschlagen hat" (Nr. 19, S. 391). Wohl aber hat die Forschung das Recht, über solche Entgleisungen ohne Diskussion zur Tagesordnung überzugehen.

Ganz kurz kann ich auch den Aufsatz von L. Homo (Nr. 14) erledigen. Denn die deutsche Wissenschaft hat keine Veranlassung, sich mit Arbeiten zu beschäftigen, in denen sie geflissentlich totgeschwiegen wird. Nicht einmal der Name Dessaus begegnet uns hier; es wird nur '*la thèse de la falsification totale*' der '*thèse traditionelle de l'authenticité*' entgegengestellt. Der Verf. schließt seine Prüfung der Viten des Maximinus, Maximus und Balbinus und der Gordiane mit folgendem Kompromiß: '*Les deux thèses opposées tombent . . . à la fois et du même coup. L'Histoire Auguste n'est pas une falsification systématique et son authenticité apparaît par là même indiscutable. D'autre part, l'attribution traditioncelle par noms d'auteurs se révèle manifestement fausse . . . l'étude de nos trois Vies parallèles nous donne tous au moins la preuve que l'Histoire Auguste avec toutes ses erreurs et tout ses défauts est dans l'ensemble une œuvre authentique. Il n'était pas inutile de l'établir.*' Über die Nützlichkeit des Nachweises der Authentie der Hist. Aug. wird man in Deutschland und hoffentlich nicht nur in Deutschland anders denken. Wie schrieb doch Hippolyte Taine am 5. Mai 1870 anläßlich des berühmten Aufsatzes von Mommsen über „Cornelius Tacitus und Cluvius Rufus": '*Voilà de la vraie philologie . . . Il y a là une science entièrement inconnue en France*' . . .? Auf drastische Weise zeigt die Abhandlung von Homo, daß diejenigen, die glauben, die Ergebnisse der deutschen Wissenschaft ignorieren zu können, selbst den Schaden haben.

Über den heutigen Stand dieser Wissenschaft orientiert A. Rosenberg (Nr. 15) mit unleugbarem Geschick. Seine „klare Darlegung" des Problems hat auch Dessau (Nr. 1, S. 127, Anm. 1) anerkannt. Dessau, der Altmeister der Historia-Augusta-Forschung, weist darauf hin, wie gut die Erwähnung der Samaritaner sich mit seiner These von der Entstehung der Biographien in theodosianischer Zeit verträgt. Werden doch erst seit Theodosius die Samaritaner neben den Juden in kaiserlichen Erlassen eigens genannt. Erwähnenswert ist auch die bestechende Ansicht Dessaus, daß der seltsame Ausdruck *quadrigae tyrannorum* (v. Probi 24, 8) auf das Vorbild des Messius Arusianus, eines grammatisch-rhetorischen Schriftstellers der theodosianischen Zeit, der aus den vier

Schulautoren Vergil, Terenz, Cicero und Sallust eine *quadriga* für Konstruktionsregeln zusammenstellte, zurückgehen dürfte [1]).

Gerade in Grammatikerkreisen wird man den Ursprung der Hist. Aug. zu suchen haben. Nachdem J. Geffcken (Nr. 8) auf Grund einer dankenswerten Prüfung des religionsgeschichtlichen Materials, das in den Viten steckt, den Verfasser, der „die gelehrten Interessen“ des Symmachus und seiner Genossen „teilte“ (S. 295), mit den heidnischen Anhängern des Neuplatonismus im ausgehenden 4. Jahrhundert in Beziehung gesetzt hatte, versuchte ich auf seinen Wunsch, dieses sein Ergebnis in den Rahmen des Gesamtproblems einzupassen (Nr. 12). Ich tat es in der Hoffnung, damit die bewährte These Dessaus zu stützen und zu festigen. Ich glaube, deutliche Berührungspunkte des Kaiserbiographen mit dem stadtrömischen Adel der theodosianischen Zeit aufgezeigt zu haben. So wird es kein Zufall sein, wenn Vopiscus (v. Aurel. 24, 9) eine natürlich lateinische Biographie des griechischen Wundertäters Apollonios von Tyana in Aussicht stellt, indes tatsächlich Virius Nicomachus Flavianus (gestorben im Jahr 394 n. Chr.) mit Unterstützung des Victorianus diesen Plan in die Wirklichkeit umsetzte, wie aus Sidonius Apollinaris ep. VIII 3 hervorgeht. Der sogen. Vopiscus bereitet also seine Leser auf ein literarisches Ereignis vor, das auf dem Programm des Symmachuskreises stand! Unverkennbar ist der Niederschlag grammatisch-rhetorischer Bildung im Corpus der Hist. Aug. Vergegenwärtigt man sich die liebevolle Pflege, die Symmachi und Nicomachi gewiß nicht ohne einen Stab geschulter Hilfsarbeiter den Klassikertexten angedeihen ließen, so wird man nicht geneigt sein, die Möglichkeit von Beziehungen zwischen diesen erlauchten Hütern der stolzen Traditionen Roms und der *cohors grammatica*, der unser Fälscher angehört haben dürfte, *a limine* abzuweisen. Und hat nicht noch der Urenkel des großen Symmachus, der gleichnamige Konsul des Jahres 485, der sich mit seinem Schwiegersohn Boëthius in den Ehrentitel des letzten Römers teilen darf, in seinem Geschichtswerk aus der Historia Augusta geschöpft, wie wir aus der Einlage bei Jordanis ersehen? So stimmt alles aufs beste zusammen. Beim Gebrauch des anspruchsvollen Ausdrucks „Tendenz“ ist zwar Vorsicht geboten; aber ich möchte doch die Behauptung aufrecht erhalten, daß das Unternehmen der Hist. Aug. sich bewußt in den Dienst der heidnisch-nationalen Tendenz gestellt hat. Durch eine Reihe von Kaiser-

[1]) Teuffel, Gesch. der röm. Literatur III⁶, 1913, § 427, 4.

biographien sollte der Sinn für Roms Größe belebt werden; dabei war es zweckmäßig, die Schwelle der 4. Jahrhunderts, das der verhaßten christlichen Kirche die staatliche Anerkennung brachte, nicht zu überschreiten. So erklärt sich zwanglos die Fiktion der Abfassung in diokletianisch-konstantinischer Zeit, was überdies dem Eindruck einer gewissen Aktualität für die letzten Stücke des Corpus dienlich sein konnte.

Daß O. Seeck noch bis zuletzt an seiner verfehlten Datierung der Hist. Aug. ins Jahr 410 festhielt[1]), bekundet der Beginn des 8. Kapitels im 6. und letzten Band seiner großen „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (Nr. 18).

Wie ich, im Gegensatz zu A. v. Domaszewski, die Psychologie des Fälschers auffasse, davon habe ich in einer Hermes-Miscelle (N. 11) eine kleine Probe gegeben. Wenn in der v. Maxim. 4, 1 des angeblichen Capitolinus dem Helden eben dieser Biographie der unmögliche Tageskonsum von einer kapitolinischen Amphora Wein, also scheinbar einer nach den Normalmaßen auf dem Kapitol geaichten Amphora, angedichtet wird, so ist m. E. durch das Beiwort Capitolina dieses Quantum als ein Phantasieprodukt des Capitolinus gekennzeichnet. Bei dieser Deutung tritt die *Capitolina amphora* in eine Reihe mit ähnlichen Scherzen, in denen nicht ohne Humor auf den Schwindel, der getrieben wird, angespielt ist; ich erinnere an die gefälschten Namen der Lampridia und des Trebellianus, die in nächster Verwandtschaft zu den Pseudonymen der *scriptores*, Lampridius und Trebellius, stehen, an die geheimgehaltenen Barbarennamen der Eltern des Maximinus, an das Senatsprotokoll der v. Taciti, das doch nach einer Notiz der v. Probi unauffindbar war, an das *senatus consultum tacitum* der v. Gord., dessen eigentlich geheimer Inhalt uns nichtsdestoweniger enthüllt wird, an die Grabinschrift des Gordianus III, die aber Licinius zerstört haben soll. Diesen und anderen Beispielen, so verschieden sie sind, ist jedenfalls ein Zug gemeinsam: das halbe Eingeständnis der Fälschung, die spielende Andeutung des wahren Sachverhalts, der Anflug von Humor und Selbstironie, der uns mit dem sich und seine Leser zum besten haltenden Schwindler einigermaßen aussöhnt[2]).

---

[1]) Vgl. diesen Bericht Bd. 171, S. 123 ff.

[2]) Ein Mitglied meines Seminars, Fräulein L. Eisner, hat eine hübsche Parallele zur *Capitolina amphora* beigebracht. Petron. sat. 50, 4: *'et forsitan' inquit 'quaeris, quare solus Corinthea vera possideam: quia scilicet aerarius, a quo emo, Corinthus vocatur.* Das korinthische Erz des Trimalchio ist deshalb das allerechteste, weil es das Produkt eines Mannes Namens

Das heißumstrittene Gedicht Hadrians (v. Hadr. 25, 9)[1]) unterzieht diesmal H. Hollstein (Nr. 13) einer Interpretation, wobei er die grammatische Konstruktion Th. Birts gegen O. Immisch verteidigt. Daß eine Entlehnung aus Ennius vorliegt, wie J. Sajdak[2]) feststellen konnte, hat Hollstein übersehen. Er faßt die Verse als ein „Scherzgedicht", das nicht ernst zu nehmen sei. Trotzdem soll das Ganze „ein Seufzer des sterbenden Kaisers sein, der noch in seiner letzten Stunde zum *iocus* aufgelegt ist", genauer „die *ultima verba* eines *moriens*". „Nach diesen Worten verfliegt der Atem des Sterbenden"... „Hadrian imitiert in heiterer Ironie den Alltagsmenschen, der stirbt." — In der Seele eines Sterbenden zu lesen, maße ich mir nicht an, und was die angeblichen „letzten Worte" betrifft, so ist auf diesem Gebiet die ausschmückende Legende zu allen Zeiten geschäftig gewesen. Mich dünkt auch heute noch am wahrscheinlichsten, daß das alberne Gedichtlein eine allerdings „nicht ernst zu nehmende" Erfindung des Biographen ist, obschon ich mir nicht verhehle, daß man einen schlüssigen Beweis für die Fälschung nicht erbringen kann und daß es immer wieder Leute geben wird, die sich für dieses Machwerk begeistern.

Einen sicheren Beleg für die stilistische Wirkung der Hist. Aug. im Mittelalter verdanken wir B. Schmeidler (Nr. 16), der die Entdeckung machte, daß Adam von Bremen die Kaiserbiographien gekannt haben muß, wie wörtliche Anklänge beweisen. Einleuchtend vermutet der Verf., daß der mittelalterliche Geschichtschreiber in seiner Jugend den Text in Bamberg kennen gelernt hat.

Endlich sei noch auf die nützlichen und fleißigen Arbeiten von E. Tidner hingewiesen, der aus der Schule des ausgezeichneten schwedischen Latinisten E. Löfstedt hervorgegangen ist (Nr. 22 u. 23). Die Dissertation (Nr. 22) hat bereits in W. Baehrens einen sachkundigen Rezensenten gefunden[3]), der trotz einigen Ausstellungen der wertvollen Arbeit das verdiente Lob zollt. Untersuchungen dieser Art lassen das Fehlen einer der heutigen Kenntnis der späteren Latinität angemessenen Ausgabe der Hist. Aug. schmerzlich vermissen, wie sie umgekehrt die Textbehandlung zu fördern geeignet sind.

Meine Absicht, das Versprechen, das ich im Jahr 1913 mit

Corinthus ist. Analog heißt die *Capitolina amphora* so als Phantasieprodukt des Capitolinus.

[1]) Siehe diesen Bericht Bd. 171, S. 145 f.

[2]) Berl. philol. Woch. 1916, Sp. 765 ff.

[3]) Philol. Woch. 1923, Sp. 362 ff.

meinen „Beiträgen zur Textgeschichte der Historia Augusta“, in Klio XIII, S. 258 ff., S. 387 ff. gegeben habe und das ich selbstverständlich in vollem Umfang aufrecht erhalte, demnächst einzulösen, ist leider sowohl an der zögernden Haltung der Verlagsfirma B. G. Teubner in Leipzig, als auch an dem Umstand gescheitert, daß die Heidelberger Akademie die leihweise Überlassung der ihr gehörenden Photographien des codex Palatinus unter dem 18. Februar 1923 mit der Begründung ablehnte, daß dieselben gegenwärtig von anderer Seite „benötigt und entliehen“ seien. Da ein von mir nach Ablauf eines Jahres in Heidelberg unternommener privater Schritt ohne positives Ergebnis blieb, so muß ich den Leser für das Erscheinen meiner Ausgabe auf eine hoffentlich nicht zu ferne Zukunft vertrösten. An der unliebsamen Verzögerung trifft mich keine Schuld.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihunderterster Band.

Fünfzigster Jahrgang 1924.

Dritte Abteilung.

ALTERTUMSWISSENSCHAFT.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1925.



Altenburg, Thür.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis
des zweihundertersten Bandes.

Bericht über die Literatur zu den römischen Kriegsaltertümern in den Jahren 1911—1920.

Von

Carl Blümlein in Bad Homburg v. d. H.

Bezüglich des folgenden, nicht lange nach dem Kriege abgeschlossenen Berichtes muß bemerkt werden, daß eine Reihe von Veröffentlichungen, besonders des Auslandes, wohl z. T. angeführt, aber nicht kritisch behandelt werden konnten, weil trotz vielfacher Bemühungen eine Beschaffung in der genannten Zeit nicht möglich war. Versäumtes wird daher im nächsten Bericht nachgeholt werden.

Der Zeitraum 1911—20 ist vorwiegend charakterisiert durch die Arbeit der Spatenwissenschaft, die eine Reihe der schönsten Ergebnisse gezeitigt, zugleich aber eine Fülle von Problemen aufgeworfen hat, deren Lösung von weiterer intensiver Bodenarbeit erwartet werden muß. Vor allem ist es der Limes und alles, was damit zusammenhängt, der die Aufmerksamkeit und Forschung unserer zünftigen Gelehrten wie der Lokalforscher, die sich arbeitsfreudig in den Dienst der großen Sache gestellt haben, auf sich gelenkt hat. Wenn auch auf die tatkräftige Förderung seitens unserer früheren Fürsten und die reiche Unterstützung seitens des Reiches und der einzelnen Länder vorläufig verzichtet werden muß, so zeigt doch die Arbeit der letzten Jahre, daß alle Beteiligten auch ohne jene Förderung mit Hingebung und Eifer ihre Aufgabe weiter verfolgen.

Vom Limes im allgemeinen.

Über den Begriff des Limes hat zuerst Mommsen, WZ 13, 134 [1]), als Definition festgestellt, daß er ein Grenzstreifen ist, der zunächst als Weg diente. Der Reichslimes habe eine nach außen wie nach innen markierte Grenzlinie; so bezeichne beim englischen Limes die Steinmauer die äußere, der Graben die innere Grenze, beim schottischen Wall sei der Graben die äußere, die dahinter liegende Militärstraße die innere Grenze, beim germanischen der aus-

[1]) Die Zeitschriften sind nach den Abkürzungen der Bibliotheca philologica classica zitiert.

gesteinte Grenzgraben die innere, die äußere der Wall. W. Gebert, BJ 119, 158 weist nach, daß l. 1. dem Begriff Bahn entspricht, 2. technischer Ausdruck der Landwirtschaft = Feldweg ist, 3. als „Grenze" erst in der nachklassischen Poesie vorkommt. Tac. Agr. 41, 9 hat es als Reichsgrenze (trockene im Gegensatz zur Flußbegrenzung). Der Ursprung des Reichslimes ist die als Grenzweg dienende Grenzbahn, die, in den Wäldern durch Baumfällung gekennzeichnet, wohl unserer Schneise entspricht. Über den gleichen Gegenstand hat A. Mettler, KBW 18, 137, W. Barthel 6. Ber. d. R. G. Komm. 180 gehandelt. K. Prinz, W u. S 7, 172 weist darauf hin, daß in postliminium sich das Wort in der Bedeutung Grenze erhalten hat.

Die vielerörterte Frage, wie der Limes zu der Bezeichnung Pfahl kommt, hat Ohlenschlager, NHJ 5, 61, dahin zu entscheiden gesucht, daß Pfahl nicht die Palisadenreihe, sondern eine wallartige Erhöhung bezeichne. Zangemeister ibd. 68 erklärt Limes als Militärstraße, während Pfahl mit vallum in Verbindung zu bringen sei. Hierbei wurde von der Voraussetzung ausgegangen, daß das vor dem Graben gefundene Gräbchen eine durch (mit Erde überschüttete) Versteinung hergestellte Grenzbezeichnung sei. Es hat sich nun als wahrscheinlich herausgestellt, daß in dem Gräbchen die Palisaden standen, und daß die auf seiner Sohle aufgefundenen Steine zu deren Befestigung dienten. Dadurch wurde neues Licht auf die Bezeichnung Pfahl geworfen. So erklärt es sich, daß E. Fabricius, RGK 7, 1 und ORL 40, 25, für die Verwandtschaft mit palus eintritt, das ein Wort der Soldatensprache für vallus, Schanzpfahl, ist. Pfahl ist ihm ein deutsches Kollektivwort wie Holz für Hölzer, also = Gepfähle, Palisade. In der Tat war für den von außen dem Limes Nahenden die Palisadenwand das für die ganze Befestigung Charakteristische. Zum erstenmal kommt diese Bezeichnung, wie R. Henning, RGK 7, 28, meint, bei Amm. Marc. 18, 2, 15 vor, wo von einer Stelle die Rede ist, cui Capellatii vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundiorum confinia distinguebant. Schon hier bildete also der Limes die Grenze zwischen zwei Gebieten, wie das z. B. in der Taunusgegend bis auf die Neuzeit verfolgt werden kann.

Fr. Bothe, Didask. 99, 8 schließt seine Auseinandersetzungen über den Pfahlgraben: „Von vallum kann das Wort ‚Pfahl' nicht abgeleitet werden. Man wird daher das lat. palus = Pfahl zum Ausgangspunkte nehmen müssen, womit die erste Grenzbefestigung als ‚Gepfähle' gemeint worden ist. Der Name ‚Pfahl' ist dann, im nördlichen Gebiete ohne Lautverschiebung als ‚Pahl', ‚Pohl', auf

das ganze gewaltige Bollwerk übertragen worden. Später ist aber eine Verschmelzung Pfahl mit Pfohl eingetreten: man schrieb unter dem Einfluß der Kirche dies mächtige heidnische Bauwerk, das von Geheimnissen umwoben sein wird, dem Pfohl zu, dem Voland, und wie anderwärts der Name Teufelsmauer, entstand hier der Name Pfahl, Pfohl, Pfohlgrab.“ Also Teufelsgrab. Es bleibt aber unverständlich, warum das Volk nun Teufelsgrab in Teufelsgraben gewandelt haben soll, wo doch Hünengrab und ähnliche Bezeichnungen verbleiben, und ferner, wie man eine solch langgedehnte Befestigungslinie ein Grab nennen konnte. Zudem wissen wir von dem angeblichen Gott Pfohl, der nur einmal erwähnt wird, gar nichts, und wenn wirklich Pfohl = Baldr ist, wie neuere Gelehrte annehmen, so müßte erst noch gezeigt werden, wie dieser Lichtgott mit jenen Verschanzungen in Verbindung gebracht werden könnte.

Annehmbarer scheint die Hypothese von H. Jacobi, Saalburg-Jahrbuch 4, 48. Wenn, so meint er, „Pfahl“ wirklich von palus abzuleiten ist, dann bezeichnete palus in diesem Falle nicht den Schanzpfahl — von einer Palisade kann also nicht die Rede sein —, sondern den Grenzpfahl, welche Bedeutung auch in dem palas des Ammian anzunehmen sei.

In seiner Lebensbeschreibung Hadrians 12 spricht Spartian von stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis. Dieser „Mauerzaun“ gab zu mancherlei Bedenken Anlaß. Diese sucht F. Ohlenschlager durch die Konjektur ruralis = agrestis zu lösen, indem er RGK 7, 13 zugleich auch die falces murales Cäsars b. G. 3, 4 in rurales umwandelt. Eine Änderung der ersten Stelle aber scheint nicht unbedingt nötig; eine saepes muralis, eine mauerartige Einfriedigung kann eine aus Stämmen wie aus Steinen festgefügte Palisade doch wohl genannt werden.

Eine Reihe von Flurbezeichnungen, wie hinterm Pohl, Pohlwiesen, bringt W. Schoof, Deutsche GB 18, 211 nicht mit Pfahl, sondern mit Feld, Fold, Fald zusammen, worin der alte Flurname valte = eingezäumter Bezirk, Hofplatz stecke.

Wenn sich also Bezeichnungen wie Pfohl auch in Gegenden finden, die weitab vom Limes liegen, so kann das nicht als Argument gegen die Herleitung der am Pfahlgraben vorkommenden, mit Pfahl u. ä. zusammengesetzten Namen aus dem Lateinischen verwendet werden, da in jenen Fällen eine Deutung aus dem Germanischen möglich ist. Übrigens mag darauf hingewiesen werden, daß H. Ortner, Das römische Regensburg, Regensb. 1908/9, S. 6, für Pfahl ebenfalls die Herleitung von palus = Pfahl annimmt.

„Die Erforschung des obergermanisch-raetischen Limes in den Jahren 1908—12“ behandelt der in der Blüte der Jahre gefallene W. Barthel, 6. Ber. d. Röm.-germ. Komm. 114, und zwar macht er zur Festlegung der Chronologie zum erstenmal in ausgiebiger Weise die keramische Forschung nutzbar, vor allem die Terra sigillata, obwohl hier, wie uns bedünkt, manches doch schon als feststehendes Ergebnis angenommen wird, was noch festerer Stütze bedarf, sodann die Militärziegel. Die Arbeit bespricht, im allgemeinen referierend, die hier in Betracht kommenden Arbeiten. In einem besonderen Abschnitt setzt er sich mit den Theorien über die Grenzentwicklung links der Donau auseinander. Er meint, daß das Vorgehen an der Donau der Ausfluß einer einheitlichen Politik, eines bestimmten Systems sei; es war auf eine umfassendere Okkupation nördlich der Donau abgesehen, und die Kastelle nördlich des Flusses sollten nur den Rückhalt für einen weiter vorgeschobenen Limes bilden. „Wo dieser lief, ob etwa bereits in der Linie Heidenheim — Gnotzheim—Weißenburg, in die ein Jahrzehnt später dann die Kastelle selbst vorgeschoben wurden, ist vorerst eine müßige Frage. Die Kastelle Burladingen, Gomadingen, Donnstetten, Urspring, Heidenheim, Oberdorf, Munningen, Gnotzheim, Weißenburg und Pfünz bilden eine einheitliche Kette, die um 90 n. Chr. die ein Jahrzehnt zuvor am linken Donauufer erbaute Linie ersetzte, von der nur im Osten Kösching und Pföring beibehalten werden. In der neuen Kette wird Burladingen wohl der westlichste Punkt bleiben.“ In bezug auf Einzelheiten muß auf die Arbeit selbst verwiesen werden. G. Steinmetz, Verh. d. h. V. v. Oberpfalz u. Regensburg 57, 40 u. 69, 7, schließt sich in der Hauptsache den Barthelschen Ausführungen an. Bezüglich Regensburgs meint er, daß die älteste römische Besatzung seiner südlichen Umgebung unter Vespasian, vielleicht durch Anlage eines Kastells auf den Kumpfmühler Höhen, erfolgte; das Stadtgebiet lieferte bisher keine Funde, die hier eine römische Siedlung anzunehmen berechtigten. Hier betreten wir sicheren historischen Boden erst mit der sog. Gründungsurkunde Regensburgs vom Jahre 180, nach der Marc Aurel und Commodus das Vallum, d. h. die feste Mauer des Kastells, erbauen ließen. Ein verstärkter Umbau erfolgte wahrscheinlich unter Diocletian, dem auch das noch erhaltene Tor, die Porta praetoria, zugeschrieben ist. Besonders wertvoll wird die Arbeit von G. Steinmetz durch die Zusammenstellung aller in Regensburg vorhandenen Inschriften und Steinarbeiten, denen die im Münchener Antiquarium befindlichen aus Regensburg beigefügt sind. Von Truppenverbänden findet sich

erwähnt: Ala I Flavia Singularium, Turma Cl. Severi, Decuria Avitiani, Cohors II Aquitanorum, Cohors I Flavia Canathenorum Miliaria, Cohors III Britanorum, Legio III Italica. Andere Namen weist das Militärdiplom des Secco vom Jahre 166 auf. Über Kaisernamen, Titel, Ämter, Personennamen u. a. geben die sorgfältigen Indices Aufschluß.

H. Ortner, Das röm. Regensburg, π Regensb. 1908/9, gibt eine zusammenfassende Übersicht über die Untersuchungen und Beschreibungen von Ausgrabungen und Funden in und bei R. unter sorgfältiger Benutzung des gedruckten Materials. Auch er nimmt auf der südlichen Höhe ein Erdkastell der Auxiliartruppen an, das dem eigentlichen Lager in Regensburg voranging. Weiter behandelt er die Friedhöfe, Straßen und Denkmäler nebst Inschriften. Von Wert ist hier, daß er mit der weitverbreiteten Legende vom christlichen römischen Regensburg aufräumt; es ist nicht der geringste Beweis erbracht, daß hier christliche Kirchen vorhanden waren; selbst auf dem konstantinischen Teil des großen Friedhofs ist nur der eine Grabstein einer Sarmanna als unbedingt christlich anzusprechen, wenn auch der Zusatz MARTRBVS SOCIATA nicht in martyribus sociatae aufzulösen ist.

Für die Ortsgeschichte Regensburgs wichtig ist die Inschr. RGK 7, 88, in der ein Aedilis TERRIT · CONTR · ETKR · genannt wird. Ob unter dem Territorium contrarium das linke nördliche Flußufer und die vorgelagerte Donauinsel zu verstehen, oder ob contributum zu lesen ist, bedarf noch der Klärung. G. Steinmetz erklärt sich bezüglich des aedilis gegen Mommsens Deutung und liest aedilis territorii et Kanabarum Reginensium.

Goeßler, KGV 61, 82, meint bezüglich der Okkupation Südwestdeutschlands: „Erst unter Claudius ist die Donaugrenze tatsächlich militärisch besetzt worden. Die Herrschaft wurde erst unter Domitian über die Donau hinaus ausgedehnt." Freilich gesteht er: „Die Geschichte der Okkupation durch die Römer wird immer komplizierter. Neue Funde bringen immer wieder alte Resultate in Gefahr." Er wendet sich vorwiegend gegen E. Nägele, dessen Ansichten über den Alblimes, Bl. Schwäb. Albr. 24, 93, er nicht teilt. H. Hofmann behandelt die Frage der vorflavischen Okkupation des rechten Rheinufers MZ 6, 31.

Im 9. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1916, 18 gibt G. Wolff, der als Limesforscher eine reiche Erfahrung hinter sich hat, eine Darlegung des Standes der Limesforschung und zwar, soweit sie den obergermanischen Limes und

sein Hinterland betrifft. Die hier in Frage kommende Literatur und die Veröffentlichungen der Reichslimeskommission seit 1913 werden besprochen, dann Mainz und Straßburg als linksrheinische Basis der rechtsrheinischen Okkupation betrachtet. Die Erdkastelle sieht er als die ersten definitiven Befestigungen an, die diese einleiten, und setzt sie noch in Domitians Regierungszeit. Die Schanzen sind ihre Vorpostenstationen für die großen Kastelle der Ebene, die unmittelbar nach dem 1. Chattenkrieg erbaut worden sind; ich möchte sie zeitlich nicht weit von den Erdkastellen setzen und z. B. auf der Saalburg für den Unterkunftsort der Mannschaften ansehen, die das Erdkastell erbauten. Geschleift wurden die Erdkastelle unter Hadrian, der sie durch Steinkastelle ersetzte, die er mit den Kohorten und Alen der großen Ebenenkastelle belegte, welche nunmehr eingingen. Weitere Kapitel behandeln die ältere Grenze in der Ostwetterau, die Etappenstationen im Hinterlande, die Ziegelstempel als chronologische Urkunden.

Was von Duhn in seinem Vortrage streifte, führt G. Wolff (Festschr. d. V. ak. g. Lehrer z. Eröffn. d. Frankf. Universität) 1915 näher aus, indem er die Entwickelung der römisch-germanischen Altertumsforschung, ihre Aufgaben und Hilfsmittel bespricht. Hübner, Mommsen, die Limeskommission, die Röm.-germ. Kommission des K. Arch.-Institus sind die Fixpunkte der Erörterungen eines mitten in diesen Arbeiten stehenden Gelehrten und Praktikers [1]).

Eine Ergänzung dazu gibt W. im KGV 68, 177; 69, 157, wo er die Wandelungen in der Auffassung dieser Forschung, ihrer Quellen und Ergebnisse darlegt. Die letzteren präzisiert er dahin: In Claudisch-Vespasianischer Zeit gehörte zum Reiche nur das Vorland von Mainz mit Wiesbaden bis zu dem Vorsprung des Taunus nach Höchst a. M. mit der Grenzbefestigung bei Hofheim. Durch Domitians Chattenkrieg 83 n. Chr. kam das Maingebiet bis Kesselstadt und die Wetterau bis zur oberhessischen Senke nördlich von Butzbach dazu. In Hadrians Zeit wurden die Hilfstruppen an den Limes verlegt, der gleichzeitig bis an den Fuß des Vogelsberges und über die Kinzigmündung hinaus vorgeschoben wurde und durch die Anlage der Palisadenwand einen mehr defensiven Charakter gewann. Gegen Ende des 2. Jhdts. wurde dieser Charakter durch Umbau der Holztürme in Stein und Anlegung des Grenzwalles, den man lange Zeit als gleichbedeutend mit „Limes“ betrachtet hat,

[1]) Inhaltlich deckt sich teilweise hiermit F. Koepp, Römisch-germ. Forschung[2], Münster 1916.

noch gesteigert. In Etappen, wie es gewonnen war, ist das Land in der 2. Hälfte des 3. Jhdts. wieder geräumt worden, so daß die Enge von Hofheim und der Abschnitt des Wickertbaches noch einmal die Grundlagen einer Grenzbefestigung gebildet haben. In Diocletianisch-Konstantinischer Zeit wurde der Rhein selbst wieder durch eine neue Kastellinie gesichert. Südlich des Mains erfolgte die Okkupation des rechten Rheinufers vor dem Ende des 1. Jhdts.; die „rückwärtige“ Kastellinie auf dem Odenwald und am Neckar ist Domitianischen Ursprungs; dagegen ist der vordere, schwäbische Pfahlgraben gleichzeitig mit dem nordmainischen Abschnitte. W. selbst hat durch seine persönliche Tätigkeit nicht wenig zur Aufklärung dieser verwickelten Verhältnisse beigetragen.

A. Budai, Le Limes Romain en Allemagne, Trav. de la section num. et arch. Kolozvar 1. 1, gibt seine Vermutungen über den Limes und seine Errichtung und chronologische Fixierung auf Grund einer Bereisung dieser Anlage.

Die bis 1912 erzielten Ergebnisse der Limesforschung faßt E. Henze (Veröff. v. Altertumsv. Torgau 22, 47) zusammen. Naturgemäß ist jetzt manches davon überholt, so die Lehre von der Grenzmarkierung, die Palisadierung im Graben, die Errichtung der Wachttürme in gutem Mauerwerk. Der Limes geht auch nicht bis Homburg; Gr.-Kottendorf soll wohl Groß-Krotzenburg heißen und die Versteinerung der Grenze wohl Versteinung.

Einen älteren Aufsatz über das gleiche Thema gibt F. Cramer, Römisch-germanische Studien, Breslau 1914, 31 ergänzt und beberichtigt wieder; einzelnes ist in den übersichtlichen Ausführungen allerdings mittlerweile überholt.

Wie die Ergebnisse der Forschung für den Unterricht mit Vorteil verwertet werden können, setzt er ibd. 20 auseinander. Der ununterbrochene Zusammenhang zwischen beiden Kulturen kann auch dem Laien zeigen, daß wir mit unserer so gepriesenen Gegenwart auf den Schultern der hellenisch-römischen Vorwelt stehen.

Die vielfachen Berührungen der Römer mit den Germanen während der Okkupation des germanischen Westens, wie sie besonders längs des Limes in die Erscheinung treten, lenken natürlich auch den Blick auf das Verhältnis der beiden Völker zueinander vor dieser Besitzergreifung. Hierüber versucht F. Wondraks Germanische Kultur im Lichte der antiken Überlieferung π Krems 1910 die vorhandenen Spuren zusammenzustellen und kritisch zu würdigen. Doch ist der Titel zu weit gefaßt, da er die Inschriften unberücksichtigt läßt und z. B. Rieses Rheinisches

Germanien nicht einmal erwähnt. Tacitus' Bericht bildet den Kernpunkt seiner Betrachtungen, die einmal feststellen wollen, welche Quellen für die Germania benutzt wurden, andererseits ihn durch Ausblicke auf spätrömische und frühmittelalterliche Autoren vervollständigen sollen. Da ist es freilich zu bedauern, daß er die Bodenforschung und ihre wichtigen Ergebnisse fast ganz beiseite läßt. Diese hätten manche wertvolle Ergänzung gegeben; ich erinnere nur an die vorrömischen Eisen- und Kupferfundstätten nördlich der Alpen, die einen regelrechten Bergbau zeigen, den er S. 25 erst ins frühe Mittelalter verlegt, an die Bewaffnung und an die von den Römern so oft hervorgehobene ungeheure Körpergröße der Germanen, die durch die Aufdeckung von vielen Hunderten von Gräbern nicht bestätigt wird. Auch heute noch überragen die Germanen die mittelgroßen bis kleinen Südländer um ein Beträchtliches; daß man aber von den alten Germanen nicht als „gewaltigen Reckengestalten" fabeln darf, hat noch jüngst F. Schwerz SGU 7, 163 nachgewiesen; nach seinen Messungen differieren die Körperlängen der heutigen Schweizer und der alten Alemannen um ganze 2 cm zu gunsten der letzteren! Eine recht anschauliche Ergänzung zu Wondraks Darlegungen gibt F. Cramer a. a. O. 1, der die Kulturstufe der Rhein-Germanen zu Beginn der Römerzeit schildert und 11 zeigt, wie man bei der Behandlung von Tacitus' Germania, dieser einzigartigen Quellenschrift über Deutschlands Urzeit, sich nicht auf Müllenhoffs wertvollen Kommentar beschränken darf, sondern die gerade hier so reichlich fließenden Quellen der neueren Forschung mit größtem Nutzen verwenden kann. Auch die Arbeit über römisch-fränkische Kulturzusammenhänge 239 gehört hierher.

Mit Recht betont K. Schumacher, daß das Verhältnis der gallischen Grenzstämme im Rheingebiet zu den germanischen während der letzten Jahrhunderte v. Chr. nach der geschichtlichen wie der kulturellen Seite größtem Interesse begegnet. Hier gilt es, die freilich oft mit einem Fragezeichen zu versehenden Nachrichten der alten Autoren mit den Ergebnissen der Spatenforschung zu konfrontieren und womöglich in Einklang zu bringen und vor allem einer reinlichen Scheidung zwischen Galliern und Germanen die Wege zu bahnen. Einen wichtigen Schritt hierzu tut Sch. PZ 3/4, 230; wir sehen aber, wie schlüpfrig hier der Boden ist, auf dem sich die Forschung bewegt, wenn es gilt, Helvetiern und ihren Untergruppen, Germanen, Sequanern und Äduern, Belgern usw., auf Grund der bis jetzt vorhandenen Anhaltspunkte das Ihre zu geben.

Einzelne Abschnitte des Limes, Kastelle.

Die zusammenfassende Behandlung eines größeren Limesabschnittes ist, nachdem die Grundlage durch die Grabungen und Veröffentlichung der Ergebnisse in den Kastellbeschreibungen geschaffen, nunmehr in dem umfangreichen Bande Der Limes vom Rhein bei Rheinbrohl bis zur Aar bei Langenschwalbach, ORL 40, (Heidelberg 1915) erschienen. E. Fabricius[1]), der selbst bei den Ausgrabungen seit längerer Zeit beteiligt ist, hat auf Grund der Vorarbeiten von G. Loeschcke, Dahm und Soldan die interessante Arbeit übernommen und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt: Limes ist ursprünglich auch an der Reichsgrenze nur eine offene Bahn. Auf der hier behandelten Strecke ist nur ein Limeszug nachzuweisen, der nicht nach dem Lineal, sondern unter steter Rücksichtnahme auf das Gelände angelegt ist, zu dem Zweck, das Neuwieder Becken und die heißen Quellen von Ems einzuschließen. Weniger die Kammhöhe der Bergrücken, als die nach dem Feind geneigten Abhänge wurden bevorzugt. Gedeckt wird der Limes durch Türme, die auf Höhenpunkten, an den Knickungen des Limes und an den Übergängen errichtet sind. Verbindungswege zwischen ihnen sind nicht nachgewiesen. Der Name Pfahl kommt vom lat. palus = Palisade. Vier größere Unterbrechungen der Befestigung werden durch die Geländegestaltung erklärt. Das sog. Grenzgräbchen kann nunmehr als Graben für die dort eingerammten Palisaden nicht mehr bezweifelt werden. Die Türme, burgi, zerfallen in Holz- und Steintürme und dienten zur Unterkunft des Wachtkommandos. 66 der Steintürme haben viereckigen, 4 sechseckigen Grundriß. Die Größe der ersteren schwankt zwischen 3,85 : 3,90 und 8,50 : 8,50 m äußere Seitenlänge. Höhe und Eingänge sind unsicher; die Bedachung bestand vorwiegend aus Stroh, Schindeln u. ä. Umzäunungen waren nicht vorhanden, Doppeltürme bestanden nicht gleichzeitig. Der Pfahl wurde erst angelegt, als schon die Palisade und die Steintürme erbaut waren. Unter oder bei den Steintürmen lagen ursprünglich Holztürme, die von Ringgräben zur Trockenhaltung umgeben waren. Außer den Wachttürmen dienen zur Deckung die kleineren Kastelle. Nachgewiesen ist ein quadratisches Erdkastell mit einem Blockhaus in dem ungefähr 360 qm großen Innenhof und vier Steinkastelle, Rheinbrohl mit 700 qm Innenraum, Anhausen (1418 qm), Fehrbach (588 qm) und Hillscheid (1577 qm).

[1]) Einen grundlegenden Überblick gab er bereits WZ 20, 177.

Solch beschränkter Raum läßt auf nur schwache Besatzungen schließen. Bemerkenswert ist, daß bei den Kastellen Anhausen und Hillscheid die Umfassungsmauer später anscheinend niedergelegt wurde, als in einer Kastellecke ein von Mauern umgebenes Reduit errichtet wurde. Für die Anlage des Limes ergibt sich folgendes. Zuerst wurde der Limes als breiter Streifen an der Grenze her geschaffen und durch Holztürme auf der Innen- und Palisadenwand auf der äußeren Seite geschützt. F. meint, die letztere sei nicht gleichzeitig, aber nicht sehr lange nach den Holztürmen errichtet worden; doch dünkt mir das, wenn auch z. B. bei Wachtposten Taf. 19 der Holzturm über dem Palisadengraben liegt (der zuerst zur Vermessung dienende Turm wurde aus irgend einem Grunde verlegt) unwahrscheinlich, da Holztürme, Palisade und Limes ein organisches Ganze sind. Jene ohne diese verlören viel von ihrer militärischen Bedeutung. Dann nimmt F. an, daß nach längerer Zwischenzeit die Steintürme an Stelle der Holztürme getreten, und daß ungefähr zur gleichen Zeit die kleinen Steinkastelle erbaut worden sind. Wall und Graben aber seien erst nach deren Erbauung angelegt worden. Ich möchte annehmen, daß man Steintürme und Wall mit Graben nebst den Steinkastellen wiederum einheitlich geschaffen hat. Daß vom eigentlichen Limes, der Grenzbahn, nichts mehr gefunden ist, erklärt sich doch wohl daraus, daß genau in ihrem Zug der spätere Limes mit Wall und Graben angelegt wurde. Daß von einem ursprünglichen Grenzweg ebenfalls keine Spuren da sind, ist wohl dadurch erklärbar, daß die Grenzbahn als Grenzweg benutzt wurde. An seine überaus wichtigen allgemeinen Erörterungen knüpft F. nun die Streckenbeschreibung, die in ihrer Ausführlichkeit und sorgsamen Beobachtung und Wertung der Einzelheiten als mustergiltig bezeichnet werden kann. Ebenso wichtig sind die Ausführungen O. v. Sarweys über die militärgeographische Beschaffenheit und das Straßennetz der Gegend. Danach führte weder auf dem rechten Rheinufer noch im Lahntal eine Straße. Römischer Straßenbau tritt überhaupt gegenüber der Benutzung der prähistorischen Wege zurück, deren Netz reich entwickelt ist. Ein Blick auf die vortrefflich ausgeführten Karten zeigt das ohne weiteres. Daß auch die Bildertafeln (22) technisch auf der Höhe stehen (einige Inkongruenzen im Maßstab und den Unterschriften erklärt der Text), braucht bei den bewährten Verfassern kaum hervorgehoben zu werden.

In der fruchtbaren Ebene zwischen Taunus und Main, die unter Domitian römischer Besitz wurde, ist eine große Reihe von

Kastellen festgestellt, auf denen oder bei denen größere Siedlungen entstanden, wie Hofheim, Vilbel, Höchst, Heddernheim. Die bei dem Lager des letztgenannten Ortes vorhandene bürgerliche Niederlassung wurde unter Hadrian zum Vorort der civitas Taunensium, das Steinkastell wurde, da die römische Verteidigungsfront auf die Taunushöhen verlegt wurde, geschleift, der aufblühende Ort, jetzt das Zentrum der Verwaltung des ganzen Bezirkes, mit einer turmgeschützten Mauer umgeben. Zwei Kastellstraßen wurden auf 8 bis 10 m verbreitert und verlängert, andere Haupt- und Nebenstraßen (4—5 m breit) angelegt. Den Mittelpunkt der Stadtanlage bildete das sog. Forum, an dem die drei Hauptstraßen zusammenliefen, ein Rechteck von 90:120 m.

Diese bedeutende öffentliche Anlage ist auf allen Seiten bis auf eine kurze Strecke im Osten von einer Umfassungsmauer umgeben. Der umfangreiche Komplex zerfällt in ein großes rechteckiges Gebäude im NW mit einem Mittelhof von rund 41:11 m Ausdehnung, mit Umgängen, die eine Brüstungsmauer mit Säulen zeigten, welche das Dach trugen. Im Nordbau ist ein Sacellum und ein großer Saal bemerkenswert, daneben viele kleine, meist quadratische Räume, im Ostflügel ein kleines Bad. Im Süden ist wieder ein trapezförmiger Hof vorgelagert. Man hat diesen Bau wie den ganzen Gebäudekomplex als Forum bezeichnet. F. Gündel, Mitt. über röm. Funde in Heddernheim, Frankfurt a. M. 1918 6, 18, der einen großen Teil der Ausgrabungen geleitet hat, macht eine Reihe von Gründen dagegen geltend; aber er hätte doch auch die Fora von Cambodunum und Venta Silurum heranziehen sollen, die in ihrer Anlage mehr Ähnlichkeit mit jenem Nider Bau haben als manche „Karawansereien“ oder vergrößerte Mansiones. G. schlägt nach CIL 13, 6213 dafür den Namen Prätorium vor. Auch Wymer sieht in dem Bau das Forum.

Im Südosten des Baukomplexes liegt ein Thermengebäude, dessen Räume in ihrer Bedeutung ziemlich sicher bestimmt werden können. Wir haben damit eine zweite große Thermenanlage am selben Ort. Sie liegen zeitlich wohl nicht neben, sondern nacheinander, da ein Bedürfnis für zwei solche Bäder nicht vorhanden war.

Was von den römischen Lagern bei Heddernheim aufgedeckt worden ist und welche Schlüsse für die Chronologie aus den Ergebnissen der Grabungen gezogen werden können, zeigt G. Wolff ORL H. 27. Der populärwissenschaftliche Führer „Nida-Heddernheim“ von F. Gündel, Frankfurt a. M. 1913, gibt eine vortreffliche

Übersicht über das, was die Ausgrabungen an der ergebnisreichen Stätte zutage gebracht haben.

Für die Geschichte der Saalburg wie für die römische Forschung in Deutschland bietet das seit 1910 erschienene Saalburgjahrbuch (Frankf. a. M.) eine wichtige Quelle. Wir erhalten hier ausführliche Berichte über die Ausgrabung dieses Lagers und der nächstgelegenen Kastelle Feldberg und Zugmantel, die noch besonders brauchbar werden durch die vielen instruktiven Abbildungen, die unter H. Jacobis sachkundiger Leitung hergestellt worden sind. Von demselben Verfasser erwähnen wir den Führer durch das Römerkastell Saalburg, der 1918 in verkleinerter Kriegsausgabe und seitdem noch öfter erschien; dem Besucher des Kastells gewährt er die beste Orientierung.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß von den auf dem Taunus liegenden Limeskastellen noch keine Inschriften gefunden worden sind, die deren Namen verraten. So bleibt der Vermutung nach ihrer einstigen Bezeichnung ein weiter Spielraum. Besonders der Name Saalburg hat die mannigfachste Deutung erfahren. Eine Urkunde von 1482 nennt eine Stelle in deren Nähe salne. So leitete man ihn ab von sahel = Grenze, sal = Halle, Schloß, sal: Salz, saul: Sonne oder Säule. Neuerdings bringt ihn G. Adam, NJ 45. 46, 136 mit saligna = Weide zusammen; seine Ausführungen vermögen jedoch nicht zu überzeugen, da in der Taunuseinsattelung, in der die Saalburg liegt, kein charakteristischer Weidenbestand ist und war. Vielleicht ist eher an sâl = stehendes Wasser, feuchte Niederung zu denken. Gerade bei der Saalburg lag die erste Befestigung (eine der sog. Schanzen) in einer sumpfigen Senke.

Auf der östlich der Saalburg am Limes gelegenen Kapersburg sind die Gräben und Gebäudefundamente ausgegraben und die Mauern völlig aufgedeckt und durch Mörtelung und Rasendeckung vor weiterer Zerstörung gesichert worden. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß bei der Menge des dem Boden entquellenden Wassers der Umfassungsgraben stets mit Wasser gefüllt war, so daß Anthes, Jahresb. d. Denkmalpfl. 3, 54, meint, es hätte der Mangel an Verteidigungsmöglichkeit, der durch die geringe Breite und Tiefe des Kastellgrabens bedingt war, durch das dauernde Angefülltsein mit Wasser wieder gutgemacht werden sollen, eine Ansicht, die uns wahrscheinlicher dünkte, wenn der Graben eine größere Tiefe aufwiese. Die Brückenanlagen vor den Toren geben neue Rätsel auf. P. Helmke, Hess. Quartalbl. 5, 75, Friedb. Geschichtsbl. 4, 9. Weitere Ausgrabungen, auch bei dem Kastell, sind sehr wünschenswert.

Die geringen Reste des Kastells, das die wichtige Mainfurt bei Frankfurt sicherte, werden von G. Wolff, ORL 27a, mit gewohnter Sicherheit besprochen.

Auch das Kastell Stockstadt, da am Main gelegen, wo zwei Limeszüge zusammenfallen, zeigt die verschiedenen Perioden mit Erdkastell und Steinkastellen. Es gehört in die Reihe der umfangreicheren Kohortenkastelle. Vor allem aber ist es bemerkenswert wegen seines Mithreums, das eine reiche Ausbeute von Inschriften und Bildwerken lieferte, seines Dolichenums, der Landungsrampe, die aus riesigen Eichenbalken hergestellt war, des Bades und der Weihinschriften der Beneficiarier, die an dieser für ihre Tätigkeit anscheinend besonders wichtigen Stätte ihren Posten hatten. Hiervon erhalten wir von F. Drexel im 33. Heft des ORL erschöpfende Auskunft. Zu bedauern ist nur, daß in der Zeit, wo durch die Fabrikanlagen an jenem Platze der Grund und Boden umgewühlt wurde, vieles verschwand oder unbeachtet blieb, was an der früher kaum berührten Stelle wichtige Aufschlüsse hätte geben können.

Zwischen Arnsburg und Echzell in der Wetterau hat Kofler in Inheiden ein unbedeutendes Kastell von 6950 qm Größe, 105 + 106 : 66 + 65 m Umfang mit abgerundeten Ecken, bloßgelegt, das nach dessen Aufzeichnungen E. Anthes, ORL H. 17, bearbeitet hat; derselbe behandelt H. 20 die geringen Reste des Kastells Altenstadt, Schmidt ibd. 26 das Kastell Friedberg, wo noch große Aufgaben der Lösung harren.

Rückingen oberhalb des rechten Ufers der Kinzig hat in H. 22 durch G. Wolff seine Bearbeitung gefunden; den Einzelfunden hat Oelmann seine Aufmerksamkeit gewidmet.

Seligenstadt H. 32 bietet bisher nur das Kastellbad; das Kastell liegt noch unentdeckt unter der Erde.

Das bei dem Kastell Würzberg (Kr. Erbach i. H.) schon 1895 ausgegrabene Bad bietet mit seinem einfachen, klaren Grundriß in seiner vortrefflichen Erhaltung Anlaß genug, die im Laufe der Jahre zerfallenen Mauern wieder aufzuführen, so daß es jetzt dem Forscher und Laien willkommene Belehrung bietet. Dank der Tätigkeit des hessischen Denkmalspflegers Prof. E. Anthes ist somit dieses hessische Bauwerk des 2. Jhdts. vor dem völligen Untergang gerettet worden.

Das Kastell in Cannstatt hat W. Barthel nach E. Kapfs Aufzeichnungen bearbeitet ORL Heft 59, das Kastell Köngen A. Mettler ibd., Nägele Bl. Schwäb. Albv. 23, Beilage S. 101. Köngen-Grinario, Das römische Kastell bei Köngen. Tübingen 1911.

Bei Miltenberg hatte Conrady schon vor bald vierzig Jahren ein Badegebäude festgelegt; das damit in Verbindung stehende Kastell behandelt Fr. Leonhard nach dessen Aufzeichnungen ORL 38. Über das Westkastell bei Öhringen an der Linie Waldürn—Lorch gibt A. Wolff FBS 18, 50 Aufschluß.

Das bei dem Arnheiter Hof bei Neustadt im Mümlingtale vorauszusetzende Kastell liegt, wie wir aus E. Fabricius ORL 46a ersehen, noch unter der Erde, doch läßt auf seine Existenz das 1543 aufgedeckte Kastellbad schließen, das noch nicht wieder aufgefunden worden ist.

E. Anthes, ORL 46b, bespricht das Erdkastell bei Seckmauern im Wörther Stadtwald, bei dem ein sehr interessantes kleines Badegebäude liegt.

Zu den vorflavischen Donaukastellen rechnet P. Reinecke, RGK 7, 17, Rißtissen, Aislingen, Druisheim, Oberstimm. In Eining liegen drei Kastelle übereinander; es nimmt, wie R. meint, deutlich auf die hier den Strom überschreitende Straße Regensburg—Augsburg und den Donauanschluß der ältesten Limeslinien nördlich der Donau unmittelbar Bezug und ist im Zusammenhang mit der älterflavischen Reorganisation des Limes an der oberen Donau entstanden. In der Ecke zwischen porta decumana und princ. dextra wurde in der Diocletianischen Zeit ein Kastell von 37 : 48 m mit drei ausspringenden Türmen und zwei rechteckigen Außenbauten an der Mauer, im übrigen Kastellraum aber wohl der vicus angelegt. Vgl. W. M. Schmidt, Das röm. Kastell Abusina, München 1910, H. Huber, Eining, Das Baierland 22, 46. 47.

Wir schließen hieran die Besprechung einiger Arbeiten über die einzelnen festen Plätze.

F. Hertlein, Festschrift Stuttgart 1912, 65 entdeckte das trapezförmige Erdkastell Oberdorf bei Bopfingen, das 1,8 ha Flächeninhalt hat und für eine cohors quinaria um 120 errichtet wurde; er identifiziert es mit dem Opie der T. P. Barthel, RGF 6, 172 verlegt die Gründung ins Ende des 1. Jhdts. Bearbeitet ist jetzt das Kastell von Hertlein, FBS 21, 61; ORL 41 Nr. 67b, ferner von demselben die Altertümer des Oberamts Heidenheim, Eßlingen 1911 f., wo bes. das dortige Kastell berücksichtigt ist. Der Zweck von Opie war der Grenzschutz für die um 100 n. Chr. von Urspring über Heidenheim nach Faimingen angelegte Heerstraße.

Das römische Nassenfels behandelt F. Winkelmann, Sbl. d. H. V. Eichstätt 29, 65. Nach den Funden war es ein recht wohl-

habender Ort, der durch seine Lage an den von Augsburg über Stepperg, von Regensburg über Eining und von Südosten her über Feldkirchen einmündenden Straßen seine Bedeutung gewann. Das damals noch nicht sicher festgestellte Kastell betrachtet W. als Glied der Kastellreihe Pförring—Kösching—Gaimersheim—Nassenfels, deren Ende die württembergischen Befestigungen in Heidenheim—Urspring—Donnstetten—Gomadingen—Burladingen bilden. Eine weitere Hypothese über das Auflassen von Nassenfels als miltärischen Punktes gibt er S. 95.

In Rißtissen fand Goessler, Festschrift Stuttgart 1912, 46, ein Erdkastell mit 4 Toren von 1,68 ha und darüber ein zweites von 1,9 ha. Jenes fällt unter Claudius, dieses unter Vespasian. Vgl. auch KGV 61, 82. Die Bauinschrift, 1910 gefunden, weist auf die Jahre 77, 78, RGK 4, 25. Im Anfang des 2. Jhdts. beginnt die erste starke bürgerliche Besiedlung; um 250 brechen die Münzreihen ab.

J. Linder, Die Reste des röm. Kellmünz, Trier 1914, und RGK 3, 82; 4, 1; 6, 81 zeigt, daß wir es mit einem spätrömischen, unter Konstantius oder Valerianus entstandenen Kastell zu tun haben, das bis in Theodorichs des Großen Zeit bestand. Manches Neue ist ja mittlerweile hinzugekommen; aber die Bildertafeln vor allem und der Hauptteil der geschichtlichen Ausführungen über die spätröm. Kastelle im Untergang des Reiches bleiben von Wert.

An der Heerstraße von dem Donauübergang bei Eining nach Weißenburg wurde im Dorfe Kösching das Kastell festgestellt, dessen Lagerstraßen noch im Zug der Dorfstraßen kenntlich sind. Auf dem alten Prätorium liegt die Kirche. J. Fink gibt hierüber ORL, H. 74 Bericht, ebenso F. Winkelmann, Deutsche Gaue 16, 93.

Eine für weitere Kreise bestimmte, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Beschreibung des Kastells Pfünz gibt F. Winkelmann, Das römische Kastell Pfünz, Eichstätt 1911, das im ORL 14 Nr. 72 eingehend behandelt ist. Das Kastell bildet ein etwas verschobenes Rechteck von 145 : 189 m mit Doppelgräben, trapezförmigen Ecktürmen, Tortürmen an den Doppeltoren und einem Signalturm an der Ostseite. Im Innern war das Prätorium sehr zerstört, 2 Magazine und einige Ställe (?) kamen zum Vorschein. Besser erhalten war das Bad vor dem östlichen Seitentore. Die Besatzung bildete die cohors I Breucorum. Anschließend wird das Kastell Böhming mit seinem kleinen Bad besprochen (s. auch a. a. O. 29 Nr. 73 a).

Das Kastell Burladingen bei Hechingen hat eine Breite von 140 m. Drei Tore sind bis jetzt ausgegraben. Das Hauptgebäude liegt im Zentrum. Darunter wurde ein Erdkastell festgestellt, dessen Front etwa $1^1/_2$ m hinter der Vorderwand der Steinkastellmauer liegt. G. Bersu, der RGK 5, 65 davon Mitteilung macht, verlegt die Errichtung des Kastells in die Zeit von 90—110.

In Emerkingen, einem Kastell aus der Zeit des Claudius, ist das Prätorium festgestellt worden; s. G. Burkhardt, FBS 21, 45. In Gomadingen glaubt H. Sibert, FBS 21, 53, Kastellreste feststellen zu können; s. auch Bl. d. Schwäb. Albv. 26, 177. In Rottweil konstatiert P. Gößler, FBS 21, 73, zwei Kastellanlagen; vgl. auch Kornemann, Tüb. Bl. N. F. 1, 44.

Mit den Grenzlinien, die den Odenwald durchziehen, beschäftigt sich E. Wahle, Eine Wanderung längs der römischen Reichsgrenze im Odenwald, Karlsruhe 1923. Wir fügen es, obgleich es zeitlich unsere Referatsgrenze überschreitet, hier an. Er geht von dem Kastell Neckarburken aus, um dann den Weg über die anderen Kastelle, wie Oberscheidenthal, Schlossau usw., längs der westlichen Limeslinie bis zum Main zu nehmen. Bezüglich der einzelnen Limesstrecken im Odenwald glaubt er folgendes feststellen zu dürfen: Um 100 v. Chr. wird die Grenzschneise, begleitet von Erdkastellen und Holztürmen, gezogen. Unter Hadrian wird eine durchlaufende Palisade die ganze Grenze entlang gezogen. Unter Antoninus Pius 145 und 146 werden die Erdkastelle und Holztürme durch solide Bauten aus Stein ersetzt. Aber noch während der Regierung jenes Kaisers wird die Grenze nach Osten in die Linie Main—Miltenberg—Walldürn—Osterburken vorgeschoben, ohne daß die Besiedlung der Westlinie aufgegeben wird. Da nun Brittonen die Erbauer jener Steinkastelle sind, kombiniert W. aufs glücklichste damit die 142 erfolgte Besiegung der Britannier und die daraus sich ergebende Wegführung der waffenfähigen Mannschaft nach dem Odenwald. Um für diese, die vielleicht Weib und Kind mitbrachten, Ackerland zu bekommen, wurde um 155 die Grenze ostwärts gerückt. Es scheint das recht einleuchtend, wenn man W.s vortreffliche Ausführungen über die Beschaffenheit des Odenwalds zur Römerzeit durchgeht, durch die die ganze Besiedlungsgeschichte erst verständlich wird.

In Bayern verdient noch besondere Aufmerksamkeit auf Kempten gelenkt zu werden. Hier im alten Cambodunum hätte der Spaten früher angesetzt werden müssen. So ist leider schon viel zerstört gewesen, als neuere Ausgrabungen einsetzten. Vgl.

A. Ullrich, Allgäuer Geschschr. 1910, 93; 1911, 15. Über die Anlage und das Ende dieser römischen Stadt auf dem Lindenberge s. O. Reinecke, RGK 5, 17, Z. d. Hist. V. f. Schwaben 39, 12. Der gleiche eifrige Forscher berichtet ibd. 1 über Günzburg zur Römerzeit, zu dessen Geschichte auch F. Winkelmann, Dilling. Jahrb. 26, 194 und R. Oberndorfer, ibd. 28, 34, Beiträge lieferten. Zur Geschichte und Topographie des römischen Augsburg gibt wichtige Anhaltspunkte F. Ohlenschlager, Röm. Überreste in Bayern, München 1910, H. 3. Zur älteren Geschichte Neuburgs a. d. Donau liefert G. Schrötter, Altbayr. Monatsschr. 12, 128, einige Beiträge.

Für die Kenntnis aller dieser Verhältnisse sind unentbehrlich F. Vollmers, Inscriptiones Baiuariae Romanae, Mon. 1915, da er nicht nur die in CIL 3 vorhandenen Insc., sondern auch das seit dessen Erscheinen neugefundene Material liefert. Doch beschränkte er sich auf die Insc. des alten Rätiens; es fehlen also die des bayrischen Maintals und der Pfalz, die zur Germania superior gehörten. Die fehlende Kleinkunst mußte in einem Nachtrag gegeben werden. Ferner gehört hierhin W. Heyd und Th. Schön, Bibliogr. d. Württemb. Geschichte, Stuttgart 1907, 12, der sorgfältig die Literatur registriert.

Ferner F. Haug — G. Sixt, Die röm. Inschr. und Bildwerke Württembergs[2], Stuttgart 1912, ein sehr dankenswertes Buch, das sich von der 1. Auflage dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß „bei den einzelnen Abschnitten die Denkmäler nicht mehr isoliert betrachtet, sondern in ihren natürlichen Boden und ihre geschichtliche Umgebung hineingestellt“ werden, was ausgiebig in den Einleitungen zu den einzelnen Gebieten geschieht. Bilder und Pläne sind gut.

Als ein erfreulicher Beweis regen Interesses an der Ortsgeschichte ist A. Meiers Der Chiemgau in römischer Zeit, Traunstein 1912, zu betrachten. Hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, auf Grund der geringen Autorennachrichten und des reicheren Fundmaterials die Verhältnisse jenes freundlichen Stückchen Landes unter der Römerherrschaft darzustellen, ein Versuch, der zeigt, wie systematische Forschung aus geringen Anhaltspunkten Aufklärung zu geben vermag, andererseits aber auch mahnt, durch methodische Grabungen, an denen es in jener Gegend bislang fast gänzlich fehlte, die Lücken im Wissen zu ergänzen und Zweifelhaftem zur Klarheit zu verhelfen.

Für die Besatzung Baden-Badens bedeutsam sind die Inschriften,

die Ritterling RGK 8, 27 bespricht; die Besetzung Badens erfolgte nach seinen Vermutungen unter Vespasian von Süden bzw. Südwesten her. Die hier stationierten Garnisonen wurden später, gegen Ende des 1. Jhdts., nach Norden ins Neuwieder Becken verlegt. Vgl. dazu MZ 6 31.

Das Kastell zu Rheingönnheim, das von etwa 40—74 n. Chr. dauernd mit Truppen belegt war und etwa 200 : 250 m Umfang hat, gehörte zu der Kette von Befestigungen, die zwischen Mainz und Straßburg das linksrheinische Land gegen Überfälle aus dem rechtsrheinischen Gebiete schützten. Als das letztere römisch wurde, verloren sie ihre Bedeutung und Besatzung. Die Rolle von Rheingönnheim spielte fortan Lupodunum (Ladenburg). Die bürgerliche Siedlung aber blieb weit länger bestehen, vielleicht bis zum Ende der Römerherrschaft; s. Mannh. Geschbl. 14, 228; 15, 42. RGK 7, 30. Pfälz. Mus. 31, 19; 35, 56. Bayerland 24, 226. Saalb. 1914, 513.

Worms, aus einem frührömischen Kastell entstanden, später mit starken Mauern und Toren gleich wie Straßburg, Mainz, Andernach, Bonn, Köln befestigt, ist MZ 5, 18 von K. Schumacher behandelt worden. Die Namensform der alten Stadt Bormitomagus scheint RGK 9, 45 bestätigt zu werden durch einen Reibschalenstempel, der einen Clemens Borm. nennt.

MZ 1, 19 entwickelt K. Schumacher seine Ansicht über das römische Mainz. Erdkastell auf der Uferterrasse des Kästrichs und Linsenbergs aus Drusus' Zeit, Steinkastell des Vespasian an derselben Stelle für die 1. und 14. Legion, bürgerliche Ansiedlung im Gartenfeld, im Zahlbachtälchen und am Dimesser-Ort mit Hafenanlage, Erbauung der Stadtmauer nach 255, das sind die Etappen in der Entwicklungsgeschichte Mogontiacums, dessen Name auf eine schon vor Ankunft der Römer vorhandene gallische Siedlung weist, die allerdings noch nicht nachgewiesen ist.

Germ. 1, 168 gibt er Ergänzungen zu seinen Ausführungen über Gestalt und Inneneinteilung des römischen Mainz. Einen einigermaßen klaren Plan derartiger Städte, über denen die Jahrhunderte neue Stadtschöpfungen aufgebaut haben, zu gewinnen, ist naturgemäß sehr schwer. Es gilt hier, aus kleinen und kleinsten Stückchen, zerstreut wie die Fragmente eines zertrümmerten Mosaikfußbodens, Straßenzüge, Plätze und Bauten zu erschließen und festzulegen. Vor allem sind drei Tempel des Juppiter und des Zeus, des Apollo sowie des Mars festgestellt, die an der Stelle des Doms, der Martins- und Johanniskirche liegen. Wir haben also auch hier, wie an anderen Orten, die interessante Erscheinung, daß christliche Kirchen an

Stelle heidnischer Heiligtümer traten. Auch einige Hauptstraßenzüge konnten festgelegt werden. Zu demselben Thema vgl. dessen „Das Werden von Mogontiacum Mainz“, MZ 6, 9.

Für das Mainzer Legionslager wurden durch die Grabungen 1919 wichtige Anhaltspunkte gewonnen, die die von 1910 (MZ 6, 54) wesentlich ergänzen. Bericht und Karte s. F. Kutsch Germ. 4, 25, weiteres MZ 7, 82; 8. 65.

Für den Namen des römischen Mainz gibt Jullian REA 20, 254 bei Besprechung der Ortsnamen auf -acus die Ableitung Mogontiacum = Wohnsitz der Mogontia, indem er meint, daß das Stammwort sowohl einen Personen- als einen Götternamen bezeichnen kann, daß es also nicht immer auf die Besitzer mit ihrer Siedlung, sondern auch auf heilige Orte zu beziehen ist, wie Solimariaca = Sitz der Solimara = Minerva.

Das Mainz gegenüberliegende, als Brückenkopf des alten Mogontiacum dienende Castellum Mattiacorum, Kastel, sehen wir abgebildet auf dem bekannten Lyoner Bleimedaillon (c. 300 n. Chr.). Seine Gründung fällt ins Jahr 83 n. Chr., wenn nicht schon ein unter Augustus angelegtes Erdkastell hier vorauszusetzen ist, das eine wohl vorauszusetzende Brücke (zuerst wohl aus Schiffen) deckte und zugleich die von hier nach dem großen Hofheimer Kastell führende Heerstraße sicherte. Eine ansehnliche Niederlassung breitete sich um das Kastell aus, die später durch Mauer und Türme geschützt war. Die auf K. bezüglichen Stellen der Inschr. gibt Keune RE².

Über das römische Kastell in Kreuznach erstattet O. Kohl, BJ 120, 286, Bericht; es ist ähnlich wie Alzey, Altrip und Horburg (AEA 9, 892) ein Quadrat von 163 m Seitenlänge, mit halbrunden Ecktürmen und zwei einander gegenüberliegenden Toren. Errichtet ist es erst im 3. Jhdt. im Rücken des alten Bingium. Das Kastell zu Niederbiber (222 : 296 m) untersucht E. Ritterling BJ 120, 259.

E. Thrämer verlegte die römische Illstadt, aus der Argentorate hervorgegangen, auf einen schmalen, bis zur Stefanskirche reichenden Vorsprung der Königshofer Terrasse, das Lager dagegen 4 km westlich von Straßburg an den Knotenpunkt der Straßen von Ehl und Zabern. Das Standlager der 2. Legion liegt zwischen Königshofen und Eckbolsheim, wo die Ehlerstraße rechtwinklig die Zaberner Route trifft. Das Illkastell sei eine Neuschöpfung Vespasians und das Werk der 8. Legion. Zu anderen Ergebnissen kommt R. Forrer, AEA 4 ff. Er sucht das älteste Endkastell der Ala Petriana Treverorum im Südosten der heutigen Altstadt. In der ersten Hälfte

des 1. Jhdts. wurde an derselben Stelle ein ums Doppelte größeres Kastell von der Legio II Augusta angelegt. Auf es folgte das Steinkastell der Legio VII Augusta. Daran schließen sich dann die späteren Befestigungen. Eine Ergänzung und Bestätigung seiner Hypothese sucht F. AEA 1916, 712 zu geben; über den Mauerring ib. 5, 388; 6, 448; 7, 596. Die Gräberfunde verwertet er gleichfalls; so fanden sich solche an einer Stelle, die bisher als „frührömischer Illsumpf" angesehen wurde, „den erst Vespasians Ingenieure durch große Kiesaufschüttungen trocken gelegt haben sollen". Die Toten gehören nach Forrers Meinung wegen der Waffenbeigaben der Ala Petriana Treverorum an, die aus der Mars Loucetiusinschrift bekannt ist und die die Besatzung des ältesten Erdkastells gebildet habe. Abgelöst wurde sie durch die 2. Legion, die gegen 43 n. Chr. nach Britannien verlegt wurde. Von dieser bespricht F. eine Reihe von Grabsteinen, von denen der des Largennius wegen der bildlichen Darstellung (Soldat in voller Uniform bis in Kniehöhe) hervorzuheben ist. Der Inhalt dieser Gräber — keine Waffen — weist gleichfalls auf jene Frühzeit hin. Grabsteine der 21. Legion, die ebenfalls kurze Zeit in Straßburg garnisonierte, sind bisher noch nicht aufgefunden worden; doch sind auch von der 8. Legion, die hier länger lag, erst wenige Grabsteine nachgewiesen. Die einheimische Bevölkerung setzte die Asche ihrer Toten in kleinen Urnenfriedhöfen bei, römische Brandgräber liegen längs der Weißturmstraße und ihrer Fortsetzung nach Königshofen; der römische Einfluß zeigt sich hier in dem Fehlen aller Waffenbeigaben und dem Aufkommen der Glasurnen. Erwähnt seien die Grabsteine eines Baumeisters und die zweier Pädagogen. Die Verbrennung der Toten weicht gegen die mittlere und spätere Kaiserzeit der Bestattung. Die Gründe hierfür liegen teils in der Wiederaufnahme der früheren heimischen Sitte, teils in orientalischen Einflüssen (jüdische, syrische, christliche, ägyptische Sklaven, Kaufleute und Soldaten). In der Übergangszeit liegen die Skelettgräber noch unter den Brandgräbern; später werden Friedhöfe für Leichenbestattung angelegt (Särge zumeist aus Tannenholz, daneben Stein- und Bleisarkophage). Die Richtung der Gräber ist noch nicht ausschließlich Ost-West, wie in christlicher Zeit; auch erwiesenermaßen christliche Gräber haben noch südliche Orientierung. Nach den Münzfunden ist die große Weißturmnekropole kurz nach 340 außer Gebrauch gesetzt worden. Aus späterer Zeit tauchen Ziegelgräber auf, und zwar näher der Festungsmauer. Es ist ein großes Verdienst Forrers, diese Verhältnisse unter steter Zuziehung der Münzschatzfunde geklärt zu haben.

Das Kastell Alzey zeigt nicht den Typus der Limeskastelle; es weicht vielmehr bedeutend davon ab. Um so wichtiger ist es, weil es das erste Kastell des späten Typus — es wurde unter Konstantin 330 erbaut — in Deutschland ist, das in den wichtigsten Teilen bloßgelegt werden konnte. Anthes, der die Grabungen leitete, berichtet außer in den Quartalbl. d. Hist. Vereins, N. F. 4, 417, BJ 122, 137 und dem RGK 3, 17 in dem Jahresb. d. Denkmalspfl. im Großh. Hessen 2, 65 folgendes: „Der Vicus Altiaiencium, der uns aus einer Inschrift vom Jahre 225 bekannt ist, bestand aus Einzelhöfen, deren mehrere offenbar geschleift wurden, als das Kastell entstand. Im Herbst 1909 wurden wichtige Teile der Westfront mit dem Tor aufgedeckt. An die 3 m starke Mauer schlossen sich nach innen Räume, die als Kasernen, aber auch zu wirtschaftlichen Zwecken gedient haben. Ein Graben fehlt. Die Ecktürme waren rund, zwischen Tor und Ecke lag je ein halbrund vorspringender Turm." Die Nordfront zeigte kein Tor, aber einen gewölbten Emissar. Bei dem Mittelbau ließen sich mehrere Perioden unterscheiden, besonders auch an dem ausgedehnten heizbaren Komplex von Räumen, die noch wohlerhalten waren. „Heizkammer, von mächtigen Blöcken eingefaßt, mehrere suspendierte Räume, ergaben ein Bild von der verhältnismäßig luxuriösen Ausstattung dieses Bauteils. Der Mittelbau, ein ausgedehnter Komplex von Räumen und Höfen, hat durchaus keine Ähnlichkeit mehr mit dem Prätorium der Limeskastelle, läßt sich vielmehr eher mit einem Wohnhaus vergleichen und hat auch sicher als solches gedient." Bald nach 400 wurde das Kastell aufgegeben, ohne daß die Besiedelung des Geländes aufhörte. Ergänzungen auf Grund der Fortsetzung der Ausgrabungen gibt A. in BJ 122, 137, denen W. Unverzagt seine chronologischen Vermutungen anschließt.

Auf diese Spätzeit römischer Befestigungsanlagen geht Georg Goepfert Castellum, Würzburg 1920, zurück. Das Wort C. wurde für die Zeit vom 6.—10. Jhdt. teils als befestigte Ortsanlage, teils als Burg erklärt. G. zeigt, daß die letztgenannte Übersetzung für diese Zeit unangebracht ist; es gab in dieser Periode keine Burgen im mittelalterlichen Sinn. Zum richtigen Verständnis ist es nötig, auf die spätrömischen Einrichtungen zurückzugehen, und zwar von der Besiedlungsstätte wie von der Besiedlungsweise. Jene geht auf das römische Kastell zurück, dessen Lage und Gliederung in den Siedlungen jener Zeit wiederkehrt, diese auf die Besetzung und Kolonisation der römischen Truppen. Bei der Besiedlungsart haben wir wieder einen deutlichen Beweis dafür, daß die römische Kultur

mit dem Abzug der römischen Soldaten und Beamten nicht unterging, sondern daß wir eine Kontinuität, wie sie auf vielen Gebieten bereits erwiesen ist, auch hier annehmen müssen. Das ersieht man deutlich aus der militärischen Verfassung der fränkischen Salier, die landheischende Bauern und zugleich Soldaten waren, wenn der Heerbann sie rief, oder wenn immer Unruhen und rechtliche Störungen ihr Eingreifen nötig machten. Hier hätte G. noch darauf hinweisen können, was die Ähnlichkeit noch verstärkt, daß auch die in den Kastellen garnisonierenden Soldaten bzw. die Veteranen Landwirtschaft auf eigener Scholle trieben. Die Besiedlungsstätte aber ist bei Römern wie bei Franken die gleiche, dort das meist rechteckige Lager, bei Flußläufen gelegen, nicht auf den Höhen und Berggipfeln, sondern an ihrem Hang oder Fuß angelegt, hier die diesem Lager und seiner Lage gleiche Stellung, aus den gleichen Bedingungen und zum selben Zweck hervorgegangen. Dort das Prätorium als Kern der Befestigung, hier das Palatium, der Salhof, das Kommando-, Verwaltungs- und Gerichtsgebäude; dort die Baracken zur Unterbringung der Soldaten, hier die Heriberga. G. hätte noch beifügen können: dort das Lagerheiligtum, hier die Kirche; ist es doch auffallend — oder natürlich —, daß in vielen Kastelorten wir eine solche an Stelle des Sacellums finden; ich weise nur auf Vindobona, Miltenberg, Lorch, Frankfurt a. M., von kleinen Orten wie Pföring, Okarben, Kreuznach ganz zu schweigen, hin.

Der ebenerwähnten Ansicht, daß mit dem Ende der Römerherrschaft die römischen Stadt- und Kastellanlagen gleichfalls den Untergang gefunden, widerspricht die durch viele Funde und Grabungen bewiesene Kontinuität der Besiedlung. Eine wichtige Stütze der letzteren gibt A. Dopsch, Wirtsch. u. soz. Grundlagen der europ. Kulturentwicklung I., Wien 1918. Er verwertet mit sichtlichem Gelingen auch die Ortsnamenforschung, vor allem die ing-Namen, die sich in besonders großer Häufigkeit gerade im römischen Kulturlande finden.

In den Jahren 1911 und 12 war in Castra vetera das Prätorium des Claudisch-Neronischen Legionslagers aufgedeckt worden; in den zwei folgenden Jahren wurde nun ein durch eine Lagerstraße von jenem getrenntes Gebäude bloßgelegt, das große Abmessungen von 97 : 77 m aufweist. Der Grundtypus ist der des römischen Hauses; doch liegen zu beiden Seiten des Atriums große Höfe, deren einer einen gedeckten Umgang hat, und der Peristyl hat die langgezogene Form von 82,60 : 19 m. H. Lehner RGK 8, 38 sieht darin den Amtspalast eines höheren Offiziers, wohl des Legaten. Ausführlicher

verbreitet er sich hierüber BJ 124, 133. Über frühere Ausgrabungsergebnisse ibd. 122, 311; RGK 4, 49. Daran schließen wir die Funde aus Augusteischer Zeit in Vechten, die auf dessen Bedeutung als möglichen Stützpunktes bei den Flottenoperationen des Drusus und Germanicus hinwiesen. J. H. Holwerda ist es geglückt, dort ein Erdkastell aus dem 1. Jhdt. nachzuweisen und aus der Inschrift eines Schiffskapitäns (trierarchus) V. als Flottenstation wahrscheinlich zu machen RGK 8, 57; Verslag. Prov. Utrechtsch genootsch. 1915. Derselbe Autor berichtet über die Ausgrabungen des Kastells Arentsburg in Vorburg bei dem Haag RGK 5,71 und Oudh. Meded. 6, 17; Teile des Kastells und der Kasernen kamen hier zum Vorschein. Auf ein Kastell bei Heerlen weisen Grabenspuren hin, über die ibd. 1920 1, 38 berichtet wird.

Die Ausgrabungen in Haltern sind ein wichtiger Markstein in der Erforschung der Römerspuren auf germanischem Boden. Hier gelang es durch mühselige Spatenarbeit und scharfsichtige Forschung, das älteste und größte der dortigen Römerlager (Feldlager) von Quadratform mit abgerundeten Ecken aufzudecken; daran schloß sich das über ihm liegende mehr rechteckige „große“ Lager mit 4 Toren, dessen Prätorium und die Offinzierswohnungen gleichfalls festgestellt wurden. In den Jahren 1908—10 handelte es sich nun darum, auch das Prätorium des altesten Lagers zu suchen. Dabei stieß man hinter dem Prätorium des „großen“ Lagers auf die Mauerfluchten einos zimmerreichen Gebäudes, in dem man das Haus des Legaten vermutet. Der Plan (Taf. 1) läßt auf den ersten Blick erkennen, daß wir hier das Schema eines italischen Hauses vor uns haben: Eintritt durch ein von zwei Räumen flankiertes Vestibulum in das Atrium, dessen Dach von 6 Säulen getragen wird, rechts und links kleinere Räume, dahinter ein Tablinum. Auf dem östlichen Ausgrabungsfeld fanden sich rechteckige aneinanderstoßende Räume, die anscheinend einem langgestreckten Kasernenbau angehören, der 60 zu 13—14 m Ausdehnung hat. Der Bericht von F. Koepp (Mitt. d. Altertk. f. Westf. 6, 1) zeigt, mit welchen Schwierigkeiten bei der Menge von Fundamentgräben, Mauerstücken und Gruben die Forschung zu kämpfen hat; um so anerkennenswerter sind die erwähnten erzielten Resultete; vgl. auch RGK 4, 17.

Gegen Kropatschecks Annahme Aliso = Haltern wendet sich L. Schmidt ibd. 4, 93. Das Winterlager des Tiberius legt er in die Nähe von Neuhaus, wo die Schiffbarkeit der Lippe beginnt. Diese zunächst nur als vorübergehend gedachten Anlagen wurden dann zu einer dauernden Station, so daß Tiberius sonach als Gründer

Alisos bezeichnet werden könne. Der Name hänge mit dem nahen Elsen zusammen.

Reiche Anregungen gibt eine Arbeit von A. Schulten, BJ 124, 88; 125, 189, die die Forschung, wenn sich seine Hypothesen als begründet erweisen, um ein gut Stück vorwärts bringt. Aus der Existenz der Lager von Haltern, Oberaden, Castellum ad caput Lupiae folgt die Annahme eines 4. Lagers. Sie waren 35—40 km voneinander entfernt. Die Namen erschließt er aus Ptolem. 2, 11, 13. Lupia, das 3. Lager, ist ihm identisch mit Aliso, das er nach Neuhaus verlegt, das 2. heißt Pheugaron, Oberaden ist Stereontion, und das 4. Bogadion ist Haltern. Aus 2, 11, 1 legt er die Lager an der zweiten Etappenstraße längs der Weser fest.

Zur Entscheidung des Problems Aliso — Haltern stellt F. Cramer, Römisch.-germ. Studien, Bresl. 1914, 211 nun auch die Namenforschung in den Dienst der Untersuchung. Zuerst prüft er die Etymologie von Aliso und führt zahlreiche Ortsbezeichnungen des gleichen Wortstammes an. A. bedeutet nach ihm weder Erlen- noch Steinbach, vielmehr ist das Stammwort al, das mit dem griechischen ἅλλομαι zusammenhängt, dem das Wort is = eilend und als zweites Suffix on = Wasserlauf angehängt ist. Nun sind aber gerade im Lippegebiet auf diesen Namen zurückzuführende Wasserläufe ziemlich verbreitet, so daß die Entscheidung, welche dann für das historische Aliso in Betracht kommt, nicht leicht ist. Auch C.s Darlegungen, die mit Verlegung der Flußläufe und Namensänderungen operieren, bedürfen wohl manchen Fragezeichens. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der heutige Mühlenbach früher A. hieß und dem Römerlager zu Haltern den Namen gab.

In seinem Oberlaufe hat der Rhein sich den Römern zweimal als Schutzwehr erwiesen, unter Augustus, der hier ein halbes Hundert Kastelle und Wachttürme anlegen ließ, und zweihundert Jahre später, als die Alamannen das Reich bedrohten. Hierüber orientiert E. Lüthi, Die römischen und alamannischen Befestigungen an der schweizerischen Rheingrenze, Bern 1913. Während er über jene nur die Ergebnisse der bis dahin betätigten Forschung gibt, spricht er über diese auf Grund eigener Wanderungen und Studien und zeigt an einer Reihe von Befestigungen das System, nach dem bei solchen Anlagen verfahren wurde. Hier bleibt, wie man aus seinen Darlegungen ersieht, noch mancher wertvolle Aufschluß aus weiteren Forschungen zu erwarten. Einen Überblick über die Ergebnisse der Ausgrabungen auf römischen Trümmerstätten hatte Heierli (Jahresh. d. geogr. ethn. Ges. Zürich 1904/5) gegeben.

Was er über das römische Grenzwehrsystem am Schweizer Rhein vermutet, gibt Th. Burckhardt-Biedermann, KGV 54, 425 wieder. Er macht besonders auf die drei Kastelle aufmerksam, die an den Rheinbrücken lagen: Stein (der Bau im verschobenen Rechteck von 90 m langen Seiten, mit Rundtürmen an den Ecken, polygonalen an den Seiten, ist spät anzusetzen), Zurzach mit seinen zwei, durch einen 50 m breiten Erdeinschnitt getrennten Kastellen, Kaiseraugst mit 38600 qm Flächeninhalt, ein längliches Rechteck mit abgeschrägten Schmalseiten aus Diocletians Zeit. Diese Befestigungen, zu denen noch Mumpf und Horburg kommen, weist B. der Grenzwehr dieses Kaisers zu; ihr gehören auch fast durchweg die Wachttürme an, die viereckig 7—11½ m im Umfang haben. WZ 25, 129 spricht er über römische Kastelle am Oberrhein aus der Zeit Diocletians, besonders Vindonissas, wo in der ersten Periode (s. u.) eine Legion mit ihren Hilfskohorten garnisonierte, anfangs die 13., später die 21., seit 70 die 11. Die Befestigung war zuerst Erdwerk, dann Steinkastell. Mit Vorschiebung der Reichsgrenze vom Oberrhein weg nach Oberdeutschland verlor V. seine Garnison. Erst 1½ Jhdte. später wurde es wieder Waffenplatz. O. Schultheß, 8. Ber. Röm. Germ. Kom. 108, behandelt von der römischen Grenzwehr am Schweizer Rhein eine Anzahl von Warten und eine merkwürdige Bauanlage bei Niedermumpf.

Im Kanton Zürich wurde ein spätrömisches Kastell Irgenhausen festgestellt, dessen Anlage O. Schultheß, M. d. a. Ges. Zürich 27, 2 beschreibt, während W. Unverzagt, ASA 18, 257 die dort gemachten Einzelfunde prüft.

Die Ausgrabungen in Vindonissa (über die die Jahresberichte der Ges. Pro Vindonissa regelmäßig Aufschluß geben) von 1916—18 stellten fest, daß auch die südliche Befestigungsmauer des Lagers aus einer Doppelmauer mit Erdfüllung und zwei davor gelegenen Gräben hergestellt war; für die militärische Besetzung wurden zwei Perioden, von 15—100 und von 265—400 n. Chr. festgestellt. Vgl. ASA 19, 1; 21, 19; 22, 1 und SGU 11, 59. Über Stadtmauer und Tor im Südosten von Augusta Raurica vgl. Burckhardt-Biedermann, BZG 13, 363; KGV 55, 490.

Daß das älteste Kastell von Vindobona, um 70 n. Chr. in in Vierecksform angelegt, in der via principalis und praetoria wie in so vielen auf ehemaligen Kastellen erbauten Orten noch in den modernen Straßenzügen nachzuweisen ist, zeigt F. v. Kenner, JA 1, 25. Unter Septimius Severus wurde die Kastellanlage erweitert; ihr Dekumantor (26,5 m breit) an der rund 412 m langen

Dekumanfront ist ausgegraben worden. Auch hier zeigt sich die sonst öfter beobachtete Tatsache, daß eine Kirche auf dem Sacellum liegt. Bemerkenswert ist, daß in 7 m Entfernung vor dem äußeren, 2 m tiefen Lagergraben eine Verpalisadierung gefunden wurde, neben der eine bis 9,5 m breite Straße herläuft. Ergänzungen dazu ibd. 5, 107.

In Schwechat bei Wien ist das 650 × 700 r. F. große Kastell Ala nova festgestellt worden, über das E. Nowotny AAW r. 15. II. 1911 berichtet. Im VIII.—X. Bd. des R. L. i. Ö. gibt Groller Rechenschaft von den Ausgrabungen in Carnuntum, das einen Flächeninhalt von rund 180 000 qm hat, während Lauriacum 195 000 und das Albinger Kastell rund 233 000 qm umfaßt.

Bei Lotschitz bei Cilli hat P. Lorger, JÖAI 19—20 Bbl. 107 trotz wenig umfangreicher Grabungen durch geschickte Kombinierung der Fundergebnisse ein römisches Lager von 543 : 435,5 m Umfang feststellen können; Eckabrundungen, quadratische Zwischentürme und Tore mit Türmen und ein großes rechteckiges Gebäude von 123 : 68 m Größe mit Kammern, Korridoren und einer kleinen Badeanlage, ferner Teile von drei anderen Gebäuden im Lagerinnern wurden aufgenommen. Es ist, nach den Ziegelstempeln zu schließen, ein Standlager der legio II Italica, das dritte derselben auf alpenländischem Boden.

Albing, ein rechteckiges Kastell (568 × 412) mit abgerundeten Ecken, acht Zwischentürmen an der Prinzipalfront, sechs an der Decumanfront, RLiÖ 8, 157.

Die Ergebnisse der weiteren Ausgrabungen in Carnuntum gibt RLiÖ 11 u. 12; KGV 60, 114, in dem besonders die stratigraphischen, für die Chronologie des Lagers wichtigen Untersuchungen Nowotnys von Wert sind. Sechs Manipelkasernen (10 Kontubernien für jede Centurie zu 80 Mann, geteilt in 10 Kontubernien zu 8 Mann) erinnern an die ähnlichen Anlagen in Lambaesis, Novaesium u. a. Vgl. dazu R. Oehler, Die Saalburg 1910, 22—23.

Über die erfolgreichen Grabungen in Lauriacum gibt Groller, RLiÖ 10. 11; AAW 23, 105; SAW phil. hist. Kl. 49, 142 seine Berichte. In der Retentura ist ein Abschluß der Ausgrabungen erzielt; hier sind Kasernen, Vorratsräume und Werkstätten zutage gekommen. Auch das Prätorium wurde freigelegt; hier zeigte sich, daß die Prätorialfront die Nordostseite des Lagers ist. Bemerkenswert ist, daß alle Gebäudegrundrisse wie der Lagergrundriß selbst schiefwinkelig sind. Über Versuchsgrabungen bei Stillfried a. d. March gibt Nowotny, SAW 187, 2 einiges; ihm folgt O. Menghin JÖAI 19—20 Bbl. 69, der auf prähistorischer Grundlage ein um

180 geschleiftes Kastell annimmt, auf dessen Trümmern sich dann eine Wallburg aus dem 2.—5. Jhdt. erhob, während R. Egger, JÖAI 17, Bbl. 5 von Ausgrabungen in Noricum (Aguntum, Teurnia, Virunum, Colatio) Mitteilung macht. Grenzfragen werden besprochen von J. Kurucz, Über den pannonischen Limes am linken Donauufer, Diss. Komarom 1914; A. Buday, Röm. Befestigungen der Grenzen von Mösien und Dazien, Dolgoz. 7, 19; ibd. 5, 95 erhalten wir Untersuchungen des dazischen Limes bei Porolissum, wo Wall und Graben und ein späteres Hinausrücken des Limes konstatiert ist; zwei Wachttürme hatten ein Ausmaß von 8 : 8 m.

Kastell und Poststation am Frigidus behandeln W. Schmid und K. Pick, Beiträge z. Gesch. d. Wippacher Tales S. A.

In Burnum im Hinterland von Zara ist von dem dort einst vorhandenen Standlager ein älteres und ein jüngeres Prätorium mit Sacellum aufgedeckt worden, JÖAI 16 Bbl. 112. In Serbien bei Stojnik südlich von Belgrad kam eine Befestigung in Form eines unregelmäßigen Polygons mit ca. 200 : 200 m zutage; darüber referiert Vulić, AA 1912, 555; 1914, 412. Der in der Neuzeit viel genannte Trajanswall wird von A. Franke NJ 20, 64 und P. Schubring, Universum 33, 353, C. Schuchhardt APA 1918 Ph. hist. 12 über die sog. Trajanswälle in der Dobrudscha gewürdigt. Über das ganze Dobrudschagebiet ist von J. Weiß eine Abhandlung unter dem Titel Die Dobrudscha im Altertum zu Serajewo erschienen.

Limes und Kastelle in England.

In England ist das Interesse an der Geschichte der Insel zur Römerzeit mit jedem Jahre reger geworden: der deutlichste Beweis hierfür sind die jenes Gebiet behandelnden Zeitschriften und eine Reihe wertvoller Sonderarbeiten, die z. T. mit großer Opulenz ausgestattet sind. So G. Macdonald, The Roman Wall in Scotland, Glasgow 1911; er bespricht den schottischen Grenzwall zwischen Clyde und Forth, der durch 19 oder 20 Kastelle geschützt war, von denen drei, Bar Hill, Castlecary und Rough Castle aufgedeckt sind; jedes hat steinernes Prätorium, Horreum und Kommandantenwohnung. Die Lilia als Annäherungshindernisse verdienen Beachtung. Das Werk bedarf zwar in Einzelheiten mancher Änderungen, die durch die später erfolgten Entdeckungen bedingt sind, ist aber auch für den deutschen Forscher wertvoll, weil die englischen Arbeiten in dem 1. allgemeinen Teil verwertet worden sind, und weil die Ausführungen über den Antoninswall wie die Karten und Pläne für

Vergleichungen immer wieder herangezogen werden müssen; eine größere Berücksichtigung der archäologischen Kleinfunde, wie sie z. B. Curle gibt, wäre als Ergänzung wünschenswert gewesen. Vgl. G. H. Stevenson, Ausgrabungen im Kastell Cappuck (Südschottland) A. Aeliana 64, 437, auch AA 1912, 483 (das Kastell hat einen Umfang von 60 : 70 m). Ibd. und CR 27, 284 erfahren wir über das Kastell Collen in Yorkshire, daß es aus den letzten Jahren des 4. Jhdts. stammt. Im Inneren ist ein rechteckiger Hof mit Umgang; daran gebaut ist ein durch Pfeiler abgetrennter schmaler Hof, dann ein Sacellum mit je zwei Nebenräumen; B. Hornsby, JRS 2, 215 bespricht das Kastell zu Huntcliff; K. Allen, CJ 8, 71 den römischen Wall in England; Voreda Cumb. Soc. Trans. 13, 177 ein Kastell at Plumpton Wall; F. Oswald, On the recent excavations . . . of Margidunum, Nottingham 1911; A. Mackworth, Some military aspects of Roman Occupation of Caerlom, 1912; G. Clinch, English coast defences from Roman times, London 1915.

Eine ebenso umfangreiche wie wichtige Veröffentlichung ist J. Curles A Roman frontier post and its people, the fort of Newstead in the parish of Melrose, Glasgow 1911. Fünf Jahre verwandte er dazu, am rechten Ufer des Tweed die großen Befestigungsanlagen bloßzulegen. In ausführlichem Text, erläutert durch vortreffliche Bilder und Karten, gibt er nun Rechenschaft von den erlangten Ergebnissen seiner Forschungen. Danach haben wir ein Erdkastell, 80 n. Chr. von Agricola erbaut, dann ein 2. Erdkastell, das C. auch noch unter Agricola setzt, darüber das Steinkastell, das, um 142 erbaut, nur etwa 40 Jahre Bestand hatte. Das älteste Kastell ist eine nach Norden orientierte quadratische Befestigungsanlage mit 4 Toren im Erdwall, umgeben von einem Graben, wohl ein passageres Lager aus Agricolas Zeit. Die Toranlagen erinnern an die von Hofheim. Das 2. Kastell, 820 : 720′, hatte abgerundete Ecken und 4 Tore, drei Gräben. Auf drei Seiten — außer der durch den Fluß gedeckten Nordseite — sind große viereckige Annexe, vom Wall mit abgerundeten Ecken umgeben. Das Steinkastell, ebenso orientiert, hat 4 Tore, das östliche ist durch zwei nach innen vorspringende rechteckige Türme gedeckt. Im Innern liegt ziemlich in der Mitte das sog. Prätorium mit Sacellum, pfeilerumgebenem Hof, der im Westen durch fünf nebeneinander gelegene Räume abgeschlossen wird. Vor der Ostseite liegt über ihre ganze Breite hinausragend ein von Mauern umschlossener Raum, wohl eine Halle, durch den die via principalis führt. Im inneren Hof, neben einem Brunnen, liegt ein quadratischer

Raum, dessen Bestimmung noch nicht klar ist. Zu beiden Seiten des Prätoriums sieht man die rechteckigen Horrea und neben dem südlichen die quadratische Wohnung des Lagerkommandanten. Das ihr entsprechende Gebäude auf der entgegengesetzten Seite ist nicht festgestellt worden. Zwischen diesen Gebäuden und der Ostseite liegen 12 Reihen schmaler rechteckiger Kasernenbauten, auf der Westseite langgestreckte Ställe, Vorratsräume oder Ähnliches. In späterer Zeit ist das Kastell durch Abschneidung des westlichen Drittels verkleinert worden. Ebenfalls im Westen liegt das Badegebäude nach dem üblichen Schema und ein rechteckiger Bau unbekannter Bestimmung. Über 100 Brunnen ergaben eine reiche Ausbeute an Fundstücken aller Art; besonders interessant sind die Ledersachen, unter denen der reichverzierte Kopfschmuck eines Pferdes hervorgehoben zu werden verdient. Welche Besatzung das Erdkastell hatte, steht nicht fest; von der Garnison des Steinkastells wird die Ala Augusta Vocontiorum erwähnt, ferner ein Centurio Leg. XX. V(aleriae). V(ictricis).

Über andere militärische Anlagen in Schottland und England berichtet F. Haverfield, AA 1914, 392; besonders beachtenswert ist der Plan des Prätoriums zu Ribchester, der mit dem der Saalburg große Ähnlichkeit hat. Nur liegt an Stelle der sog. Exerzierhalle eine Art pfeilergetragener Veranda, vor der die Straße vom Süd- zum Nordtor herläuft. S. Andrew und W. Lees berichten über Excavation of ... Castleshaw, Manch. 1911. John Wards Handbuch Roman-British Buildings and Earthworks, London o. J., gibt im 1.—4. Kapitel eine klare Übersicht über die militärischen Anlagen und erhält durch die Pläne und Bilder noch besonderen Wert.

Gallien und Spanien.

Im ehemaligen Gallien bleibt der Forschung noch viel zu tun; wir können über französische Arbeiten nur wenig berichten. Auf eine deutsche sei hingewiesen: In den schon um 1850 ausgegrabenen Gebäuden auf der Flur Arlaines westl. Soissons hat F. Oelmann, Germ. 4, 7 das Lager der Ala Vocontiorum, „das einzige nachcäsarische Kastell des inneren Galliens“, festgestellt, aufgebaut aus Stein oder wenigstens auf steinernen Fundamenten. Der Plan läßt Prätorium, ein Stück der Längsmauer und ausgedehnte Kasernenanlagen erkennen. Das Lager hat die Besatzung der Ala miliaria spätestens 70 n. Chr. verloren.

In Spanien hat A. Schulten das im Itin. Ant. erwähnte Castra Caecilia auf der Hochebene von Estremadura aufgefunden;

es bildet ein Rechteck von 652 : 376 m mit scharfen Ecken, Stirnmauern und mittlerer Füllung. Sehr dankbar sind die Erörterungen über die Lagereinteilung an der Hand der Schemata von Lambaesis, Carnuntum, Novaesium, Lauriacum usw. Wünschenswert wäre die volle Aufdeckung des Lagers, das aus einer Zeit (79 v. Chr.) stammt, aus der wir keine gleich gut erhaltenen Anlagen haben. Über die Auffindung der verschiedenen Lager s. die Berichte in AA 1911 f., Bph 30, 220, PZ 2, 416. Erschöpfenden Bericht, die Frucht langer Arbeit und tiefer Studien, gibt Sch. in seinem großen Werk Die Keltiberer in ihren Kriegen mit Rom, München 1914. Mit unverdrossenem Eifer hat Sch. in sieben Kampagnen 7 Lager des Scipio und 5 Lager bei Renieblas aufgedeckt, untersucht und beschrieben, für das Kriegswesen zur Zeit Scipios und des Polybius eine fortan unentbehrliche Handhabe und Hilfsquelle. Fruktifiziert hat einen Teil dieser Forschungsergebnisse O. Wahle, Feldzugserinnerungen römischer Kameraden, Berlin 1918, der in populärer, oft humoristischer, stets unterhaltsamer Weise Lagerstudien aus jener Zeit gibt.

Reichbebaut wurde das gewaltige Feld, das sich der archäologischen Forschung in Afrika erschloß.

Afrika.

R. Cagnat hat das Glück gehabt, für die Neubearbeitung seines schon 1892 erschienenen Werkes über die römische Armee in Afrika die Fülle von Entdeckungen verwerten zu können, die seit jenem Jahr in diesem Gebiet gemacht worden sind. Zugleich konnte er sich die bahnbrechenden Arbeiten, vor allem von Mommsen und Domaszewski, nutzbar machen, die er gewissenhaft in allen Fragen zitiert. So ist ein Werk entstanden, das auf lange Zeit die Basis für die Erforschung des militärischen Afrikas bilden wird. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei bemerkt, daß die zweibändige Arbeit L'armée romaine d'Afrique et l'occupation militaire de l'Afrique, Paris 1912, in der Einleitung die von Rom Afrika gegenüber eingeschlagene Politik behandelt, um dann im 1. Buch die Kriege in Afrika unter den Kaisern zu schildern, im 2. die Besatzung der Provinzen bis Diocletian. Wir sehen, wie Rom darauf bedacht ist, seine Grenzen zu sichern und die völlige Okkupation des Landes systematisch durchzuführen. Hier findet vor allem das gewaltige Lager von Lambaesis eine eingehende Würdigung. Eine Reihe von Photographien und Grundrissen, auf denen leider oft wie S. 501 die Bezeichnungen fehlen, ergänzen den Text;

doch wäre für viele Einzelheiten eine größere Zahl Bilder willkommen gewesen, ebenso genauere Pläne, die erst unter gleichzeitiger Verwertung der Fundstücke, die gar nicht gewürdigt sind, ein exaktes Forschen ermöglichen. Beachtenswert sind weiter die mannigfachen Formen der Befestigungen, bei denen von einem einheitlichen Schema keine Rede sein kann. Die Limesfrage (S. 680) steckt hier noch in den Kinderschuhen; hier bleibt den französischen Forschern noch viel zu ergründen übrig. Der tripolitanische und numidische Limes zeigt castellum, burgus und turris, dazu kommt die befestigte Ferme, vornehmlich in Mauretanien und im südlichen Tripolis. Bezüglich der Straßen ist C. vorsichtig in der Scheidung von viae publicae und militares; er neigt mehr zu einer solchen, die Straßen annimmt, welche dem Limes folgen und die Festen am Limes mit denen im Innern und an der Küste verbanden. Hierzu kommen noch die Straßen, die ein Vordringen in neues und schwieriges Gebiet ermöglichten. Doch ergaben sich auch hier Schwierigkeiten, auf die S. 695 näher eingegangen wird. Das 4. Buch behandelt Afrika nach Diocletian, unter dem eine völlige Umwandlung der Verwaltung (Trennung der militärischen und zivilen Gewalt) und Organisation in die Wege geleitet wird.

Überall sind die Inschriften, Autoren, Ziegel — die Keramik ist kaum erwähnt! — verwertet. Daran schließen sich wichtige Ausführungen über die Rekrutierung, Verwaltung, bes. Verproviatierung (Seitenstücke zu den horrea hätte C. übrigens am Limes genug finden können), Waffen, Sold, Götterkult (außer den römischen Gottheiten Jupiter Dolichenus, Mithras nur eine einheimische Gottheit, Malagbel); gleichwohl nimmt C. mit Recht an, daß die einheimischen Soldaten auch den Kult ihrer einheimischen Götter pflegten, von denen auf Spuren S. 353 hingewiesen wird.

Über die zwei Lager der leg. III Augusta in Lambäsis hat C. schon berichtet in den AIB, M 38, 1. Ibd. 39 erörtert er die militärische Grenze von Tripolis, dabei auf die Lager von 200 : 100 m, die Kastelle, die aus Mauern mit Türmen und einem Tore bestehen, und die Rechtecke von 9 : 15 m Seitenlänge näher eingehend, die er mit ihren Nebengebäuden möglicherweise als Siedlungen von Soldaten ansieht.

Von kleineren Arbeiten seien erwähnt R. Cagnat, Die röm. Stadt Thugga, JS 1914, Dez.; M. Douël, Das zweite afrikanische Pompeji, Grande Revue 193, 747; K. P. Harrington, Die Ruinen von Thibilis in Afrika, AJA 19, 75; W. Cart, Timgad, Bibl. Un. et Rev. Suisse 1915, 242; L. Chatelain, Les fouilles de Volu-

bilis, JS 1916, 36. Boizot, Das röm. Lager von Ras-el-Ain-Tlalet (Tunis) BAC 1913, 260. Andere Literatur ist verzeichnet in den Berichten der AA. F-G. de Pachtere, D' ager der 3. Legion in Afrika im 1. Jhd., AIB 1916, 16. Juni.

Das Lager und einzelne Teile desselben.

Nach dieser Übersicht der über die römischen Befestigungen und einzelne Kastelle erschienenen Arbeiten fügen wir noch die an, die sich mit dem Lager an sich und einzelnen Teilen desselben beschäftigen.

W. Fischer, Das römische Lager insbesondere nach Livius, Diss. Freiburg, Leipzig 1913, stellt alle das Thema berührenden Stellen zusammen und sucht daraus ein Bild vom römischen Lager zu gewinnen. Ich betone „sucht“, denn des Livius Angaben sind so oberflächlich, daß man sieht, er hat selbst keine klare Vorstellung. Und doch hätte man gar zu gern Aufklärung über die Gestaltung des Lagers, da zwischen Polybius und Hygin eine Lücke klafft, die glücklicherweise wenigstens durch neuere Ausgrabungen — es sei nur an Neuß erinnert — ein wenig ausgefüllt werden kann. Livius, wie gesagt, versagt, das zeigt F. deutlich. Mit Recht scheidet er zwischen den Partien, die auf Polybius zurückgehen, und denen, die sich auf annalistische Angaben stützen. Jene sind mit Vorteil zu verwerten, diese kaum. Nur sorgfältige Kritik beider kann vor unrichtigen Verallgemeinerungen und Vermischungen behüten, wie sie Oxé und Stolle von F. nachgewiesen werden. Positives kommt in der Untersuchung nicht viel zutage; aber auch das ist für die Charakteristik des Livius von Belang. Von Einzelheiten sei erwähnt: S. 25 „Hergestellt wird der Wall aus Rasenstücken“ ist ein Irrtum, er wurde aus Erde hergestellt und mit solchen, wo sie vorhanden, belegt, um das Abrutschen der Dammerde zu verhüten. Die ferramenta, mit denen der Rasen ausgestochen wird (S. 26), sind tatsächlich gefunden worden. Erweitert hat F. seine Ausführungen in seinem Buche, das unter gleichem Titel, Leipzig 1914, erschienen ist. Die inneren und äußeren Einrichtungen des Lagers wie der Lagerdienst werden hier ausführlich besprochen. Nicht näher kann hier auf Th. Steinwänder, Das Polybianische Feldlager RM 67, 48, R. Grosse, Das römisch-byzantinische Marschlager BZ 21, 97 eingegangen werden.

Die vielverbreitete Tafel „Das römische Lager“ in St. Cybulskis Tabulae quibus antiquitates . . . illustrantur VIII. Leipzig war durch die Ausgrabungen der neueren Zeit überholt worden. Daher fügte der neue Herausgeber mit Recht zu dem Plan des Lagers nach

Polybius und Hygin den von Novaesium (Neuß), der eine Vorstellung von einer römischen Standlager gibt, sowie Bilder eines Kastelltores, eines [illegible]mesturms und der Umwallung vom Lager in Haltern zu denen eines Burgus, Horreum und der Zelte. Auch der Text hat eine entsprechende Umarbeitung gefunden.

Für die Kastellmauern bringt H. Jacobis Arbeit Saalburg-Jahrbuch 4, 2 wesentlich Neues. Unter der Steinmauer des Kastells fand sich eine mit Schlitzen versehene mörtellose Steinmauer nebst einer gleichartigen Parallelmauer. Von Schlitz zu Schlitz gingen Holzbalken, die die beiden Futtermauern verankerten. Genaueres darüber sehe man a. a. O., wo auch auf die ähnliche Konstruktion des Altkönigringwalls und der sog. gallischen Mauern eingegangen wird. Die Mauern von Alesia finden in AIBC 1911, 554 Erwähnung, Bayr. Cour. 1911, 18, 10; PZ 3, 382.

Ein für die Kastelle charakteristischer Bau ist das Horreum. Dicke Mauern mit Strebepfeilern umschließen die Räume; die Grundrisse weisen viel Gemeinsames auf und verraten, daß die Gebäude in der Hauptsache zur Aufbewahrung von Getreide dienten, das ja einen Teil des Soldes des Soldaten bildete und für dessen Ernährung unentbehrlich war. Eine auf der Kapersburg im Taunus vor dem Giebeleingang des Baues aufgefundene Inschrift besagt, daß dieser unter Septimius Severus aufgeführt wurde. Durch diese Bauinschrift wurde die Bestimmung jener Gebäude auch inschriftlich festgelegt. (Vgl. auch ORL 66a, 21 und Jacobi, Saalburg 96). Diese Hinweise fehlen in dem sonst recht schätzenswerten Artikel in RE². Hier wird H. in erster Linie als Getreidespeicher charakterisiert. Solche H. gab es in Rom in großer Anzahl. Sie dienten zur Aufspeicherung des Getreides, das verkauft oder öffentlich gespendet werden sollte. Auch für militärische Zwecke wurden sie angelegt und dienten auch zur Aufspeicherung von Lebensmitteln überhaupt.

Horrea, heißt es von Alexander Severus (Lampr. 39, 3 H.A. 1, 277), in omnibus regionibus publica fecit, ad quae conferrent bona i, qui privatas custodias non haberent. In erster Linie wird es sich hier wohl um Fruchtspeicher handeln. In der T. Peut. sehen wir als Bild dafür einen Doppelbau mit Hof, der an das Doppelhorreum der Saalburg erinnert.

Andere H. waren eine Art Bazar, Magazine für Waren aller Art. Weiter wurden sie verwendet als Lagerhäuser, z. B. für Möbel, oder als Safes für wertvolle Gegenstände. Fiechter zählt a. a. O. die in Rom und sonst bekannten H. auf. Über den Genius

horreorum Agrippianorum handelt G. Schneider-Graziosi BCR 42, 25.

Mit dem Horreum, das als Proviantmagazin ein integrierender Bestandteil der Kastelle ist, beschäftigt sich auch O. Wahle (M. d. Ver. d. Saalburgfr. 2, 29). Von dem Gebäude in Hofheim ausgehend, bespricht er die Konstruktion, Ventilation und den Fassungsraum derartiger Anlagen; so berechnet er, daß das Saalburghorreum Proviant für 500 Mann und dazu gehörige Pferde auf ein Vierteljahr aufnehmen konnte.

Über Flächeninhalt, Nutzfläche und Fassungsvermögen vieler Horrea geben sorgfältige Berechnungen Aufschluß. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß hier noch viel Problematisches in Kauf genommen werden muß. Aber der Weg, auf dem zu festen Ergebnissen gelangt werden kann, ist von dem erfahrenen Praktiker gewiesen. Doch möge hierbei bemerkt werden, daß es doch geratener ist, auf Belagerung und die dadurch bedingte Aufspeicherung von Proviant möglichst wenig Bezug zu nehmen, da die Kastelle doch in erster Linie zu Offensivzwecken dienten.

Die Unterbringung der Mannschaften in den Standlagern ist durch die neueren Ausgrabungen klargestellt. Neuß und Lambessa, auch die englischen Lager, geben hier die besten Anhaltspunkte. H. Jacobi hat nun versucht, eine solche Soldatenbaracke zu rekonstruieren. Wir haben hier zwei lange (etwa 29 m) Räume, die in Kontubernien von 3 m Breite und 5 m Länge zerfallen. Zwischen den Räumen liegt ein 5 m breiter Hof, der an den Langseiten von überdachten Korridoren von 2,20 m Breite begleitet wird, in die die Türen zu den Kontubernien münden. Den Abschluß an der einen Schmalseite bilden zwei Unteroffizierskammern mit Vorraum von 7,50 × 4 m Größe. Der so rekonstruierte Kasernenraum steht auf der Saalburg hinter dem Horreum. Saalb. J. 3, 10.

Die Breite der Doppelkasernen beläuft sich in Carnuntum, Novaesium und dem Vocontierkastell bei Soissons auf 24 m, in Gellygaer und Housesteads etwa 26½, in Lauriacum 27, im claudischen Hofheim und bei den größeren Lagerkasernen von Neuß 28, in Newstead 30, in el-Ledschûn 26—32, in Lambaesis 32—35 m (F. Oelmann, Germ. 4, 9).

J. H. Holwerda, AA 1915, 59 tritt dafür ein, daß die Angaben des Hyginus auch bei den Standlagern in Rechnung gezogen werden müssen und daß die Lagerung der Truppen denen im Lager des Hyginus genau entspricht, wenn man nur die Bemerkung über Lagerung der Centurionen in Betracht ziehe. Er sucht dies durch

den Befund der Ausgrabungen im Kastell Arentsburg zu beweisen, unter Heranziehung ähnlicher Bauten in Novaesium und Gellygaer. Er kommt zu dem Schluß, daß für die Breite dieser Kasernen das von Hyginus genannte Strigamaß von 60′ gilt. Da aber im Standlager für Jumenta kein Platz innerhalb der Mannschaftskaserne ausgespart zu werden brauchte, wurden die 60′ in drei gleich breite Streifen geteilt, der mittlere Conversantibus spatium, die beiden seitlichen die eigentlichen Centurienkasernen. Im Steinbau fand oft eine Erweiterung des erstgenannten Streifens statt; auf die eigentliche Lagerung der Mannschaft blieb das ohne Einfluß. Bei den Reiterkasernen war der bebaute Teil breiter. Da hier auch die Pferde untergebracht wurden, ist er der Breite der Papilioni + Armis + Jumentis des Hyginus gleich. Im Steinbau wird hier die ganze Breite eines Hemistrigiums, 30′, von Kaserne mit Stallung eingenommen.

Für die Lagereinteilung ist wichtig E. Nowotny RLIÖ 12, 1, der auf Grund der sorgfältigen Ausgrabung im Standlager in Carnuntum die Castrametation erörtert.

Das Gefängnis des Lagers hatte einen eigenen Beschließer; wir kennen ihn jetzt aus einer Inschr. von Viminacium JÖAI 4 Bl. 89, 7, er heißt Clavicularius castris.

Der unter dem Namen Prätorium bekannte Mittelbau des Lagers, an dessen Bezeichnung v. Domaszewski mit Unrecht (Riese 351) gezweifelt hatte, weist bei den meisten Anlagen ein gleiches Schema auf: das Sacellum mit kleinen Räumen rechts und links davon (Schreibstuben, scholae o. Ä.), daran im rechten Winkel anschließend langgestreckte Gebäude (armamentarium u. dgl.), dem Sacellum gegenüber auf der vierten Seite eine gedeckte Halle oder ein von Mauern umschlossener rechteckiger Hof. Diese Bauten umschließen einen viereckigen offenen Raum, der manchmal Pfeilerreihen aufweist, so daß eine Art Kreuzgang gebildet wird.

In den Grundrissen zweier Gebäude in Nassenfels und Oberstimm glaubt Drexel, Germ. 3, 20, den älteren Typus von Prätorien zu erkennen, der noch keine Apsis am Sacellum, keine Armamentarien — wenigstens keine in Stein ausgebauten — und keinen hinteren Hof aufweise. Daß wir hier in der Tat Prätorien vor uns haben, ist wahrscheinlich; aber seine auf die Verwendung von Holz bzw. Stein begründete Unterscheidung von älterem und jüngerem Typus scheint zweifelhaft, da jene sich doch in erster Linie nach der Möglichkeit der Materialbeschaffung richtete.

Eine Reihe dieser Prätorien bespricht L. Anthes, Denkmalspflege 11, 66. An das Prätorium von Mismije knüpft er die Be-

merkung, daß frühchristliche Kirchen des Ostens in ihrem Grundriß auf die Grundform der Prätorien zurückgehen, eine Hypothese, die wenig wahrscheinlich scheint, weil gerade das für jene Kultbauten Charakteristische, die Überdeckung des Mittelschiffes, bei den Prätorien nicht vorkommt.

Ein merkwürdiges Bild für Prätorium gibt die T. Peut., doch fehlt es bei einer Reihe diesen Namen tragender Orte, bei zwei anderen ist es als Bad gezeichnet.

Es bedarf noch mancher Einzelforschung, um über den Aufbau der Türme ganz ins klare zu kommen. Vor allem herrscht noch über die Bedachung Unklarheit. „Unsere Vorstellung von antiken Befestigungen ist durch das Bild der Türme mit hohen ragenden Zinnen beeinflußt“, sagt P. Wolters, Germ. 3, 7 mit Recht. Das mag gelten, wenn man die von ihm beigebrachten Darstellungen und die Rekonstruktionen der Pompejanischen Türme durch Mau u. a. betrachtet. Neben diesen Typus tritt aber schon früh der des schrägen Giebeldaches. Es bedurfte nun eingehender Nachweise für das Auftreten dieses Typus. Mustert man dagegen die T. P., so findet man fast durchweg das Satteldach der Häuser und den spitzgedeckten Festungsturm. Miller meint, dieses Ideogramm lasse darauf schließen, daß ein Nordländer die Karte gezeichnet habe, weil man vom Südländer flache Dächer oder horizontale Abschlüsse erwarten sollte. Er setzt also für den Süden den unbedachten, für den Norden den spitzgedeckten Turm voraus. Forrer, Germ. 2, 73, vertritt die Ansicht, in unseren nördlichen Gegenden hätten wir Türme mit mächtig geneigtem, schrägem Dach anzunehmen.

W. Kubitschek, ibid. 3, 9, zieht zur Klärung die Münzbilder heran; er kommt zu dem Ergebnis, das dem Forrers gerade entgegengesetzt ist, nämlich, daß am Rhein mit dem Münztypus der spitzen Dachtürme geprägt worden sei, nachdem er im Süden des Reiches aufgekommen war; bis dahin sei am Rhein wie sonst in der Reichsmünze der nämliche Typus der horizontal abgeschlossenen Türme im Gebrauch gewesen. Auch den Eintritt des Auftretens des spitzdachigen Typus gibt er an: unter Diocletian erscheint zuerst die Flachform, dann unter demselben Kaiser in allen Münzstätten des weiten Reiches das Spitz- oder Haubendach. Ja, bei lokalen Prägungen, z. B. Hadrianopolis, Nikopolis u. a., tritt es schon früher auf; unter demselben Statthalter von Markianopolis kommen sogar beide Typen vor. Es steht frei, daraus Schlüsse auf die Zeit des Wandels der Bedachung der Türme zu ziehen. Übrigens dürfte auch das Vorhandensein von Schiefer oder Ziegeln

in den Trümmern solcher Türme wichtige Anhaltspunkte geben. So waren viele Türme von Limeskastellen mit Schiefer, z. B. Hunzel, W.P. 33 bei Nieder-Bieber, oder Ziegeln gedeckt, wie in Ruffenhofen, Marköbel, Wörth, um nur einige anzuführen. Wo solche Bedachungsmaterialien nicht gefunden wurden, ist nicht ohne weiteres ein flaches Dach anzunehmen, da auch Schindeln, Stroh, Schilf, Binsen u. a. verwendet wurden.

Das Gleiche gilt von den Warttürmen, die ursprünglich aus Holz, später z. T. durch einen Steinbau ersetzt worden sind. C. Schuchhardt, KGV 63, 156, spricht die Ansicht aus, aus ihnen hätten sich die Wohntürme, wie sie sich in den frühesten Burgenbauten finden, entwickelt. Jedenfalls stammt die Bezeichnung burgus aus dem Germanischen. Über einige solcher burgi vgl. Nass. Heimatbl. 18, 88; Deutsche Gaue 13, 247; 14, 170; RGK 7, 54, KGV 49, 50; Germ. 1, 45; 2, 57, 119; JA 6, 185; SAFB 1910, 304; SGU 7, 99; 8, 61; Friedb. Geschbl. 2, 1; Allg. Geschfr. 1910, 56.

Ein aus vortrefflichem Material behauener Steine erbauter Limesturm bei Hesselbach i. H., der von den inschriftlich erwähnten Britones Triputienses unter Antoninus Pius 145—146 n. Chr. errichtet wurde, gewährt, nachdem die aus dem Verband geratenen Steine wieder in ihre ursprüngliche Lage gebracht worden sind, eine deutliche Vorstellung eines solchen Baues.

Eine gründliche Untersuchung über die Limestürme vom Rhein bis zur Lahn von E. Fabricius, ORL 40, 42, führt zu grundlegenden Ergebnissen, obwohl es uns scheint, als ob die Frage der Doppelhügel doch noch eine andere Erklärung finden könnte.

In Afrika ist turris kein militärisches Gebäude, sondern ein befestigtes Privatgebäude für die Zivilbevölkerung, die, wenn sie überfallen wurde, dort Schutz finden konnte. Ein solcher Bau, der in einer Inschrift ausdrücklich als turris bezeichnet wird, erwies sich bei der Ausgrabung als viereckige Anlage von 18 m Seitenlänge; in der Mitte befand sich ein Hof, um den sich Wohn- und andere Räume gruppierten. Solche Bauten heißen heute bordj, und französische Gelehrte sprechen die Vermutung aus, daß dieses von burgus abzuleiten ist, das wieder mit *πύργος* in Verbindung steht. SAFB 1912, 289; V. Chapot, Bul. d. Antiq. 1910, 304, gibt einiges über les tours antiques dites „d'observation" in Südfrankreich. Einen spätrömischen Burgus, der als ein von drei Gebäuden und einer Mauer umschlossener Hof charakterisiert wird, auf deutschem Boden deckte Sprater, Pfälz. Mus. 36, 2 auf. G. Wolff, 9. Ber. d. R. Germ. Komm.

Gutes Vergleichsmaterial über die Tore hat R. Schultze BJ 118, 280 zusammengestellt. Ein merkwürdiges Tor von Camulodunum (Colchester) s. AA 1914, 405. J. Linder, RGK 6, 81 und „Die Reste des röm. Kellmünz", S. 12 macht auf die vom Schema abweichende Toranlage des spätrömischen Kellmünz aufmerksam. Hier mußte der ins Kastell Eintretende „nach Durchschreiten des äußeren Tores, statt geradlinig zum inneren Tor fortschreiten zu können, sich nach rechts wenden und durch einen engen, gangähnlichen Hof um den inneren viereckigen Torturm herum zum inneren Tor gehen". Seinen BJ 118 gegebenen Aufsatz über röm. Stadttore erweitert R. Schultze ibd. 124, 117, indem er den Einfluß zeigt, den das röm. Stadttor auf die kirchliche Baukunst des Mittelalters ausübt. Über das prächtige Stadttor von Regensburg vgl. Verh. d. Hist. Vereins v. Oberpf. u. Regensb. 65, 53, wo Barthels Ansicht wiedergegeben wird, mit der Schultze BJ 118, 332 übereinstimmt. Das mit der Torburg im Standlager von Aosta übereinstimmende Südtor von Numantia beschreibt Schulten AA 1912, 91.

Am Osttor von Aventicum wurde das Propugnaculum festgestellt „dans lequel débouchent les deux larges passages centraux, sorte de cour circulaire qui servait de dernière défense, si un ennemi avait réussi à franchir la herse ou la porte extérieure. De chaque côté, un couloir plus étroit était réservé aux piétons". W. Cart SGU 11, 57 weist auf Ähnlichkeiten mit Toren von Autun hin. Die aus der Mauer vorspringenden Türme, außen polygonal, nach innen halbrund, stammen wohl erst aus Diocletians Zeit. Einen Torbau von Asseria in Dalmatien s. JA 4, 194.

Schon vor 35 Jahren wies G. v. Rößler nach, daß das als steter Begleiter der Kastelle auftretende Gebäude, das man Villa, Bad, Kommandantenwohnung u. ä. nannte, nichts anderes als ein Bad sei; bestätigt wurde dies durch E. Pfretzschner, Die Grundrißentwicklung der römischen Thermen, Straßburg i. E. 1909. Das Buch verliert dadurch nicht an Wert und Bedeutung, daß seine Annahme, der sog. Haustyp der Thermen gehe auf das griechische Wohnhaus des 4. Jhdts. zurück, unhaltbar ist. Wenn in Priene Wohnhäuser gefunden wurden, die eine äußerliche Ähnlichkeit mit gewissen Thermen haben, so genügt dies doch nicht, diese von jenen herzuleiten, zumal die Bestimmung beider eine ganz verschiedene ist. Das zeigt schon die verschiedene Orientierung. Das tut aber, wie gesagt, dem Buche selbst keinen Abbruch, das in die verschiedenen Typen eine gewisse Ordnung bringt, indem es Haustyp, Block-, Kaisertyp, Zentralkomposition unterscheidet. Der An-

hang bespricht die Thermen von Fiesole, die er selbst gründlich untersucht hat, und das Kastellbad zu Eining. Das Verzeichnis der erhaltenen Thermen ist zwar recht reichhaltig, es fehlt aber manches, so z. B. Niederbronn, Heddernheim, Niederbieber, Seligenstadt, Miltenberg, Arnheiter Hof, die alle schon früher veröffentlicht worden sind, und manches, was nach Erscheinen des Buches zutage gekommen und was oben erwähnt ist. Nicht gerechtfertigt scheint uns die hie und da auftretende Animosität gegen v. Roeßler, der doch unstreitig große Verdienste um die Fixierung der Grundrißentwicklung der Thermen hat. Die 11 Tafeln Pf.s werden stets verwendbar bleiben.

Mit der historischen Entwicklung dieser Ansichten beschäftigt sich G. Wolff, Ber. KG Komm. 11, 71. Die Lage der Bäder, natürlich im Sinne der Thermen nicht ausschließlich Baderäume enthaltend, folgt nicht einem bestimmten Schema; die meisten liegen vor den Seitentoren, und zwar etwa 75—175 m davon entfernt. Die Verwendung von Militärziegeln bestätigt, daß wir es mit Militärbauten zu tun haben. Als Ergänzung zu seinen Ausführungen gibt G. Wolff ibd. 99 einen Bericht über die Aufdeckung des röm. Militärbades auf dem Salisberg bei Hanau, der in seiner Ausführlichkeit zwar den Wert des Fundstückes übersteigt, aber für alle, die ähnliche Ausgrabungen unternehmen, ein praktischer Wegweiser ist, der zeigt, wie auch die unscheinbarsten Einzelheiten in Rechnung gezogen werden müssen, um einwandfreie Ergebnisse zu erzielen.

Über das schon 1901 ausgegrabene Bad im Gebiete des Legionslagers von Mainz handelt G. Behrens MZ 14, 46, der auch alle hier gemachten Funde verzeichnet, die einiges Licht auf die Datierung der wiederholt erneuerten Anlage werfen. Der Bau ist 70 : 50 m groß, also von einer Ausdehnung, die weit über die derartiger Militärbäder hinausgeht, sein Typus erinnert an die Bäder vom Feldberg und der Saalburg, Rückingen, Stockstadt u. a. G. Wolff MZ 14, 180 sucht auf Grund der gestempelten Ziegel die Chronologie des Baues festzulegen, nachdem er schon ibd. 12/13, 180 über die Anlage berichtet.

Eine noch ziemlich wohlerhaltene Badeanlage beschreibt K. Büchler in Das Römerbad Badenweiler, Straßburg 1909, vgl. auch E. Wagner, Fundst. 1, 164. Das Bad ist bekanntlich 1784 durch den verständnisvollen Markgrafen Karl Friedrich und seinen Minister v. Edelsheim aufgedeckt und aufgenommen worden und gibt auch heute noch, schlecht unter Dach gebracht, dem Besucher einen Begriff von einer solchen Anlage. B., kein Fachmann, hat sich mit

Fleiß und Verständnis in den Stoff und die Literatur eingearbeitet und hütet sich klugerweise vor dem Fehler vieler Laienforscher, unbewiesene Behauptungen aufzustellen und hartnäckig zu verfechten. Im Gegenteil, er weist mit offenem Blick darauf hin, wo Unbewiesenes und Unklarheiten vorhanden sind. Und deren gibt es auch bei B. trotz des lichtvollen Grundrisses genug. Es weicht schon dadurch von dem römischen Normalbad ab, daß es die Verbindung eines solchen mit einer gemäßigten Therme (25° C) darstellt. Daher auch die großen Badebassins (7×12 m), in die sie sich ergießt. Diese aber Schwimmbad zu nennen, ist verfehlt; die dafür nicht ausreichende Größe und die Tiefe von etwa 1,20 m zeigen die Schiefheit der Bezeichnung. Zur Kenntnis des schwierigen Baukomplexes tragen in manchen Einzelheiten nicht wenig die Aufzeichnungen des Ministers v. Edelsheim bei, die er nach der Ausgrabung 1784 machte. Über sie gibt das Wesentliche Fabricius KGV 51, 211, der entgegen B. eine einheitliche Bauanlage annimmt.

Das nicht weit davon entfernte Baden-Baden hat ebenfalls ein Bad, über das Wagner, Fundstätten 2, 6, sowie St. Kah MGM 15, 439 zu vergleichen sind. Über die Thermen zu Bertrich gibt Genaueres K. Schumacher MZ 8/9, 97. Ein Badegebäude bei Enzberg, zu einer Villa rustica gehörig, schildert O. Paret, Festschrift Stuttg. 1912, das Caldarium eines solchen bei Cannstatt FBS 21, 40; ein Thermengebäude auf der Grienmatt bei Augst SGU 9, 82, ein solches einer Villa in Brioni grande Z. f. Denkmalpfl. Mitt. 14, 38.

Das mächtige Bauwerk in Trier, das E. Krüger noch für einen Kaiserpalast ansah, ist, wie D. Krencker zuerst nachdrücklich betont hat, eine Thermenanlage großen Stils, die sich nach dem Bericht BJ 123 u. APA ph. h. Kl. 1915, 2 in den Hauptzügen übersehen läßt.

Hier wie in Carnuntum, RLiÖ 8, 72, Badenweiler u. s. haben wir getrennte Baderäume für Männer und Frauen wie auch in Inschr., z. B. CIL XIV 2121, wo von Wiederherstellung der balnea virilia utraque et muliebre die Rede ist. War nur eine Badeanlage vorhanden, so waren verschiedene Badestunden für Männer und Frauen angesetzt, ibd. II 5181: a prima luce in horam septim[am diei mulieribus] et ab hora octava in horam secundam noctis viris.

Furrer, ASA 16, 187, macht Mitteilungen eines wohl dem 2. Jhdt. angehörigen Bades in Gretzenbach (Solothurn), das Caldarium, Apodyterium, offene Veranda und Badebassin aufweist. Auf dem Lindenberg bei Kempten wurde eine Therme aufgedeckt,

die vom üblichen Schema abweicht, RGK 7, 28; Bayerland 24, Beibl. 137. Über die nichtsymmetrischen Thermenanlagen des röm. Kaiserreiches handelt E. Bieber, Verh. d. 52. Vers. d. Philol. in Marburg 1913, hg. v. R. Klee, Lpg. 1914, 97; er konstatiert eine Entwicklung, da das Laconicum sudatorium erst nach dem 1. Jhdt. n. Chr. eingerichtet und in wachsendem Maße ein konstanter Bestandteil der Badeanlagen wird. Derselbe behandelt Heddernh. Mitt. 5, 91. RGK 1911, 48. KGV 49, 418 die Westthermen von Nida und ihre Stellung in der Entwicklungsgeschichte röm. Thermenanlagen.

In Frankreich haben die Ausgrabungen auch manche Badeanlagen ans Licht gebracht; wir verweisen hier z. B. auf F. Perrot, La fréquentation des sources minéro-thermales du centre de la Gaule dans l'antiquité Ann. de l'Ac. de Mâcon 3. s. 16, 115; J. Sautel, Les Thermes de Vaison Extr. du Compt. r. du 76e Congrès arch. de France, Caen 1911; N. Gabillaud, Das Bad der gallo-römischen Station La Barbinière Soc. hist. . . des Deux Sèvres, Mém. 1910; Exande de Fayolle, Les baignoires rom. de Carsar Soc. hist. de Périgord 35, 410.

Anschließend hieran sei auch auf das Kapitel über die Bäder verwiesen, wo Fr. Sagot in La Bretagne romaine, Paris 1911 S. 357 einen Überblick über die dortigen Thermen gibt.

In Rom waren die von Agrippa fast gleichzeitig mit dem Pantheon angelegten Thermen unter Titus durch Brand beschädigt, aber unter den folgenden Kaisern wiederholt restauriert worden. Ch. Huelsen sucht sie auf Grund eines Planes von Peruzzi, eines Grundrisses des Palladio und eines Fragments der forma urbis zu rekonstruieren (Die Thermen d. Agrippa, Rom 1910), vgl. Wo 1911, 185. Bei Agnano ließen die heißen Quellen Thermen vermuten; gleichwohl hat man die dort festgestellten Mauerzüge für die Überbleibsel eines Kaiserpalastes angesehen. Macchioro MA 21, 225 meint, daß die vorhandenen Räume in das Thermenschema eingegliedert werden können; auch das komplizierte System von Kanälen und Röhren weise auf jene Bestimmung hin. Der antike Name ist nicht bekannt, vgl. Bph. 1914, 848. Weiter sei noch hier angeführt Krüger, Antike Bäder APA 1915, 25, 11. Von den vielen Badeorten, die unter dem Namen Aquae bekannt sind und die fast alle reich an römischen Überresten sind, nahm Aachen insofern eine besondere Stellung ein, als hier die letzteren bis zu Beginn unseres Jahrhunderts so bescheiden waren, daß A. Kisa noch 1903 die geringe Bedeutung, welche A. zur Zeit der Römer gehabt haben müsse, ausdrücklich betonte. Das ist mittlerweile anders geworden.

Schon der Umstand, daß A. ein wichtiger Straßenknotenpunkt der Römer war — Schneider verlegt sogar ein Kastell hierher —, und die Tatsache, daß Pipin und Karl der Große gerade hier mächtige Bauten aufführten, mußte dem, der die Macht der antiken Tradition in jenen Gegenden kennt, die Kisasche Hypothese unhaltbar erscheinen lassen. Nunmehr stellt F. Cramer, Römisch-germ. Studien, Breslau 1914, 89 alles zusammen, was diese Ansicht zu erschüttern geeignet ist, und schließt daran eine Deutung von Aquae Granni, die er mit dem Apollo Grannus zusammenbringt.

Erwähnt mag hier werden, daß auf der T. P. die wichtigeren Badeorte durch quadratische Bauten gekennzeichnet sind. Die Front ist durch eine Mauer abgeschlossen, mit einem Bassin in der Mitte. Nach Millers Feststellungen kommen auf Gallien 8, Italien 15, die Balkanhalbinsel 5, Kleinasien 1, Syrien 1, Afrika 8 Bäder. Daß für diese ein besonderes, augenfälliges Ideogramm geschaffen wurde, zeugt von der Bedeutung, die man den Bädern schenkte, zugleich aber auch dafür, daß ein solches überflüssig gewesen wäre, wenn die T. P. nur zu militärischen Zwecken geschaffen worden wäre, s. K. Miller, Itin. Rom. XLV.

Eine sehr erwünschte Untersuchung hat H. Jacobi unternommen, als er Saalb. J. 2, 97 den Durchgang der Heddenheimer Römerstraße durch den Limes vor der Saalburg durch genaue Grabungen feststellte. Jene Straße beginnt am Nordtor des Hadrianischen Nida (Heddernheim) und läuft 14 km in gerader Linie bis zum Dekumantor der Saalburg. Dann biegt sie nach Osten ab und geht dem Kastell entlang bis zum Pfahlgraben. Hier nun stand vor Errichtung des letzteren ein Fachwerkhaus von 5 : 9 m, das von einer Umzäunung umgeben war (9, 60 : 14 m). Münzfunde datieren seine Erbauung in Hadrians Zeit. Besonders bemerkenswert ist nun die Tatsache, daß unter dem Pfahlgraben mehrere ältere Gräben zum Vorschein kommen, eine Erscheinung, die auch Ritterling in Hofheim feststellte und durch Anlage eines Astverhaus erklärte (Ann. d. V. f. Nass. A. 40, 11), und die ähnlich in Vindonissa zutage kam, ASA 19, 191. Durch diese Gräben führt ein Durchgang, etwa 17 m von dem Wachthaus entfernt, der vor denselben durch zwei Holztürme oder Turmgerüste gesichert war; zu ihnen wird wohl dieses Blockhaus gehört haben. Diese Anlagen sind also älter als der eigentliche Pfahlgraben, der erst nach 194 n. Chr. angelegt worden ist. Vor dem Durchgang durch diesen war ein sog. Titulusgraben ausgeworfen. Das bekannte als Grenze oder Standort einer Palisadenreihe angesehene Gräbchen ist vor diesem Tore nicht

unterbrochen und überschneidet einen Abzweig des späteren Pfahlgrabens, ist also jünger als dieser. Die ebenso diffizilen wie sorgfältigen Untersuchungen Jacobis, von deren Schwierigkeit die Tafeln 17—19 ein deutliches Bild geben, zeigen, wieviel noch zu tun ist, um Klarheit zu schaffen, und fordern zu ähnlichen Forschungen geradezu heraus.

Einem wichtigen Problem, das hier zum erstenmal umfassend behandelt wird, geht E. Anthes RGK 10 nach, der die spätrömischen Kastelle und Städte im Rhein- und Donaugebiet und das, was wir über ihre Gestalt und Aussehen auf Grund der Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte erkundet haben, zusammenstellt, um so willkommener, als brauchbare Vorarbeiten über dieses bisher fast ganz vernachlässigte Gebiet nicht vorhanden sind. Neuß, Köln, Deutz, Remagen, Andernach, Koblenz, Boppard, Jünkerath, Alzei, Kreuznach, Straßburg, Zabern — um nur die wichtigsten zu nennen — weisen alle die ähnlichen Anlagen aus der Zeit von 260—400 auf, und zwar sind hier zwei Typen zu unterscheiden, die eigentlichen Kastelle und die ummauerten Städte. Jene lehnen sich im wesentlichen an den Grundriß der Marschlager an. Auch hier haben wir zuerst Erdanlagen mit Verwendung von Holzwerk. Bei den späteren Steinanlagen ist ein Zurückgehen auf die Limessteinkastelle nicht nachzuweisen, ebensowenig auf die vorhergehenden Erdanlagen. Das einzige, was an jene erinnert, ist die meist rechteckige Form. Fast durchweg ist die Umfassungsmauer 3 m = 10 röm. Fuß breit und tief fundamentiert, die Höhe bedeutend (in Köln z. B. noch 7,8 m Höhe). Die äußere und innere Verkleidung besteht aus Handquadern, den Raum zwischen beiden füllen Bruchsteine in Mörtelguß aus. Über Wehrgang, Zinnen u. a. herrscht noch keine Gewißheit. Die Zwischentürme sind oft halbrund, die Ecktürme dreiviertelrund, in Deutz kreisrund. Eine Streitfrage ist noch, ob sie flach oder mit Dach versehen waren. Die Zahl der Tore, deren Form noch der Feststellung bedarf, schwankt zwischen 1—3. Für die Besatzung waren Kasernen an der Umfassungsmauer errichtet, aus Holz oder aus Stein.

Die festen Städte lehnen sich in ihrer Befestigungsform meist der der Kastelle an, die Türme sind rund, die Tore manchmal prächtig ausgestattet.

Charakteristisch für die Festungsbauten des 4. Jhdts. ist das Kastell Mogorjelo i. Bosn., das Patsch (Bosnien und Herzegowina 2, 15) untersucht und als Rechteck von 102 : 86 m festgestellt hat, das drei Tore besitzt, die durch vorspringende quadratische

Türme gedeckt sind; ebenso steht an drei Ecken ein gleicher, an einer ein runder Turm. Die vierte, nach einem Sumpf gelegene Längsseite hat kein Tor, sondern an dessen Stelle einen Turm. Die Mannschaftsräume liegen in Gestalt von rechteckigen Kammern an der Umfassungsmauer; an sie schließen sich Magazine und Ställe an. Wohlerhaltene Steintreppen zeigen, daß wir ein zweites Stockwerk anzunehmen haben. Reste von Wandmalerei und Bodenmosaik lassen die Lage der Offizierszimmer an der Südwestseite vermuten.

Heer und Bewaffnung.

L. Le Roux stellt in „L'armée romaine de Bretagne" (Thèse Paris 1911) alles zusammen, was er über die militärische Besatzung des Landes im CIL und kleineren Quellenwerken, sowie in den neueren Handbüchern darüber gefunden hat, für seine Zeit mit ziemlicher Vollständigkeit. Freilich sind die Angaben jetzt ergänzungsbedürftig. Das gleiche Thema bildet das 3. Kapitel des 2. Buches der umfangreichen Arbeit La Bretagne romaine von Fr. Sagot, Diss. Besançon, Paris 1911, die die Eroberung des Gebietes, dann dieses im 2., 3. und 4. Jhdt. und schließlich das öffentliche und Privatleben betrachtet. Eine Prüfung der Quellen und ihre Verarbeitung zeigt, daß der Stoff hier in eine Hand gekommen ist, die es verstanden hat, ihn ergiebig und lichtvoll zu behandeln; schon das umstrittene Kapitel der Grenzwälle findet bei ihm einen besonnenen und klug abwägenden Beurteiler.

Wie sehr man über die Stärke der röm. Invasionsarmee für Britannien im Dunkeln tappt, beweist die Tatsache, daß sie von Green auf über 20 000, Mommsen auf 40 000, Le Roux auf *50 000*, Hübner auf nicht über 67 000, im Hermes (1881, 526) auf 70 000, von Laver auf 80 000 Mann berechnet wird.

Wenn auch E. Daniels in seinem Büchlein Das antike Kriegswesen, Leipzig 1910, Delbrücks Geschichte der Kriegskunst als das Schatzhaus unseres Wissens vom antiken Kriegswesen bezeichnet und in seinen Darlegungen auf ihm fußt, so gibt er doch nicht etwa nur einen bloßen Auszug aus diesem Werk, sondern entwickelt auch gegen ihn eigene Ansichten und verwertet die neueren Quellen nach Gebühr. An dieser Stelle kommen für uns die Kap. 4: Disziplin und Drill der Römer als Säulen ihrer Manipulartaktik; 5: Katastrophe der letzteren und ihre Ersetzung durch die Manipulartreffentaktik; 6: Das Söldnerwesen, Kohortentaktik; 7: Römer und Parther und Germanen, Aliso-Paderborn und Limes, letzte Vervollkommnungen des antiken Kriegswesens in Betracht.

Die Manipulartaktik ist von Th. Steinwender zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden, so in Die röm. Taktik der Manipularstellung, Danzig 1913. Weiter Klio 10, 445 (Gefechtsabstand der Manipulare, Philol. 69, 359 (Gef. u. Taktik der Man.), Z. f. G. 64, 545 (das Gefecht der röm. Reiter z. Z. der Manipularstellung), 66, 725 (Intervallierte oder ungebrochene Gefechtslinie), RM 70, 416 (Kohortentaktik). So 2, 335 (Zur röm. Taktik). Gegen seine Annahme, daß der Rotten- und Gliederabstand im Gefecht auf 4, 9 röm. Fuß, auf 2, 45 dagegen bei Grundstellung und Massendruck im Kampf zu bemessen sei, macht E. Hammert, Bph. 36, 1144 erhebliche Bedenken geltend. H. Weber spricht Klio 14, 113 zum Glieder- und Rottenabstand der Manipularlegion.

Über röm. Kommandos gibt Th. Steinwender So 3, 129 einiges, über den Sicherheitsdienst im röm. Heere Z. f. G. 65, 701,

Eine noch nicht völlig geklärte Frage berührt Th. Birt PJ 167, 211; er meint bei Besprechung der Militärstraßen, die Offiziere seien mit den Truppen marschiert, wenngleich er auch selbst Beispiele für das Gegenteil anführt. H. Delbrück ibd. äußert wohl mit Recht Bedenken: „Es ist völlig ausgeschlossen, daß die höheren Offiziere oder gar der Feldherr anders als um einmal zu encouragieren mit den Soldaten zu Fuße gegangen seien."

Über die Rangordnung der römischen Centurionen haben Marquardt, Lange, Müller, v. Domaszewski verschiedene Hypothesen aufgestellt, die teils a priori wenig Wahrscheinlichkeit haben, teils mit den Inschriften in Widerspruch stehen. Dies sucht Th. Wegeleben in seiner Diss. (Berl. 1913) nachzuweisen, um selbst eine neue Ansicht aufzustellen. Nach ihm kann von einem Rangunterschied der 2.—10. Kohorte nicht die Rede sein. Die allgemeine Bezeichnung centurio bezieht sich auf eine Stelle innerhalb der Gruppe der ranggleichen Centurionate. Die Versetzung von einer Legion in die andere bedeutet, wenn nur von centurio gesprochen wird, keine Beförderung, sondern nur einen lokalen Wechsel. Die erste Kohorte zerfällt in 6 Centurien. Mit dem Eintritt in diese begann die zweite Etappe der Laufbahn. Er erfolgte in eine der drei unter sich ranggleichen anderen Stellen. Bei hastatus, princeps und primipilus ist ein nach der Folge der Aufzählung sich abstufender Grad der Centurionate anzunehmen. Die schwierige Frage der primi ordines sucht er dahin zu entscheiden, daß für die Republik die sechs Centurionen der 1. Kohorte als solche angesehen werden müssen, wie es schon Müller getan. Für die Kaiserzeit ist ein

einwandfreies Resultat in dieser Hinsicht nicht festzustellen; zwei Möglichkeiten gibt er S. 57 und knüpft daran die Prüfung der Annahme einer einheitlichen Führung der Kohorten und Manipeln, die er bestreitet. Britische Centurionen behandelt H. Dessau JRS 2, 21, derselbe die Herkunft der Offiziere und Beamten des röm. Kaiserreichs während der ersten zwei Jahrhunderte seines Bestehens Herm 45, 615. Ph. Fabia spricht über gallische Offiziere in den Legionen REA 14, 285. Für das Heerwesen der Trajanischen Zeit wichtig sind die Ehreninschriften aus Alabanda in Kleinasien, JÖAI 13, 200, wo A. v. Premerstein die Offizierslaufbahn eines kleinasiatischen Ritters bespricht. Ibd. 19. 20 Bbl. 293 behandelt R. Egger eine Ehreninschrift aus Salona, die uns den cursus honorum eines konsularischen Statthalters der Provinz Dalmatien überliefert. Es ist nach seiner Vermutung C. Julius um 210. E. Ritterling behandelt German. 1, 170 einen Offizier des Rheinheeres aus der Zeit des Caligula, ibd. 65 den obergermanischen Statthalter P. Cornelius Anullinus.

K. Körber bespricht MZ 10, 118 die Grabsteine zweier höherer Offiziere, denen er (ibd. 11, 54) solche von Legions- und anderen Soldaten anschließt. Die Besprechung, ausgiebig und sorgfältig, ist überaus instruktiv.

In spätere Zeit gehört, was R. Grosse Klio 15, 122 über die Rangordnung der röm. Armee des 4.—6. Jhdts. gibt. Wir haben hier Gemeine, chargierte Gemeine, Unteroffiziere, Officialen, Oberoffiziere, Generale, Zivilbeamte im Militärdienst.

Die Dissertation (Princeton 1915) von C. W. Keyes, The rise of the equites in the third century, findet eine ausgiebige Würdigung im Werk von R. Grosse, Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung, Berlin 1920. Er erschließt hier in staunenswerter Arbeitsleistung eine terra incognita. Schon in früheren Bearbeitungen einzelner Partien jenes Gebietes hat er gezeigt, was hier zu leisten ist und wieviel Ungeklärtes noch der Aufklärung harrt. Mommsen hatte in bekannter Meisterschaft hier das Fundament gelegt, auf dem Seeck u. a. weitergebaut haben. G. faßt nun alles zusammen, indem er die Reformen Galliens und dann die Diocletianisch-Konstantinische Militärorganisation schildert. Eine Betrachtung der inneren Verhältnisse der Armee des 4. Jhdts. und eine Schilderung der Heere des 4.—6. Jhdts. (Zusammensetzung, Gliederung, Rangordnung, Bewaffnung) schließt sich an. Diese knappen Hinweise müssen genügen, da es an dieser Stelle unmöglich ist, auf den reichen Stoff auch

nur andeutungsweise einzugehen, über den ein sorgfältiges Register orientiert.

Angefügt sei hier noch C. Babut, Recherches sur la garde impériale et sur le corps d'officier de l'armée romaine aux IVe et Ve siècles, RH 1914 Juli-Aug. A. Müller Philol. 71, 101 über das Heer Justinians.

Die Sammlung für Altertumskunde in Karlsruhe sucht O. Fritsch für die Schule nutzbar zu machen, indem er die dort befindlichen Denkmäler des römischen Heeres, π Karlsruhe 1910, eingehend würdigt Da er über gründliche Kenntnisse verfügt, ist es ein Vergnügen, seinen Ausführungen über Meilensteine, Militärdiplome, Inschriften der Legionen und anderen Heeresteile sowie über die Götterverehrung im Heere zu folgen. Seine Schrift zeigt, wie die Verwertung solcher Denkmäler nutzbringend für den Unterricht in der Geschichte und den lateinischen Autoren gestaltet werden kann. Ein Schüler, der die letzteren unter solch anregender Führung liest, wird das Altertum mit ganz anderen Augen ansehen und sich später sicher nicht auf die Seite der Gegner des Gymnasiums schlagen.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil der Armee bilden die Militärärzte, die Haberling in den Veröff. a. d. Geb. d. Militär-Sanitätswesens H. 42, Berlin 1910, behandelt. Eine kurze Einleitung orientiert den Leser über deren Bedeutung in der Republik, der Hauptteil behandelt die Kaiserzeit, die verschiedenen Gattungen der Ärzte, die dienstlichen Verhältnisse und ihre Ausbildung. Willkommen sind auch die Verzeichnisse der bekannten Militärärzte, ihre Standorte usw.

Daß auch Truppenabteilungen wie den numeri Militärärzte beigegeben wurden, war zwar vorauszusetzen, aber noch nicht bewiesen. Eine Inschrift aus Niederbieber aus den Jahren 238—244 nennt einen medicus hordinarius T. F. Processus, der dem genius capsariorum einen Altar weihte. Diese sind nicht, wie man früher annahm, Schreiber, sondern Lazarettgehilfen und bilden mit den medici das Kollegium der eigentlichen Sanitätssoldaten, die von dem übrigen Lazarettpersonal geschieden werden müssen, wie J. Klinkenberg (RGK 4, 69) nachweist. Hinzugefügt werden könnte vielleicht noch CIL 13, 5623 miles legionis VI ⟨II An⟩to⟨n⟩i⟨ni⟩ane Aug⟨ustae c⟩absarius. Sonst hat c. verschiedene Bedeutungen, so Dig. 40, 2, 13 qui portat libros (bei den officiales proconsulis), anders Dig. 1, 15, 3, 5 mercede servanda in balineis vestimenta oder Gloss. 571, 29 qui cistam facit, quae camsa dicitur. All diese Bedeutungen dürften bei den zuerst genannten Stellen nicht in Be-

tracht kommen. Über Verwundetenbehandlung vgl. A. Focherini I soccorsi di militari feriti e ammalati 1916, Carpi s. JS 14, 136.

Die in den Inschriften auftretenden Veteranenvereine unterzieht A. Müller, NJ 15, 267 einer sorgfältigen Prüfung. Die Versorgung der Veteranen in der Kaiserzeit erfolgte durch Landanweisung oder Geldzahlung; ersteres sehen wir schon in den Militärkolonien des Augustus, die seit Hadrian aufhören. An Geld erhielten die ausgedienten Legionare unter Augustus 12000 Sest. = 2640 M., Caligula gab nur die Hälfte, Caracalla erhöhte den alten Satz. Die so entlassenen Leute konnten ihren Wohnsitz frei wählen: besonders gern blieben sie in den canabae. Hier und da traten sie zu Vereinen zusammen. Deren Zweck war nach den Inschriften 1. ein funerärer, die Bildung einer Sterbekasse, 2. gemeinschaftlicher Kultus, 3. Pflege der Geselligkeit. Als besondere Mitglieder eines Vereins galten der Patronus, Pater, der etwa unserm Ehrenmitglied entspricht, der Magister, der die Verwaltungsgeschäfte besorgt, ferner curator, quaestor, actor, scriba.

Über ein noch wenig behandeltes Thema, Soldatendirnen im röm. Ägypten, s. MGM 1919, 323.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff in der Internat. Wochenschr. 12, 667 zeigt, wie im alten Rom Wehrpflicht und politisches Recht ineinander verflochten waren und miteinander verloren gingen. Seine Ausführungen bringen zwar nichts Neues, erhalten aber besonderes Interesse, weil er überraschende Vergleiche mit anderen Völkern des Altertums und der Gegenwart zieht, die die ganzen Verhältnisse in ein neues Licht rücken.

Die Tatsache, daß nur in der römisch-germanischen Welt die Bezeichnung für den niederen Adel vom Pferd und vom Reiter hergeleitet ist, veranlaßte E. Hesselmeyer zu einer Untersuchung dieser und ähnlicher Erscheinungen: Vermischte Beiträge zur Geschichte des Reiteradels bei Römern und Germanen π Tübingen 1911. Er bestreitet vor allem, daß, wie Jähns behauptete, die Bildung des Adels vom Rosse stamme, und meint, die Bildung des agrarischen Uradels oder Grundadels habe sich unabhängig vom Besitze dieses Haustieres vollzogen. Er zieht die Etymologie heran, um zu zeigen, daß es der Vermögensunterschied war, der Adel und Volk schied. Wenn er sich hierbei auf lat. pater beruft, das er mit φρατρία u. a. zusammenbringt, so fällt das kaum in die Wagschale, da das Wort und die ganze Sippe der Familienwörter auch mit der Viehzucht in Verbindung gebracht und anders abgeleitet werden können. Bei den Römern habe sich der Ritterstand erst in historischer Zeit gebildet.

Auf die Untersuchung selbst können wir hier nicht eingehen; es sei nur bemerkt, daß er die Standeszugehörigkeit des Marius und das keltische Ambaktentum besonders eingehend bespricht.

Unsere Kenntnis der römischen Geschütze ist in ein ganz neues Stadium getreten, seitdem R. Schneider und E. Schramm die Forschung auf eine neue Basis gestellt und mit den Phantastereien der französischen Forscher und der unrichtigen Darstellung von Köchly-Rüstow, deren Verdienst übrigens nicht verkleinert werden soll, aufgeräumt haben. Schneider hat mehr den theoretischen Teil, Schramm den praktischen (durch Rekonstruktion der verschiedenen Geschützarten) behandelt, und sie haben, soweit das bei dem Durcheinander der Bezeichnung der Geschütze möglich ist, viel Licht in das Dunkel gebracht. Jener faßt die Ergebnisse seiner Studien zusammen in RE² Art. Geschütze. Seine kleineren Arbeiten sind bei Schramm S. 86 „Die antiken Geschütze der Saalburg", Berlin 1918, verzeichnet, ebenda die Schramms; die Veröffentlichungen anderer Verfasser sind allerdings nicht vollständig angeführt[1]).

Schramm liefert eine kurze Geschichte der Geschütze des Altertums, bespricht die Darstellungen antiker Geschütze und den in Ampurias (Spanien) 1912 aufgefundenen Spannrahmen einer Catapulta, der wichtige Aufklärung gibt, und erörtert dann die von ihm rekonstruierten Wurfmaschinen, wie sie vielen Besuchern der Saalburg bekannt geworden sind. Hier ist der Techniker recht an seinem Platze, und man überläßt sich gern seiner kundigen Führung. Schneiders Verdienst beruht vor allem auf der Verwertung und Würdigung der Schriftstellernachrichten, von denen seine Ausgabe der Griechischen Poliorketiker AGG 10—12. Bd. in erster Linie genannt werden muß. Freilich schaltet er eine Quelle aus, weil sie in seine Theorie nicht paßt. Er behauptet nämlich, die Römer hätten nur die Torsionsgeschütze gekannt, das Mittelalter nur solche, die durch die Elastizität der Bogenarme getrieben werden. So gilt ihm das Büchlein eines Anonymus de rebus bellicis als ein Mach-

[1]) z. B. Quilling, Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertk. Homburg v. d. H. 15, der über Cassius Dio 65, 14 (Zerhauen der Torsionstaue) und Tacitus Ann. 15, 9 (Armierung von Schiffen mit schweren Festungsgeschützen, deren Geschosse weiter als die Pfeilschüsse der Gegner trugen) spricht. Forrer, Geschützkugeln aus Straßburg (Z. f. hist. Waffenk. 7, 243). Tittel, Über die Kriegsmaschinen auf der Trajanssäule (GBT 3, 353), Puig y Cadafalch, J., Troballa d'armes (Ann. 4, 671). Den Anonymus hat Schneider herausgegeben (s. B 1908, 183).

werk des Mittelalters; denn dieses bildet zwei Geschütze ab, die wie Zeichnung und Text besagen, auf dem Prinzip der Armbrust beruhen. Ich habe bereits 1909 (Frkf. Ztg. 1909, 3. Mai) dagegen Einspruch erhoben. Sch. gibt selbst zu, daß die Griechen ein Geschütz hatten, dessen treibende Kraft einzig in der Elastizität der Bogenarme gelegen habe. Dieses Geschütz, Gastraphetes genannt, hatte Stahlbogen und war nach seiner ganzen Konstruktion identisch mit der mittelalterlichen Windenarmbrust. Nach Sch. ist eine solche, in jeder Hinsicht vollkommene Waffe den Römern unbekannt geblieben oder sie muß von ihnen, die doch als praktische Leute so vieles Fremde für sich in Gebrauch nahmen, absichtlich ignoriert worden sein. Das ist an sich unwahrscheinlich, wird auch widerlegt durch die Abbildung römischer Armbrüste (Museum zu Puy), wo wir deutlich solche mit Läufer und Rinne sehen. Die Römer hatten also eine Schußwaffe, die *nicht* auf dem Prinzip der Torsion beruhte. Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß diese Armbrust einfach vergrößert zum Wurfgeschütz umgewandelt wurde[1]). Darin bestärkt uns einerseits die Mitteilung des Anonymus, andererseits die Tatsache, daß schon das frühe Mittelalter Steinschleudern besaß, die nichts anderes waren als eine vergrößerte Armbrust. Es wird uns nichts von ihrer Erfindung zu jener Zeit berichtet; es ist deshalb sicherlich erlaubt, auch hier eine Kontinuität der Überlieferung, also zu dieser Steinballiste eine römische als Vorgängerin anzunehmen, geradeso wie wir für die mittelalterlichen Geschütze wie Bleiden, Wippen und für viele Kriegsmaschinen und -geräte (Widder, Wandeltürme, Sporen usw.) römische Vorbilder tatsächlich nachweisen können. Daß die römischen Autoren — nur zwei ganz späte kommen hier in Betracht — *nur* von Torsionsgeschützen reden, beweist nichts; wie vielerlei Funde aus dem Altertum haben wir, von denen die Schriftsteller nichts berichten! Ebensowenig beweist die Behauptung Sch.s, daß der Anonymus an den zwei Stellen *nur* von Armbrustgeschützen spricht, etwas dafür, daß er die Torsionsgeschütze nicht gekannt habe; denn der An. spricht auch von Torsionsgegeschützen, sagt er doch ausdrücklich: non ut aliae funibus (d. h. die Torsionsspannbündel), sed radiis intorta iaculatur. Zwar bezeichnet auch *Seeck* seine Vorschläge als „Einfälle eines kranken Hirnes und für unausführbar"; aber sind seine Projekte der Sichelwagen, der Brücke aus aufgeblasenen Schläuchen, der gesteppten

[1]) Genau wie schon ums Jahr 400 v. Chr. Dionysios nach dem Muster des Handbogens gewaltige Wurfmaschinen erbauen ließ.

Wollhemden, der Panzerwagen, des Stachelschildes, des durch Schaufelräder bewegten Schiffes auch Hirngespinnste? In der jüngsten Zeit ist ein Umschlag in der Bewertung des Anonymus eingetreten, vor allem durch B. A. Müller, der in der Bph 31, 329 auf Grund seiner Untersuchungen, auch der von Sch. nicht beachteten Kapitel über Münzwesen, Sprache, Bilder, zu der Überzeugung kommt, daß das Buch ins 4. oder 5. Jhdt. gehöre: Der Verfasser war ein Grieche, aus dem Osten stammend, aber doch im römischen Sprachgebiet festgewurzelt.

Auch R. Neher, Der Anonymus De rebus bellicis, Tüb. 1911, räumt mit Schneiders vorgefaßter Meinung auf und weist den antiken Ursprung des Büchleins nach. Mit Recht zieht er auch, ohne allerdings Abbildungen zu geben, die Bilder der Hds. in den Kreis seiner Betrachtung. Auch sie gehen meines Erachtens auf antike Vorlagen zurück; es ist aber klar, daß die Abzeichner, was N. besonders hätte betonen können, im Geist ihrer Zeit zeichnen, daß also ein Zeichner der Renaissance einen antiken Krieger meist anders wiedergibt als seine Vorlage, z. B. ein Relief oder, wie hier, Zeichnungen in einer Hds. — N. sieht in dem A. eine Denkschrift, die kurz vor 528 an Justinian gerichtet worden ist. Darüber mag man mit ihm rechten; daß er aber den An. wieder in seine Rechte eingesetzt hat, sei ihm gedankt. Gegen N.s chronologische Festsetzung wendet sich dann B. A. Müller a. a. O. 36, 1521, der auf Grund scharfsinniger Kombinationen die Abfassung in die Zeit des Valens und Valentinian I. setzt.

Auch R. Grosse AA 1917, 41 u. Röm. Militärgesch. 321 hält den Anonymus für echt und setzt ihn zwischen 366 und 378.

Daß Schneiders Ansicht, das Mittelalter habe die Torsionsgeschütze nicht mehr gekannt, falsch ist, zeigt auch B. Rathgen, Z. f. hist. Waffenk. 7, 1, indem er nachweist, daß die Espringale des 14. Jhdts. in Nordfrankreich und Flandern wie in Avignon auf Torsion beruhte. Das Manghanum sei ein einarmiges Torsionsgeschütz, ein Onager, gewesen. Die anderwärts ausgesprochene Ansicht, der Onager habe sich aus der uralten Schleuder entwickelt, wie die Katapulte aus dem Bogen, ist nach dem oben Ausgeführten nicht haltbar; denn es bezieht sich die Ähnlichkeit beider doch nur auf Nebensächliches, weil die Hauptsache bei den großen Wurfmaschinen die durch die Torsion erzeugte Kraft ist, die weder bei der Schleuder noch beim Bogen vorhanden ist. Denn beim Bogen liegt die Schwungkraft in den Armen, die bei den Katapulten starr sind, ebenso beim Onager, wo es überhaupt noch zweifelhaft ist, ob die

an dem langen Arm hängende Schleuder, die das Geschoß enthält, unbedingt immer vorhanden war. Eher möchte ich eine Art Löffel am Ende des Armes, wie bei vielen mittelalterlichen Geschützen, annehmen. Über den Onager selbst gibt E. Schramm Z. f. hist. Waffenk. 7, 8 einiges, über Monagkon und Onager Nachr. GG 1918, 259; Allgemeines gibt er Z. f. h. Waffenk. 8, 314. K. Tittel bespricht die Kriegsmaschinen der Trajanssäule GBT 3, 353. Auf seinem Standpunkt beharrt Schneider auch in seiner Artillerie des Mittelalters, Berlin 1910, indem er behauptet, daß man nach 1300 nichts mehr von einem Torsionsgeschütz wußte.

Von den Geschützen ist das Steilgeschütz, palintonon, nach R. Grosse AA 1917, 44 im 4. Jhdt. geschwunden. Das Euthytonon, das ballista oder catapulta heißt, ferner der Onager bleiben im Gebrauch. Nach dem Untergange Westroms gerieten sie im Abendland in Vergessenheit, während die Byzantiner sie länger verwendeten. Den Onager übernehmen die Araber und von diesen die Kreuzfahrer. Doch wurde die Torsion durch den Hebelarm mit Gegengewicht ersetzt. Von hier aus führt dann der Weg zu den Bliden u. a. des Mittelalters.

Für das römische Geschützwesen von höchster Bedeutung wäre die systematische Untersuchung des Hügels St. Louis auf der Trümmerstätte von Carthago gewesen. Hier sah R. Fuchs 1882 auf einer von prächtigen Quadermauern gebildeten Bastion die Geschützstände mit Rillen und Ringen, eine in einen gewölbten Keller hinabführende Treppe und in ihm sorgfältig aufgestellte Munition aus Steinen von Faustgröße bis zu Zentnerschwere; die meisten waren 5—10 Kilo schwer. Sie waren in Form des opus spicatum aufgeschichtet, und auf dem einen Stapel standen, aus Steinen gebildet, die Buchstaben L·XX. (Mötefindt GBT 6, 138 berichtet ungenau: Bei dieser Munition fand sich eine Inschrift der 20. Legion.) Die 20. Legion stellte also diese Batterie. Es ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, daß all Dieses zerstört wurde, und bedauernswert, daß der P. Delattre, der an Ort und Stelle war, sich nicht um den wichtigen Fund kümmerte, AA 1917, 3.

Geschützkugeln aus Straßburg erörtert R. Forrer Z. f. h. Waffenk. 7, 243.

B. Rathgen ibd. 5, 231 bespricht jenen großen *Munitions*fund, der Geschosse von drei Kalibern, von denen das mittlere überwog, enthielt. E. v. Roeder behandelt ibd. 311 die *Kaliber* der antiken Geschütze.

Einige Schußleistungen der Waffen des Altertums stellt K. Lehmann, Die Saalburg 1914, 488, zusammen.

Im Anschluß hieran sei noch auf Philons Schrift über den Geschützbau (Bellopoiika) aufmerksam gemacht, die H. Diels in Gemeinschaft mit E. Schramm griechisch und deutsch APA 1918 no. 16, Bln. 1919, herausgegeben haben. Unterstützt durch instruktive Abbildungen bietet der nunmehr erst recht verständliche Text eine vortreffliche Grundlage zu weiteren Untersuchungen. E. Schramms Erläuterung der Geschützbeschreibung bei Vitruv 10, 10—12 ibd. 1917, 17. Dez., weist nach, daß dessen Angaben zum Bau der Geschütze zu verwerten sind, wenn man sie durch die Mitteilungen Herons und Philons ergänzt. Die Exzerpte aus des letzteren Mechanik B. 7 u. 8 haben beide ibd. 1912, n. 12 herausgegeben.

Mit dem griechischen und altrömischen Geschützbau beschäftigt sich Th. Beck, Beitr. z. Gesch. d. Techn. 3, 163. Er legt seinen Untersuchungen die Nachrichten der alten Autoren zugrunde, übersetzt und deutet aber eine Reihe von Stellen nicht richtig. So kommt es, daß trotz des aufgewandten Scharfsinns seine Ergebnisse nicht einwandfrei sind. Das zeigen auch die allerdings nach dem Erscheinen seines Buches gemachten Funde. Gleichwohl ist aus den Darlegungen des erfahrenen Technikers mancher Gewinn zu erzielen. Das gleiche Thema, weniger gründlich, aber unter Benutzung der neueren Ergebnisse der Forschung behandelt W. Gohlke Z. f. hist. Waffk. 5, 25. Jbd 39 berechnet E. v. Roeder auf Grund der Geschoßgewichte die Größe des Kaliberlochs der antiken Geschütze. Gegen K. Tittels Arbeit über Kriegsmaschinen auf der Trajanssäule polemisiert wohl mit Recht E. M. Feldhaus GBT 3, 353, der in den von Tittel als tonnenartigen, auf den drei- oder vierrädrigen Gestellen ruhenden Gegenständen Brandtonnen mit Widerhaken sieht.

Daß die von den Römern verwendeten Geschütze nicht ihre Erfindung waren, zeigen die von M. Pöhlmann, Untersuchungen zur älteren Geschichte des antiken Belagerungsgeschützes, Diss. Erlangen 1912, zusammengestellten Nachrichten der Autoren, die von der Belagerungstechnik zur Zeit Alexanders des Großen handeln. Es geht daraus hervor, daß diese schon damals auf achtunggebietender Höhe stand. Man unterschied das Pfeilgeschütz, durch das die Verteidiger von den Mauern getrieben wurden, und das Steingeschütz. Dieses tritt in jener Zeit zum erstenmal auf und wirkt gegen Verteidiger wie Mauern. Die Geschütze zerfallen wieder

in leichtere und schwerere. Sie werden bei Belagerungen, auf den Schiffen und zur Deckung von Flußübergängen verwandt. Aus den angeführten Stellen geht aber nicht hervor, wie die Geschütze konstruiert waren. Was P. S. 7 sagt, ist bloße Vermutung. Wenn er vom Gastraphetes meint, er sei die antike Armbrust und erst wieder auf großen Umwegen im Mittelalter in Gebrauch gekommen, so widerspricht dem die Tatsache, daß uns Armbrüste bei den Römern durch Texte und Bilder bekannt sind. Über die antiken Geschütze in moderner Beleuchtung handelt B. Lássló Egyest. Phil. Közl. 34, 396.

Über das kurze, vornehmlich zum Stoß bestimmte altrömische Schwert sind wir durch die Funde hinreichend unterrichtet. Das Hauptsächlichste faßt Fiebiger RE[2] gladius zusammen. Der Griff war wohl, wie er angibt, meist aus Holz; es konnte aber hinzugefügt werden, daß er bisweilen mit Leder überzogen war, ferner, daß sich auf der Klinge manchmal nicht nur der Name des Verfertigers, sondern auch der des Besitzers befand. So hat ein Mainzer Schwert MZ 14, 175 die Inschrift: C(enturia) Popili Postremi coh(orte) XC. Sertorius (o?) M.

Die andere Angriffswaffe, die hasta, ist altrömische Nationalwaffe. Die römische Phalanx führt sie in allen drei Gliedern; zu Polybius' Zeit dagegen sind nur die triarii mit ihr bewaffnet. Eine Abart ist die leichtere h. der Veliten, die oft mit einer Wurfschlinge, amentum, versehen war.

Über diese hasta ammentata hat Köchly schon 1868 die Autorenbelege gesammelt; neuerdings hat Jüthner (Über antike Turngeräte, Wien 1896) darüber gehandelt. Die Waffe wurde einerseits in der Palästra, dann auf der Jagd und im Kriege verwendet; sie besteht aus einem Speer, der einen Wurfriemen hat, in dessen Schlinge Mittel- und Zeigefinger eingesteckt werden, während die andern Finger den Schaft fassen. Einen Legionar mit einer solchen Waffe s. Lindenschmit, Altert. 1, 9, 4. Die leichte h. führen später die Hilfstruppen und die Flottensoldaten. Auch andere Soldatenabteilungen, wie die equites singulares, haben sie, so Fiebiger RE[2]. Bei militärischen Waffenübungen befestigte man an der Spitze einen Kork- oder Lederball, pila.

Zugleich behandelt derselbe Verfasser die hastati, die hasta pura und Haug die hastiferi, über deren militärischen Charakter noch Zweifel bestehen.

A. Schulten RM 69, 477 in seiner Erörterung über das Pilum geht von der Beschreibung des Polybius aus und vergleicht

mit ihr die in den Lagern bei Numantia gefundenen Schußwaffen. Sie zerfallen in solche mit Tülle (9) und solche mit größerer oder kleinerer Zunge (10). Die größere Zunge ist etwa 2 cm breit und 7 cm lang mit Nagelloch. In diesem Fall haben wir wohl das schwere pilum des Polybius vor uns. Alle Pilen mit einer Ausnahme gehören zur leichteren Klasse. Polybius erwähnt weder solche mit kurzer Zunge noch solche mit Tülle. Bei den Spitzen überwiegt die pyramidenförmige, vierkantige. Nicht zugänglich war mir die hierher gehörende Arbeit von J. Víra, Das Pilum im röm. Heere zur Kaiserzeit, Listy filol. 41, 19.

Unter den Waffenfunden auf dem Schlachtfeld bei Königshofen kamen auch zwei Wurfpfeile für Wurfspieß oder Balliste mit 8,7 cm langer eiserner Spitze mit Haken und angegossenem, schleuderbleiförmigem, 6½ cm langem Bleiknopf zum Vorschein, der nach hinten zu eine Höhlung von 1 cm Weite hat, in der ein hölzerner oder eiserner Schaft stak.

Besonders beachtenswert sind die Köcherbeschläge aus Bronze vom Königshofener Schlachtfeld, die Forrer AEA 11, Taf. 28 veröffentlicht.

Die glandes, die bis in die Kaiserzeit gebräuchlichen Schleudergeschosse, haben lange Zeit unliebsames Aufsehen erregt, als sich herausstellte, daß die größte Zahl der in den Sammlungen befindlichen Stücke gefälscht war. Zangemeister, der sich selbst erst hatte täuschen lassen, hat das Verdienst, hier Klarheit und Sicherheit geschaffen zu haben. Seitdem ist nicht viel Neues hinzugekommen. Den gegenwärtigen Stand der Forschung präzisiert kurz Liebenam RE[2]. Es mag noch hinzugefügt werden, daß auch auf dem St. Annaberg bei Haltern Schleudergeschosse gefunden wurden.

Die Verwendung der Armbrust im Heere wurde wiederholt in Abrede gestellt, und die Denkmäler, die Bilder einer solchen zeigten, wurden kurzweg für unecht erklärt. Beweise für die Unechtheit sind nicht erbracht, und Stellen wie Veget. Ep. rei mil. 2, 15; 4, 21 lassen sich nicht einfach wegeskamotieren. J. Hoops WS 3, 65 tritt für die Verwendung jener Waffe ein, und wenn auch die nächsten bekannten Zeugnisse für eine solche erst dem 10. Jhdt. angehören, so glaube ich doch an eine Fortsetzung der Tradition wie in so vielen anderen Punkten, für die keine Autorenbelege vorhanden sind, so auch bei der Armbrust. Eine Stelle aus dem Exeterbuch deutet H. gleichfalls auf diese, so daß wenigstens für das 8. Jhdt. ein Beleg vorhanden wäre. Immerhin fehlen noch solche für die Zeit vom 4.—8. Jhdt. Horwitz, Z. f. h. Waffenk.

7, 155. Auch Grosse, Röm. Militärg. 337, weiß nichts Genaueres zu geben.

Von der Abhandlung E. Bulandas: Bogen und Pfeil bei den Völkern des Altertums, Wien 1913, die sich vorwiegend über Gestalt und Verwendung dieser Waffe bei den orientalischen Völkern und den Griechen verbreitet, kommt hier der dritte Teil in Betracht; hier sind die Römer leider recht kurz abgetan; er stellt fest, daß der Bogen im Heere der Republik als Kriegswaffe nie eine wichtigere Rolle spielte. In der Bewaffnung des servianischen Heeres kommt nach ihm der Bogen nicht mehr vor, während er als Jagdwaffe immer beliebt war. Erst gegen Beginn der Kaiserzeit kommt er als Kriegswaffe wieder in Gebrauch durch die sagittarii, die sich aus Hilfsvölkern zusammensetzten. Sehr bezeichnend ist auch die Tatsache, daß der Bogen zur Zeit der Kriege der Römer mit den Kelten und Germanen seinen Wert bei den letzteren verloren hatte; die Ursache davon ist wohl darin zu erblicken, daß den Kern des römischen Heeres die bepanzerten Legionen bildeten, welchen die Pfeile nicht viel schaden konnten. Für derartiges hätte sich B. nicht auf so unkritische Angaben, wie die Demmins, berufen dürfen. Schweigen auch hier die Autoren, so geben die Funde der vielen Pfeilspitzen und die Bilder auf Stempeln usw. doch genug Anhaltspunkte, um die Bedeutung des Bogens nicht zu gering anzuschlagen. Immerhin spielt der Bogen in der späteren Kaiserzeit eine solche Rolle, daß im 6. Jhdt. fast die ganze Armee, Fußvolk wie Reiterei, mit dem Bogen ausgerüstet waren; wir haben sogar aus Justinians Zeit Schießvorschriften, s. Grosse, Röm. Militärgesch. 335. Über die sagittarii s. Fiebiger RE². Auch über die Form der Pfeile fehlen bei B. nähere Angaben, obgleich hier Anhaltspunkte genug vorhanden sind.

Über den Helm, galea, fehlt noch eine, alle Funde und Denkmäler berücksichtigende, abschließende Arbeit. Vorläufig muß man sich mit dem begnügen, was Fiebiger RE² auf Grund der Arbeiten Lindenschmits u. a. gibt. Von neueren Arbeiten seien ergänzend angeführt: M. A. Evelein, Een rom. helm uit d. Peel (Oudh. Med. 5, 132. Prähist. Z. 3, 144), A. Heckler, Röm. Eisenhelme aus Dunapentele (Arch. Ertes. 31, 253), G. M. Kan, Antike Helmen (Boll. v. Oudh. bond, Dez. 1915), R. Forrer, Röm. Eisenhelm WZ 20, 110, G. M. Kan AA 1912, 536 (drei verschiedene Typen).

Mit einem vortrefflich erhaltenen Legionärhelm, der oberhalb Mainz im Rhein gefunden wurde, macht uns Neeb MZ 14, 174 bekannt; er gleicht dem von Lindenschmit (A. u. h. V. 5 Taf. 34)

abgebildeten Stück, ist aber deswegen besonders bemerkenswert, weil er einen Stempel des Waffenschmiedes und die eingepunzte Inschrift trägt: ⟩ · Ruponi Cavidi d. i. Centurie des Ruponus, Helm des Cavidius. Außerdem hat die Unterseite die Inschr.: L · Antoni · ⟩ · L · Comini d. i. Helm des Lucius Antonius, Centurie des L. Cominius. Zwei Gesichtshelme und eine Helmkappe mit getriebenen Figuren, deren Stil JÖAI 6, 69; 11, 229 charakterisiert wird, in Newstead gefunden, bei J. Curle, A roman frontier post and its people The fort of Newstead, Glasgow 1911, S. 147.

Ein schwerer eiserner Kugelhelm, anscheinend ein Legionärhelm, dem die Wangenklappen fehlen, wurde in Neunkirch (Ober-Klettgau, Schweiz) gefunden SGU 11, 101. Über einen Legionärhelm im Hamburger Museum f. Kunst u. Gew. AA 1917, 89.

Ein Relief vom Danielsberge im alten Norikum, das früher als Herkules gedeutet worden war, gibt P. v. Bieńkowski IÖAI 19—20 Bbl. 261 Veranlassung, näher auf die Tracht des römischen Heeres in der späteren Kaiserzeit einzugehen. Er setzt die Barbarisierung der Uniform bei Prätorianern, Centurionen, Evokaten u. ä. in die Zeit des Alexander Severus; diese Barbarisierung zeigt sich im Eindringen der tunica manicata und der bracae, die ja allgemein als barbarisches Kleidungsstück der Gallier und Orientalen galten. Sie wird „nicht als obligater Bestandteil einer Militäruniform eingeführt, sondern sie wird unter militärische Kleidungsstücke aufgenommen und vom Kaiser in demselben Sinne an die Mannschaft verliehen wie die Beinschienen und die geschlossenen Schuhe".

Bei dieser Gelegenheit mag auch auf A. Hecklers Aufsatz über die Geschichte der antiken Panzerstatuen hingewiesen werden IÖAI 19—20, 190, der mit seiner Konstatierung von zwei Panzertypen ergiebiger für die Kunst- als die Militärgeschichte ist.

Die Bewaffnung der römischen Soldaten in der 1. Periode der römischen Kaiserzeit macht V. Hoffiller Vjesnik Hrvats Koga 11, 145 zum Gegenstand seiner Untersuchung, die durch wertvolle Feststellungen wichtig sein soll.

Über die Bewaffnung und Artillerie des spätrömischen Heeres orientiert R. Grosse AA 1917, 40. Der Zeitraum, den er behandelt, umfaßt das 4.—7. Jhdt. Nach ihm hält sich die röm. Form des Panzers im Osten bis mindestens ins 7. Jhdt., im Westen bis in die Karolingerzeit, und zwar finden sich nebeneinander lorica squamata, hamata, segmentata, thorax stadios. Der Schild ist kreisrund oder elliptisch, nicht eckig. Das Kurzschwert bleibt mindestens bis ins 6. Jhdt. im Gebrauch. Die üblichste Waffe aber war seit

dem 4. Jhdt. das Langschwert, spatha, die ursprünglich barbarische Waffe der Auxiliartruppen. Da für dieses auch der Name gladius gebraucht wird, ist bei der Verwendung der Terminologie der Schriftsteller Vorsicht geboten. Das Pilum verliert allmählich die Bedeutung, im 5. Jhdt. tritt es noch als spiculum oder berba bei barbarischen Hilfstruppen auf, im 6. Jhdt. verschwindet es. Sonst trägt das Fußvolk eine mindestens mannslange, die Reiterei eine noch längere Lanze zum Stoß. Daneben wird der Wurfspeer verwendet. Als Neuerung treten im 4. Jhdt. die mit Blei beschwerten Wurfpfeile auf, deren jeder Fußsoldat fünf trug.

Überaus wertvoll ist Grosses Römische Militärgeschichte, Berlin 1920, in der wir eine lichtvolle Auseinandersetzung der Reformen des Gallienus, die Diocletianisch-Konstantinische Militärordnung und die inneren wie äußeren Verhältnisse der Armee im 5.—6. Jhdt. erhalten.

E. S. McCartney, Figurative uses of animal names in latin and their application to military devises, Diss. Penns. Lancaster P. A., geht von Servius Aen. 9, 503 aus und stellt die Ausdrücke zusammen wie: aries, equus, capreoli, testudo, musculus, terebra, corvus, corax, grus, sucula, porculus, caput porci, ericius, cervus, cervoli, onager, equuleus, murmillo, murex, aspio, scorpio, delonium, lupus, cuniculus, tigris, muli Mariani.

L. R. Dean, Cognomina of soldiers in the Roman legions, Diss. Princeton 1916, leidet darunter, daß sie sich nur auf die Legionssoldaten beschränkt und die Beziehungen zu andern Truppenteilen nicht aufnimmt. Daß in der großen Menge des beigebrachten Stoffs manche Einzelheiten zu bessern oder nachzutragen sind, zeigt I. B. Hofmann, Bph 40, 56.

Durch G. L. Cheesman, The auxilia of the Roman Imperial army, Oxford 1915, wird die Kenntnis dieser Truppengattung gefördert. Vgl. dazu die Studie O. Wahles, Bei den Auxilien am Limes MW 1914, 12.

C. Babut RH 1914, Juli gibt Untersuchungen über die kaiserliche Garde und das Offizierkorps im 4. u. 5. Jhdt., während A. Müller das Heer Justinians Philol 71, 101 untersucht. E. Esperandieu Rep. nouv. s. 1, 190 behandelt die Lyoner Garnison; C. Germain de Montaugan u. P. Fabia REA 15, 187 weisen nach, daß in Lyon 4 vexillationes von Legionssoldaten garnisonierten.

U. Antonelli BAR 4, 8 gibt Beobachtungen über die Cohortes vigilum und die Dauer des Dienstes, Ph. Steinwender

G 55, 701 solche über den Sicherheitsdienst im römischen Heere, ·. Vaglieri NS 192, 164 über die Kaserne der Vigiles in Ostia.

F. Winkelmann erörtert unter Zugrundlegung der Not. ign. 35 die Grenztruppen in Rätien (Deutsche Gaue 13, 129) und igt die Garnisonen fest bis auf wenige Orte. Dabei erklärt er sehr inleuchtend Teriolis als Zirl, Submuntorio als Druisheim an der echmündung. Regensburg läßt die Not. dign. ohne Besatzung, was ilitärisch kaum erklärlich ist. Einige Bedenken äußert Drexel GK 6, 13.

WZ 21, 119; 22, 117 bespricht A. Weichert, Die legio XXII. rimigenia. Schon 1830 hatte P. Wiener in seiner Abhandlung le legione Romanorum vicesima secunda, Darmstadt 1830, versucht, ine Geschichte der für Germanien besonders interessanten Legion u geben. Die Funde der Neuzeit, vor allem die Inschriften, zeigten, laß eine Neubearbeitung dringend nötig war. W. unternimmt sie, ndem er zuerst die Entstehungsgeschichte des Truppenteils zu ergründen sucht; er verlegt sie unter des Claudius Regierung, etwa ins Jahr 43 n. Chr., tritt also damit Grotefends Ansicht bei. Der Anlaß war der britannische Feldzug, die 22. und 15. Legion dienten als Ersatz der nach Britannien entsandten rheinischen Truppenkörper. Nach einer Erörterung über die Beinamen der Legion und die Herkunft der Soldaten kommt er zur eigentlichen Geschichte der Legion, die 43—68 n. Chr. in Obergermanien tätig ist, dann an den Kämpfen von 69 und 70 teilnimmt und 70 nach Niedergermanien kommt, wo sie bis 89 bleibt. Von 90 ab ist sie wieder in Obergermanien, wo sie in Mainz garnisoniert und jedenfalls ein bedeutender Faktor für die militärische und kulturelle Entwicklung gewesen ist. Es sei nur an ihre Tätigkeit beim Bau des Limes erinnert. Hierauf geht allerdings W. nicht näher ein. Seine Abhandlung findet ihren Abschluß durch eine Sammlung aller die 22. Legion betreffenden Inschriften.

Über die fünften Legionen und ihre Beinamen handelt A. Riese Germ. 1, 38, in dessen Rhein. Germ. 439—1965 auch die bei diesen Fragen in Betracht kommenden Insc. gesammelt sind, wozu Domaszewski Germ. 3, 30 die Inschriften des Rheingaues zu vergleichen ist. A. Reinach Soc. arch. d'Alexandr. 3, 145 gibt Beiträge zur Ala Vocontiorum. M. Gómez-Morena BAH 1919 Jan widmet der 7 leg. gem. eine Studie, A. Riese Germ. 2, 10 der 20. Leg. und ihren Beinamen.

Erfreulicherweise werden, veranlaßt durch die Limesforschung, die in den Inschriften so oft auftretenden Truppenabteilungen, ihre

Befugnisse, Stellung usw. in neuerer Zeit zum Gegenstand ei- gehender Sonderuntersuchungen gemacht. So behandelt **Max May** Vexillum und Vexillarius (Diss. Freiburg i. Br. 1910). Nachd- er zuerst die Etymologie des Wortes (Deminutiv von velum vo- Stamm vegh) und seine Bedeutung (velum = Segel, dann übe- tragen = ein Stück Tuch, das Teppich, Vorhang und als Dem- nutiv ein bewegliches Stückchen Tuch, dann Fahne bedeut- erläutert hat, bespricht er vexillum als signum. Es ist vermö- seiner einfachen Form der älteste Typus der Fahne, die spä- durch das Signum ersetzt wurde. Wie unser Fähnlein schließlic- auch eine Truppenabteilung bezeichnet, so nimmt auch v. die Be- deutung einer taktischen Einheit an und ist gleich der Manip- und daneben oft gleich einem Truppendetachement, das zu eine- Sonderzwecke zusammengestellt, ein v. führt und später vexillati- genannt wird. Die hierher gehörigen Stellen aus Tacitus u. a- werden bei dieser Gelegenheit besprochen. Es gibt nun Kriegs- vexillationen und solche, die verschiedenartige opera auszuführe- haben, so in der Etappe und bei der Besetzung und Sicherung wichtiger Punkte. Die v. der Veteranen, die unter diesem Zeiche- nach ihrem Kriegsdienst vereinigt bleiben, bilden die Reserve de- römischen Heeres; wir finden sie bei den Legionen wie bei de- Auxilien. Die ursprüngliche Bedeutung des v. als Fahne zeigt sich in dem v. als militärischer Auszeichnung, worüber **Steiner** bereits ausführlich gehandelt hat. Zum Schluß kommt M. auf vexillarius zu sprechen, welches Wort sowohl Fahnenträger wie den Angehörigen eines v. bezeichnen kann, vgl. auch Cagnard, L'Armée romaine S. 187. Anläßlich des Fundes eines Grabsteins eines Speculators bespricht M. **Rostowzew** MRI 26, 267 dessen Befugnisse. Die Sp. gehörten zu den Offizieren des Provinzialverwalters, je 10 in jeder Legion; sie verrichten die Dienste der Gendarmen oder Feldjäger.

Überaus wertvoll für die Datierung und Garnisonierung der einzelnen Truppenteile sind die **Militärdiplome**, die im 3. Bd. des CIL gesammelt sind. Seit deren Veröffentlichung ist eine große Zahl von Einzelveröffentlichungen hinzugekommen, von denen die hauptsächlichsten angeführt seien: Th. **Wiegand** KPK 35, 340 (Vespasian); H. **Dessau** ZSR 32, 384 (Ägypten); **Weiss** JÖAI 15, Bbl. 275 (Salsovia); J. **Brunšmid** Vjesnik N. S. 12, 198 (Serbien); D. **Samokov** JÖAI 14, 130 (Bulgarien, Maximinus); Ch. **Huelsen** MRI 22, 4, 3 (aus dem Tiber 222); P. **Sticotti** Arch. Triest. 4, 289 (Istrien); C. **Moisil** Bulet. com. mon. II. Bukar. 1910, 113 (233); O. **Fritsch**, Aus Badens röm. Vorzeit, π Karlsruhe 1910, 10

leckarburken, Hadrian); JÖAI 16, Bbl. 74 (Dobrudscha 233); d. 17, 148 (der Flotte von Misenum, Bulgarien, Vespasian); AIBC 913, 490 (coh. 13 urb. 192); REA 15, 187; 16, 290 (Lyon); . Halkin Le Musée Belge 17, 289 (zu CIL 3, 1969 no. 29); :. Vollmer I Baiuv. Rom. 509—518 (Bayern).

Zu den Feldzeichen gehören wohl auch gegossene Bronzescheiben, die in durchbrochener Arbeit Verzierungen und Inschriften tragen; sie fanden sich in England und am Limes. .. Jacobi hat Saalb. Jahrb. 1910, 48 einen Doppelbeschlag mit er Insc. OPTIME MAXIME CON| NVMERVM OMNIVM MILI'ANTIVM veröffentlicht, wo er CON zu conserva ergänzt. Er ellt auch ähnliche Funde zusammen. Eine willkommene Ergänzung azu gibt R. Forrer AEA 11, 1164 in Gestalt einer Scheibe, die, 'enn auch in veränderter Buchstabenform, die gleiche Inschrift wie as Stück von Zugmantel gibt, nämlich optime maxime con, das ıan wohl am besten als conserva ergänzt, worauf dann, wie dort, umerum omnium militantium oder der Name des Truppenteils folgte, rie ihn eine ägyptische Plakette zeigt: LEG VI FERR FC FEL RGK 1910, 4). Alle diese Stücke gehören ins 3. Jhdt. und sind vohl Stücke eines Feldzeichens, nach Domaszewski Teile eines iber die Achsel getragenen Bandeliers eines Signifer, nach Jacobi Beschläge der zu beiden Seiten des Signums herabhängenden Zierbänder.

Seine Ausführungen über die Fahnen in der römisch-byzantinischen Armee des 4.—6. Jhdts., die 1914 in der BZ 24. 3/4, 359 erschienen waren, erneuert R. Grosse in s. Röm. Militärgesch. 229. Danach bestanden in den Legionen neben den alten signa noch Adler und Drache. Die Autorennachrichten enthalten manche sich widersprechenden Angaben.

Bei den Feldzeichen spielt auch der Halbmond eine große Rolle. Eine Abhandlung über dieses Zeichen bei den orientalischen Legionssoldaten am Rhein bringt Kunstchron. 27, 12.

Nicht unerwähnt darf hier die Arbeit von K. Woelcke BJ 123, 127 über das Tropaion bleiben, die eine reichhaltige Zusammenstellung bildlicher Darstellungen noch wertvoller macht. Eine kurze Zusammenfassung über Orden und Ehrenzeichen im röm. Heere erhalten wir von Steiner, Trier. Jahrb. 6, 3.

Der Fund einer merkwürdig gestalteten Eisenspitze mit Bronzebeschlägen führte E. Ritterling dazu, gleichartige Zeichen und deren Abbilder auf Grabsteinen zusammenzustellen und zu durchmustern BJ 1919, 9. Charakteristisch für diese ist die herzförmige

oder runde, beiderseits der Längsachse ausladende Scheibe mit zwei augenartigen Öffnungen und langer nadeldünner Spitze m dickem Schlußknopf. Wohl davon zu unterscheiden ist ein andere den Benefiziariern eigentümliches Gerät, eine in der Mitte a scheinend verdickte Stange und nahe dem unteren Ende ein horn förmiges, nach unten gebogenes Querholz. R. hält beide Typen fü Abzeichen von Angehörigen des Stabes des Statthalters, wozu di speculatores, beneficiarii, frumentarii, librarii u. a. gehörten. Di dem Hauptquartier angehörenden officiales haben als charakteristisch Bewaffnung den runden oder ovalen Schild und die Lanze mit de Wurfriemen (lancea). Und diese Lanze ist nichts anderes als de oben erwähnte zweite Typus. Ein Unterschied in der Verwendung beider Typen kann noch nicht festgestellt werden. R. meint, si seien überall geführt worden, wenn die Berechtigten in irgendeinem dienstlichen Auftrag ihres Statthalters sich aus dessen Hauptquartier entfernten, sie seien also eine Art Legitimation.

Über ein noch wenig behandeltes Kapitel verschafft erwünscht Klarheit die Arbeit von F. Behn MZ 7, 36, welche die im römische Heere gebräuchlichen Blasinstrumente behandelt, die tuba eine gerade Röhre von etwa 120 cm Länge, merkwürdigerweise au den Reliefs der Markussäule fehlend, dann den ihr nahestehende lituus, ebenfalls eine gerade Röhre, aber am unteren, erbreiterte Ende zum Schallbecher umgebogen; auf den Reliefs der Markus- und Trajanssäule ist er nicht abgebildet, aber von den Schrift-stellern als Soldateninstrument erwähnt. B. vermutet in ihm das Signalhorn der Auxiliarkohorten, während er die tuba den Legionen zuspricht. Beide Trompeten haben sechs Töne. Wird der Schall-mund des lituus zu einem Tierrachen umgestaltet, so entsteht die carnyx, von der nur Abbildungen, keine Originale erhalten zu sein scheinen. Sehr häufig finden wir auf den römischen Reliefs das cornu, ein kreisförmig gestaltetes Horn mit einem Quergriff, dessen Stange bald glatt, bald reich profiliert ist. Pompejanische Exemplare weisen elf Töne auf. Eine Nachbildung des Röm.-Germ. Zentralmuseums hat siebzehn Töne. Dieses Instrument ist wie der lituus den Römern von den Etruskern übermittelt worden. Die bucina, wie sie auf dem Grabmal des Reiters Andes in Mainz dargestellt ist, entspricht unserer Posaune; sie ist also eine Zug-trompete, deren Verwendung bei der Reiterei allerdings Bedenken einflößt. Das eigentümliche Instrument auf dem Grabstein des Sibbäus, das manche für eine Trompete mit Futteral erklären, hält B. für eine Doppelflöte und erklärt den tubicen der Inschrift als

Bläser". B. regt im Anschluß daran noch mancherlei Fragen an, ie Zahl der Spielleute bei dem Militär, Rangordnung, Verwendung ır Trompeten; er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die tuba e Signale für die Bewegungen einzelner Soldaten, das cornu für ınze Abteilungen gab. Im Kampf ließen beide ihre Stimme erschallen. Über den Wachtdienst gibt Veget. III, 8 Bescheid. Das assicum und den Zapfenstreich blies die bucina. Eine weitere urchforschung der Autorenstellen wird hier noch Gewißheit schaffen ıüssen, ebenso über die aeneatores, denen wir in den Inschr. öfters egegnen.

A. Müller Philol. 73, 154 gibt Auskunft, wie die Musik im leere verwendet wurde: außer den Signalen, die den Marsch beleiteten, gab es auch mancherlei längere Marschmelodien.

Bericht über d·

Bericht über griechische Sprachwissenschaft 1909—1924.

Von

Eduard Schwyzer in Zürich.

Dieser Bericht führt äußerlich mein zweites Referat über griechische Sprachwissenschaft[1]) fort, soll aber zugleich auch das Wichtigste über Syntax, Dialektforschung, Koine enthalten, Gebiete, über die hier seinerzeit von Meltzer, Prellwitz, Witkowski gesondert berichtet wurde[2]). Mein gegenwärtiger Bericht soll aber, der Forderung der Zeit entsprechend, nicht wie die frühern, bibliographische Vollständigkeit erstreben, sondern, besonders für die weiter zurückliegende Berichtszeit, mehr nur das Wesentliche herauszuheben, allgemeine Entwicklungslinien zu ziehen, dem der Sprachwissenschaft ferner stehenden philologischen Forscher und Lehrer wichtigere Fortschritte und Probleme nahezubringen versuchen.

Dieses Verfahren ist um so eher möglich, als, abgesehen von der Bibliotheca philologica, die für eine Anzahl von Jahren versagt, an ausführlichen Jahresberichten, teilweise von bibliographischer Vollständigkeit, für das Griechische kein Mangel ist: es sind hier besonders zu nennen die jährliche kritische Übersicht von P. Kretschmer in der Glotta[3]) und die bibliographisch genauere Literaturzusammenstellung im Indogermanischen Jahrbuch[4]), das sich auch während der Kriegszeit durch neutrale Helfer die außerhalb Deutschlands und Österreichs erschienene Literatur zu verschaffen wußte. Dies gilt, auf die Gegenseite angewendet, auch für die Revue de Philologie. Besonders für italienische Er-

---

[1]) Bu. Jb. 149, 204—255 (1904—1908).

[2]) Meltzer Bu. Jb. 159, 280—382 (1904—1910); Prellwitz Bu. Jb. 106, 70—112 (1882—1899); Witkowski Bu. Jb. 120, 153—256 (1899—1902); 159, 1—279 (1903—1906).

[3]) In Band I—XIII über 1907—1921; besonders auch das Spät-, Mittel- und Neugriechische und neue Sprachquellen berücksichtigend; stets Stellung nehmend und viel Eigenes bietend.

[4]) Für Band I—III (über 1912—1914) von A. Thumb, für Band IV (über 1915) von M. Lambertz, für Band V—VIII (über 1916—1919) von P. Wahrmann bearbeitet.

scheinungen kommt neben der Rivista di filologia seit 1917 die unter der Redaktion von Fr. Ribezzo erscheinende Rivista Indo-greco-italica in Betracht. Wichtigere Bücher über griechische Grammatik sind außer in den bekannten allgemeinen und fachlichen Rezensionsorganen auch im Bulletin de la société de linguistique de Paris besprochen, meist von A. M[eillet]. Neben der wertvollen Bibliographie der Byzantinischen Zeitschrift, die auch die Literatur der mittel- und neugriechischen Sprachforschung fast lückenlos aufführt, kommt jetzt auch die ähnlich angelegte Bibliographie der Byzantinisch-neugriechischen Jahrbücher (hg. von Bees) in Betracht.

Der vorliegende Bericht ist also im Gegensatz zu meinem früheren eher gedacht als eine Fortführung des älteren Vierteljahrhundertberichtes von O. Hoffmann[1]) oder der neueren Geschichte der griechischen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert von A. Thumb[2]). Letztere spricht im ersten Drittel von der Tätigkeit der klassischen Philologen, von der griechischen Grammatik unter dem Einfluß von Fr. Bopp, von G. Curtius und seiner Zeit, von der jüngsten Vergangenheit, ausführlicher S. 44 ff. über den Stand der Forschung in der Gegenwart (in den Unterabteilungen Aussprache, Vokalismus, Konsonantismus, Akzent, Nomen, Verb, Syntax), über Wortforschung und Entwicklung der griechischen Sprache: eine großzügige, lesbare Übersicht, die im historischen Teil allerlei Interessantes ans Licht zieht (auch zeigt, daß manche neueste Errungenschaften im Grunde alt sind, schon von früheren Forschern wenigstens geahnt wurden), im systematischen die Probleme herausstellt, die die Gegenwart besonders beschäftigen, oder alte, die heute noch ungelöst sind. Teils Wiederholung, teils Fortführung der Betrachtungsweise von Thumb ist A. Walters Artikel „Griechisch" in der Heidelberger Festschrift für W. Streitberg[3]). Allerdings werden Stammbildungslehre, Syntax, Wortforschung kaum gestreift; in Laut- und Formenlehre stehen die vorgeschichtlichen Probleme im Vordergrund; der Verfasser nimmt teils im Anschluß an seinen Lehrer H. Hirt, teils aber auch selbständig Stellung zu

---

[1]) Bei W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Lpz. 1905 (Bu. Jb. Suppl. 124) S. 50—83.

[2]) Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft ... hg. von W. Streitberg. II 1 (Straßburg, Trübner 1916) S. 3—126 (nach dem Tode des Verfassers fertiggestellt von E. Kieckers).

[3]) Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Heidelberg 1924, 319—360.

einigen älteren und neueren Auffassungen; als Desiderata werden eine ausführliche Darstellung des griechischen Ablauts und des griechischen Verbums bezeichnet. Wiederholt wird die Wichtigkeit der Erforschung des Mittel- und Neugriechischen betont. Eine kurze Orientierung über die neuere Forschung hat in der Berichtszeit E. Boisacq[1]), eine ausführlichere (für zwei Jahre) R. Helbing[2]) gegeben.

Allgemeines. „Geschichte" des Griechischen. Zusammenfassende Werke.

Einen raschen Überblick über das ganze Gebiet der griechischen Sprachwissenschaft, in erster Linie über Methode und Probleme, doch auch über vieles Tatsächliche vermittelt P. Kretschmers Artikel „Sprache" in Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft"[3]). Wenn auch der Abschnitt seit der ersten Auflage um ein Fünftel gewachsen ist, kann eine Darstellung, die zugleich das Lateinische umfaßt, natürlich nirgends ausführlich sein. Aber es ist staunenswert, wie reichhaltig trotzdem der Artikel ist, der nur klassischen Philologen eine erste Einführung in die Sprachwissenschaft bieten sollte. Nach allgemeinen Erörterungen über Philologie und Sprachwissenschaft, über Methoden und Quellen der Sprachwissenschaft werden die Hauptkapitel der Grammatik behandelt, nicht nur Laut- und Flexionslehre, sondern auch Wortforschung (Bedeutungslehre, Wortbildungslehre, Etymologie) und Syntax. Schließlich gibt jetzt etwa die Hälfte des Heftes sprachgeschichtliche Gesichtspunkte und Probleme für das Griechische und Lateinische, von der idg. Urzeit an teilweise bis zur Gegenwart. Daß dabei besonders die neuesten Forschungen über Griechisch und Vorgriechisch (Ägäisch und Kleinasiatisch) zu vollem Rechte kommen, ist selbstverständlich; hat doch der Verfasser gerade auch

---

[1]) Die Geisteswissenschaften 1 (1914), 964—7 und REGr 31 (1918) 378—88.

[2]) Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft. Bericht über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der griech. Grammatik und Lexikographie. Teil I. 1910—12. Jahresberichte des philolog. Vereins zu Berlin 43 (1917) 217—272; 44 (1918) 31—46; enthält: A. Zusammenfassende Darstellungen. B. Behandlungen von Einzelfragen. I. Lautlehre und Akzent. II. Wortlehre. III. Syntax. IV. Wortbedeutung und Etymologie. C. Behandlung einzelner Schriftsteller. D. Inschriften nebst Dialektforschung.

[3]) Zuerst in Band I 129—229 (Lpz., Teubner 1910), jetzt als I. Band 6. Heft der dritten Auflage (1923; 121 S., = I[3] 463—564).

daran in den letzten Jahren besonders tätigen Anteil genommen. Aber auch andere Abschnitte enthalten Neues oder wenig Bekanntes, besonders die Erörterung des Lautwandels (Verhältnis zwischen Lautgesetz und Analogie, Wertabstufung der Konsonanten) und die Syntax (Satzdefinition, Fragesätze, acc. cum inf.), aber auch die Übersichten über Dialekte und Literatursprachen [1]).

Die große, auf breitester Grundlage ruhende, mit politischer und Kulturgeschichte in engster Fühlung stehende Geschichte der griechischen Sprache, die Kretschmer in seiner „Einleitung" vorgestellt hat (vgl. auch Gl 5, 259. 12, 179), ist noch ein Traum geblieben. Einen vorläufigen Ersatz bieten immerhin drei kürzere Darstellungen der äußeren Sprachgeschichte in drei verschiedenen Sprachen. Daß zwei davon schon in zweiter Auflage vorliegen, zeigt, daß es für diese Dinge nicht an Interesse mangelt. O. Hoffmanns „Geschichte der griechischen Sprache" [2]) behandelt die Frühzeit und die klassische Zeit in lesbarer, durch reiches Tatsachenmaterial belegter Darstellung; beispielsweise seien hervorgehoben die Behandlung Homers und der Einspruch gegen zu weitgehende Heranziehung der Inschriften und der attizistischen Literatur zur „Reinigung" der attischen Texte. Die geplante Fortsetzung steht noch aus. Elegant und geistreich, wesentlich auf Grund der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur, aber nicht nur in allgemeinen Fragen, sondern auch in Einzelpunkten selbständig und aus erster Hand informiert ist A. Meillets Aperçu [3]). Ein erster Teil bespricht die vorgeschichtlichen Fragen, auch die dialektische Gliederung; der zweite über die Literatursprachen behandelt auch die Anfänge der griechischen Metrik (seine Anschauungen hat der Verfasser seitdem in einer besonderen Schrift [4]) dargelegt); in einem dritten kommen

[1]) Hier mag ein Hinweis am Platze sein auf Hatzidakis' Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft: *Ἀκαδημεϊκὰ ἀναγνώσματα τομ. γ' ὑπὸ Γ. Ν. Χατζιδάκι. Γενικὴ γλωσσική* I (1915), II (1916). Athen, Sakellarios, zusammen 615 S. Ausgearbeitet im Anschluß an die bekannten maßgebenden Werke von Paul u. a. und zur Einführung griechischer Studierender bestimmt, sind H.s Vorlesungen auch für nichtgriechische Gelehrte wertvoll durch die Fülle von Beispielen (oft mit Angabe wissenschaftlicher Literatur) aus allen Epochen des Griechischen.

[2]) In Sammlung Göschen 1911; 2. Aufl. 1916.

[3]) Aperçu d'une histoire de la langue grecque. Paris, Hachette 1913; in zweiter, nicht im Aufbau, aber in zahlreichen Einzelheiten veränderter Auflage 1920 (254 S.); darnach deutsch als Geschichte des Griechischen übersetzt von H. Meltzer. Heidelberg 1920 (351 S.).

[4]) Les origines indo-européennes des mètres grecs. Paris, Les presses universitaires de France. 1923. 79 S. Dazu jetzt E. Leumann, KZ 52, 161 ff.

usführlicher die Probleme der antiken Koine, kürzer die mittel- und eugriechische Entwicklung, besonders die Sprachfrage, zu Wort. 'ür das Bildungsbedürfnis griechischer weiterer Kreise ist bestimmt I. N. Hatzidakis' *Σύντομος ἱστορία*[1]). Aber das hübsche Büch-əin des Nestors neugriechischer Sprachforschung, das in zehn Kapiteln von der idg. Sprachverwandtschaft, der Ausdehnung des Sprachgebietes, dem griech. Alphabet, fremden Elementen, Wesen les Griechischen, den Dialekten, der klassischen Zeit (sehr kurz), ler Koine und dem Attizismus handelt und in fünf weiteren das Wichtigste über die mittel- und neugriech. Sprachentwicklung bringt, zum Schluß, wie zu erwarten, die Schriftsprache verteidigt, bietet auch dem westeuropäischen Sprachforscher manchen willkommenen Aufschluß, naturgemäß besonders in den letzten Kapiteln. Auch die Koineforschung geht an sfakiotisch *κάϑαι* (= *κάϑεσαι*, vgl. Koine *-αι* neben *-σαι*), und der Homeriker wird staunen, das erste Wort der Ilias noch auf Kalymnos zu finden[2]) und gerne *ἐντροπαλίζομαι* auf das im Neugriechischen bewahrte *ἐντροπαλός* zurückführen (Hatz. S. 85. 84. 88 f.). Willkommen sind auch die mannigfaltigen Proben moderner Dialekte auf den letzten zwölf Seiten. Nur aufs Altgriechische bezieht sich ein allgemein gehaltener Aufsatz von J. Wackernagel über „Fragen der griechischen Sprachgeschichte", der wegen der Umstände seiner Veröffentlichung wie andere des gleichen Verfassers weniger zugänglich und bekannt ist, als er verdiente[3]). Von der veränderten Auffassung Homers, der Dialekte, der Koine ausgehend, behandelt W. etwas ausführlicher den Ausdruck der Zahlbegriffe im Verhältnis zu den verwandten Sprachen; Proben der vorgriechischen Forschung folgen; der Schluß illustriert allgemeine, kulturell bedingte Sprachveränderungen wie den Verlust des Duals an griechischem Material und stellt die Aufgabe der Gesamtwürdigung.

Unter den Gesamtdarstellungen der Grammatik im gewöhnlichen Sinne (also unter Ausschluß des Wortschatzes) spannen den Rahmen am weitesten zwei französische. Die eine ist ein der jüngsten Zeit angehörendes Buch des belgischen Linguisten

---

[1]) *Σ. ἱ. τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης.* Athen, Sideris 1915. 144 S. (in den Veröffentlichungen des *Σύλλογος πρὸς διάδοσιν ὠφελίμων βιβλίων*).

[2]) Es sollte aber dort nicht *μῆνις* (in *'ς τὸν μῆνιν = εἰς τὸν διάβολον*) lauten, sondern *μᾶνις*; auch die Bedeutungsentwicklung ist nicht ganz klar.

[3]) Bericht über die am 16. Juni 1913 abgehaltene Jahresfeier der Georg-August-Universität ... Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1913, S. 3—25 (vgl. Idg. Jb. 2, 72).

A. Carnoy[1]). Fast hundert Seiten vor dem etwas breitspurig gedruckten Wortregister (das S. 397—416 einnimmt) sind nämlich, wie der Untertitel andeutet, dem Stil gewidmet, und vorausgehen wieder hundert Seiten Syntax (unter der Überschrift Emploi des formes). Das sind die beiden Schlußkapitel (VIII und IX); die frühern sind betitelt la langue grecque, les dialectes grecs, les langues littéraires, les sons du grec, l'accent grec, l'analogie, morphologie historique du grec. Das Ganze macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Originalität; es will ein Handbuch sein für Gymnasiallehrer und Studierende. Und dieser Zweck ist erreicht durch geschickte Auswahl aus dem Stoffe und lesbare Darstellung. An einigen Stellen sind nicht nur, wie überall, Ergebnisse der idg. Sprachwissenschaft geboten, sondern interessante Exkurse in die allgemeine Sprachwissenschaft unternommen. Zu bedauern ist die teilweise wenig sorgfältige Behandlung der griechischen Sprache (nicht nur der Akzente), die also nicht allein dem Setzer zur Last gelegt werden kann (z. B. p. 85 „Vocatif. Pas de terminaison: *στάσι, βασιλεῦ, γυνή*", p. 99 „Quelques noms ont, au contraire, étendu la longue partout: *Ἕλληνες, φρῆνες, Οὐρανίωνες*"). Auch sonst fände die Detailkritik ein dankbares Feld. Aber es wird ja die praktische Sprachkenntnis vorausgesetzt, und es muß immerhin gesagt werden, daß die französische Sprache in Carnoys Buch ein Werk besitzt, das in deutscher oder englischer Sprache kein Gegenstück hat und seinem Zwecke durchaus dient. Eine kurze 'Grammaire historique grecque', die auch Syntax und Stil einschließt, steht in L. Laurands Manuel, einem Gegenstück zu Freunds Triennium philologicum[2]); im Gegensatz zu Carnoy gibt L. auch recht ausgiebige Literaturangaben.

Neu aufgelegt wurden die bekannten Handbücher von K. Brugmann und H. Hirt. Brugmanns griechische Grammatik, nach Meillets Urteil die vollständigste wissenschaftliche Behandlung einer Sprache, schon als Literatur-Repertorium unentbehrlich, wurde von A. Thumb neu bearbeitet, ohne tiefere Eingriffe; die Vermehrung des Umfangs ist wesentlich durch durchgehende Berücksichtigung der spätgriechischen Sprachentwicklung (besonders in der Syntax) und durch ein neues Kapitel über die musikalische Form des Satzes veranlaßt[3]).

---

[1]) Manuel de Linguistique Grecque. Les sons, les formes, le style. Louvain, Éditions Universitas, & Paris, Champion 1924. 426 S.

[2]) Manuel des études grecques et latines. 2. éd. Paris, Picard 1921, S. 261—383 (= fasc. III; auch gesondert käuflich).

[3]) Griechische Grammatik (Lautlehre, Stammbildungs- und Flexions-

uch die 2. Auflage von H. Hirts Handbuch [1]) ist in der Gesamtılage wenig verändert.

In der Hauptsache ein kurzes englisches Gegenstück zu dem uche von Hirt ist der dem Griechischen gewidmete Teil der tudents series of historical and comparative grammars von Jos. Vright [2]). Nach dem Plane der Sammlung ist auch die Nominalıldung (sehr kurz, S. 116—138) behandelt. Die Literaturangaben eschränken sich auf eine 'select list of books used'. Das stark ersönliche Moment, das Hirts Buch charakterisiert, fehlt.

Eben erscheint auch noch der erste Band von Hatzidakis' kademischen Vorlesungen in neuem Gewande [3]). In zahlreichen inzelheiten verändert, auch in der Anordnung, entspricht der erste land der zweiten Bearbeitung dem ersten Bande der ersten, den ch Jb. 120, 5—7 ausführlich besprochen habe; einige Kapitel hat I. in seine schon oben S. 68 Fußn. 1 erwähnte Darstellung der Prinzipien aufgenommen. Möchten sich bald die Mittel finden für lie Drucklegung der noch ausstehenden Teile [4]).

---

ehre, Syntax); 4. Auflage München, Beck 1913 (im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft). 678 S. ohne das Register.

[1]) Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre 2. Auflage. Heidelberg, Winter 1912. 652 S.; vgl. meine Besprechung BphW. 1915, 374.

[2]) Comparative grammar of the Greek language. Oxford, Un. press 1912. XX, 384 S.

[3]) *Γ. Ν. Χατζιδάκι Ἀκαδημεϊκὰ ἀναγνώσματα εἰς τὴν Ἑλληνικην καὶ Λατινικὴν γραμματικήν. Ι Ἀθ., τυπογραφ. Ἑστία* 1924. XXII, 553 S. Inhalt: Einleitung. Kap. I: Alphabet. II: Quellen der antiken Grammatik. III: Abriß der Lautphysiologie. IV: Ablaut. V: Aussprache. VI: Betonung. VII—XII: Lautlehre (spontane und kombinatorische Veränderung der Vokale und Diphthonge, Konsonanten, Assimilation und Dissimilation, Anaptyxe, Gemination usw., Silbenbildung, Hauchlaut).

[4]) Nur ein kurzer Hinweis kann hier gegeben werden auf die Behandlung des Griechischen im Zusammenhang mit den verwandten Sprachen. Die zweite Bearbeitung von Brugmanns Grundriß der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen ist seit dem letzten Bericht um zwei starke Bände gewachsen (wesentlich Deklination und Konjugation, nach Form und Verwendung, also ein Teil der landläufigen Syntax). Meillets Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes ist seit der 2. Auflage, die von W. Printz ins Deutsche übersetzt wurde, im Original wiederholt aufgelegt worden (6. Auflage 1924), immer wieder verbessert und teilweise erweitert (die neueren Auflagen enthalten auch Abschnitte über den Wortschatz und über die Geschichte der Forschung); daß auch die deutsche Forschung ständig berücksichtigt wird, ist bei M. selbstverständlich, aber ebensosehr, daß sie nicht einfach übernommen wird. Als demnächst erscheinend ist angekündigt eine Grammaire comparée des langues classiques von A. Meillet und J. Ven-

In erster Linie der praktischen Erlernung der Sprache dient das Büchlein von F. Slotty[1]); es sei hier genannt, weil es zugleich die Elemente der sprachwissenschaftlichen Betrachtung gibt. Es gehört aber doch schon zu den Schriften, die sich das Ziel setzen, die sprachgeschichtliche Anschauung in die Schule einzuführen. Ich stelle anschließend gleich das Wichtigste zusammen. Systematisch gehalten sind F. Sommers Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griechischen Unterricht (Leipzig, Teubner 1917, 2. Aufl. 1919) und seine Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen (ebd. 1921, 126 S.), beides klare, anregende Handbücher für den Lehrer. An einen Text schließt an E. Hermanns Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (Heidelberg, Winter 1914); eine Didaktik für die Darbietung der griechischen Deklination und Konjugation gab K. F. W. Schmidt in zwei Halenser Programmen von 1913 und 1914 (s. Gl 7, 323). Umfassender ist die Behandlung des Grammatikunterrichtes und der Sprache einzelner Autoren in der von A. Scheindler herausgegebenen Methodik des Unterrichts in der griechischen Sprache (Wien, Pichler 1915); s. dazu Gl 9, 209f. Eine nach Altersstufen geordnete Didaktik für die Beiziehung sprachwissenschaftlichen Stoffes in allen Fächern, die in Frage kommen, hat nun E. Hermann gegeben: Die Sprachwissenschaft in der Schule (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1923). Daß auch anderswo in gleicher Richtung gearbeitet wird, zeigen die Schriften von H. Pernot, D'Homère à nos jours (Paris, Garnier 1921; mit etwas impressionistischer Aufmachung) und R. S. Conway, The making of Latin. An introduction to Latin, Greek and English etymology

---

dryès, die offenbar den 1908 zuletzt aufgelegten Précis de grammaire comparée du grec et du latin von V. Henry ersetzen soll. Der bisher allein erschienene II. Teil von H. Hirts Idg. Grammatik wird unten bei der Lautlehre Erwähnung finden. Besonders die Lautlehre der klassischen und germanischen Sprachen und die Prinzipienwissenschaft berücksichtigt die Handleiding bij de Studie der Vergelijkende Indogermaansche Taalwetenschap von J. Schrijnen (Leiden 1917), übersetzt von W. Fischer als Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der klass. und germ. Sprachen (Bibliographie. Geschichtlicher Überblick. Allgemeine Prinzipien. Lautlehre). Heidelberg, Winter 1921. X, 340 S.

[1]) Einführung ins Griechische. Für Universitätskurse und zum Selbststudium Erwachsener auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Bonn, Marcus 1923.

(London, J. Murray 1923). Es mag auch erwähnt sein, daß die neuen Auflagen der verbreiteten Schulgrammatik von A. Kaegi, die von jeher innerlich sprachgeschichtlich orientiert war, nun auch äußerlich einige Elemente historischer Lautlehre geben. Insbesondere die Bedeutung der Wortgeschichte für den Unterricht betont neuerdings wieder F. Stürmer Gl 13, 16—32. 214—222. Schließlich sei noch verwiesen auf die kleine Schrift von K. Brugmann, die der ganzen Bewegung neuen Antrieb gab, auf die holländische Werbeschrift von J. Schrijnen und die Orientierung über den neueren Stand dieser Bestrebungen von H. Meltzer[1]).

Weiter mögen kurz einige Gesamtdarstellungen und wichtige Arbeiten angeführt sein, die sich auf Teilgebiete der griechischen Sprachgeschichte beziehen. Die Dialekte (ohne das Attische) haben eine einheitlich gedachte Gesamtdarstellung erhalten in dem umfangreichen Werke von F. Bechtel[2]); die griechische Philologie und Sprachwissenschaft darf sich glücklich schätzen, daß es dem unermüdlichen Verfasser noch gelang, kurz vor seinem Hinscheiden das Werk abzuschließen. B. ist darauf ausgegangen, nur aufzunehmen, was ihm an Tatsachen und Erklärungen völlig sicher erschien; so kommt es, daß man nun manches vergeblich sucht, auch was andern Gelehrten gesichert oder doch annehmbar erscheint; die Literaturauswahl ist subjektiv, die Behandlung etwas ungleich und teilweise knapp (der dritte Band über den ionischen Dialekt zählt mit Register 353 S.; die ion. Lautlehre, die bei O. Hoffmann 382 S. umfaßt, wird auf etwa 70 S. behandelt); es ist nicht angestrebt, immer alle Belege für eine Erscheinung zu geben; es sind B. auch einzelne Neufunde noch nicht zugänglich geworden (so Del.[3] 328 a). Hochwillkommen ist die starke Betonung der lexikalischen Seite und der Wortbildung sowie die Berücksichtigung der Syntax (das Werk wird deshalb gerade auch bei Literatur- und Realphilologen Anklang finden). Unberücksichtigt bleibt der Übergang der Dialekte in die Koine; man findet denn auch sehr wenig über das 'Junglakonische' (dessen Material durch allerneueste Funde

---

[1]) K. Brugmann, Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen. Straßburg 1910; J. Schrijnen, De vergelijkende klassieke Taalwetenschap in het gymnasial onderwijs. Zutphen, Thieme 1916; H. Meltzer, Die Sprachwissenschaft im griechischen und lateinischen Sprachunterricht. Idg. Jb. 4 (1917), 1—17.

[2]) Die griechischen Dialekte. Berl., Weidm. I. Der lesbische, thessalische, böotische, arkadische und kyprische Dialekt. 1921. VI, 477 S. II. Die westgriechischen Dialekte. 1923. VII, 951 S. III. Der ionische Dialekt. 1924. IX, 353 S.

noch vermehrt ist) und das Tsakonische wird kaum genannt[1]. Unpraktisch (wenigstens für den gewöhnlichen Benutzer) sind die 5 Register zum I. und gar die 24 Register zum II. Band (nach den Dialekten); der III. enthält denn auch nur eines; mit dem Raum ist vielfach nicht gespart. Doch müssen solche Einwendungen und Wünsche vor der Gesamtleistung verstummen; Bechtels größtes Werk, das seine früheren Arbeiten einigermaßen zusammenfaßt, wird für lange bedeuten, was für seine Zeit die griechischen Dialekte von Ahrens. Daneben haben aber die kurzen Übersichten von A. Thumb[2]) und C. D. Buck[3]) ihre volle Berechtigung; Thumbs Handbuch mit seiner wie Bechtel die einzelnen Dialekte darstellenden Behandlungsweise besonders durch seine reiche Bibliographie, Bucks Introduction durch seine vergleichende Darstellung der Dialekte und die beigegebenen, erläuterten, teilweise auch übersetzten Texte. Für Einzelheiten kommen außer den älteren Werken von R. Meister und O. Hoffmann und wichtigen Spezialarbeiten (wie die von L. Sadée über das Böotische oder die von J. Brause über die kretische Lautlehre) besonders die Register der 'Sammlung der griechischen Dialektinschriften' (von Collitz und Bechtel u. a.) in Betracht, mit denen dieses große Werk seinen Abschluß gefunden hat; der I. Band ist angesichts neuer Funde freilich völlig veraltet, und auch zu spätern hat die Arbeit des Spatens nicht wenig neues Material geliefert. Eine Auswahl aus den griech. Dialektinschriften, die besonders auch diese Neufunde berücksichtigt, ist E. Schwyzers Neubearbeitung von Cauers Delectus[4]); beigegeben sind vier Anhänge: Proben aus den älteren attischen und den Koineinschriften, eine Sammlung von literarischen Stellen über die griech. Dialekte und die Nachbarsprachen des Griechischen, Proben aus den benachbarten Barbarensprachen. Aus einer Reihe von nicht aufgenommenen Stücken sind wichtigere Wörter ausgehoben, so daß das Register

[1]) Deffners Wörterbuch stand B. allerdings noch nicht zur Verfügung (*Λεξικὸν τῆς τσακωνικῆς διαλέκτου ἔγραψε Μιχαηλ Δεφνερ*. Athen, Hestia 1923. XXI, 411 S.).

[2]) Handbuch der griechischen Dialekte. Heidelberg, Winter 1909. XVIII, 403 S.

[3]) Introduction to the study of Greek dialects. Grammar selected inscriptions glossary. Boston (New York, Chicago, London) Ginn & comp. 1910. XVI, 320 S. Charts and map.

[4]) Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora ('Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium' quem primum atque iterum ediderat Paulus Cauer editio tertia renovata). Lipsiae, in aedibus S. Hirzelii 1923. XVI, 463 S.

inen großen Teil des Wortschatzes der griechischen Dialekt-nschriften enthält. Manche Wörter kehren wieder in dem monumentalen Index zur dritten Bearbeitung von Dittenbergers Sylloge, die auch eine Anzahl von dialektischen Texten bietet und uch sprachlich erläutert[1]). Auch für den Dialektforscher ist wichtig las Supplementum epigraphicum Graecum, ein jährliches Repertorium der epigraphischen Funde und der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeit[2]). In der Hauptsache Übersetzungen und sprachgeschichtliche Erläuterungen (als Einführung in die historische Grammatik), nur wenige Texte enthält das jüngst erschienene Buch les finnischen Gelehrten I. A. Heikel[3]). Ähnliche Zwecke verfolgt las Unternehmen eines jungen griechischen Gelehrten, *Γ. Π. Ἀναγνωστόπουλος*, dessen hier in Betracht kommender Teil eben erscheint[4]). — Eine willkommene Ergänzung zu K. Meisterhans' Grammatik der attischen Inschriften bildet die Dissertation von W. Lademann[5]) für die Inschriften hellenistischer und römischer Zeit (unter Verwertung neuen Materials), also für die attische Koine.

Der Koineforschung (zur bibliographischen Seite vgl. oben S. 66) sind schon vor etwa zehn Jahren zwei Führer durch den Tod entrissen worden, in Deutschland A. Thumb, in England J. H. Moulton. So ist Thumbs Plan einer Neubearbeitung seines Koine-Buches ('Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus')

---

[1]) Sylloge inscriptionum Graecarum ... tertium edita [von Fr. Hiller von Gaertringen, J. Kirchner, J. Pomtow, E. Ziebarth, O. Weinreich]. I—IV. Lips., S. Hirzel 1915—1924 (Bd. IV enthält S. 1—183 Namen, S. 185 bis 638 exempla sermonis).

[2]) Adiuvantibus P. Roussel, A. Salač, M. N. Tod, E. Ziebarth redigendum curavit J. E. E. Hondius. Lugduni Batav. apud A. W. Sijthoff. Bisher erschienen vol. I (1923/4), enthaltend auf 140 S. den Zuwachs des Jahres 1922 in geographischer Ordnung (dazu S. 141—161 Register und S. 162—164 Raum für adnotationes der Besitzer); II 1 (1924).

[3]) Griechische Inschriften sprachlich erklärt. Helsingfors, Akadem. Buchhandlung 1924. VIII, 120 S.

[4]) *Σύντομος ἱστορία τῶν ἑλληνικῶν διαλέκτων. I. ἱστορία τῶν ἀρχαίων διαλέκτων. Ἀθ., Σακελλαρ.* 1924. X, 162 S. Die Schrift gibt literarische und inschriftliche Proben der alten Dialekte (mit Erklärungen), denen jeweilen eine kurze Charakteristik des betreffenden Dialektes vorangeht; den Schluß machen eine Besprechung der Koine (ebenfalls mit einigen Proben) und Register.

[5]) De titulis Atticis quaestiones orthographicae et grammaticae. Diss. Bas. Kirchhain, Druckerei Schmersow 1915. IX, 138 S. — Auch die Grammatik des Altattischen hat jetzt eine neue Grundlage erhalten durch Hiller von Gaertringens eben ausgegebene Neubearbeitung der voreuklidischen Inschriften.

unausgeführt geblieben[1]), und von Moultons Grammar of New Testament Greek ist nur ein weiterer Teil erschienen[2]). Moultons lexikalisches Unternehmen wird durch G. Milligan weitergeführt[3]). Am wichtigsten ist daher jetzt für die Sprache des NT. die Neubearbeitung der Grammatik von Fr. Blass durch A. Debrunner, die nun schon in zweiter Auflage vorliegt; Debrunner hat nicht nur die Koine-Literatur verarbeitet, sondern auch die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise eingeführt und die Anordnung verbessert[4]). Daneben seien auch die Darstellungen von L. Radermacher und A. T. Robertson erwähnt[5]). Die begonnenen Grammatiken der LXX sind nicht je über den ersten Teil hinausgekommen, die von R. Helbing[6]) und die höheren Ansprüchen genügende von H. St. J. Thackeray[7]). Dazu seien genannt M. Johannessohns und K. Hubers Spezialuntersuchungen, dort des Kasusgebrauches, hier des Leviticus[5]). Von höchster Wichtigkeit auch für den Sprachforscher ist das papyrologische Gegenstück zu Dittenbergers Inscriptiones Orientis, die vierbändigen 'Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde' von L. Mitteis und U. Wilcken, allerdings mehr durch die reichen Texte historischen und juristischen Inhalts und deren Erläuterungen, als durch den kurzen Abschnitt 'Zur Sprache der Papyri' (Bd. I p. XLVIII—LII). Ausführlicher sind Sprache und Stil behandelt in W. Schubarts Einführung in die Papyruskunde (Berl., Weidm. 1918) S. 184—225. Prinzipiell wichtig für die Koineforschung vorab sind E. Hermanns Erörterungen über die Gebildetensprache (in seinen Griechischen Forschungen 1 [Lpz., Teubner 1912], 180—221) und A. Heisen-

---

1) Vgl. A. Thumb, Geschichte der idg. Sprachwissenschaft II 1, 117.

2) Vol. II Accidence and word-formation. Part I: general introduction; sounds and writing. Ed. by W. Fr. Howard. Edinburgh, Clark 1919. XV, 114 S.; der erste Band erschien in deutscher Übersetzung 1911 (Heidelberg, Winter).

3) J. H. Moulton and G. Milligan, The vocabulary of the Greek testament. London 1915 ff.

4) Fr. Blass' Grammatik des neutestamentlichen Griechisch. 4., völlig neugearbeitete Aufl. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1913; 5. Aufl. 1921.

5) Die Titel bei Debrunner; von Robertson jetzt auch eine größere Ausgabe.

6) Gramm. der Septuaginta. Laut- und Wortlehre. Gött., V. & R. 1907; Nachträge gibt R. Meister (aus Znaim), Beiträge zur Lautlehre der LXX. Tätigkeitsbericht des Vereines klassischer Philologen an der Universität Wien 1909, 15—45.

7) A Grammar of Old Test. in Greek according to the Septuaginta. I. Introduction, Orthography and Accidence. Cambridge 1909.

rgs freilich nicht unangefochtene Auffassung der Entstehung r dialektischen Gliederung des Neugriechischen[1]). Allerlei Einzel-eiten, die nach bekannter Weise neuen Stoff aufarbeiten, können r nicht erwähnt werden[2]).

Anhangsweise sei auch auf einige bemerkenswerte Erscheinungen s der mittel- und neugriechischen Sprachforschung hin-wiesen, deren Ergebnisse wenigstens der Koineforscher kennen ıß[3]). Noch vor die Zeit unseres Berichtes fällt die zweite Samm-ng der älteren Arbeiten von G. N. Hatzidakis[4]). Die Sprache r byzantinischen Chroniken hat (allerdings vielfach auf Grund genügender Ausgaben) St. B. Psaltes behandelt[5]). Die neu-iechische Dialektforschung, die jetzt im Unternehmen des *Μέγα ξικόν* einen Mittelpunkt erhalten hat, ist besonders durch M. R. awkins' Sammlung und Bearbeitung kleinasiatischer Dialekte[6]) d durch M. Deffners schon oben (S. 74) genanntes tsakonisches exikon bereichert worden, Arbeiten, die sich z. B. der von retschmer über den lesbischen, von Pernot über den chiotischen ialekt zur Seite stellen. Thumb hat neben die Neubearbeitung eines Handbuches, die auch die Syntax besser bedenkt[7]), eine kurze Einführung in die neugriechische Volkssprache in der Sammlung Göschen treten lassen (1915); bemerkenswert ist, daß H. Pernot eine besondere Abteilung seines neuen Unterrichtswerkes der Schriftsprache widmet[8]). Die Grammatik des literarischen Volks-

---

[1]) Dialekte und Umgangssprache im Neugriech. München 1918 (Akademie), 70 S.; vgl. Gl 11, 231.

[2]) Neue Gesichtspunkte und interessante Einzelbeispiele für die Bedeutung des Neugriech. für die Erklärung des NT. gibt der Artikel von H. Pernot, Nouveau Testament et Philologie grecque. Bull. de l'Association G. Budé Nr. 2 (janv. 1924) S. 21—26.

[3]) Genaueres bei A. Thumb, Geschichte der idg. Sprachwissenschaft II 1 S. 117 ff. Vgl. besonders A. Thumbs Aufsatz On the Value of Modern Greek for the study of ancient Greek. Class. Quarterly 8, 181 ff.

[4]) *Μεσαιωνικὰ καὶ νέα Ἑλληνικά.* I. II. Athen 1905. 1907, vorher die *Γλωσσολογικαὶ μελέται* 1901.

[5]) Grammatik der byzantinischen Chroniken. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1913.

[6]) Modern Greek in Asia Minor. A Study of the Dialects of Silli, Cappadocia and Pharasa with Grammar, Texts, Translations and Glossary. Cambridge, Un. Press 1916. 695 S.; zu den Texten ist von W. R. Halliday eine Stoffuntersuchung gegeben.

[7]) Handbuch der neugriechischen Volkssprache. 2. Aufl. Straßburg, Trübner 1910.

[8]) Grammaire de Grec moderne (langue officielle). Paris, Garnier 1918; die 'langue parlée' erschien 1917 ebenda in 3. Bearbeitung; die beiden

griechisch von L. Roussel ist mir noch nich… …mar of New kommen[1]). … Moultons

Künstlerische Behandlung der Sprache.

Die Naturseite dem Linguisten, die kulturell-künstlerische Seite dem Philologen, so wurden lange Zeit die Rollen verteilt; so kam es, daß die Sprachwissenschaft sich um Syntax und erst recht um Stil im allgemeinen nur nebenher bekümmerte. Dies hat sich nun gründlich geändert; insbesondere hat der Linguist eingesehen, daß die künstlerische, vielfach künstliche Behandlung der Sprache sogar für die von ihm als eigenstes Gebiet betrachtete Lautlehre berücksichtigt werden muß, nicht nur für Formenlehre, Wortbildung, Syntax, Wortschatz. Man hat allerdings das Künstliche der Sprachbehandlung z. B. der Attizisten nie verkannt. Immerhin handelt es sich gerade z. B. beim Schibbolet des Attizismus, *ττ* für *σσ* und *ϱϱ* für *ϱσ*, nur um eine Auswahl unter verschiedenen Möglichkeiten, nicht um etwas für die Sprache Neues. Und das gleiche gilt für das Archaisieren, das freilich auch zu künstlichen Nachbildungen, falschen Archaismen führen kann. Aber gerade in der ältesten, sprachgeschichtlich wichtigsten griechischen Literatursprache, in der Sprache des Epos, ging die Strömung lange Zeit dahin, die sog. poetischen Freiheiten auf ein Minimum zu reduzieren, möglichst alles sprachgeschichtlich zu erklären; und die Erfolge sprechen für die Berechtigung dieser Methode. Aber die Methode wurde auch hier überspannt; jetzt ist eine rückläufige Bewegung am Werk, die ebenfalls auf Erfolge hinweisen kann, ebenfalls der Gefahr der Überspannung nicht entgangen ist. Ihr Hauptvertreter ist K. Witte, dessen Anschauungen, in zahlreichen Einzelarbeiten (bes. in der Glotta) vertreten (von seinem Buche über den poetischen Plural an), jetzt eine knappe Zusammenfassung gefunden haben in seinem Artikel Homeros, Sprache (Realencyklopädie VIII 2213—2247). Die Hauptthese ist die von der Entstehung der epischen Sprache aus dem epischen Vers. Die Berechtigung des Witteschen Standpunktes für zahlreiche Erscheinungen der Formengebung ist evident; man wird jetzt z. B. für *ἡνιοχῆα* keine in der Sprache des Lebens gebräuchliche Nebenform zu *ἡνίοχος* mehr annehmen; *ἡνιοχῆα* ist rein metrische Erweiterung. So hat denn auch z. B. J. Wackernagel

Grammatiken bilden mit einem ‘Recueil de textes en grec usuel’ (ebenda 1918) die drei ersten Teile einer Collection de manuels pour l’étude du grec moderne.

[1]) Grammaire descriptive du roméique littéraire. Paris, Broccard 1921.

bergs freil... -της erklärt, ἐρχατόωντο aus ἔρχατο. A. Meillet der dialekt... seiner zahlreichen kleinen Aufsätze aus metrischen Gründen die A...endung der Kurzform Πάτροκλος (für -κλέης: sonst erscheinen die Haupthelden im Gegensatz zu Θερσίτης nur in der offiziellen Namensform) und von ὀλλύς u. ä. statt des (nach dem Vedischen) älteren Typus auf -ύων [1]).

Die metrische Längung, die metrisch bedingte Erweiterung von Wortformen sind somit grundsätzlich allgemein anerkannt. Es ist im Grunde nur logisch, auch nach dem Gegenteil zu fragen, ob nicht, wie in der indischen Dichtung, im Griechischen auch metrische Kürzung vorkomme. A. Debrunner hat die Frage gestellt und für das wichtigste Gebiet der epischen Sprache beantwortet in seinem Aufsatz „Metrische Kürzung bei Homer" [2]). Allerdings darf man von vornherein nicht so viele Fälle erwarten, wie bei der gegenteiligen Erscheinung. Die beiden ersten Beispiele, die D. beibringt, sind Adj. auf -όεις, deren Bildung beiläufig besprochen wird: bei σκιόεις handelt es sich nicht um lautliche Kürzung, sondern um Ersatz von -ήεις (so bei Homer regelmäßig von ᾱ-Stämmen) durch das in der natürlichen Entwicklungslinie liegende -όεις, um eine Kürze zu gewinnen; φοινῑκόεις bleibt unsicher, da statt Kürzung von ῑ auch Kontraktion der Schlußsilbe möglich ist. Ungleich wichtiger ist der dritte Fall, geht es doch hier zugleich um einen Typus der Formenlehre: ε(Ϝ) neben η(Ϝ) in der Deklination und in Ableitungen (Typen Ἀτρέος, Ἀτρεΐδης, Ἀτρεΐων). Die Kürze ist, wie D. statistisch nachweist, besonders häufig in den Patronymika; da ist sie nach ihm aus metrischen Gründen eingetreten (dem alten -ηΐδης traten -ηϊάδης und -εΐδης als metrische Kürzung zur Seite); nach -εΐδης, -εΐων (Πηλεΐων) brauchte man dann auch Τυδέος (Ἀτρέος, Πηλέος) υἱός. Da zugleich (S. 36 f.) nachgewiesen wird, daß der homerische Wechsel zwischen η und ε durch das Äolische nicht gestützt wird (wie man bisher annahm), ist die neue Auffassung überzeugend; es fragt sich nur, ob nicht auch die feste Verbindung Ἀτρῆος υἱός direkt gekürzt werden konnte.

Eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung der homerischen Sprache, die vor allem auch im einzelnen nachzuweisen hätte, was der Sprache, was den Dichtern gehört, gibt es nicht; als vorläufiger Ersatz und wertvollste Vorarbeit müssen neben Wittes Unter-

---

[1]) Le témoignage de la langue homérique et les exigences du vers. Bull. Soc. ling. 21 (1918), 28—30.

[2]) Antidoron (Festgabe J. Wackernagel 1923) S. 28—40.

suchungen die Homerbücher J. Wackernagels[1]) u. K. Meisters[2]) dienen. Daß K. Meisters Buch in diesen Zusammenhang gehört, zeigt schon sein Titel. Hier ist besonders auf den ersten Teil hinzuweisen, „Vers und Sprache", dessen Standpunkt und Inhalt die Zusammenfassung auf S. 56 gibt: „Der Vers hat die Sprache des Epos in mannigfacher Weise umgestaltet: Kurzsilben sind gedehnt, trochäische Wortschlüsse sind im 6. zu Daktylen, im 4. zu Daktylen oder Spondeen verzerrt, das Versende ist mit abundierenden Phrasen, Wörtern und Suffixen aufgefüllt worden; auch das am Versanfang stehende Sprachmaterial ist dem Einfluß des Metrums in eigentümlicher Weise ausgesetzt gewesen." Mehr als Flexion und Syntax wird die Wortbildung betroffen. Für die metrische Dehnung wird in stärkerem Maße als gewöhnlich mit der Analogie gerechnet, die auch oft für Fälle wie *μέροπες ἄνθρωποι* (kurze Endsilben an Stelle von Längen) maßgebend ist; eine wichtige Einzelheit: *ἠγάθεος ἠνεμόεις* u. a. zeigen metrische Dehnung (mit *η* bezeichnet, da die einschlägigen Wörter der Sprache des Lebens abgingen). Die *στίχοι λαγαροί* werden nicht mit K. Witte RhM 70 (1915), 481 durch metrische Dehnung ersetzt, aber als Entartung des Hexameters gefaßt. Einfluß der „Iktusdehnung" in irgendeiner Form wird bestritten (dabei Kritik besonders von F. Sommer Gl 1 [1907], 145 ff. und H. Jacobsohn H 45, 67 ff., 161 ff. [äol. Doppelkonsonanz]). Der zweite Hauptteil „Archaische und moderne Formen" behandelt eine große Zahl von Erscheinungen, die in die Grammatik der gewöhnlichen Sprache gehören und daher später an ihrem Orte erwähnt werden sollen. Hier ist namentlich auf die Neubehandlung der homerischen Zerdehnung hinzuweisen (S. 61 ff.). Als sprachliche Grundlage wird, nicht sehr verschieden von Wackernagels neuester Fassung seiner Erklärung, Zerdehnung der kontrahierten Formen durch die Dichter selbst beim Dichten angenommen; wichtig ist besonders der Nachweis nur zerdehnter Formen, die als Element der Dichtersprache wuchern (*ἀκροκελαινιόων ἐγρηγορόων*), nie offen waren[3]). Der Gesichtspunkt dichterischer, künstlerischer oder künst-

[1]) Sprachliche Untersuchungen zu Homer. Gött., Vandenhoek & Ruprecht 1916. IV, 264 S. (Forschungen zur griech. und lat. Grammatik 4. Heft; S. 1—159 als Gl VII 161—319 erschienen, der Schluß auch als Beiheft dazu).

[2]) Die homerische Kunstsprache. Lpz., Teubner 1921. VIII, 262 S. (Preisschriften ... der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig XLVIII); vgl. z. B. die Besprechungen von E. Hermann Gött. gel. Anz. 1922, 132—143; E. Fraenkel IF 41 Anz. 11—17.

[3]) Andre neuere Behandlungen der Frage bei H. Ehrlich, Zur

licher Verwendung oder Neubildung durchdringt aber auch die Behandlung flexivischer Erscheinungen (Neutra auf -ος und -ας, Kasus auf φι[ν], Präsentien aus Aor. oder Fut., Imperfekt von εἰμί, aor. pass. und perf.) und lautlicher Fragen (quantitative Metathesis, Kontraktion, Vau, Hauchlaut); ich weise hier z. B. hin auf die Formen, die archaisierend keine quantitative Metathesis haben (S. 172 ff.), wo auch über die Scheidung von (äol.) ᾱ und (ion.) η (S. 168 ff.) gehandelt wird. Die Textbehandlung ist konservativ; im großen ganzen wird sie als treuer Spiegel der Schicksale der Dichtersprache betrachtet (wie z. B. nicht jede mögliche Auflösung jeder Art als alt anerkannt wird). Eine Zusammenfassung der Probleme der homerischen Kunstsprache gibt das Schlußkapitel des auch durch seine Form anregenden Buches (Vorgeschichte der epischen Kunst — Anregung vom Orient her, vielleicht auch im homerischen Vers, Beiwörter und Formeln, Dialektmischung, Archaisches und Archaistisches, sprachliche Besonderheiten bestimmter Teile des alten Epos, Orthographie des Homertextes: hier wird die Umschrifttheorie[1]) abgelehnt, wie der Verfasser auch den redaktionellen Attizismen nach Möglichkeit skeptisch gegenübersteht).

Noch in stärkerem Grade als Meisters Buch kommt J. Wackernagels Schrift, darin ähnlich W. Schulzes Quaestiones epicae, für die griechische Sprachkunde im ganzen in Betracht, wenn auch die Einzelheiten über das Ganze zerstreut sind, nicht wie bei Meister zum guten Teil nach dem grammatischen System dargeboten werden. Das kommt daher, daß bei W. weder die griechische Grammatik noch der Charakter der homerischen Sprache als einer Kunstsprache im Vordergrund steht, sondern die Frage attischen Einflusses auf Überlieferung, ja Entstehung unseres Homertextes. W. will Bethe die sprachlichen Beweise liefern für seine These, unser Homer sei in Attika entstanden[2]). Sicher ist nach den Nachweisen des ersten Kapitels, daß unser Homertext neben jüngerm Ionischem und Hellenistischem auch zahlreiche attische Spuren enthält; ob sie wirklich eine eigentliche „attische Redaktion" erweisen, ist die Frage,

idg. Sprachgeschichte (Progr. Königsberg 1910), S. 5—28; E. Hermann KZ 46 [1914], 241—65; J. Wackernagel Unt. 66—70.

[1]) Dazu neuerdings P. Kretschmer Gl 13, 249 f.

[2]) S. jetzt E. Bethe, Homer II (1922) Buch V Kap. 3—5; ebd. S. 354 f. hält Wackernagel an seiner Auffassung der Attizismen gegenüber seinen Kritikern fest; das Buch enthält auch eine neue Bearbeitung der Zeugnisse und Reste des Kyklos (Buch IV 1, 2), bei der Bethe Beiträge von Wackernagel verwerten konnte.

sowie auch der an sich unsicherere Nachweis von Attizismen der homerischen Dichter in seiner Tragweite bestritten ist. Indirekte Zeugnisse für Modernisierung bringt das dritte Kapitel; da ist besonders wichtig der Nachweis alter Formen und alten Sprachgutes, die sich nur bei nachhomerischen Dichtern finden. Die nachhomerischen Epiker sind freilich von ihrer Umgangssprache nicht unbeeinflußt (Kap. IV; hier die Bestimmung der Batrachomyomachie als Werk des 1. Jahrh. v. Chr., die v. Wilamowitz bestreitet)[1]. Ein 5. Kapitel handelt von den Lücken der homerischen Sprache, ausgehend von ihrer Altertümlichkeit, die sich auch im Fehlen jüngerer Entwicklungen kund tut; Altes fehlt, tw. weil es im Äolischen oder Ionischen fehlt; das Unanständige und Niedere im Wortschatz wird gemieden. Es folgen Exkurse zu einzelnen Stellen[2].

Noch vor Meisters Buch erschien die 1. Hälfte der 3. Bearbeitung der 'Grundfragen der Homerkritik' von P. Cauer (1921)[3]; die Zusammenfassung der wichtigsten Probleme der homerischen Sprache im 1. Buch (Textkritik und Sprachwissenschaft) berücksichtigt ausgiebig die neuere Forschung; in der Attizismenfrage steht Cauer auf dem Standpunkt Wackernagels, den er teilweise vorbereitet hatte. Am weitesten geht in der Einführung alter Formen und alter Schreibungen (auch der scriptio continua) A. Meillet in seinem anregenden und auch manches Einzelne behandelnden Aufsatz „Sur une édition linguistique d'Homère“[4]).

Mit der künstlerischen Sprachbehandlung muß sich überhaupt jeder auseinandersetzen, der die Sprache eines bestimmten Literaturwerkes behandelt; es könnten hier also die Abhandlungen über Sprache, besonders Wortwahl, einzelner Autoren und über einzelne Wörter genannt werden. Ich beschränke mich darauf, auf die umfassende Behandlung der Sprache Xenophons durch L. Gautier[5]) und auf die kürzlich erschienene, gedrängte Darstellung der Sprache des Aristophanes durch G. P. Anagnostopulos[6]) hinzuweisen.

---

1) H 58 [1923], 78 fg.

2) Vgl. meine Besprechung DLZ 1917, 922—6.

3) Die Besprechung von E. Hermann Gött. Anz. 1922, 143—151 geht besonders auf das Sprachliche ein.

4) REGr 31 (1918), 277—314; vgl. meine Inhaltsangabe Idg. Jb. 8, 125.

5) La langue de Xénophon. Diss. Genève 1911; vgl. z. B. Helbing Jahresb. phil. Ver. 43, 260 f.

6) *Περὶ τῆς γλώσσης τῶν κωμῳδιῶν τοῦ Ἀριστοφάνους.* SA aus *Αθ* 36 (1923). 60 S.; enthält allgemeine Charakteristik, unattische Elemente (poet. und archaische, dialektische und fremde), der attische Dialekt bei Aristophanes.

Hieher gehört auch ein Hinweis auf den griechischen Prosarhythmus, der durch A. W. de Groot neu behandelt ist[1]). Ebenfalls nur kurz erwähnt sei der Aufsatz von Fr. Vogel über „die Kürzenmeidung in der griech. Prosa des IV. Jahrh.“ [2]), der gegenüber Blass, den er kontrolliert, Demosthenes aus seiner Isolierung löst; das vierte Jahrh. steht in der Tat in einem Gegensatz zur vorhergehenden und späteren Zeit (hier gehen Aelian, Arrian, Aristeides mit dem IV. Jahrh.).

Eine lautliche Erscheinung, das „dorische“ ᾱ der attischen Tragödie, hat man zwar dem künstlerischen Bereiche, in den es mindestens in der Blütezeit gehört, zu entziehen versucht — aber ohne Erfolg[3]).

Daß aber auch die Wortbildung nicht ohne künstlerische Gesichtspunkte verstanden werden kann, zeigen besonders die Untersuchungen von Ch. Peppler über komische Verwendung von Suffixen wie *-ικός*, *-μα*, *-της* u. a. bei Aristophanes[4]) und von G. Meyer (aus Aesch) über die stilistische Verwendung der Nominalkomposita[5]). Neben letzterer Arbeit ist auch die teilweise mehr Material bietende, aber weniger in die Tiefe gehende Vorläuferin von Karl H. Meyer[6]) nicht zu vergessen. Die sprachliche Stilistik

---

[1]) Handbook of antique Proserhythm I. Groningen, Wolters 1919. 228 S. (vgl. Gl 12, 191 f.).

[2]) H 58 [1923], 87—108.

[3]) B. Kock, De epigrammatum Graec. dialectis (Diss. Münster 1910), hat die (schon früher aufgestellte) urattische Hypothese neu begründet (vgl. Gl 4, 326), O. Hoffmann RhM 69, 244—52 knüpft an das Drama des Arion aus Methymna an.

[4]) Am. Journ. of Phil. 31, 428—444. 37, 459—65. 39, 173—83. 42, 152—61.

[5]) Diss. Basel 1923 (gleichzeitig erschienen als Philologus, Suppl. 16, Heft 3, VII, 215 S.). Die schöne Abhandlung, in der Hauptsache stilistisch orientiert (es werden der kompositionslose und -schwache den kompositionsreichen und besondern Typen gegenübergestellt), behandelt neben allgemeinen Fragen (Zurückführung des epitheton ornans auf die Namenhäufigkeit in der Klesis) auch formelle Einzelheiten (S. 140 ff. *-ίδης* bei Appellativen, 147 f. griech. Dvandva: zuerst nur als willkürliche Augenblicksbildung). Zu S. 142 *ἀνασυρτόπολος* vgl. Bechtel KZ. 49, 118.

[6]) Untersuchungen zum schmückenden Beiwort in der älteren griech. Poesie. Diss. Münster i./W. 1913. 85 S. Behandelt nach einleitenden Bemerkungen (Definition; Einfluß der Metrik auf die Wahl des epith. ornans) in Kapitel I—IV die Epitheta der Götter und Menschen, der geographischen Eigennamen, der sinnlich wahrnehmbaren Dinge, der Abstrakta, weiter in Kapitel V die entlehnten homerischen Epitheta bei den nachhomerischen Dichtern (und die selbständigen), in Kapitel VI die Häufung von Epitheta. Ein Anhang bietet Einzelbemerkungen zum stehenden Beiwort und zum Superlativ (bei Pindar).

bringt in Zusammenhang mit der inhaltlichen die anregende Schrift von F. Dornseiff über Pindars Stil (Berlin, Weidmann 1921).

Lautlehre.

In der Lautlehre hat in jüngster Zeit starke Anregung gebracht die Zusammenfassung von als vereinzelt bekannten Erscheinungen wie Abschleifung von Partikeln, Titeln, Ausrufen, Wortkürzungen unter einen leitenden Gesichtspunkt durch den Anglisten W. Horn in seinem Buche „Sprachkörper und Sprachfunktion" [1]). Wenn auch Horn, wie eben die Besprechung von P. Kretschmer zeigt[2]), im Grunde verschiedene Vorgänge unter einen Hut bringt, muß der neue Gesichtspunkt, daß Körper und Funktion des Wortes in Beziehung stehen, z. B. funktionslose Endungen fallen können, in Zukunft stets im Auge behalten werden auch für das Griechische, wenn auch hier das Material spärlicher ist und das Prinzip auch sonst zur Willkür führt ohne die Möglichkeit einer Kontrolle durch die Überlieferung. Horns griechische Beispiele wie *παῦ*, *παῖ*, neugr. *τριάντα* vermehrt Kretschmer durch einige neue: *οἶμαι*, *ὦ τάν* (= *τάλαν*) [3]). Man sieht wieder einmal, wie die Lautlehre mit der Formenlehre zusammenhängt; andere Arbeiten, die hier zu nennen sind, kommen zugleich für Stammbildungslehre, Syntax, Wortforschung in Betracht; die Teile der Grammatik sind eben im Grunde in der Forschung so wenig getrennt wie im Leben.

Allen übrigen Einzelarbeiten vorgängig (auf die Darstellungen der zusammenfassenden Handbücher gehe ich hier nicht ein) sei hingewiesen auf den Versuch einer Gesamtauffassung wenigstens für ein wichtiges Gebiet der griechischen Lautlehre. Die jüngere frz. Schule hat in neuerer Zeit zunächst fürs Lat. die

---

[1]) Palästra 135. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Berlin, Mayer & Müller 1921 (2. Aufl. 1923: anastatischer Neudruck mit Nachtrag).

[2]) Gl 13, 259–61.

[3]) Ich füge hinzu die Partikel *οὖν* (*ὦν*), die ich schon lange in meinen Vorlesungen als unter besondern, satzphonetischen Bedingungen aus *ἐόν* entwickelt erklärt habe (vgl. die Literatur bei Brugmann-Thumb 633) und lat. (*dic*) *sōdēs* (aus *si audes*). Man wird auch an einen Teil der Erscheinungen denken dürfen, an denen J. Schmidt KZ 38, 1ff. seine meist abgelehnte Proklisentheorie entwickelt hat, z. B. die Apokope (darüber in anderem Sinne H. Ehrlich, Untersuchungen über die Natur der griech. Betonung [1912] S. 4—58; E. Hermann IF 34 [1914/5] 338—65; ganz individuell ist die Anwendung der Apokope bei den Tragikern nach L. Radermacher Wien. Stud. 41 [1920], 1—8.

treibenden **Kräfte** der Lautentwicklung zusammenzufassen versucht in dem Werke von A. C. Juret, Dominance et résistance dans la phonétique latine (Heidelberg, Winter 1913), woran wieder anknüpft E. Hermann mit seiner Charakteristik des lat. Lautsystems (Gött. Nachr. 1919, 229—286). Für den griech. Vokalismus hat man schon oft das **Prinzip** der Monophthongierung herausgehoben, das sich immer **stärker** auswirkt. Ein allgemeines Prinzip für die Entwicklung des griech. **Konsonantismus** hat nun A. Meillet aufgestellt[1]): alle Veränderungen des griech. Konsonantismus bis ins Neugriech. beruhen nach ihm auf Schwächung der Artikulation, vor allem die spirantische Aussprache von *φ ϑ χ β δ γ*, aber auch die älteren Übergänge von *τι* zu *σι* und *s* zu *h*. Es seien dies keine allgemeinen, natürlichen Änderungstendenzen im Lautwandel, sondern spezifische, die sich nur aus einem fremden ethnischen Substrat erklären. Man könnte mit dem genannten Prinzip auch die teilweise Vereinfachung der Geminaten im Spät- und Neugriech. zusammenbringen; es erscheint freilich etwas vag und auf viele Sprachen anwendbar und verliert durch die Zurückführung auf ein fremdes ethnisches Substrat an Bedeutung für die Charakterisierung des Griechischen und für allfällige weitere Schlüsse. Das ethnische Substrat, fremde Einflüsse für die griechische Lautentwicklung wurden übrigens auch schon früher ins Auge gefaßt (so für *ᾱ* > *η*), wenn auch nicht für alle bewiesen[2]). Am Tage liegen sie freilich, wenn es sich um das Griechische im Munde Fremder handelt, das J. Friedrich neu behandelt hat (das kommt auch für die Formen in Betracht)[3]). Greifbarer werden fremde Einflüsse in der Koine; von diesem Standpunkt aus spricht D. E. Evans[4]) über griechische Konsonanten, besonders die Aspiraten (für die in der kleinasiatischen Koine erst die epichorischen Tenues, dann die Koine-Spiranten gesprochen wurden), das Schwanken zwischen Tenuis und Media (daß in Kleinasien die Mediae nicht Spiranten geworden seien, beruhe auf nasalierter Aussprache der Vokale, z. B. *ἀνγαδόν, ϑυγγατρί*), die Verbindungen der Aspiraten mit Konsonanten (neugriechische Dialekterscheinungen wie *ϱτ* für *ϱϑ*, *ϱκ* für *ϱχ* u. a. werden schon für die spätere östliche Koine in Anspruch genommen).

In den übrigen Arbeiten und gelegentlichen Äußerungen über

---

[1]) Sur l'histoire des consonnes grecques MSL 19 (1915), 163—173.

[2]) Vgl. auch Kalén unten S. 87.

[3]) Das Attische im Munde von Ausländern bei Aristophanes Philol. 75 (1918), 274—303.

[4]) Class. Quart. 12 (1918), 162—70 (vgl. Idg. Jb. 8, 140).

griechische Lautlehre sind prinzipielle Gesichtspunkte wenigstens nicht herrschend; wenn sie auch Material genug für grundsätzliche Erörterungen bieten, ist ihre nächste Absicht die tatsächliche Festlegung alter und auch einiger neu beobachteter Lautentwicklungen. Das gilt auch für die einzige Sonderbehandlung der griechischen Lautlehre, eine kleine Schrift von G. Ciardi-Dupré [1]). Sie enthält einen Auszug aus der Vorlesung über griechische Lautlehre, die der Verfasser im Wintersemester 1921/2 an der Universität Catania hielt: eine klare, lesbare Zusammenfassung der Hauptdatsachen, ohne neue Gesichtspunkte, die wenig über das hinausgeht, was die Schriftchen für die Hand der Schüler und Lehrer bieten, von denen oben S. 72 einige genannt sind.

Daß im ganzen die Hauptlinien der griechischen Lautentwicklung bekannt oder bestimmte Ansichten herrschend sind, drückt sich auch darin aus, daß das Neue oder Unsichere fast nur allerlei Einzelheiten betrifft, die dem ferner Stehenden belanglos vorkommen mögen. Es handelt sich dabei auch meist nicht um die sogenannte spontane Lautentwicklung, sondern um besondere Bedingungen (Stellung, Umgebung), auch um Dialektisches. Ich beginne mit dem Vokalismus. Da hat A. Meillet das dialektische Auftreten von *ο* statt *α* auf zugrundeliegenden sonant. Nasal zurückgeführt (so arkad. *ἑκοτόν*) [2]). J. Vendryes spricht über att. *ρη* statt *ρᾱ*, aber ohne die neueste Diskussion zu verwerten [3]). J. Wackernagels „attische Vorstufen des Itazismus“ gehören größtenteils in das Gebiet der Assimilation und Dissimilation (*χί̄λιοι* einerseits, *-εια* für *αια* andererseits; die zweite Gruppe hat F. Bechtel durch einige Beispiele bereichert) [4]). Verschiedentlich hat die Aufmerksamkeit erregt der Übergang von *εv* zu *αv*; es ist interessant, daß ein Wandel, der zunächst hellenistisch erscheint, nun als argivisch anerkannt wird [5]). Die interessantesten Fälle in H. Jacobsohns Aufsatz über *ηv* haben sich umgekehrt als Koine-Aussprache statt als uralte Formen entpuppt [6]). Ein dorisches Element in der Koine sieht P. Kretschmer in dem *ι* für *ιο*, das er auch außerhalb der Neutra auf *-ιον* und der Namen nachweist [7]).

---

1) Appunti fonologici greci. Firenze, Stab. tipogr. Ariani 1923. 47 S.

2) MSL 16 [1910], 217—20; vgl. zuletzt über die Frage P. Kretschmer Gl 13, 280.

3) MSL 22 [1921], 64—7.

4) IF 25 [1909], 326—37; dazu Bechtel, Namenstudien unter *Λυμεάδας*.

5) Gl 11, 79, wo Weiteres.

6) KZ 43, 42—54 mit GDI IV p. 856.

7) Gl 13, 246 f., wo Weiteres.

Zugleich Formenlehre und Wortforschung betrifft auch die Arbeit eines schwedischen Gelehrten über *υ* und *υι*. Durch seinen Lehrer O. A. Danielsson (Gött. Anz. 1916, 518, 1) angeregt, sammelt T. Kalén[1]) ausgehend von herakl. *ἐρρηγεῖα* die Beispiele für die Bildung des fem. ptc. perf. auf *-εῖα*, erklärt aber den Unterschied gegenüber *-υια* lautlich; ein Wechsel zwischen *υ(ι)* : *ε* begegnet auch in Subst.: lak. *βιδέος* für *-υἱος*, *θεωρία*, 'Opfertisch' neben *θυ.*, *Διόσθεος*, *πτέον*, *ὀξέα*, *εἰλεός* 'latibulum ferarum', *τήθεα* (von *-υον*), *κώδεια*, die alle mit den Formen auf *υ(ι)* ausführlich besprochen werden, dahin auch lat. *agĕa mattĕa* gegenüber *ἄγυια ματτύη*. Der Übergang von *ü* (*i*) in *e* wird in einem unliterarischen ostion. Dialekt gesucht, in dem er vielleicht eine ungriechische Grundlage hatte (auch *ἐρρηγεῖα* selbst wird als Koinewort beansprucht); er kam daraus in die Koine. Für die lebendigen Ptc. scheint die Annahme doch einigermaßen unsicher; auffällig ist hier auch die große Anzahl von Fällen. Es muß ferner die Frage gestellt werden, ob z. B. *τήθεα* bei Homer alte Überlieferung, nicht jüngere Form für *τήθυα* ist. In der gleichen Schrift S. 69—73 handelt Kalén auch ausführlich über griech. Wechsel von *ε* und *ι*, besonders in Dialekten (zur Begründung seiner überzeugenden Etymologie von *μιργάβωρ* als „Dämmerlicht", aus **μέργος* n. und *αϝως*); einleitend berührt er die (tw.) gemeingriech. Fälle wie *ἵππος*, *χθιζός*, *σκίδνημι*. Gerade die letztgenannten Fälle hat H. Ehrlich zu klären gesucht[2]). Für *ἴγκρος*, *ἰγνύη*, *ἴγνητες* u. a. bestreitet er die Etymologien, die auf *ε* führen, für *ῥίμφα*, (bö.) *πριγιγεύς*, *ἵππος*, (äol.) *πίσυρες* findet er als Bedingung für urgriech. Übergang von *ε* zu *ι* die Stellung vor Explosivlaut + *ϝ*, in *ἴσθι*, *χθιζός* u. a. ist nach ihm *ι* aus dem Stimmton des z (zdhi *χθεδος*) entfaltet, *πίτνημι*, *σκίδνημι* stehen nach ihm für *πτν.*, *σκδν.* Seitdem hat K. Brugmann[3]) *χθιζά* als Nachbildung von *πρωιζά* wahrscheinlich gemacht (vgl. ai. *a-dya* 'heute'); die andern Fälle lassen sich von ebenfalls auffälligen Formen der verwandten Sprachen nicht losreißen (vgl. *πίσυρες*: *quăttuor*, *πίτνημι*: *pătĕre*), und erhalten ihre Rechtfertigung durch Annahme eines besondern, vorgeschichtlichen Reduktionsvokals: so weit wird man H. Günterts Schwa secundum[4]) anerkennen dürfen, das freilich

---

[1]) Quaestiones grammaticae Graecae. Göteborg 1918 (Göteborgs högskolas årsskrift). 111 S.; für den Text kommt in Betracht cap. I S. 1—38.

[2]) Zur idg. Sprachgeschichte. Progr. des altstädt. Gymn. Königsberg 1910 S. 12—19.

[3]) Leipz. SB. 69 [1917], 1. Heft.

[4]) Indogermanische Ablautprobleme. Untersuchungen über Schwa

nicht durchweg, sondern wieder nur unter bestimmten Bedingungen als griech. *ι* erscheint (die allgemeine Vertretung ist *ᾰ*). Jedenfalls handelt es sich in einer Reihe von Fällen nicht um Ersatz eines griech. *ε* durch *ι*. Ähnlich verhält es sich vielfach mit einem griech. *ο* (neben Liquida und Nasal), und hier nimmt Güntert im Grunde ein idg. 'Schwa tertium' an (aus Schwa secundum in labialer Nachbarschaft entwickelt). Güntert gibt am Schlusse seiner Schrift einen Überblick über seine Auffassung des idg. Ablauts, in dessen Theorie das Griechische ungefähr die Hauptrolle spielt, seitdem das Indische etwas in den Hintergrund treten mußte. Es sei noch darauf hingewiesen, daß diese Fragen in jüngster Zeit eine neue Zusammenfassung erhalten haben durch H. Hirt[1]). Das Buch, das sich natürlich auch mit Güntert auseinandersetzt, ist im wesentlichen eine Neubearbeitung der Schrift des gleichen Forschers über den idg. Ablaut. Für das Griech. ist (abgesehen von der Frage, ob die griech. Dreiheit *στατός ἑτός δοτός* uralt oder erst griech. für *στατός *ἁτός *δατός* sei) besonders wichtig die Auffassung von *ρω λω* (ob z. B. *στρωτός* und lat. *strātus* sich decken). Hirt steht auf dem Standpunkt, daß wie *αμα ανα* neben sich *μᾱ νᾱ* haben (z. B. *θάνατος*: *θνᾱτός*), so neben *αρα αλα* nicht *ρω λω*, sondern *ρᾱ λᾱ* zu erwarten seien, und gibt dafür eine Reihe von Beispielen; *στρωτός βιβρώσκω* u. ä. erklärt er von Wurzeln (Basen) auf *-ō(u̯)* aus. Die Frage ist allerneuestens von A. Walde in einer Spezialuntersuchung geprüft worden[2]). Er folgt Hirt in der Annahme von *ρᾱ λᾱ* als Parallelform zu *άρα άλα*, anerkennt aber auch Gleichungen wie *στρωτός*: *strātus*, *τετρώκοντα*: *quadrāgintā*, doch in andrer Weise als dies bisher geschah; nach W. führt *ω* in Fällen wie *στρωτός βλώσκω βιβρώσκω θρώσκω πέπρωται τιτρώσκω* mit den Formen mit *ορ* (*ἐστόρεσα ἔμολον βορά ἔθορον ἔπορον ἔτορον* auf idg. Wurzeln vom Typus *stor*($\bar{a}^x$) zurück; die Schwächung $_o$*rə* ergab durch Vokalassimilation $_o$*ro*, woraus dann griech. *όρο* bzw. *ρω*. Die Arbeit behandelt auch einzelne Fragen neu, die für Güntert im Vorder-

---

secundum, einen zweiten Murmelvokal. Straßburg, Trübner 1916. 158 S.; für das Griech. kommen besonders Kap. II—V, VII in Frage.

[1]) Der indogermanische Vokalismus. Heidelberg, Winter 1921 (= Indogermanische Grammatik II; Teil I, III, IV stehen noch aus).

[2]) „o-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen", in Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für W. Streitberg. Heidelberg, Winter 1924, S. 152—199. Zu S. 170 der Hinweis, daß Meillet mit dem hochgestellten Zeichen ° nicht o-Qualität bezeichnet, sondern einen Reduktionsvokal unbestimmter Klangfarbe (vgl. z. B. Introduction[5] S. 88. 130).

grunde standen (so griech. *ϱ̥ λ̥*); darauf und auf zahlreiche Einzelfragen etymologischer Natur kann hier nicht eingegangen werden.

In die Vorgeschichte, aber doch auf griechischen Boden gehört der allerdings nicht mehr intakte Übergang von *αο* zu *εο* (*κέϱεος* aus *κέϱαος*), den J. Schmidt aufgestellt hat. K. Meister hat ihn neuerdings wieder bekämpft, ohne zu überzeugen[1]). Der gleiche Gelehrte hat auch (in Kapitel 7 und 8 seines zweiten Teiles) die quantitative Metathesis und die Kontraktion neu behandelt, die in weitem Umfang schon für Homer gelten (eine Einzelheit: *τῶν* u. ä. als fem. ist die masc. Form, die auch im Ion. auf das Fem. überging). In diesen Zusammenhang gehört K. Brugmanns Abhandlung über den Hiat[2]), soweit sie für das Griechische in Betracht kommt. Zuerst wird kurz vom Satzhiat gehandelt, der namentlich hinter einsilbigen Wörtern auf kurzen oder langen Vokal als auch in der Kunstsprache legitim anerkannt wird (S. 147—152). Im übrigen ist die Rede von Hiat im Wortinnern, soweit er nicht durch Wegfall eines Konsonanten entstanden ist, also in Zusammensetzungen (wie *πϱο-εϱέσσαμεν, κεῖνος, σεαυτόν, οὗτος; ἆϱα, εὗτε; αὐτο-αγαθόν, ἄοσμος*) und Neubildungen (wie *ὀνήιστος, πεφυυῖα, βεβλήαται, στήομεν, ὀλώλεα* [Grundform **-εσα* unnötig], *ἐμέω* [für **Ϝεμεμι*], *χϱῆος* [gegen die Grundform **χϱηϜος, *χϱήιος*]; *ἡμέας πόληϊ Ἀτϱείδαο; μελίινος*). Von der „Zerdehnung" ist schon S. 80 die Rede gewesen.

Wichtig auch für Auffassung der Bildung einiger Wörter, bes. bei Homer, ist der Einfluß von Liquiden auf Vokale und der Übergang von *ι* in *j*. J. Wackernagel hat so homer. *Ἑκτόϱεος Νεστόϱεος* (aus *-ιος*) erklärt; *πάτϱη ὀβϱιμοπάτϱη* gehen nach dem gleichen Gelehrten zurück auf Bildungen mit *-τϱι-*[3]). In den genannten Fällen liegen zugleich Äolismen vor; daß ähnliche Erscheinungen dialektisch nicht durchaus gebunden sind, zeigen att. *βοϱϱᾶς, στεϱϱός, γενναῖος* (aus *-εαῖος* Gl 5, 195) und *Ἰάσσος* für *Ἰάσιος* (P. Kretschmer Antidoron 192 f.).

Wie verschiedene Erklärungen sich die Wage halten können, zeigt P. Kretschmers Behandlung von *ἄϱδω* (Dehnung vor *ϱδ* oder Kontraktion aus *ἀα-*?)[4]).

---

[1]) Homer. Kunstspr. 77. 132 ff. *ὁμόκλεον* ist nach M. zu *ὁμόκλησε* (zu *-άω*) entstanden nach *ἐφόϱησε: ἐφόϱεον*. Aber die *η* waren in der Aussprache zur Zeit der Dichter noch geschieden. Daß *οὔδει* neben *οὖδας* Dativ auf *-ει* eines *δ*-Stammes sein soll, ist eine Verlegenheitsannahme.

[2]) Leipz. SB. 65 (1913), 141—218.

[3]) Unt. 68 f.; Festgabe A. Kaegi (Frauenfeld 1919), 62—65.

[4]) Gl 3 (1912), 294 f.

In das Gebiet des Konsonantismus gehört die schon S. 85 besprochene Arbeit von Evans; vor den übrigen nenne ich hier den Aufsatz von A. Meillet über die Entwicklung der idg. Labiovelare im Griechischen[1]). Daraus ist besonders wichtig, daß M. die geläufige Annahme ablehnt, es habe einmal Paradigmen wie *λείπω*, **λείτεις*, **λείτει* gegeben (vgl. *πω*: *τεῖδε*); *λείπεις*, *λείπει* stehen nach M. vielmehr für **λεικ^{w}εις*, **λεικ^{w}ει* und diese Formen seien nach **λεικ^{w}ō* (woraus *λείπω*) an Stelle von **λεικ'εις*, **λεικ'ει* getreten. Ebenso sei thess. *κις* nach *τέο* (älter **k'εο*) eingetreten. Der Verlust des labialen Elementes vor *e* sei also im allgemeinen (nicht in allen Dialekten) älter als der Übergang in Labial in andern Stellungen[2]). Auch vom historischen Standpunkt aus ist wichtig, daß jetzt ion. *κ* für *π* inschriftlich bezeugt ist: *οκοῖα*[3]). In die Vorgeschichte gehört auch das Problem *πτ*: *π* (in *πτόλις*, *πτόλεμος* usw.); H. Jacobsohn hat, ohne zu überzeugen, an *pw*- als Grundlage gedacht[4]); die Diskussion über *κτ* in Fällen wie *ἄρκτος*: lat. **orcsos*, *ursus* bringen eben wieder in Fluß A. Walter (Bericht S. 330 f.) und (auf Grund von Gesprächen mit dem zu früh verstorbenen R. Günther) W. von der Osten-Saken[5]).

Einen einzelnen, allerdings komplexen griech. Laut hat M. Vasmer monographisch behandelt[6]). Aus der Schrift, die mir nur aus dem Selbstreferat des Verf. im Idg. Jb. VIII 96 f. und aus Meillets dort genannter Besprechung bekannt ist, sei hier hervorgehoben, daß die Aussprache *ζ* = *zd* nur nach kurzen Vokalen angenommen wird (wegen *αἴδομαι* = got. *aistan*, wo aber *z* vor *δ* schwand); die Verschiedenheit von idg. *i̯* und *j* im Anlaut wird durch das Altatt. gestützt; fürs Ion.-Att. spricht für *ζ* = *zd* die Wiedergabe von iran. *z*, *ǰ* durch *σ*, *zd* durch *σδ* bis ins IV. Jahrh. v. Chr.; das Zeichen

[1]) MSL 21 (1918), 86—90. Ein Zweifel über die übliche Erklärung von *πολλάκις* über **πολυ κι* bei A. Walter, Bericht S. 329.

[2]) Außerhalb dieses Berichts liegen die Erörterungen über den phonetischen Charakter und über die Herkunft der idg. Labiovelare; vgl. über den ersten Punkt H. Sköld KZ 52 (1923), 147—151, über den zweiten H. Reichelt IF 40 (1922), 40—81 und F. Ribezzo RIGI 6 (1922), 225—241. 7 (1923), 41—62.

[3]) GDI IV p. 883; Del.[3] ad 687. Über *κ* und *π*-Formen bei den altion. Dichtern T. Hudson-Williams Am. Journ. Phil. 32 (1911), 74—84.

[4]) KZ 42 (1909), 264—76; vgl. auch J. Schrijnen, KZ 44 (1911), 17—22; A. Walter, Bericht S. 331.

[5]) IF 42 (1924), 190—192.

[6]) Untersuchung zur altgriech. Lautlehre (russ.). Moskau, Lissner 1914. VIII, 171 S. (in Zapiski ist.-fil. fakultetu Peterb. univ. Bd. 121).

es kyprischen Syllabars, das mit *ϰα* umschrieben wird, ist in einem Wert unbestimmt. Im Dor. und Nordwestgriech. wurde *ϰδ* üh zu *δδ* (nicht spirantisch). Mit dem Gegenstande von Vasmers rörterungen berührt sich in einem Punkte ein Aufsatz von . Hermann[1]). Es handelt sich um *ζ-* für *ἰ-*, aber auch um *σ-* eben Asper, und um *σμ-* neben *μ-*. Hermann sucht die drei ιporien nach einem einheitlichen Grundsatz zu erklären: *ζ-*, *σ-*, *σμ-* verden dem absoluten Anlaut vindiziert, während die andern Entvicklungen dem engern Wortverband (hinter Vokal) zugeschrieben verden. Ohne weiteres wird man der Kritik der frühern Lösungsversuche zustimmen; für einen überzeugenden Beweis ist das Material zu dürftig; H. kommt auch nicht ohne Annahme von Ausgleichungen durch; für zwei Einzelfälle (*σῦς* und *σιγᾶν*) weise ich auf meine andre Auffassung (Gl 12 [1922], 28 f.; vgl. P. Kretschmer ebd. 13, 132—5). In der ersten seiner gleich zu nennenden Arbeiten über die Silbe (in den Gött. Nachr.) handelt E. Hermann auch ausführlich über die Aussprache von *ϝ*, das zunächst ein Mittellaut zwischen *ṷ* und *ϱ* war, aber im Anlaut vor *ϱ* (zuerst im Ion.-Att.) spirantisch wurde (daher assimiliert; ähnlich im Inlaut nach Konsonant). In diesen Zusammenhang gehört auch die Möglichkeit des *ϝ* in einem Homertext, die P. Kretschmer im Antidoron (Festgabe J. Wackernagel 1923) vertritt (S. 190): auf einem der sog. homerischen Becher (III. Jahrh. v. Chr.) ist im Zitat aus *χ* 207 vielleicht *εϝειπε* geschrieben (S. 191 über die Bezeichnung von *ϝ* durch *γ*). Aber daß die Ias der ionischen Dichter kein *ϝ* mehr hatte, betonte der gleiche Forscher kurz nachher auf Grund seiner Auffassung von *Ὀιλεύς ὑάκινθος* als ionische Wiedergabe von *ϝιλ.*, *ϝακ.*, die er gegenüber K. Meister überzeugend festhält (Gl 13, 247—50). Auch Meisters Auffassung der bisher angenommenen ionischen Ersatzdehnung vor *ϝ*-Gruppe (*κοῦρος* für *κόρϝος*) als Kunstprodukt der Dichtersprache, das dann auch in Prosa (nicht nur in die literarische) eindrang (*μόνος* sei auch die dialektechte ion. Form), kann ich nicht beipflichten[2]). Unsicher bleibt die Herkunft von *δυϝο* aus einer als chalkidisch angenommenen Stadt (Del.³ ad 793); sicher ist aber jetzt *ϝ* für *ϝρίπτω* (arkad. *ϝριψίδας*. ebd. 663, 13), *ϝερύω* (ebd. ad 324) bezeugt. — K. Meisters einschneidender Versuch (hom. Kunstspr. 209 ff.), die 'Psilose' für alle Dialekte als lediglich graphisch zu erweisen, scheint mir auf Trugschlüssen auf-

[1]) Philol. Wochenschrift 1922, 711 ff.

[2]) Daß *ϝ* in weiterm Umfange wirkt, als Meister zugibt, betont A. Meillet in seiner Besprechung BSL 24 (1924), 56—60.

gebaut; mit der gleichen Argumentation könnte man aus der neugriechischen Orthographie den Asper erweisen. Allerdings ist das Beweismaterial für lange Dauer des *h*-Lautes in der Koine (neben Schwund) seit dem letzten Bericht durch koptische Transkriptionen vermehrt (Gl 4, 345, nach Wessely); aber Fälle wie *haρα* mit unetymologischem und ungriechischem *h*- mahnen auch hier zur Vorsicht. Für Stimmlosigkeit von anlautendem *ῥ*- führt M. Vasmer KZ 52 (1923), 158 mit Recht das Zeugnis des tsak. *ϑi*- an. — Schwierig ist die Frage der Aussprache von *ϑ*; für spirantische Aussprache in Gortyn hat sich W. Krause (KZ 49, 121—6 eingesetzt: dagegen Bechtel, Dial. 2, 670 f.). Umgekehrt hatte A. Thumb behauptet, daß nordwestgriech. *στ* für *σϑ* nichts für spirantische Aussprache beweise (IF 31 [1912/3], 222—9; vgl. dazu P. Kretschmer Gl 6, 295; Bechtel, Dial. 2 [wiederholt]). Äußerlich gleichen Ersatz von *ϑ* durch *τ* zeigt *Πάντηρ*, das Bechtel, Namenstudien 41 f. nach kret. *ἄντρωπος* u. a. als dialektisch beurteilt. — Die Frage, ob *χϑ* = *khth* oder = *kth* gewesen sei, löst wohl ephes. *χτϑ* (*ἠνείχτϑησαν*) für die erste Möglichkeit (so P. Kretschmer Gl 4, 316).

Wiederholt sind *σ* und *σσ*, die auf *t*-Laut + *j* zurückgehen, behandelt worden. R. Thurneysen (IF 39 [1921], 190—2) nimmt für Fälle wie att. *ἐρέττω κρείττων μέλιττα* (gegenüber *τόσος*) an, daß die durch die genannten Beispiele vertretenen Klassen zunächst *τσj* (oder *τσ'*) enthalten; das charakteristische *j* steckt also doppelt in diesen Bildungen (*τj* wurde zu *τσ*, dann nach *φυλακjω* u. ä. zu *τσj*). H. Pedersen (Antidoron 110—116) lehnt zunächst die Theorie von Goidanich und Brugmann ab, nach der die Assibilierung von *τι* zu *σι* vor folgendem Vokal aufgekommen sei, ebenso Brugmanns Erklärung des Wandels von *τυ* zu *συ* aus einem 'parasitischen' *j* (dagegen auch J. Endzelin Gl 3 [1912], 273 f., der auf *tu̯* greift); die Möglichkeit spontaner Assibilation ergeben finnische und japanische Parallelen [1]). Weiter wird der Unterschied zwischen *μέσος* und *ἐρέσσω* nicht mit Brugmann analogisch, sondern (prinzipiell ähnlich wie von Thurneysen) chronologisch erklärt: Bildungen wie *ἐρέσσω ϑῆσσα κρέσσων* sind eine jüngere Schicht; das jüngere *tj*, das entstand, als das ältere schon assibiliert war, fiel mit *kj* im Ergebnis zusammen. Da weder Thurneysen noch Pedersen bündige Beweise vorbringen können, kommt man nicht

[1]) Beiläufig spricht P. auch über dor. *πωλεῦντι* uä. als Dat. Pl., die A. Meillet MSL 22, 56 f. daraus erklärt, daß einst im Dat. Sg. neben *φέροντι* ein **φεροντσι* gestanden hätte. Dazu sind die Formen wohl doch zu wenig gesichert.

ber die Konstatierung einer besondern Lautform in den genannten llen hinaus. — Beispiele für den Übergang von μν zu μ(μ) und ν) sammelt E. Nachmanson Gl 4 (1913), 245—8. Für die Beurteilung von Ἀριάγνη παίγνιον ist wichtig Ἀφιγναῖος, das sicher ür Ἀφιδναῖος steht, wenn auch der Name nicht griechisch ist; A. Wilhelm hat die Form nachgewiesen (Beiträge zur griech. Inschriftenkunde. 1909, S. 63 ff.).

Durch eine Reihe neuer Beispiele ist das Material für assimilatorische und dissimilatorische Erscheinungen bei Vokalen und Konsonanten (einschließlich der sog. Haplologie) vermehrt worden. Eine ganze kleine Schrift hat E. Nachmanson[1]) hauptsächlich diesen Erscheinungen gewidmet; aus den Inschriften wird beigebracht, was irgendwie in Betracht kommt (teilweise auch nur individuelle, individualpsychologisch bedingte Entgleisungen, die in die allgemeine Sprache keine Aufnahme fanden). Prinzipiell neu ist die Vermeidung des Gleichklangs durch besondere Formenbildung, die W. Schulze beobachtet hat, z. B. τιτύσκομαι διδάσκω, aber ϝεϝίσκω[2]).

Interessant ist neugriech. καἴτερῶ aus καρτερῶ als Parallele für kret. μαῖτυς statt μάρτυς (Gl 4, 330). Die Haplologie, die J. Wackernagel und P. VonderMühll an einigen besonderen Beispielen beobachtet haben[3]), hat A. Meillet zur Deutung von homer. πέρθαι (aus πέρθεσθαι) verholfen[4]). Neue Beispiele für vokal. Dissimilation (Κεσσάνδρα Ψεμάθη Βρεχᾶς, τέσσερα, Ἄρτεμις) bei P. Kretschmer Antidoron 193—6, für reziproke Fernversetzung bei J. Zingerle Gl. 13 [1924], 161—5.

Als Umfangreichstes sind E. Hermanns Forschungen über die Silbe zu nennen, die in einem besonderen Buche zusammengefaßt sind, das freilich übers Griech. weit hinausführt[5]). Immerhin sind fast zweihundert Seiten, mehr als die Hälfte des Werkes, speziell dem Griech. gewidmet; S. 197—203 geben fürs Griech. eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse. Aus sprachlichen, tw. auch

---

[1]) Beiträge zur Kenntnis der altgriech. Volkssprache. Uppsala 1910 (Skrifta utgifna af k. hum. Vetensk. Samf. XIII 4). 87 S.

[2]) KZ 43 [1910], 185—9; neue Beispiele bei K. Brugmann IF 38, 117—28.

[3]) s. Gl 10, 146.

[4]) MSL 22 [1921], 262.

[5]) Silbischer und unsilbischer Laut gleicher Artikulation in einer Silbe und die Aussprache der idg. Halbvokale ṷ und ḭ. Gött. Nachrichten 1918, 100—159; Silbenbildung im Griechischen und in den andern idg. Sprachen. Gött., Vandenhoek & Ruprecht 1923. XVI, 381 S.

metrischen Gründen ergibt sich, daß im Griech. einmal alle zweiteiligen Konsonantengruppen hinter kurzem Vokal im Wortinnern zu beiden Silben gehört und Position gebildet haben. Durch Verlegung der Silbengrenze erklärt sich z. B. der Übergang von *ts* > *ss* > *s* (*ποσί*), von *ξένϝος* zu *ξένος*, ebenso die wechselnde Geltung von muta cum liquida. Im Auslaut ist der einfache Konsonant hinter Vokal untermorig gewesen. Im Wort- und Silbenanlaut vermag für gewöhnlich keine Gruppe die vorhergehende Silbe zu längen. Da ein großer Teil der griech. Lautlehre als Beweismaterial dient, kommt das Buch für viel mehr in Frage, als der Titel zunächst vermuten läßt. Besonders hingewiesen sei noch auf einige philologische Abschnitte der wichtigen Schrift, über Quantität in der Dichtung, Doppelschreibung, Abteilungsregeln der Grammatiker, Silbenbrechung in den Inschriften und Papyri, kyprische Silbenschrift (S. 123—185). Schon vor Hermann hat A. Meillet eine Einzelfrage der Silbenbildung auch des Griechischen behandelt, die verschiedene Geltung von muta cum liquida [1]). Zur Literatur vgl. auch Bu. Jb. 120, 49. 149, 223 f.

Neuestens hat F. Saran in seiner Abhandlung über „die Quantitätsregeln der Griechen und Römer" [2]) auch für das Griechische eine grundsätzliche Frage angeschnitten. Die antike Theorie haftet an der Schrift und vermischt Lautzeit, Silbenzeit, Kammzeit (Dauer des Silbenkammes), Abstandszeit (die Zeitstrecken, die durch Silbenschwerpunkte begrenzt werden). Für die Antike sind die Kammzeiten am wichtigsten, auch für die Metrik. Eine bekannte Quantitätsregel müßte z. B. phonetisch richtiger lauten: „Ein Silbenkamm ist lang 1. wenn er einen langen Vokallaut enthält, 2. wenn er einen durch mindestens einfache Konsonanz gedeckten kurzen Kernvokal hat."

Das Gebiet der Lautlehre, das auch bei den Philologen reges Interesse finden muß und findet, wegen seiner engen Verflechtung mit der Metrik, wegen seiner Bedeutung für die klangliche Seite der Sprache, ist der Akzent. Ihm sind eine ganze Reihe von Untersuchungen gewidmet worden. Dabei kamen fast alle Probleme zur Sprache, auch abgesehen von den Zusammenfassungen der Handbücher: die Abweichungen der Dialekte vom Attischen, das uns die Zufälligkeit der Überlieferung (die sich ja allerdings kulturgeschichtlich erklärt), als Norm bietet und das Verhältnis der alt-

---

[1]) MSL 18 [1913], 311—314.

[2]) Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924, S. 299—325: I. Die Lehre der Alten. II. Silben- und Kammzeit. III. Abstandszeit. IV. Der griech. und lat. Akzent (S. 317 ff.; s. u.).

griechischen Betonung zur angenommenen indogermanischen, aber auch das Wesen der altgriechischen Betonung selbst und der Wert ihrer Tradition, zahlreiche Einzelfragen. Die Reste der dorischen und die nur aus Korinna bekannte böotische Betonung hat E. Hermann neu angefaßt[1]); wichtig ist besonders seine Ablehnung der geltenden Ansicht, daß das Dorische Neigung zeige, den Akzent gegen das Wortende zu verschieben: Fälle wie *αἶγες γυναῖκες* erklären sich daraus, daß das *ἧμα*-Gesetz dem Dorischen abgehe (dagegen ist es äolisch wie ionisch-attisch), Fälle wie *γλαύξ, ἑστάσαν* beruhen auf analogischen Verschiebungen. Über das Wesen der äolischen Barytonese spricht gelegentlich A. Meillet[2]); sie ist nach ihm einfach eine Ausdehnung der gemeingriech. Barytonese. Was an der überlieferten homerischen Betonung als äolisch gelten darf, untersucht J. Wackernagel im dritten Teil seiner Akzentstudien[3]). In Betracht kommen besonders Wörter, die auch aus andern Gründen als äolisch in Anspruch genommen werden müssen, weshalb der Verdacht willkürlicher Akzentregelung durch die Grammatiker angeschlossen ist: Fälle wie *ἀπούρας υἷος ϑύγατρα*; häufiger ist aber der Akzent das einzige äußere Kennzeichen äolischer Herkunft: *αἰγίοχος ἄλλυδις ἄτερ* u. a.; anschließend kommen auch einzelne Altertümlichkeiten der homer. Akzentuation zur Sprache (*ἀγυιῇ δμῳαί*: *ἄγυια *δμῷα*), auch attische Einflüsse. Wichtig ist für die Hauptfrage, daß seitdem wiederholt die Grundlage von Wackernagels Untersuchung in Frage gestellt wurde, nachdem U. von Wilamowitz-Moellendorff schon 1913 das Problem gestellt hatte[4]), von C. Hoëg[5]) und B. Laum[6]); beide

---

[1]) IF 38, 143—158 und Gött. Nachr. 1918, 273—80; eine Einzelheit (*γλωσσᾳ̃* Pindar) ebd. 1919, 176.

[2]) MSL 20, 166—9, bes. 169. Die gemeingriech. Barytonese geht darnach aus von Fällen wie *ἐκτὸς τείχους*, **πέρι τόο*, wo auf ein proklitisches Wort ein Hochton folgte; *ἐκὼν ἀκούει* u. ä. sind analogisch. Vgl. jetzt auch Laum (im Folgenden).

[3]) Gött. Nachr. 1914, 97—130; Teil II (ebd. 1914, 20—51) ist Einzelfragen gewidmet: Gegensatz zwischen *ἀδμής διασφάξ, χέρνιβα μονόζυξ, βίος βιοτή βίος*, Feminina auf *-ις* (*εὐεργέτις, -πωλις, -νῆστις, -μῆτις*).

[4]) Sappho und Simonides 100.

[5]) Nordisk Tidsskrift for filologi 4 (1919), 141—158; mir nur aus Gl 12, 189 und Idg. Jb. 8, 127 bekannt.

[6]) Alexandrinisches und byzantinisches Akzentuationssystem. Rhein. Mus. 73 (1920), 1—34. Für die Kritik von J. Gießler, Prosodische Zeichen in den antiken Handschriften griech. Lyriker, Diss. Gießen 1923, sei verwiesen auf Walter, Bericht S. 334, wo auch eine gute Bemerkung über die Möglichkeit örtlicher Verschiedenheit der griech. Betonung.

vertreten die Ansicht, daß die „äolische“ Betonung bei Homer willkürlich von den Grammatikern eingeführt worden sei, wenn sie eine Form aus andern Gründen als äolisch betrachteten, also nicht auf einer voralexandrinischen Tradition beruhe; die Gründe Hoegs sind mir nicht bekannt, Laum hat den Beweis für seine Behauptung (a. a. O. 26) noch nicht angetreten. Was Laum bisher aus seiner großen Arbeit, die die Papyri und Grammatiker in vollem Umfang verwertet, zugänglich gemacht hat, geht aus von der Frage des Gravis; es ergibt sich, daß Herodian die Barytonese nur bei einsilbigen Oxytona kannte, mit der Ausnahme, daß oxytonierte zweisilbige Präposition vor folgendem Hauptton auf erster Silbe barytoniert wird. In dem alexandrinischen System, das auf Aristophanes von Byzanz zurückgeht, wird der Gravis speziell verwendet, um die Frage, ob Parathese oder Synthese (zwei Wörter oder eines) vorliege, für den Leser zu entscheiden, daneben aber auch, um einen kommenden Hochton mechanisch anzudeuten (βλὴχρας). In literarischen Texten wird im II./III. Jahrh. n. Chr. die Angabe der Betonung mehr und mehr verlangt; der Schreiber schreibt den Text (gewöhnlich gut), der Grammatiker (und Korrektor) setzt die Akzente (gewöhnlich formell schlecht, mehr und mehr auch inhaltlich). Unsere Weise, den Gravis zu setzen, wurde erst um 400 n. Chr. eingeführt; damals kam auch (durch bloße Flüchtigkeit) unsere Art der Zeichensetzung bei Diphthongen auf; vorher wurden die Zeichen bei Diphthongen über beide Teile gezogen. Laum verlangt die Beseitigung der byzantinischen Weise in den klassischen Texten.

Durch Laums Untersuchungen ist der erste Anhang des Buches von H. Ehrlich, Untersuchungen über die Natur der griechischen Betonung[1]) überholt, in dem der Gravis als eine musikalische μέση gefaßt wurde. Der Hauptinhalt des Buches im übrigen ist dem Nachweise gewidmet, daß die Gelehrten im Unrecht sind, die einzelne griechische Lautveränderungen durch den Akzent (genauer durch ein exspiratorisches Moment) bedingt sein lassen. So werden z. B. J. Schmidts Proklisentheorie, J. Wackernagels Erklärung von ὄρσος: οὐρά u. ä., Sommers griechische Lautstudien abgelehnt, auch J. Hilbergs Versuch, aus der Metrik für das Griechische exspiratorische Betonung zu erweisen. Zahlreiche Digressionen und statistische Untersuchungen machen das Buch auch für Flexionslehre, Wort-

In diesem Zusammenhang sei auch hingewiesen auf die tatsächlichen Feststellungen von M. Reil, Zur Akzentuation griech. Handschriften. ByZ 19 [1910], 476–529.

[1]) Berlin, Weidm. 1912. XII, 275 S.

lung, Etymologie wichtig, wenn auch die ausgebreiteten Kennt-se und der außergewöhnliche Scharfsinn des Verfassers vielfach h nicht überzeugend wirken. So waren die verwickelten Gesetze r die Apokope schon vor dem Erscheinen des Buches von Horn en S. 84) unglaublich.

Weiter sind noch Arbeiten zu erwähnen, die von einem all-meinen Standpunkt aus auch die griechische Akzentlehre auf eine ue Grundlage stellen. Rein chronologisch gehört eine kleine Schrift s Leipziger Slawisten K. H. Meyer [1]) an die erste Stelle. Indo-rmanisch waren nach ihm die fallende und die steigende Intonation = griech. Zirkumflex und Akut); das Griech. stimme zum Slaw., ährend das Litauische die beiden Intonationen umgekehrt habe. er Schluß des Schriftchens lehnt die Scheidung zwischen Sprachen it (vorwiegend) musikalischer und (vorwiegend) exspiratorischer etonung ab, der Unterschied ist vielmehr (stark) exspiratorisch id ebentönig (oder eintönig); gerade bei stark exspiratorischer etonung tritt auch das musikalische Element (das im Gegensatz im exspiratorischen veränderlich, schwankend, umlegbar ist) stark ervor. Die allgemeinen Akzentfragen hat A. Schmitt in einem iteressanten und inhaltreichen Büchlein neu behandelt [2]); er setzt n Stelle der Unterscheidung zwischen (vorwiegend) exspiratorisch nd (vorwiegend) musikalisch die zwischen stark und schwach entralisierend, die im Gruppierungsergebnis allerdings ungefähr ur gleichen Gruppierung führt, aber innerlich ein anderes Prinzip st; es kommt überall in erster Linie auf den stärkeren oder schwächeren Druck an. Das Griechische, dem S. 171 ff. zusammen mit dem Lateinischen eine gesonderte Besprechung gewidmet ist, hatte nach Schmitt schwach zentralisierenden Akzent, wofür die Beobachtung des Tonelementes in der Akzentuation, die leichte Verschiebbarkeit, die Wichtigkeit der Quantität zeugen (der dynamische Versiktus, der neuerdings wiederholt Verteidiger gefunden hat [3]), wird abgelehnt). Unabhängig von Meyer und Schmitt hat sich auch F. Saran scharf gegen den Begriff des „musikalischen Akzents“ des Griechischen ausgesprochen, im Anschluß an seine

---

[1]) Slavische und indogermanische Intonation. Heidelberg, Winter 1920. 54 S. Wesentlich zustimmend P. Kretschmer Gl 12, 205—7.

[2]) Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre mit einer Anwendung auf den Akzent des Griech. und Lat. Heidelberg, Winter 1924. 209 S.

[3]) So P. Von der Mühll, Der Rhythmus im antiken Vers. 46. Jahrb. des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer (Aarau 1918.)

schon genannte (oben S. 94) Behandlung der Quantitätsregeln[1]: d... Ausdruck „musikalisch", der nach S. besser durch „quantitie... ersetzt würde, beruht nur auf der Akzentlehre der Alten, die S. ei... scharfen Kritik unterzieht: sie ist „ganz primitiv, sie vernachläs... die Tonbewegung der lebendigen Rede und haftet an der kün... lichen des einzeln genommenen Wortes; sie vernachlässigt die To... verhältnisse der verschiedenen gefühlsmäßigen Sprecharten und h... sich an den Schulmeisterton ... ist genau so äußerlich wie i... Quantitätslehre". Die Zeichen der *προσῳδία* gehen ursprüngl... auf den künstlichen Rezitationston, nicht auf die natürliche Sprach... Es ist also dabei auch die Geschichte der antiken Theorie nic... ganz gleichgültig; so mag hier zum Schlusse, neben der schon g... nannten Arbeit von Laum, noch hingewiesen werden auf die wicht... Abhandlung von P. Hanschke[2]), die, ausgehend von der Termin... logie, jenes Gebiet antiker Musik und Grammatik untersucht. Da... es bestätigt sich, daß die Beobachtung von der Musik ausgeht u... von den pythagoreischen Physikern über die Sophisten zu den Per... patetikern führt; zu diesen scheint Glaukos von Samos zu gehören... der Abschluß und Höhepunkt der Forschung bezeichnet (mit Unter... scheidung von zwei Arten des Zirkumflexes). Schon die Alexandrine... stehen nicht auf dieser Höhe; sie vereinfachen und vernachlässige... die lebendige Akzentuation, die auch mehr und mehr eine ander... wird. Vollends die Spätern (auch Dion. Hal.[3]), Herodian) sind ers... auf ihren Wert zu prüfen, bevor man ihre Angaben verwendet. Die Be... gründer der griech. Akzentlehre nahmen nur auf den Unterschied de... musikalischen Tonhöhe Rücksicht. „Quantität" bedeutet *προσῳδία* zuerst bei Sextus Empiricus. Im einzelnen seien noch herausgehoben einige Stellen, die beweisen, daß die Akzente beim Vortrage von Gedichten gehört wurden (p. 8. 115 sq.); die zweite zeigt auch, daß noch Philodem (oder doch seine Quelle) die Ersetzung des Akutes auf letzter Silbe durch den Gravis im Satzzusammenhang nicht kannte.

Zum Schluß mag noch mein Versuch erwähnt sein, *ἐργεβιστάτης* und ähnliche spätgriech. Schreibungen für die Geschichte des Akzentes zu verwerten[4]).

---

[1]) Streitberg Festgabe. Leipzig, Markert & Petters 1924. S. 317–325.

[2]) De accentuum Graecorum nominibus. Bonn, Marcus & Weber 1914. 130 S.

[3]) Aus andern Gründen wird das Zeugnis des Dion. H. über den Akzent bezweifelt von L. Laurand Revue de phonétique 3 [1913], 163–6 (mir nur aus Gl 7, 346 f. bekannt).

[4]) Berl. philol. Woch. 1915, 379.

Eine rein praktische Frage bleibt die (Schul-)Aussprache. ı wird hier nicht zu viel verlangen dürfen (anders ist es in ınden Sprachen); aber manches läßt sich mit dem gleichen Zeitwand richtig lehren und lernen wie wissenschaftlich Unhaltbares. Betracht kommt freilich nur eine einzige Normalaussprache für s Griechische, das auf der Schule gelesen wird; sicher sind aber ner (oder Plato) und Neues Testament nicht gleich gesprochen ·den; Wilamowitz (Griech. Lit.¹ 214) verlangt für Gregor und ıesios neugriechische Aussprache, überhaupt für jede Zeit die ıtige. So weit gehen natürlich weder der Deutsche H. Meltzer[1]) ;h der Franzose L. Roussel[2]), die sich während der Berichts·iode mit der Frage befaßt haben. Auf völlig entgegengesetztem ındpunkte steht P. Maas[3]): nach ihm soll eben der Berliner ppho berlinerisch, der Münchner münchnerisch sprechen. Für die ·rteidiger der neugriechischen Aussprache fürs Altgriechische sei merkt, daß nicht nur Jünger der deutschen Sprachwissenschaft e Hatzidakis im wesentlichen die sog. erasmische Aussprache fürs tgriech. für richtig halten: schon Janus Lascaris hat 1494 sehen, daß die Aussprache der griech. Hochsprache in klassischer ɜit eine andere gewesen sein mußte als die ihm geläufige byzanıische. Lascaris ist darin der erste Vorläufer des Erasmus, der e überkommene Idee systematisch entwickelte und bekannt machte, ɜkanntlich ohne praktische Folgerungen zu ziehen. Dieser Nach·eis ist das gemeinsame Verdienst eines holländischen und eines ·anzösischen Neogräzisten[4]). [S. noch den Nachtrag am Schluß.]

Formenlehre.

Hier läßt sich besonders gut beobachten, wie starke Anregungen ıeue epigraphische Funde aus weniger bekannten Dialektgebieten geben können; dazu gehört das Wichtigste, was aus der Formenlehre zu besprechen ist; manches bleibt freilich umstritten. Aber auch die Auswertung bekannten Materials hat gelegentlich Gewinn gebracht.

---

¹) NJbb 13 [1910], 626—40.

²) La prononciation de l'Attique classique. Paris, Broccard 1921, 51 S.; mir nur aus Gl 13, 259 bekannt. Unzugänglich blieb mir auch E. H. Sturtevant, The pronunciation of Greek & Latin. Chicago 1920.

³) Griech. Metrik (Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I 7. 1923) S. 20 f.

⁴) D.-C. Hesseling & H. Pernot, Érasme et les origines de la prononciation érasmienne. Rev. des ét. grecques 32 (1921), 278—301. Enthält auch eine Inhaltsangabe der Schrift des Erasmus mit Bemerkungen zu den holländ. und frz. Beispielen.

In der **Deklination** (vgl. schon o. S. 87. 89) sei zuerst erwähnt eine Arbeit von H. **Jacobsohn**, die das griech. System der vier grammatischen Kasus in einen weitern Zusammenhang rückt[1]: wie im Griech., sind die Kasus der Anschauung im Ital., Kelt., Germ. zurückgedrängt oder aufgegeben, kurz gesagt, in den Centum-Sprachen. Von der Betrachtung einiger Vokativformen aus (s. u.) kommt W. **Schulze** auf das Prinzip zu sprechen, den Nominativ aus der Reihe der übrigen Kasus herauszuheben; es ist gemeineuropäisch, hebt sich aber scharf ab vom idg. Zustand, der kein Ordnungsprinzip kannte. Nur als eine der beigezogenen Sprachen erscheint das Griech. in H. **Peterssons** Buch über idg. Heteroklisie[2]), den Typus der sog. *r-n*-Stämme (z. B. *ἧπαρ ἥπατος*, lat. *iecur iecinis iecinoris*), dem jedoch eine viel weitere Ausdehnung gegeben wird (das Prinzip, an sich berechtigt, wird durch Überspannung so gefährlich wie die Basen und Determinative, die ebenfalls die Vereinigung disparater Elemente ermöglichen). Für das Griech. kommt das Buch nur in etymologischer Hinsicht in Frage (S. 168 ist lakon. *ἔννμα* nicht verwertet), die neuen Beispiele für Heteroklisie führen weit über das Griech. zurück.

Die größte Überraschung waren in der Deklination die arkadischen Duale auf *-αιυν*, *-οιυν* (s. jetzt Del.[3] 664), die an die homerischen auf *-οιιν* erinnern; die Deutungen von A. **Meillet**, P. **Kretschmer**, F. **Bechtel** habe ich Gl 12 [1922], 2—7[3]) erörtert und selbst einen neuen Versuch vorgetragen, der an meine Gleichsetzung von el. *δυοιοις* mit ai. *d(u)vayos* anknüpft. In Betracht kommt auf dem gleichen Denkmal *ιμεσουν* = *ἰμ μ.*, das ich mit Kretschmer für *ἐν μέσον* genommen habe, während Meillet in *μέσουν* ebenfalls eine Dualbildung sieht (= slaw. *meždu* „zwischen"). Jedenfalls stellen die arkadischen Formen die Beurteilung der Dualbildung auf eine neue Grundlage; es ist jetzt ganz unwahrscheinlich, daß

---

[1]) Kasusflexion und Gliederung der idg. Sprachen. Antidoron 204—16.

[2]) Studien über die indogermanische Heteroklisie. Lund, Gleerup 1921 (Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 1). 284 S. (Einleitung. I. Auf Geräuschlaut ausgehende Wurzelstämme. II. Auf Sonorlaut ausgehende Wurzelstämme. III. Griech. *γάλα* und lat. *lac*. IV. Die Wörter für Milz. V. Lat. *vesper*. Slaw. *večerъ*. Arm. *gišer*. Schlußbemerkungen und Nachträge. Summary. Wortindex). Dazu ein Nachtrag des gleichen Verf. 'Zur Kenntnis der idg. Heteroklisie.' Lunds Årsskrift N. F. Abt. I Bd. 18 Nr. 7 (1922). 64 S.

[3]) Dort auch die weiteren Literaturnachweise. Falsch ist meine Erklärung von *βουσος*; Bechtels Deutung (s. jetzt Dial. 1, 388) hat die Auffassung des ersten Herausgebers der Inschrift bestätigt.

ιν eine sekundäre Nebenform zu οιν sei (so vor den Funden noch Ribezzo)[1]). Eine z. B. durch das Lat. erhaltene Nebenform -ος im Gen. Sg. zeigt der inschriftliche Name Διεσκουρίδης[2]). ɜilweise schon bekannt, aber in ihrem Werte nicht gewürdigt ɪren die inschriftlichen Dative auf -ει (z. B. ΔιϜείφιλος), die Solmsen in einer seiner letzten Arbeiten ins Licht gesetzt t[3]). Eine inschriftliche Form (den Lokativ) πόλῃι verwertet auch Meillet in seiner Bemerkung über die att. Flexion von πόλις[4]), e vom alten Lokativ πόλῃι aus an Stelle der gemeingriech. όλιος usw. getreten ist (diese wird auch fürs Att. erwiesen durch ιῶν τρισί). Arkad. ιερην läßt sich von Ζῆν nicht trennen; aber ıs Alter der arkadischen Form, die ursprünglich, aber auch Nachldung von Ζῆν sein kann, bleibt unsicher[5]). B. Keils ingeniöse rklärung von lokr. απιατες als schwache Form von ἀπιόντες ist ɔm grammatischen Standpunkt aus noch mit einem Bedenken bestet[6]). Eine inschriftliche Form spielt auch eine Rolle bei der eurteilung des epischen Kasus auf -φι(ν); böot. ἐπιπατρόφιον eist auf ἐπὶ πατρόφι und zeigt, daß die Bildung auf -φι(ν) icht auf den Plur. beschränkt ist, wie K. Meister wollte[7]). — .. Walters Versuch[8]), in Ortsadverbien wie αὐτοῦ ποῦ ὁμοῦ 'lurallokative auf *-osu zu sehen, ist lautlich allerdings glatt, aber er idg. Ausgang des pronominalen loc. pl. war eben *-oisu.

Verschiedentlich ist das alte Problem der Flexion -μα -ματος ɾieder angegriffen worden. Sicher ist, daß n-Stämme zugrunde ɪegen; unmittelbar beweisend ist dafür, daß bei Homer im Dat. Plur. ɪie Geminata auftritt (also -ασι aus -ɳσι, nicht -ασσι aus -ατσι; ɪeobachtet von Ehrlich, Untersuchungen [oben S. 96] 40). Die :-Flexion ist nach R. Thurneysen[9]) Analogie nach νύξ νυκτός

---

[1]) Riv. di fil. 43 [1915], 554—60; s. Idg. Jb. 5, 115. — Über den homer. Dual, besonders über die Formen auf -α, spricht Wackernagel Unt. 54—60.

[2]) P. Kretschmer, Wiener Eranos 123 f. (und Gl 3, 327).

[3]) KZ 44 [1911], 161—9.

[4]) MSL 22, 260 f.

[5]) Wackernagel Unt. 160 f.; vgl. zu gewissen homer. Formen auch E. Schwyzer IF 38, 163 f.

[6]) K. Brugmann IF 38, 137—9; P. Kretschmer Gl 10, 231 f.

[7]) Hom. Kunstspr. 135 ff.; dagegen die Rezensenten und W. Schulze Berl. SB. 1922, 119; Jacobsohn Antidoron 210 f.

[8]) Bericht 344. — Hier sei auch hingewiesen auf F. Sommers Untersuchungen über dialektisches -οις als Dat. der dritten Deklination (IF 25, 289—311).

[9]) IF 39, 142.

(darnach zunächst ἦμαρ ἤματος), nach F. Kieckers[1]) nach μέ
μέλιτος. A. Meillet sieht dagegen in dem Dental eine alte E
weiterung (mit ὄνομα aus *ὄνοματ kann im Ausgang altslaw. i
übereinkommen); von *ὄνομαδ als Nebenform von *ὄνοματ geh
nach M. auch die Verba auf -άζω aus[2]).

Besondere Aufmerksamkeit hat die Bildung des Vokativs g
funden. Für J. Wackernagel[3]) handelt es sich um den Ers
des Vokativs durch den Nominativ, insbesondere um ὁ θεός, ὁ λα
die erst seit den LXX, als ursprüngliche Hebraismen, auftrete
die alte Zeit brauchte als Epiklesis den Individualnamen des Gott
(dagegen wird θεά gebraucht, wie γύναι, aber nicht ἄνερ). Von d
Konkurrenz zwischen Nom. und Vok. handelt auch W. Schulze
Beitrag zu der Festschrift für Wackernagel[4]), zunächst auf Grun
der Inschriften aus Arkadien; es erscheinen z. B. die Nom.-Forme
auf -ώ als Vok., aber Δωρί Ελπί u. ä. sind fest; die Vok. a
-κράτη -μένη sind nicht spezifisch arkadisch; zu ihnen gehören au
lat. *Drancē Protogenē*. R. Loewe kommt in seiner Abhandlung üb
„die indogermanische Vokativbetonung"[5]) wiederholt auch auf d
griech. Vokativbildung überhaupt zu sprechen, wesentlich älte
Anschauungen bestätigend. So werden die Typen ταχύ μάντι a
ebenso alt als die ai. Bildungen auf -ŏ -ĕ betrachtet; τέκνον, di
alte Nom.-Form, ist schon vor der Überlieferung an Stelle ein
neben der bekannten Bildung der *o*-Stämme (auf -ε) stehenden For
auf -ο getreten (dabei auch über ἐμός φίλος als Vokativ — dafü
wird aber gelten, daß Adj. ursprünglich keine Vokativform bildeten
beiläufig S. 187 f. eine einleuchtende Etymologie von φίλος, z
germ.-kelt. **bili-*, germ. *bila-* „freundlich, lieb, gut"). Alte Anfangs
betonung des Vokativs (die dem „Anruf" eignete, im Gegensatz zu
bloßen „Anrede") zeigen im Griech. Verwandtschafts- und Götter
namen u. ä. (θύγατερ, Ἄπολλον σῶτερ; daß Ἀγάμεμνον εὔδαιμον
dafür nichts beweisen können, zeigt δαΐφρον).

Wenig ist über die vielbehandelten Pronomina zu sagen.
Daß die Länge im Typus ἡμῖν schon alt und nicht aufs Attische
beschränkt ist, zeigt Wackernagel Unt. 138 f. gegen Sommer
unter Ablehnung der Erklärung F. Solmsens[6]). Über das Griech.

[1]) IF 41, 184. [2]) MSL 22, 228 f., 257.

[3]) Über einige antike Anredeformen. Renuntiationsprogramm Gött. 1912. 32 S.

[4]) Antidoron 240—254; vgl. schon o. S. 100.

[5]) KZ 51 [1923], 67—108. 161—220.

[6]) KZ 44, 214—223; ebd. 209 ff. über ἡμεῖς ὑμεῖς (aus -εες, gegen Bechtel)

zurück führt naturgemäß auch F. Sommers Erklärung von *νῶι* aus *νωϜι*; *Ϝι* = got. *wit)*[1]). Nichts fällt ab für das Griech. aus E. Hermanns Vermutungen über die Entstehung des pronominalen Ausgangs *-oisōm* im Idg.[2]). Statistisch sind die Festellungen von H. Kallenberg über den Gebrauch der kürzeren Form zu *τίς τις τοῦ ὅτου ἅττα ἄττα*)[3]).

Für die Konjugation stellt sich so gut heraus wie für die Deklination, daß das durchgeführte System der Schulgrammatik sekundär ist. Ein Verbum durchzukonjugieren ist eine gute Übung, aber vielfach unhistorisch, da gar nicht alle möglichen Formen von jedem Verbum vorkommen. Es ist auch gar nicht nötig, daß die anscheinend einfachere Form immer die Grundlage der anscheinend abgeleiteten bildet: so sind (nach A. Meillet) *πείθομαι, φαίνομαι* gerade älter als *πείθω, φαίνω*. Nach dem gleichen Prinzip läßt P. Diels einen Teil der griech. Verba auf *-jω* (*-ίνω*, *-ζω* usw.) aus urspr. Passivformen entstanden sein (vgl. z. B. *σχίζω* neben ai. pass. *chidyate*)[4]). Ein Fall wie *φημί*: *φάτο* (lat. *fātur*) zeigt nach A. Meillet, daß der scharfe Unterschied zwischen Aktiv und Medium, den das Arische und Griech. zeigen, nicht ursprünglich ist; die aktiven und medialen Personalendungen sind ursprünglich identisch[5]). Das Perfekt hatte ursprünglich nur die sog. aktiven Endungen (daher *γίγνομαι*: *γέγονα*, *φθείρομαι*: *ἔφθορα*)[6]). In diesen Zusammenhang gehört auch die im allgemeinen bekannte Tatsache, daß ursprünglich athematische Verba in thematische übergehen; dafür hat H. Ehrlich[7]) eine Reihe von griech. Beispielen gegeben; A. Meillet hat die Erscheinung verschiedentlich für die Rekonstruktion der idg. Konjugation verwertet, oft ebenfalls mit griech. Material[8]). Ein methodologisch interessanter Einzelfall ist

[1]) IF 30, 393—430.

[2]) Antidoron 217—19.

[3]) Rh. M. 72, 481—518.

[4]) Jahresber. d. schles. Ges. für vaterländ. Kultur 1913 (Abt. IV b). 8 S.

[5]) Bull. Soc. Ling. 20, 161 f.; 23, 64 ff.; weitere Beispiele ebd. 24, 110—112.

[6]) Ebd. 25, 95—7.

[7]) Zur idg. Sprachgeschichte 44—7.

[8]) MSL 19 (1914/5), 122 f. 174—7. 181—192. 20 (1916), 103—5. 21 (1918), 91. 23 (1923), 50 f.; Bull. Soc. Ling. 20 (1917), 144—6. Von griech. Verben werden in diesen Aufsätzen auf alte athematische Präsentien zurückgeführt einzelne wie *λεύσσω, ὄζω*; *χέζω, χέω, σεύω, κτίζω* (: *ἐυκτίμενος*), und die Gruppe der Verba auf *-νυμι* mit Hochstufe (*ζώννυμι, Ϝέννυμι, Ϝρήγνυμι*) und die Paare *διώκω*: *δίεμαι*, *Ϝιώκω*: *Ϝίεμαι* (vgl. zum Ablaut und zur Erweiterung z. B. *ψῆν*: *ψήχω*: *ψώχω, στενάχω, τρύχω*).

K. Brugmanns Deutung von ἐσθίω aus einem alten Imperativ *ἔσθι (= ai. *addhi*), die R. Thurneysen später etwas modifiziert hat [1]). In diesen Zusammenhang gehören auch A. Meillets Ausführungen über ὀμνύοντι; dieser Typus ist alt (auch athematische Verba können den Ausgang *-onti* haben, neben *-enti*); dazu stimmt das äol. Imperf. ἔον aus Augment ε + σ + ον(τ), nach J. Wackernagel [2]). Daß Präsensbildungen jünger sein können als die entsprechenden Futura und Aoriste, hat K. Meister im allgemeinen ausgeführt, J. Wackernagel insbesondere für die Verba auf -οῦν [3]). Daß die Untersuchungen über die homerische Zerdehnung sich besonders auch mit den verba contracta befassen müssen, sei nebenbei bemerkt.

Von allgemeinerer Wichtigkeit (möglicherweise liegt eine hohe Altertümlichkeit vor) ist J. Wackernagels gelegentlicher Hinweis auf den lesb. Unterschied φαῖσι ἦσι ἔστι gegenüber τίθη δίδω ζεύγνυ; primäre Endung bei einsilbigem, sekundäre bei mehrsilbigem Verbalstamm [4]).

Aus dem fakultativen Auftreten des Augments hat J. A. J. Drewitt die sonderbare Folgerung gezogen, daß das Augment ursprünglich das Präsens bezeichnete [5]). Über die homerischen Imperf. von εἰμί handelt zusammenfassend K. Meister [6]).

Die Deutung der Iterativpräterita auf *-σκον* scheint durch das Hettitische dahin entschieden zu werden, daß die Bildung nicht erst griech. ist [7]). — Fast gleichzeitig ist die Präsensbildung auf *-ανω* von einem frz. und von einem belgischen Forscher behandelt worden. J. Vendryes hat nach einigen Bemerkungen über die Herkunft der Bildung besonders ihre punktuelle Bedeutung ins Licht gestellt [8]), A. Carnoy [9]) gibt wesentlich eine Zusammenfassung der

---

1) IF 32, 163 bzw. 39, 189 f.

2) MSL 15, 334 f. bzw. IF 39, 221.

3) Hom. Kunstspr. 93 ff. bzw. Unt. 122 ff.

4) Nachr. Gött. Ges. W. 1914, 103, 2.

5) Class. Quart. 6, 44—59. 104—120; s. dazu Gl 6, 298. Übrigens beweist nach E. Sievers die Schallanalyse, daß die augmentlosen Vergangenheitsformen Anlautsverstärkung aufweisen, als Rest des verlorenen Augments (IF 42 [1924], 207—9). Das Augment soll dann wohl in enklitischen Vergangenheitsformen geschwunden sein, da es in orthotonierten doch den Ton hatte?

6) Hom. Kunstspr. 107 ff.

7) Vgl. z. B. J. Friedrich ZDMG 76 (NF. 1), 172 f.

8) Antidoron 265—73.

9) Musée belge 28 (1924), 5—12.

Anschauungen über die Entwicklung des formalen Typus (S. 6 wird besonders auf *αἰσ-θά-νομαι* : *αἰσ-θή-σομαι* u. ä. hingewiesen, doch ist die Analyse nicht zwingend). Auf die ursprachliche Präsensklasse mit Schwundstufe des Stammes und Suffixbetonung (indische 6. Klasse) deutet arkad. *καλλι-θύεσσα* nach F. Bechtels Deutung (*-θυεσσα* fem. zu **θυέντς* = lat. *furens*).

Das Umfangreichste ist das Werk von V. Magnien über das Futurum [1]), dessen erster Teil im wesentlichen eine geordnete Aufzählung aller griech. Futurbildungen ist, während der zweite die Anwendung der Futura behandelt. Ein Schlußabschnitt sieht den Ursprung in einer idg. Desiderativbildung auf *-se-* (*-so-*) *-s̯je-* (*-s̯jo-*); kritisch darüber z. B. Walter Bericht 353 f. Für die häufige mediale Flexion des Futurs macht R. Thurneysen [2]) *βείομαι* verantwortlich, A. Meillet [3]) *ὄψομαι* und fut. Ptc. wie *Ϝεισόμενος*. An gleicher Stelle (S. 100) sieht M. in att. *πλευσοῦμαι* eine Verschränkung von *πλεύσομαι* und **πλεϜεομαι* (aus *-Ϝεσομαι*; vgl. ai. *-iṣya-*); der Typus ist nur alt bei Verba auf *-έ(Ϝ)ω*, von da hat er sich ausgebreitet. Diese Ansicht hatte, ausgehend von hom. *χείω*, schon J. Wackernagel angedeutet [4]). Eingehender war noch vor Magnien eine einzelne Futurbildung, das sog. fut. III, geprüft worden, nach Bildung, Bedeutung und Geschichte, von J. Cakot [5]). Von Anfang an in der Dichtung häufiger (auch bei Aristophanes), ist es in der Prosa im allgemeinen seltener; in der hellenistischen Prosa stirbt es aus (die LXX haben nur *κεκράξομαι*). Die Attizisten haben auch diese Bildung wieder aufgenommen. Über das fut. pass. s. u. — K. Brugmann [6]) hat Wackernagels Erklärung der sog. Desiderativa auf *-είω* etwas umgebogen; indem er *ὄψει* (in *ὀψείων* für *ὄψει ἰών*) als Loc. oder Instr. nimmt statt als Dat.; aber der Einwand gegen W., finaler Gebrauch des Dativs von Verbalabstrakten sei nichtgriech., trifft in noch stärkerem Maße seinen eigenen Vorschlag.

Für sämtliche Aoristbildungen wichtig ist die Sammlung des Materials aus den att. Tragikern und Komikern durch O. Lautensach [7]). Die Geschichte zweier wichtiger Bildungen beleuchten zwei

---

1) Le futur grec. Paris, Champion 1912 (I : XII, 448 p.; II : X, 337 p.).
2) IF 38, 146 f.
3) Bull. Soc. Ling. 25 (1924), 98—100.
4) Unt. 243—5.
5) De Graecorum tertio quod vocatur futuro. Diss. Breslau 1911. 120 S.
6) IF 33 (1913/4), 332—6.
7) Die Aoriste bei den att. Trag. und Kom. Göttingen, Vandenhoek & Rupr. 1911. 309 S.

inschriftliche Formen, deren Auffassung freilich nicht gesichert ist; ich habe für böot. ανεϑε die optimistische Auffassung als ἀνέϑη (die Form, die vor ἀνέϑηκε liegt) besser zu begründen versucht, wie P. Kretschmer arkad. ἐποιες als ältere Form für ἐποίησε genommen hat[1]). Einzelnes haben auch A. Meillet[2]) und J. Wackernagel[3]) besprochen; M. macht statt hom. πέρϑετο (mit Aoristbedeutung) ein richtiges πάρϑετο (für πράϑ.) wahrscheinlich, W. entdeckt in ἔγεντο, στεῦτο sigmatische Bildungen. Umgekehrt beseitigt A. Debrunner[4]) den singulärsten aor. mixtus, ἄξοντο Θ 545, der nur eine dichterische Umbiegung ist des fut. ἄξεσϑε Θ 505.

Für den Passivaorist sind zwei neue Versuche zu verzeichnen, von H. Collitz[5]) und von K. Meister[6]). Collitz geht wie Wackernagel vom medialen Aorist aus, aber vom athematischen s-Aorist: von einer 2. pl. aor. med. *ἔλεχϑε (: ἐλέγμην) habe sich durch Mischung mit dem intr. aor. auf -ην die Formation auf -ϑην ergeben. Meister sieht, ähnlich wie Bopp, Lorentz u. a., in ϑη eine Form von τίϑημι und das Ptc. aor. act.; ϑωρηχϑείς „den Panzer anlegend" wäre eine Art Kompositum (statt ϑώρηκα ϑείς); daß man das medium erwarten würde, wird erwähnt, nicht erklärt; vom Ptc. seien dann die übrigen Formen ausgegangen. Ich ziehe die bekannte Auffassung von Wackernagel den neuen Erklärungen vor, auch der an sich erwägenswerten von Collitz. Einige Passivaoriste auf -ην und -ϑην sucht dialektisch abzugrenzen F. Solmsen[7]).

Zusammenfassung und Weiterführung geltender Anschauungen sind K. Meisters Ausführungen zum κ-Perf.[8]). Entscheidend für J. Schmidts Auffassung des aspirierten Perfekts ist J. Wackernagels Besprechung des thukyd. ἀφίκατο, herod. ἀπίκατο[9]). Zusammen mit ähnlichen Bildungen bespricht A. Meillet[10]) hom. οἴχωκα; es erweist sich als reduplikationsloses Perfekt, das neben οἰχή-σομαι οἴχη-μαι steht wie πέπτωκα neben πεπτηώς. Die eigen-

---

[1]) Gl 11, 78 bzw. ebd. 6, 277.

[2]) Bull. Soc. Ling. 24, 101 f.; über πέρϑαι s. o. S. 93.

[3]) Unt. 173 ff., 201 ff. Hier auch über einige andere Einzelheiten der Aoristbildung: ἔφϑεισα (75 f.), εὖκτο 173.

[4]) IF 40 (1922), 111 f.

[5]) Das schwache Präteritum und seine Vorgeschichte. Göttingen. Vandenhoek & Rupr. 1912. S. 205—32.

[6]) Hom. Kunstspr. 110—116.

[7]) Gl 2 (1910), 305—15.

[8]) Hom. Kunstspr. 116—126.

[9]) Unt. 24.

[10]) Bull. Soc. Ling. 24 (1923), 113—6.

tümliche Form πεφυζότες suchte F. Solmsen[1]) aus Einfluß von φύζα zu erklären.

Viel beachtet wurden die neu gefundenen arkadischen (und urgriech.) Formen Konj. ἀψευδήων, Opt. ἐξελαύνοια, die erste ein Gegenstück zu ved. *stavāni* „ich will preisen", die zweite der nach ai. *bhareyam* längst geforderte ursprüngliche Typus der 1. Sg. opt. praes. — beides nach W. Schulze in seinem Beitrag zur Erstveröffentlichung der Inschrift; der Versuch, ἀψευδήων anders (als Opt.) zu erklären, hat wenig für sich[2]). Weiter sei noch erwähnt, was J. Wackernagel über die kurzvokalischen Konjunktive sagt[3]); mein Hinweis auf einen neuen Beleg für den Typus εἴω ist durch andere Lesung der Quelle überholt[4]). Die Bemerkung von L. Laurand über εἴησαν bei Thukydides[5]) hat textkritische Geltung; wie O. Hoffmann wendet sich L. gegen den Grundsatz, die Texte mechanisch nach den Inschriften durchzukorrigieren; εἴησαν hat in den ersten Büchern des Thuk. gegenüber εἶεν in den spätern sein Recht als Ionismus. Die sog. äolischen Optativformen hat R. Günther[6]) als junge griech. Nebenformen zu erklären versucht; mir scheint H. Hirt[7]) einen glücklichen Griff getan zu haben mit seiner Gleichsetzung der Form mit dem lat. conj. ipf. auf *-sem* (aus *-sejēm*).

Originell hat P. Kretschmer[8]) die Imperativform auf -σον zu enträtseln versucht; οἶσθ᾽ ὃ δρᾶσον ist nach ihm gerade ein ursprünglicher Verwendungstypus, denn δρᾶσον ist der Bedeutung nach = ποιητέον, der Form nach aus -τϝον entstanden, einer Nebenform zu -τέον. Eine einzelne Imperativform bespricht neuestens E. Hermann[9]): er faßt hom. ἄγρειτε als Pluralisierung des äol. ἄγρει.

Durch die Heranziehung arischer Infinitivbildungen (ai. *bhūṣáṇi*, mpers. *bavišn*) hat Chr. Bartholomae[10]) wahrscheinlich gemacht, daß φῦναι ein σ vor ν verloren hat, was auch für δοῦναι θεῖναι

---

1) Rh. M. 66 (1911), 144.

2) Inschrift und Literatur s. Del.³ nr. 665 (wo der Fehler αὐτὸ statt αὐτός Z. 25 erst nach dem Imprimatur in den Text kam).

3) Unt. 142—5.

4) Gl 12, 7 mit J. Wackernagel bei Bechtel Dial. 2, 754.

5) MSL 22 (1921), 182—5.

6) IF 33 (1913/4), 407—19.

7) IF 35 (1915), 137—142.

8) Gl 10, 112—122.

9) Gl 13, 309.

10) Zur Etymologie und Wortbildung der idg. Sprachen. Heidelberg. SB. 1919 Abh. 10, Abschnitt I.

στῆναι in Betracht kommt: hier liegt der Ausgangspunkt der Infinitive auf *-ναι*. Weiter tritt B. dafür ein, daß in ai. *dāváne*, gath.-avest. *vīdvanōi*, gr. *ϝειδϝεναι* der *w*-Laut zum Suffix gehöre, was zeitweise bestritten, neuerdings aber auch von A. Meillet[1]) vertreten wurde, während G. N. Hatzidakis[2]) *υ* wieder zur Wurzel zieht und für die griech. Infinitive mit dem Suffix *-senai* auskommen will.

Die Infinitivbildung in den dor. Dialekten hat R. Günther[3]) zusammenfassend behandelt; die Bildung auf *-εν*, die er als die jüngste ansieht, betrachtet F. Bechtel, Dial. 1, 193 gerade als die älteste. Die homerisch-äolischen Infinitive auf *-μεναι* hat J. Wackernagel[4]) neu beleuchtet; es ergibt sich *-μέναι* als ursprüngliche Betonung (ai. *vidmáne* = **ϝιδμέναι*); die Bildung ist ursprünglich auf einsilbige, unkomponierte Verbalstämme beschränkt; zur Ausbreitung hat auch die Dichtung beigetragen. W. Porzig in seiner Bemerkung über die Inf. auf *-μεναι*[5]) spricht vom Akzent, ohne W. zu erwähnen; seine Kritik der landläufigen Auffassung der Inf. auf *-μεναι* als Dat. von Neutr. schießt übers Ziel hinaus; es wird freilich deutlich, daß die Anfänge der Bildung auf *-μεναι* noch kleiner waren, als man sie sich bisher vorstellte. Vielleicht ist aber gerade **ϝιδμέναι* der Ausgangspunkt gewesen. Die Schwundstufe *ϝιδ-* kann sich durch Stammabstufung erklären; die Auskunft, es liege ein masc. Typus zugrunde (wie *λιμήν πυθμήν*), ist semasiologisch sonderbar. Und was soll dann *-αι* für eine Endung sein, wenn es (nach P.) keine Dativ- oder Finitivendung ist?

Wortbildung.

Eine Zusammenfassung, die mehr bietet als die Handbücher (abgesehen von Literaturangaben für Einzelheiten), aber trotz der tatsächlichen Reichhaltigkeit im Verhältnis zum Umfange des ganzen Gebietes nur einen dürftigen Abriß darstellt, hat A. Debrunner in seiner „Griechischen Wortbildungslehre"[6]) gegeben. Die Beschränkung war für den Verfasser geboten durch die Bestimmung des Büchleins für die sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek;

---

[1]) MSL 20 (1918), 293 f.

[2]) Gl 12, 61.

[3]) IF 31 (1913), 372—85.

[4]) Nachr. Gött. Ges. W. 1914, 102—104.

[5]) IF 42 (1924), 270—3.

[6]) Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek VIII. Heidelberg. Winter 1917. XIV, 239 S.

aber er empfand auch, daß die vorhandenen Vorarbeiten das Ideal einer „Geschichte der Wortbildungsmittel im Griechischen" zu verwirklichen noch nicht ermöglichen. Ein allgemeiner Teil behandelt Satz und Wort, die Analogie in der Wortbildung, die verschiedenen Elemente der Wortbildung; der besondere Teil bringt zuerst die Zusammensetzung, dann die verbale und die nominale Ableitung. Anhangsweise folgen Proben von Äußerungen alter Grammatiker über die Wortbildung. Die Benutzung des klar und übersichtlich geschriebenen Büchleins wird durch ein dreifaches Register noch besonders erleichtert. Neben dem formalen Gesichtspunkt sind auch der semasiologische und der stilistische durchgehend berücksichtigt (vgl. dazu schon oben S. 83).

Wie umfangreich ein erschöpfendes Werk über griechische Wortbildung werden müßte, zeigen besonders einige neuere Einzelarbeiten, die bei Debrunner bereits benutzt sind. Alle diese Untersuchungen bestehen in mehr oder weniger selbständigen, mehr oder weniger gut gruppierten Stoffsammlungen, unternommen in der Absicht, eine historische Entwicklung, dialektische und literarische Unterschiede, einen Ausgangspunkt der betreffenden Bildung nachzuweisen; sie sind oft zugleich von lexikalischer und etymologischer Wichtigkeit. Wie schwer es ist, auf einmal alles Material zu gewinnen, zeigen die Nachträge zur Bildung der Verba auf *-οῦν*, die Wackernagel Unt. 122 ff. zu Fraenkels Sammlungen gegeben hat, um als Ausgangspunkt der Verba auf *-οῦν* das Verbaladj. auf *-τός* und das Mediopassiv zu erweisen[1]). Unter den neueren Arbeiten zur griechischen Wortbildung steht an Gründlichkeit, Methode, Ergebnissen voran das Buch von E. Fraenkel über die Nomina agentis auf *-τηρ*, *-τωρ*, *-της* (*-τ-*); die wichtigsten Ergebnisse sind die Verteilung der verschiedenen Bildungen auf Simplicia und Komposita und auf die Dialekte, dann die Beseitigung der Erklärung des nicht nur epischen *-τᾰ* (*νεφεληγερέτᾰ*) als Vokativ[2]). Eine

[1]) K. Meister, Hom. Kunstspr. 86, 3 sieht wieder mit Fraenkel in den Aoristen die älteste Schicht der Verba auf *-όω*.

[2]) Geschichte der griech. Nomina agentis auf *-τηρ* usw. I und II. Straßburg, Trübner 1910. 1912. XII, 245 und VI, 274 S. Vgl. meine Besprechung B. ph. W. 1911, 972—5; 1914, 529—34, wo auch einige einschlägige Zeitschriftenaufsätze des gleichen Verfassers genannt sind. Wesentlich Stoffsammlung (mit Berücksichtigung der Bedeutung und der Etymologie) gibt A. Häckert, De nominibus agentis ope suffixi *-o-* formatis, quae in vetere lingua Graeca exstant. Diss. Münster 1913. 86 S. Der Verf. sucht zu beweisen, daß die Nom. auf *-o-* urspr. auf die Komposition beschränkt waren.

wichtige Ergänzung zu Fraenkels Darlegungen bilden J. Wackernagels Ausführungen über das Femininsuffix -τις (mit Betonung auf der Pänultima) neben -τῆς (wenn entsprechend betont); -τις enthält darnach nicht das bekannte Fem.-Suff. -ίς [1]). Fraenkels Buch darf sich zur Seite stellen die eindringende Behandlung der griechischen Diminutiva auf -ιον und -ισκος durch W. Petersen [2]). die namentlich die Bedeutung berücksichtigt und die Entstehung der meist unklaren Bildungen auf -ίδιον, -άδιον, -ύδριον, -ύλλιον usw. untersucht (eine Einzelheit beleuchtet J. Wackernagel Gl 4 [1913], 243 f.: -άφιον, nicht -ἀφιον, ist anzusetzen nach ion. ξυλήφιον und einem metrischen Zeugnis). Einen Teil des gleichen Gebietes hat später J. Friedrich nochmals vorgenommen in seiner Arbeit „Deminutivbildungen mit nicht deminutiver Bedeutung besonders im Griechischen und Lateinischen" (Diss. Lpz. 1916; 81 S.). Unter den Beispielen bilden besonders Tier- und Pflanzennamen eine deutliche Bedeutungsgruppe, weiter Ausdrücke der Baukunst und für menschliche Körperteile, aber auch andere Vergleiche verschiedener Art und Zugehörigkeit und Beziehung im allgemeinen kommen in Frage. Die Bildungen auf -ιον hatten wenigstens zum Teil nie Deminutivbedeutung, sondern gehen auf das alte Adj.-Suffix -ιο- zurück, das eine allgemeine Beziehung ausdrückt; die Bildungen auf -ισκος -η dagegen werden als verblaßte Deminutiva wahrscheinlich gemacht. Vom formalen Gesichtspunkt geht aus Erwin Herrmann in seiner Sammlung der Liquidaformantien der ionischen Nominalbildung [3]), während R. Schulz in seiner Schrift über die einfachen Stoffadjektiva den semasiologischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt [4]). Diese Seite fehlt auch nicht in der guten Arbeit von F. Iber über die (Modal-)Adverbien auf -ως bis auf

---

[1]) Nachr. Gött. Ges. W. 1914, 37—49.

[2]) Greek Diminutives in *-ION*. A Study in Semantics. Weimar, Wagner 1910. VIII, 299 S., und The Greek Diminutive Suffix -ισκο-, -ισκη-. 1913 (Transact. of the Conn. Acad. of Arts and Sc. 18, 139 ff.). Hier sei auch auf Petersens allgemeine Ausführungen über die Entstehung von Suffixen überhaupt und über die Exozentrika aufmerksam gemacht (AJPh 37, 1916, 173—93. 255—81 [s. Idg. Jb. 5, 67 f.] und IF 34, 1914, 254—85).

[3]) Die Liquidaformantien in der Nominalbildung des ion. Dialektes. Diss. Tübingen 1911. 90 S.

[4]) Die einfachen Stoffadjektiva des Griech., semasiologisch und historisch behandelt. Diss. Gießen 1910. 167 S. Gibt nach Vorbemerkungen über den Ausdruck des „Stoffes" im Griech. eine innerhalb der einzelnen Gruppen alphabetische Übersicht über die relativ reinen und die übrigen Stoffsuffixe mit genauen Stellenangaben; am Schluß zwei Tabellen.

ıokrates[1]), die außer der Zunahme der Bildung im allgemeinen ıit Homer die stilistischen Unterschiede (Vermeidung in der hohen oesie, Ersatzausdruck, Häufung), die Affinität zu den Partizipien s Licht stellt. Wesentlich Stoffsammlung geben zwei Arbeiten über erbalbildung, die L. Sütterlins Forschung unter seiner Leitung und ılweise mit von ihm gelieferten Vorarbeiten fortführen: A. Müller at das Material für die Verba auf *-ίζω*[2]), Johanna Richter ır die Verba auf *-άζω* vorgelegt[3]). Wie die letztgenannte Arbeit ı einem Anhang auch die german. Verba auf *-atjan* und *-itjan* bepricht, verbindet W. Marcus die Untersuchung der reduplіierenden griechischen Intensiva (neben den zugehörigen Nominalildungen) mit denen der altarischen Dialekte[4]).

Von allgemeinerer, weil grundsätzlicher Bedeutung ist zuächst Fr. Eichhorns Untersuchung der retrograden Ableitung m Griechischen (z. B. *γέννα, δίαιτα, ἧττα, ἔπαινος, μέτοικος* sind ünger als die Verba *γεννᾶν* usw.). Doch enttäuscht die sorgfältige,

---

[1]) Adverbiorum Graecorum in *-ΩΣ* cadentium historia usque ad Isoratis tempora pertinens. Diss. Marburg 1914. 130 S. Das Material für Aristoph. Antiph. Thuk. Isokr. ist nicht, wie für die Frühern, mitgeteilt, ondern nur für die Tabellen verwertet. Nicht überzeugt hat mich die on Th. Birt angeregte Herleitung von *-ῶς* aus *-ος ὥς* (z. B. *αἰσχρῶς* ıus *αἰσχρὸς ὥς*), die den Akzent nicht berücksichtigt.

[2]) Zur Geschichte der Verba auf *-ίζω* im Griechischen. Diss. Freiburg i./Br. 1915. 83 S. Besteht außer Einleitung und Schlußbemerkungen aus einer chronologisch, dialektisch-literargeschichtlich, semasiologisch geordneten Aufzählung; dankenswert ist die Heranziehung der Inschriften und Papyri (für diese beiden Quellen sind allein die genauen Zitate beigegeben) sowie des Mittelgriechischen (hier hat *-ίζω* die stärkste Ausdehnung). Auch bei seltenen und nur byzantinischen Verben ist nirgends die Bedeutung beigefügt. Vgl. zu den Verba auf *-ζω* und ähnl. Bildungen auch P. Diels (o. S. 103).

[3]) Ursprung und analogische Ausbreitung der Verba auf *-άζω*. Excurs: Die germanischen Verba auf -atjan, -itjan im Vergleich mit den griech. Verba auf *-αζω*. Diss. Münster i./W. 1909. 180 S. Enthält außer dem im Text genannten Anhang und einer Voruntersuchung über das idg. Formans *-d-* im Griech. einen kürzern Abschnitt über die lautgesetzlich abgeleiteten Verba auf *-αζω* (S. 45 ff.) und einen längern über die analogisch gebildeten (S. 54—134). Meillets Auffassung der Verba auf *-αζω* ist schon o. S. 102 erwähnt.

[4]) Zur Bildung der Intensiva in den altarischen Dialekten und im Griechischen. Diss. Heidelberg. Lpz. 1914. 79 S. Das Indische spielt die Hauptrolle, doch sind gerade einige griech. Bildungen durch ihre Altertümlichkeit wichtig (*τητάω, πορφύρω μορμύρω* mit ‘Vokalausgleiche’ aus **περφ. *μερμ.*, *δαιδάλλω μοιμύλλω*, die der Verf. ansprechend aus **dal'daljō* **mol'muljō* deutet).

klar geschriebene Arbeit ein wenig, weil das Griechische dieses Verfahren wenigstens in älterer Zeit nur in beschränktem Umfang anwendet (bei Spätern sind individuelle Bildungen häufiger) und sich nicht eben viel Neues ergeben hat[1]. Die Behandlung der Reimwortbildung im Arischen und Griechischen durch H. Güntert[2] ist ein erster Wurf, wobei mancher Zweifel bleibt, wenn auch die energische Anwendung eines bekannten Grundsatzes anerkannt sein soll; ähnlich ist übrigens F. Sommers neues Prinzip der Konträrbildung[3] (*εὐδίαιος* „Gutwetterloch“ konträr zu *χείμαρος* „Schlechtwetterspund“).

Zu diesen Arbeiten, die Debrunner bereits vorlagen, sind seitdem noch einige weitere getreten. Der neuen Untersuchung der vorgeschichtlichen Probleme der Adjektiva auf *-αιος* durch den schwedischen Gelehrten G. Sandsjoe gegenüber hat A. Debrunner in zahlreichen Einzelheiten den Standpunkt geschichtlicher Sprachbetrachtung vertreten; in der Hauptsache stimmt er jedoch zu (das *α* von *αιος* ist ursprüngliche Kürze, schwache Form von *ᾱ*, Ablaut *δικᾰ-*: *δικᾱ-*)[4]. Im übrigen handelt es sich hier um Einzelbeobachtungen von größerer oder geringerer Tragweite. Der gleichzeitig von Eichhorn und von mir veröffentlichten Feststellung, daß bei Homer Bildungen mit *-τις -σις* aus denominativen Verben fehlen, während solche mit *-τύς* geläufig sind, hat J. Wackernagel einen weitern Hintergrund gegeben[5]. P. Kretschmer spricht gelegentlich[6] über *-αινα* in Fischnamen; A. Meillet[7] über *-ον-* als Erweiterung kürzerer Bildungen (*περικτίον-* aus *-κτ-*, *θεραπον(τ)-* aus *θεραπ-*, *δράκοντ-*: **δρακ-*). Daß *ϝέργον* mit *ε* in der Wurzelsilbe ein alt-idg. Typus ist, zeigt W. Schulze in einem kleinen, aber inhaltreichen Artikel[8]. Daß die Adj. auf *-ής* nur scheinbar

---

[1] De Graecae linguae nominibus derivatione retrograda conformatis. Diss. Gött. 1912. 54 S.

[2] Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen. Heidelberg, Winter 1914. X, 258 S. Dem Griech. ist das 4. Kapitel (S. 112—167) gewidmet, wo 90 Fälle nach dem Reimprinzip erklärt werden. Vgl. meine Besprechung B. ph. Woch. 1916, 973—8.

[3] Festschrift E. Windisch ... dargebracht. Lpz., Harrassowitz 1914. S. 123—6.

[4] G. Sandsjoe, Die Adj. auf -ΑΙΟΣ. Studien zur griech. Stammbildungslehre. Diss. Upsala 1915. 115 S.; bespr. von A. Debrunner IF 40 Anz. 9—16 (S. 12 ist *ἀγαία μόσχος* der Labyadeninschrift übersehen).

[5] Berliner Sitz.-Ber. 1918, 380—91.

[6] Gl 12, 280, 1.

[7] Charisteria Morawski. Cracoviae 1922, 3—5.

[8] KZ 48 (1919), 236. Die Wichtigkeit der Beobachtung betont A. Meillet MSL 22, 203, wo einige weitere Hinweise.

ne einheitliche Gruppe bilden, betont, auf Grund einer Anregung ›n Bechtel, R. McKenzie[1]); neben *-es*-Stämmen kommen auch -Stämme in Betracht, die sich z. T. an den Passivaorist auf *-ην* ıschließen; vieles beruht aber auf analogischer Nachbildung. . Kalén[2]) bespricht die seltenen Bildungen auf *-εια* zu ein-ıchen *s*-Stämmen: *μέρσεια ἐλεγχείη*, z. T. unter Ablehnung der nschauungen F. Solmsens[3]) über das Verhältnis von *εια* : *εία*, hne wesentlich neue Ergebnisse; daß in *ἐγχείη* ein alter Dual tecken soll, leuchtet mir nicht ein. Einige Bemerkungen von ł. N. Hatzidakis[4]) hätten tw. schon o. S. 78 eingereiht werden :önnen, obschon der Verfasser an rein sprachliche Analogie denkt: *ταίρους ἐθελοντῆρας* β 291 f., nach *ἐρίηρας ἑταίρους* (dann *-τής* ·tatt *-τήρ*, das bei Ptc. unerhört ist); *εὐρυπυλές*, *χαλκοβατὲς* (*δῶ*) ıach *ὑψηρεφὲς* (*δ.*). Neuestens handelt L. Radermacher, um für *φλύᾱκες* Sicherheit zu gewinnen, über die Bildungen auf *-ᾱκ-* (die ıich von *-ᾰκ-* nicht immer scheiden lassen), besonders vom semasio-ogischen Standpunkt (es sind Bezeichnungen von Menschen nach ʒeistigen Eigenschaften, soz. Stellung, Beschäftigung, tw. verächt-lich, immer charakterisierend, aber auch Tier- und Gerätenamen)[5]). Die Ausbreitung der Bildungen auf *-μα* im Griech. greift von einem neuen Ausgangspunkt eben an W. Porzig[6]); auch im Griech. spielt nach ihm das Zauberhafte noch eine Rolle, das er der ursprach-lichen Bildung auf *-men-* zuschreibt. Jedenfalls wird deutlich, daß die sog. Verbalabstrakta auf *-μα* eine sekundäre Schicht sind gegen-über den Konkreta, wenn auch manchem dies und jenes reichlich nachfühlende Phantasie zu erfordern scheinen wird (über Porzigs Auffassung der Inf.-Endung *-μεναι* s. o. S. 108).

Die ganze Suffixforschung würde auf einen neuen Boden ge-stellt durch eine zeitgemäße Erneuerung des sog. „Etymologischen Wörterbuches" (besser Suffixindex) von Passow (1836), mit der K. F. W. Schmidt beschäftigt ist[7]). Eine vorläufige Probe eines solchen Werkes geben die von dem verstorbenen A. W. Stratton

---

[1]) Class. Quart. 13 (1919), 141—8.

[2]) Quaest. gramm. Graecae. Göteborg 1918, 39—61.

[3]) Beiträge zur griech. Wortforschung 1 (1909), 248 ff. Ebenda 232 f., 238 ff. über die Suffixe *-σος -σα*.

[4]) *ἐπιστημ. ἐπετηρὶς ιη'* (Athen 1923), 8—10.

[5]) S.-Berichte Wien. Akad. 202, 1 S. 3—10 (1924).

[6]) IF 42 (1924), 223 ff., insbes. 256—264.

[7]) Nach einer Mitteilung auf der Philologenversammlung von Münster i. Westf. (1923).

gesammelten Materialien, die der Wissenschaft nach und nach von C. D. Buck und seinen Schülern zugänglich gemacht werden[1]. Ähnlich angelegt ist die Zusammenstellung der Bildungen auf -ιο- durch die italienische Philologin Ida Vassalini[2]).

Über die Komparation haben schon zu Anfang der Berichtszeit H. Güntert[3]) und sein Lehrer H. Osthoff[4]) gehandelt, der erste zusammenfassend, hauptsächlich ältere Anschauungen ausführend und stützend, der andere namentlich über die Etymologie einzelner Bildungen; ich verweise für Einzelheiten auf Jahresber. des philol. Vereins zu Berlin 43, 224 f. (R. Helbing) und B. phil. Woch. 1912, 1743 ff. (Schwyzer). Einer Einzelheit weist J. Wackernagel[5]) ihren entwicklungsgeschichtlichen Platz an, dem bei Homer fehlenden ὕψιστος. Neuerdings hat A. Meillet[6]) gezeigt, daß das Griech. und Lat. den alten Zustand bewahrt haben, wenn sie, im Gegensatz zum Arischen und Slawischen, kein Fem. des Komparativs bilden (entsprechend der ursprünglich substantivischen Geltung des Komparativs auf -ίων).

Von methodischer Bedeutung sind einige Erscheinungen, die im Grunde zur Syntax gehören (Verschiebung der Wortgrenze, Änderung der Wortart). Für Agglutination und Deglutination des Artikels ist je ein neues Beispiel gefunden worden[7]). Die Erstarrung von Formen des Nom. Sg. zu Adverbien haben erst F. Solmsen, dann K. Brugmann ins Licht gestellt[8]).

Den schon mehrfach behandelten Kompositionstypus mit σ

[1]) Bisher erschienen 'Labial Terminations' I. II von E. H. Sturtevant Class. Phil. 5 (1910), 323—56; 6 (1911), 197—215. 450—476; 7 (1912), 420—441; 8 (1913), 65—87. 334—348, und 'Dental Terminations' (mit den Wörtern mit Gen. auf -ατος außer -μα -ματος) von C. D. Buck ebd. 12 (1917), 21—29. 173—89. 295—301; 13 (1918), 75—88; 16 (1921), 51—62. 260—79. 367—83; auch besonders käuflich unter dem Titel 'Studies in Greek Noun-Formation' (The University of Chicago Press).

[2]) RIGI 2 (1918), 49—64. 253—62 (s. Idg. Jb. 8, 108).

[3]) IF 27 (1910), 1—72.

[4]) Morphologische Untersuchungen 6; hg. von K. Brugmann und H. Osthoff. Lpz., Hirzel 1910.

[5]) Unt. 213 f.

[6]) MSL 23, (1923), 47—9.

[7]) P. Kretschmer Gl 10 (1920), 108—112 (θαργήλια, τ. aus τὰ ἀργ.); E. Schwyzer Idg. Jb. 8, 119 und N. Jbb. 49 (1922), 458—60 (τὰ μαλάβαθρα aus *tamālapattra*); ich bitte dort das Beispiel *lundi* aus *lunae dies* in *lendemain* aus *l'endemain* zu bessern.

[8]) Beiträge zur griech. Wortforschung 1 (1909), 155 ff. bzw. IF 27 (1910), 233 ff., bes. 259—65. 274—8.

[λ]υσιμελής Πεισίστρατος) hat vor kurzem A. Meillet in neuer [W]eise angefaßt[1]); er lehnt Beziehung auf Suffix *-ti-* und auf den [A]orist ab (πεισι-, στᾶσι passen nicht zu πιστι-, στᾰσι-; gegen [d]en Aorist spricht der Sinn) und sieht in σ das Kennzeichen des [„]Futurums“, in desiderativer Bedeutung (vgl. o. S. 105); λῡσιμελής [is]t eig. „qui cherche à lâcher la tension des membres“, Καλυψώ [(]Koseform eines Namens auf Καλυψι-, -ψε-) eig. „celle qui cherche [à] cacher“. Nicht ganz klar ist mir bei dieser an sich überzeugenden [D]eutung die Beurteilung des ι geworden (neben dem auch das besser [i]n *-se-* passende ε, ο erscheint; περσέπτολις, λειψόθριξ). Einen [E]inwand bildet βωτιάνειρα; diesen sucht M. in einem Nachtrag[2]) zu [b]eseitigen; *-τ-* sei, wie in βοτάνη (gebildet wie δρεπάνη), nur hiat[t]ilgend (wie in frz. *clou-t-ier*); ebenso werden βοτόν, ποτόν, φυτόν, φυτεύω beurteilt. Das Gebiet der präpositionalen Präfixe bei Verben und Substantiven hat K. Dieterich[3]) in Angriff genommen, mit vorwiegender Rücksicht auf die spätgriechische Sprachentwicklung. Erschienen ist erst die Behandlung von ἀπό, für das sechs Bedeutungsgruppen unterschieden werden, ohne durchgehende Möglichkeit scharfer Trennung im einzelnen: 1. räumliche Funktion, 2. privativ-negative, 3. Vollendung einer Handlung, 4. Ergebnis einer Handlung oder Rückstand eines Stoffes, 5. Verstärkung eines Begriffes, 6. Verwandlung oder Komprimierung eines Begriffes. Ebenfalls ἀπό, aber auch ἐκ hat dann in ähnlicher Weise Γ. Γαρδίκας[4]) behandelt. — Zwei bisher ungedeutete Präfixe hat K. Brugmann zu enträtseln versucht[5]). — Insbesondere den Akzent von Wörtern mit Suffixen und von Komposita behandelt J. Wackernagel in den beiden ersten Teilen seiner Akzentstudien[6]); es zeigt sich, daß dabei die Betonung von ῐ ῠ (im Gegensatz zu -ό-, -ά-) vermieden wird; also z. B. βραδυτής: νεότης, μονόζυξ: διασφάξ.

„Synchronistische Querschnitte durch die Wortbildungsmöglich-

---

[1]) Rev. ét. gr. 32 (1921), 384—7.

[2]) Bull. Soc. Ling. 25 (1924), 103.

[3]) Die präpositionalen Präfixe in der griech. Sprachentwicklung mit besonderer Berücksichtigung des Mittel- und Neugriechischen. IF 24 (1909), 87—158 (zugleich Leipziger Habilitationsschrift).

[4]) Ἀθ 24 (1912), 73—176.

[5]) σα- S.Ber. Sächs. Ges. W. 1918, 6. Heft, 40; IF 39 (1921), 114—21, σι- IF 39 (1921), 140—4; σα- teils zum Fragepronomen, teils mit σι- zu Wurzel *tu* „schwellen“. Vgl. dazu P. Kretschmer Gl 13, 270 f.

[6]) Nachr. Gött. Ges. Wiss. 1909, 50 ff.; 1914, 20 ff. (über das Griech. 58—63 bzw. 29 f., 33—5). Über den dritten Teil s. o. S. 95.

keiten bestimmter Sprachperioden, Dialekte, Literaturgattungen u Autoren [sind] bisher kaum als Erfordernis bekannt": diesem S aus der Vorrede zu Debrunners Griech. Wortbildung nimmt G. Lin berger[1]) für einen Teil der polybianischen Wortbildung sei Geltung, nämlich für Ableitung und Zusammensetzung der Sub und Adj. Die Arbeit, die in der Methode sich an die einschlägig Kapitel von Maysers Papyrusgrammatik und von Schmids Attizism anlehnt, bietet in gedrängter Form reichen Stoff, der wieder weitern Vergleichungen die Grundlage bilden kann. Ein Rückblic stellt im allgemeinen Übereinstimmung mit den Typen der Koi fest (ein positiver Unterschied ist z. B. das Vorkommen fem. Subst auf -της und von Adj. auf -ώδης, ein negativer die relative Seltenheit der Deminutiva — das hängt mit dem literarischen Charakter des Polybios zusammen). Interessant ist die Besprechung der fü die „neuen" Bedeutungen maßgebenden Gesichtspunkte. Die „poet." und ion. Wörter werden als Ionismen der Koine betrachtet. Tabellen lassen die Häufigkeit der einzelnen Bildungen überblicken. Von großer Wichtigkeit für den polybianischen Wortschatz waren Platon und Xenophon (dagegen nicht Thukydides). Typen, die der Koine abgehen, fehlen auch bei Polyb.

Wortforschung.

Hier ist des Einzelnen so viel, daß Stoff für einen besonderen Bericht vorläge; eine allgemeine Orientierung kann nur auf dies und jenes hinweisen. Um so mehr als das Material weit zerstreut ist, nicht nur in sprachwissenschaftlichen Büchern und Aufsätzen. sondern auch in rein philologischen Arbeiten, hier besonders auch in Kommentaren (ich weise gerne darauf hin, daß z. B. die Neubearbeitung des Schneidewin-Nauckschen Sophokles wie zur Syntax auch zur Wortbedeutung und Etymologie feine Bemerkungen bietet).

Sehnsüchtig warten alle Beteiligten auf ein griechisches Wörterbuch, das die lexikalische Ausbeute aus den Funden des 19. und 20. Jahrhunderts, die Fortschritte der Textkritik mit dem ererbten Bestande handlich zusammenfaßt. Von 1912—4 sind denn auch drei Lieferungen der Neubearbeitung des Passowschen Wörterbuches durch W. Crönert[2]) erschienen (von α — ανα); das unentbehrliche

---

[1]) Die Nominalbildung bei Polybios. Stuttgart, Kohlhammer 1923. VI, 106 S.

[2]) Passows Wörterbuch der griech. Sprache völlig neu bearbeitet von W. Cr. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.

Werk soll nun nach zehnjährigem Unterbruch weitergeführt werden. Inzwischen müssen neben der zweiten Auflage von Herwerdens lex. suppl.[1]) allerlei Einzellexika als Ersatz dienen, Register zu wichtigen Textpublikationen, Bearbeitungen einzelner Schriftsteller (wie Herodots durch Chr. Favre und W. Aly[2])); von F. Preisigke[3]) beginnt ein Wörterbuch zu den Papyri zu erscheinen (einen sachlich wichtigen Teil des Wortschatzes dieser Quelle hat Pr. schon früher bearbeitet[4])). Hier sei auch hingewiesen auf E. Nachmansons[5]) Ausgabe des Erotian. Ein zunächst für die Schule bestimmtes griech. Wörterbuch wird dem holländischen Sprachforscher F. Muller[6]) verdankt. Von einem neuen englischen Homerwörterbuch kann ich nur den Titel nennen[7]). Vgl. auch o. S. 109.

Für die Etymologie bildet das Buch des belgischen Sprachforschers E. Boisacq[8]) nun eine bequeme Zusammenfassung der neueren Forschung, so rasch auf diesem Gebiet die Artikel oder

---

[1]) 1910 (in zwei Bänden).

[2]) Thesaurus verborum quae in titulis Ionicis leguntur cum Herodoteo sermone comparatus. Heidelberg, Winter 1912; der handschriftliche Index von W. Aly liegt in Freiburg i./Br. Allerlei auf dem Gebiete der neutestamentlichen Lexikographie, so das 'Handwörterbuch' von E. Preuschen (Gießen, Töpelmann 1910) und des gleichen Verfassers 'Taschenwörterbuch' (ebd. 1919); für das 'griech.-deutsche Wörterbuch zum Neuen Testamente' von H. Ebeling (Hannover, Hahn) wurde eine '2., unveränderte Auflage' nötig (1923).

[3]) Wörterbuch der griech. Papyrusurkunden mit Einschluß der griech. Inschriften, Aufschriften, Ostraka, Mumienschilder usw. aus Ägypten. Auf zwei Bände veranschlagt. Bisher zwei Lieferungen (α—ἔχω, 640 Sp. Heidelberg 1924). Zu beziehen durch die Tochter Grete Preisigke, Gröbzig in Anhalt.

[4]) Fachwörter des öffentlichen Verwaltungsdienstes Ägyptens in den griech. Papyrusurkunden der ptolemäisch-röm. Zeit. Göttingen, Vandenhoek & Rupr. 1915.

[5]) Erotiani vocum Hippocraticarum collectio cum fragmentis. Gotenburg 1918. XXXII, 155 S.; vorgängig Erotianstudien. Uppsala 1917.

[6]) Grieksch Woordenboek. Groningen, Wolters [1921]. 1248 S. (berücksichtigt auch die Etymologie).

[7]) Cunliffe, A Lexicon of the Homeric Dialect. London, Blackie 1924. IX, 445 S. — Von J. van Leeuwens Enchiridium dictionis epicae ist 1917 eine 2. Aufl. erschienen (Leiden, Sijthoff).

[8]) Dictionnaire étymologique de la langue Grecque étudiée dans ses rapports avec les autres langues i.-eur. Heidelberg, Winter (Paris, Klincksieck) 1907—1916. XXX, 1123 S. (S. 1086 ff. Nachträge und Berichtigungen, besonders zu den ersten Lieferungen). Eine sog. zweite Auflage des Buches ist nach gegenwärtiger, internationaler Verlegerpraxis nur ein mechanischer Neudruck der ersten auf schlechterem Papier, mit neuem Titelblatt.

doch die Bibliographien veralten. B. hat insbesondere, teilweise auch in den Nachträgen, auch die Ergebnisse der umfangreichsten und musterhaftesten Untersuchung verwertet, die in der Berichtszeit auf dem Gebiete der griech. Etymologie erschienen ist: das sind F. Solmsens Beiträge[1]); so durchgeführt würden freilich die Vorarbeiten für ein etymologisches Wörterbuch eine kleine Bibliothek. Solmsens etymologische Arbeiten ruhen auf philologischem Grunde, enthalten auch Beobachtungen, an denen der Textkritiker und Interpret interessiert ist, wie J. Wackernagels homerische Untersuchungen, die auch hier zu erwähnen sind. Daneben sei auch auf Arbeiten von H. Ehrlich und T. Kalén (o. S. 96. 87) hingewiesen, die ebenfalls manches Etymologische enthalten. Besonders muß aber hier noch F. Bechtels Lexilogus zu Homer[2]) hervorgehoben werden als eine zusammenfassende Leistung, die dazu angetan ist, die Wortforschung auch dem Fernerstehenden nahezubringen, nicht allein die homerische; wo immer es nötig ist, sind die Dialekte und andere außerhomerische Überlieferung herangezogen.

Eine Art clearing-house für neuen lexikalischen Stoff, neue semasiologische und etymologische Beobachtungen bildet P. Kretschmers Literaturbericht in der Glotta (s. o. S. 65), die jeweilen auch eine alphabetische Zusammenstellung über Wortforschung enthält, oft mit einer Zustimmung oder auch Ablehnung.

Aus der Masse der Einzelarbeiten seien einige herausgehoben, die ganze Wortgruppen behandeln oder doch Wörter aus solchen. So hat F. Robert die griechischen Vogelnamen behandelt — in etymologischer Absicht[3]), F. Ebert die Terminologie der Bauinschriften — aus sachlichem Interesse[4]). Letzteres gilt auch für

---

[1]) Beiträge zur griech. Wortforschung. I. Straßburg, Trübner 1909. 270 S. (1. *ἀγοστός*. 2. *αἱμωδεῖν*, *-ιᾶν*. 3. *αἰσυμνήτης*. 4. *ἅλις* und andere Adverbien auf *-ις*. 5. *ἀμίς* *ἅμη* und Zubehör; *σκάπτω* und Verwandtes. 6. *γογγύλος*; *γαγγλίον*. 7. *γράσος* und die Sippe von *γράω*. 8. *δεῖσα* und der Wechsel von *-η* und *-ᾰ* bei den Femininen). Ein Register, das allein von dem reichen Inhalt ein Bild geben könnte, war für den zweiten Teil geplant, von dem die fertigen Stücke aus dem Nachlaß veröffentlicht wurden: *Σιληνός Σάτυρος Τίτυρος* (IF 30, 1—47), Zur griech. Wortforschung (ed. 31, 448—506: 1. ion. *ἐς οὐ*. 2. *ζάπεδον* und *ζάκορος*. 3. *κροιός*. 4. *ὀμιχέω*. 5. *παιδ-*. 6. *παστοφόρος*. 7. *σφαιρωτήρ* und *σφυρωτήρ*. 8. *τάλαντον*).

[2]) Halle, Niemeyer 1914. VII, 341 S.; vgl. meine Besprechung B. phil. Woch. 1915, 961.

[3]) Les noms d'oiseaux en grec ancien I. Diss. Basel 1911 (Neuchatel Attinger). 137 S.

[4]) Fachausdrücke des griech. Bauhandwerks. I. Der Tempel. Progr. des Gymn. in Hof. Würzburg 1911.

Ehrenbergs Erörterung wichtiger Rechtswörter [1]). Der sachhe Gesichtspunkt war auch für H. Diels [2]) leitend bei Besprechung niger technischer und philosophischer Ausdrücke. Aber auch wer m Sprachlichen ausgeht, kommt fast ohne zu wollen zum Sachhen, wie J. Wackernagel bei Gelegenheit der Ableitungen von Wörtern für Vater und Mutter [3]), oder E. Hoffmann in seinen Untersuchungen über die Wörter für „Rede" [4]) oder M. Hoffann über die ethische Terminologie von Homer zu den Jambographen [5]). Unbedingt im Vordergrunde steht die Sache gemeinhin ei Wortgeschichten, wenn es nicht gerade lediglich Formwörter ind, sondern inhaltsschwere Begriffe wie *αἰών*, *μάρτυς* u. a. Auf lie Wichtigkeit der Sprache für das Verständnis religiöser und philosophischer Begriffe hat z. B. R. Reitzenstein [6]) hingewiesen. Ganz in sachliche Ausführungen eingebettet hat auch H. Güntert [7]) seine Behandlung der homerischen und eddischen Göttersprache; das Allgemeine scheint mir in diesem Buche sogar wertvoller als die speziellen Ausführungen über Paare wie *κύμινδις*: *χαλκίς*, *Βατίεια*: *σῆμα Μυρίνης*. Daß aber die Etymologie für die Begriffsentwicklung vielfach ganz geringe Bedeutung hat, zeigen Untersuchungen wie die über den semasiologischen Unterschied von *βούλομαι* und *ἐθέλω* [8]).

Die grundsätzliche Seite der Wortforschung hat für die klassischen Sprachen P. Kretschmer dargestellt (s. schon o. S. 67); ich darf auch auf mein methodisches Bekenntnis Gl 12, 8 f. verweisen. Einen Grundsatz der romanischen Wortforschung (Ver-

---

[1]) Die Rechtsidee im frühen Griechentum. Lpz., Hirzel 1921. 150 S.; vgl. P. Kretschmer Gl 13, 267 f.

[2]) KZ 47 (1917), 193—210 (*πυραμίς. χυμεία. ἐντελέχεια. ἄσβεστος. ἄσφαλτος*).

[3]) Über einige lat. und griech. Ableitungen aus den Verwandtschaftswörtern. Festgabe A. Kaegi (Frauenfeld 1919), 40—65.

[4]) Qua ratione *ἔπος*, *μῦθος*, *αἶνος*, *λόγος* et vocabula ab eisdem stirpibus derivata in antiquo Graecorum sermone (usque ad annum fere 400) adhibita sint. Diss. Göttingen 1922.

[5]) Die ethische Terminologie bei Homer, Hesiod und den alten Elegikern und Jambographen. Tübingen, Kloeres 1914.

[6]) „Die Wortgeschichte, wenn sie sich zu einer Geschichte der Begriffe vertieft, kann uns noch immer reichen Aufschluß über Probleme geben, denen wir auf keinem andern Wege nahe kommen können" (Die hellenist. Mysterienreligionen 1910, 47).

[7]) Von der Sprache der Götter und Geister. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur homer. und eddischen Göttersprache. Halle, Niemeyer 1921. VII, 183 S. (die homer. Götterspr. S. 89—130).

[8]) R. Rödiger Gl 8 (1916), 1—24; W. Fox BphW 1917, 597. 633; vgl. Idg. Jb. 5, 121 f.

drängung eines Homonyms durch ein anderes) hat A. Meille aufs Idg. angewendet, ohne rechte Überzeugungskraft; die Verh nisse im Idg. liegen eben anders als in den romanischen Sprac oder im Spätgriechischen (da sind Fälle wie Ersatz von ὗς und die lautlich zunächst *üs* wurden, durch χοῖρος und πρόβατον län bekannt). Ein Zug, der durch die neuere Etymologie geht, ist Heranziehung von Rufen, Interjektionen; verschiedene Gelehrte si teilweise unabhängig, auf dieses Erklärungsprinzip gekommen, freilich im einzelnen zu Bedenken Anlaß geben kann [2]). Daß üb haupt in etymologischen Dingen die Evidenz vielfach eine subjekti ist, zeigt vielleicht am besten „der Fall" ἄνθρωπος [3]); dafür zeu auch, daß die Erklärung von wichtigen Worten wie θεός, οὐ imm wieder neu in Angriff genommen wird [4]). Ab und zu gelingt freilic ein Treffer, der auch für andere einer ist, wie W. Prellwitz' Deutung von γαστήρ. Aber wenn gleichzeitig das Begriffliche un das Etymologische eines Wortes behandelt werden, kann es leic kommen wie im Falle von εἰρήνη; da können B. Keils sachlich Ausführungen auf ganz andere Sicherheit Anspruch machen al K. Brugmanns ebenfalls mit vollem Rüstzeug unternommen etymologische [6]). Wenn weder das Griech. eine Anknüpfung noc die verwandten Sprachen eine Entsprechung bieten, tappt man im Dunkeln — dieser von A. Meillet wiederholt für die Formenlehre hervorgehobene Gesichtspunkt gilt auch hier. Die Annahme eines vorgriech. Elementes ist doch nicht viel mehr als eine Verlegenheitsauskunft.

Die Berücksichtigung des Vorgriechischen (Ägäischen) ist allerdings, seit P. Kretschmer (in seiner 'Einleitung') und A. Fick (s. Bu. Jb. 135, 245) diese schon von F. A. Pott ins Auge gefaßten Forschungen wieder aufnahmen, in der griechischen *Sach-* und Sprachforschung zu etwas Selbstverständlichem geworden; jede Untersuchung rechnet damit, und es muß schon vor Übertreibung eines an sich berechtigten Prinzips gewarnt werden, freilich auch

[1]) Sur les effets de l'homonymie dans les anciennes langues i.-eur. Cinquantenaire de l'École des Hautes Études (Paris 1921), 169—80.

[2]) s. P. Kretschmer Gl 13, 132—8.

[3]) s. H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (Halle 1923), S. 381f. An das anklingende hethit. antuḫšaš „Mensch" (z. B. ZDMG 76, 160) scheint noch niemand gedacht zu haben.

[4]) θεός W. Prellwitz, Festschrift A. Bezzenberger (Göttingen 1921), 121—6; οὐ H. Güntert IF 40, 186—195, beide für mich nicht überzeugend.

[5]) KZ 47, 297f. (aus *γραστήρ 'Fresser'); vgl. P. Kretschmer Gl 10, 237.

[6]) SB. der sächs. Ges. W. 1916, 3. Heft (Brugmann). 4. Heft (Keil).

dem „Indogermanisieren“ [1]). O. Schrader [2]) hat die Frage für homerische Zeit im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte ɟefaßt; der umfassendste Versuch, der aber teilweise weit übers hinausschießt, stammt von einem jungen österreichischen Ge- ɟten, J. Huber [3]). Vorsichtiger ist A. Debrunner in seinem ɟon älteren zusammenfassenden Aufsatz [4]). Die Schwierigkeit liegt ɟin, daß das Ägäische kaum bekannt ist. Immerhin sind auch r anscheinend sichere Ergebnisse erzielt, so K. Oštirs Deutung ʿΥττηνία · τετράπολις aus etrusk. *huϑ* [5]). In ähnlichem Sinne M. Lambertz über δοῦλος [6]) gehandelt, und die Deutung von ɟbstantiven, besonders Namen aus Rufen einer fremden Sprache, geradezu Schule gemacht [7]). Daß nicht nur Wörter, sondern ɟch Suffixe vorgriechisch sind, ist nach Analogie jüngerer Sprachen ɟrchaus möglich; aber bewiesen ist es weder für -εύς noch für ϰος [8]). Weitres s. o. S. 67 f. 85. 87.

Aber auch die Beziehungen des Griechischen zu be- ɟnnten Sprachen, das Hinüber und Herüber der Wörter, sind ɟcht vernachlässigt worden. Eine freilich summarische Übersicht der Grieche A. Buturas [9]). Was, abgesehen von ägäischen

---

[1]) Das Recht der griech. Etymologie verteidigt z. B. P. Kretschmer 13, 242. Umgekehrt ist die idg. Grundlage (griech. κυέω) für die von v. Rozwadowski Charisteria Morawski (Crac. 1922), 6—9 behandelten ɟrtsnamen (auf -κυνϑος) sehr zweifelhaft.

[2]) Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau im ɟamen der schles. Gesellschaft für Volkskunde hg. 1911, 468—80.

[3]) De lingua antiquissimorum Graeciae incolarum. Wien, Fromme 921 (Commentat. Aenipontanae IX). 48 S.

[4]) Die Besiedelung des alten Griechenland im Lichte der Sprachwissenschaft. N. Jbb. 41 (1918), 433—448.

[5]) s. Gl 13, 115. — Vgl. auch besonders P. Kretschmer, Alekšanduš, König von Viluša. Ebd. 205—213.

[6]) Gl 6, 1—18.

[7]) Vgl. Theander über ὀλολυγή Ἰάονες u. ä. (s. Gl 13, 243 f.), L. Deubner über Päan (N. Jbb. 43 [1919], 385—406).

[8]) -εύς A. Debrunner Gött. Anz. 1916, 741 f., -ίσκος (F. A. Murach; s. Gl 13, 264). Auf die Möglichkeit fremder Suffixe an griech. Stämmen im allg. weist H. Güntert, Weltkönig (s. o. S. 120, 3) S. 380 mit Recht hin; P. Kretschmer, Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes 31 (1924), 1—4 vermutet Beispiele dafür in den kleinasiat.-griech. Nom.-Formen Τύχης (= -η), Τροφιμίας (= -α), ἀμμάς; in kleinasiat. Sprachen, insbesondere im Kanesischen, erscheint eine Nom.-Endung *-s*.

[9]) Ein Kapitel der historischen Grammatik der griech. Sprache. Über die gegenseitigen Beziehungen der griech. und der fremden Sprachen. Lpz., Dieterichsche Verlagsbuchh. 1910. 112 S.

Elementen, aus fremden Sprachen ins ältere Griechische gekommen ist, ist freilich nicht eben viel und meist schon früher beobachtet; die Anmerkung gibt einige Hinweise auf Stellen, die im Griech. ägypt., babylon., thrak. Wörter nachweisen oder vermuten [1]). Die griech. Elemente im Italischen, besonders im Latein, sind längst gesammelt, ließen sich allerdings heute vermehren. Man hat aber begonnen, auch den sog. Bedeutungslehnwörtern (besser Lehnbedeutungen oder Nachbildungen, 'Abklatsche') nachzugehen, auf die seiner Zeit doch schon O. Weise aufmerksam machte [2]). Dem Christentum sind im wesentlichen die griechischen Elemente im Koptischen [3]), Georgischen [4]), Slawischen zu danken; was für letztere Sprachengruppe auf Grund der Arbeiten von M. Vasmer in meinem letzten Berichte ausgeführt wird, ist seitdem wiederholt als unhaltbar erwiesen worden von St. Romanski [5]) Altgriech. Elemente im Albanischen hat A. Thumb festzustellen versucht [6]).

Die Wichtigkeit interdialektaler Entlehnung im Wortschatz ist besonders in Gilliérons sprachgeographischen Untersuchungen zutage getreten. Im Griech. sind Fälle wie *λοχᾱγός* längst bekannt; eine eingehende Behandlung müßte auch die schwerer zu fassenden Fälle berücksichtigen, in denen lautliche Kriterien fehlen, nur wortgeographische und kulturgeschichtliche Indizien verwendet werden können. Nur für Einzelfälle ist das Prinzip herangezogen worden; ich nenne z. B. J. Wackernagels [7]) Bemerkung über *εἰρήνη* und A. Meillets [8]) neue Auffassung von *στρατηγός* (zu

[1]) *ψάγδας* ägyptisch (W. Spiegelberg H 56, 332 f.), babylonische Wörter im Griech. (P. Haupt, Actes du XVIe Congrès intern. des Orientalistes. Athen 1912, 85 f.; thrak. *Σιληνός* (P. Kretschmer Gl 4 351—4), *Τιτάν* (M. Pohlenz N. Jbb. 37 [1916], 549 ff.); illyr. *γαβρος* (P. Kretschmer Gl 12, 200). Umgekehrt wird die makedon. Herkunft des Suffixes *-ισσα* (*βασίλισσα*) neuerdings mit Recht bestritten (C. D. Buck Class. Phil. 9 [1914], 370—3).

[2]) P. Kretschmer, Bedeutungslehnwörter im Oskischen (Gl 10, 157 bis 61); A. Debrunner, Griech. Bedeutungslehnwörter im Latein (Festschrift für F. C. Andreas. Lpz. 1916, 16—32); E. Steiner, Das Bedeutungslehnwort in Vergils Aeneis (Diss. Königsberg 1921); s. Gl 13, 281 f.

[3]) A. Rahlfs, Griech. Wörter im Koptischen. Berl. SB. 1912, 1036—46 (Transkription!); K. Wessely, Die griech. Lehnwörter der sahidischen und boheirischen Psalmenversion. W. Denkschr. 54 (1910) Nr. 3 (37 S.).

[4]) Th. Kluge, Die idg. Lehnwörter im Georgischen. Revue de linguistique 46. 47 (s. Idg. Jb. 2, 49).

[5]) Zuletzt Revue des études slaves 2, 47—55.

[6]) IF 26 (1909), 1—20. [7]) IF 25, 327 Anm. 1.

[8]) Bull. Soc. Ling. 23 (1922), 83—5.

ἡγέομαι). Vom philologisch-literarischen Standpunkt kommt dieser Betrachtungsweise entgegen die Arbeit von L. Gautier über die Sprache Xenophons, die namentlich die dialektischen (dor. und ion. Elemente) im Wortschatz feststellt[1]).

Nur hingewiesen sei noch auf das im Werden begriffene historische Wörterbuch des Neugriechischen, von dem das Eine und Andere in den gelegentlichen Berichten sowie im *Λεξιγραφικὸν ἀρχεῖον* (erst als Beigabe zur *Ἀθηνᾶ*, neuerdings selbständig) und zerstreuten Aufsätzen zutage kommt. Eine vollständige Geschichte des griech. Wortschatzes müßte bis zur Gegenwart reichen, und es kommt auch ab und zu (nicht sehr häufig) vor, daß ein im Altgriechischen schlecht oder kaum bezeugtes Wort durch die lebende Sprache bestätigt wird[2]). Die Brücke bildet das Mittelgriech., nicht sowohl die hochliterarische als die vulgäre Sprache; wie viel nach dieser Seite Eustathios bietet, zeigt die Schrift von J. E. Kalitsunakis über den Gegenstand[3]).

Namen.

Die Namen sind der Teil des Wortschatzes, der in besonderem Maße sachliches Interesse beansprucht. Dies, nicht das Formale, steht im Vordergrunde in der weit ausgreifenden, leider nicht vollendeten Abhandlung von R. Hirzel über wichtige Fragen der antiken Namengebung[4]). Nach der formalen wie nach der sachlichen Seite kommen alle griech. Namen, nicht wie bei Hirzel nur die Personennamen, zur Geltung, allerdings neben denen andrer

---

[1]) La langue de Xénophon. Diss. Genf 1911. 215 S. Vgl. o. S. 82.

[2]) F. Solmsen erwähnt in seinen programmatischen Bemerkungen über sein geplantes griech. etym. Wörterbuch (IF 19, Anz. 24 ff.) die skandinavischen Mundarten und das Schweizerdeutsche, nicht aber das Mittel- und Neugriech.!

[3]) Mittel- und neugriech. Erklärungen bei Eustathius. Berlin, W. de Gruyter 1919. 113 S. (aus den Mitteilungen des Seminars für oriental. Spr.).

[4]) Der Name. Ein Beitrag zu seiner Geschichte im Altertum und besonders bei den Griechen. Abh. der sächs. Ges. Wiss. 36 (1918) Nr. II. VI, 108 S. Inhalt: I. Literatur. II. Der Name. 1. Realität des Namens. 2. Macht d. N. a) Kultus der alten Zeit. b) Zauberei. c) die Unterirdischen. d) Namensunterdrückungen aus Ehrfurcht. e) Macht der Namen noch in späterer Zeit anerkannt bei der Namengebung. Namenlosigkeit und Anfänge der Namengebung. Namen nach der Tageszeit der Geburt, nach der Reihenfolge der Tage im Monat, den Festtagen, der Geburtszeit, dem Ort der Geburt. Sklaven- und Hetärennamen. Namen nach Umständen der Geburt; nach dem Äußern. Namen von Partizipien, vom Aorist, vom Futurum.

idg. Sprachen, in einer nachgelassenen Schrift von F. Solmsen[1]). Während Solmsen sich aufs Indogermanische beschränkt, schlägt ein französischer Forscher, C. Autran, die Brücke auch zum Orient, nach dem Prospekt seines Werkes, der mir bisher allein zu Gesicht gekommen ist[2]). Die formelle Seite wiederum ist ausschlaggebend, wenn auch nicht die einzige für „die historischen Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit" von F. Bechtel und das Begleitheft „Namenstudien" des gleichen Verfassers[3]). Das Hauptwerk ist eine Neubearbeitung eines Teiles der von A. Fick und F. Bechtel zusammen herausgegebenen „griechischen Personennamen"; war die erste Auflage, von A. Fick allein, indogermanisch orientiert, läßt nun das Buch, das als dritte gelten darf, auch die Götter- und Heroennamen fort; es besteht in einer alphabetischen Liste der Voll- und Kosenamen; die „übrigen Namen" sind nach sachlichen Gruppen geordnet; auf Bedeutung und Verbreitung ist überall Rücksicht genommen. Nichtgriech. Namen sind ausgeschlossen, so daß das Buch auch für die ältere Zeit kein vollständiges Namenbuch darstellt, soviel Material, aus den Inschriften besonders, neu beigezogen ist. Die Namenstudien behandeln eine Anzahl von Problemen der griechischen Namenkunde monographisch, nicht ohne Gewinn auch für die Lautlehre. Was bei Bechtel fehlt, die fremden Namen, bildet gerade den wichtigsten Bestandteil der Namen eines Sondergebietes, die F. Preisigke[4]) gesammelt hat, nämlich Ägyptens. Selbstverständlich ist bei Bechtel bereits benutzt die auf reichstem Material beruhende, nach den Götternamen geordnete Studie seines Schülers E. Sittig über die theophoren Namen[5]). Damit berührt sich das erste Kapitel der Marburger Dissertation von R. Neumann[6]) über Flußnamen in ihren Beziehungen zu

[1]) Idg. Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte; hg. und bearbeitet von Ernst Fraenkel. Heidelberg, Winter 1922. XII, 261 S. Inhalt: I. Ländernamen. II. Fluß- und Bergnamen. III. Ortsnamen i. e. S., d. h. Namen menschlicher Niederlassungen. IV. Völkernamen. V. Die Personennamen. Die griech. (S. 111—134), lat., deutschen Personennamen.

[2]) Introduction à l'étude critique du nom propre grec. Paris, Geuthner. Soll in Lieferungen zu 80 S. (zu 12 fr. fr.) erscheinen und etwa 600 S. 4° umfassen.

[3]) Beide Halle, Niemeyer 1917, die hist. Personennamen XVI, 637 S., die Namenstudien 48 S.

[4]) Namenbuch ... Heidelberg 1922, Selbstverlag. VIII, 264 S.

[5]) De Graecorum nominibus theophoris. Hal. Sax. 1911 (Diss. Hal. 20, 1). 167 S.

[6]) Quaestiones onomatologae. 1915. 67 S.

Personen- und Völkernamen; die Arbeit, die auch in den Kapiteln über die Namen bei Vergil und Sil. It. Griechisches enthält, kommt nur als Materialsammlung in Betracht. Zusammenfassend ist auch die Abhandlung, in der K. Mras[1]) nachweist, daß die Namen in Lukians Hetärengesprächen (anders als bei Alkiphron) immer dem wirklichen Leben entnommen sind, auch die 'redenden'.

Methodisch wichtig ist eine Einzelheit, die J. Wackernagel[2]) für die griech.-lat. Überlieferung eines iranischen Namens festgestellt hat: die modernen Texte bieten, oft gegen die Überlieferung, die Formen *Μεγάβυζος Megabyzus* statt der allein richtigen, durch griech. und pers. Inschriften gesicherten Formen mit *-ξ- -x-*. Eine besonders schöne Beobachtung zur Namenbildung und zu ihrem Einfluß auf die allgemeine Wortbildung ist F. Bechtel gelungen, das „hypokoristische *κ*-Infix" in Fällen wie *Δεινάκων*, *Φιλάκων*, *ἀσπακάζομαι*, *σμόκορδος*[3]).

Auf Einzelheiten kann und will ich auch in diesem Teil der Wortforschung nicht eingehen. Aber es muß doch hingewiesen werden zunächst auf die schon ansehnliche Reihe von Deutungen mythologischer Namen durch P. Kretschmer[4]) und auf den weit ausgreifenden Versuch H. Günterts, der Sprachwissenschaft ihr Mitspracherecht in mythologischen Dingen zurückzugewinnen[5]). Weiter sei aufmerksam gemacht auf W. Schulzes Deutung einer Anzahl von Völkernamen[6]). Daß auch in diesen onomatologischen Fragen ab und zu die Grenzen zwischen altidg. und fremdem Gute unsicher werden, ist schon o. S. 121 erwähnt; als Einzelfälle seien *Ἄδωνις* (griech. oder semitisch), *Τυρταῖος* (griech. oder vorgriech.) beigefügt[7]).

Zum Schluß ein Wort über eine eben erschienene Arbeit des

---

1) Wien. Stud. 38 (1916), 308—12.

2) H 58 (1923), 462—4.

3) H 55, 99 f.; ein neues Beispiel bei P. Kretschmer Gl 13, 265. Vgl. aber auch *λεπτακινός φυζακινός*, *νοσακερός*, wo *-ακ-* doch kein „Infix" ist.

4) Gl 4, 305—309; 7, 29—39; 8, 121—9; 10, 38—62 (vgl. 211); 12, 51—61. 103—7, außer der Reihe 11, 195—8; teilweise auch von allgemeiner und methodischer Bedeutung. Vgl. auch L. Radermacher S.B. Wien. Ak. 182/3 S. 138 (Idg. Jb. 6, 104).

5) Reimwortbildungen (o. S. 112), 7. Abschnitt; Kalypso. Halle, Niemeyer 1919 (XV, 306 S.); Weltkönig (s. o. S. 120, 3).

6) S.B. Berl. Ak. 1910, 787 ff. Abschnitt IV; dazu P. Kretschmer, Gl 4, 343 f.

7) Adonis: P. Kretschmer Gl 7, 29—39; Tyrtaios: F. Kluge, IF 39, 129 mit P. Kretschmer Gl 13, 274.

rührigen Schweden T. Kalén über die böot. Kurzformen auf -ει, die aber auch andere Fragen behandelt[1]). In der Hauptsache hat er mich nach der negativen Seite überzeugt, indem er gegen die Gleichsetzung von böot. -ει(ς) mit -ης, -η(τ) auftritt; daß jedoch sigmat. Stämme zugrunde liegen, bleibt mir zweifelhaft. Ob nicht doch ursprünglich eine (affektisch) gedehnte Form des Vokativs auf -ε zugrunde liegt? Daß -ης : -ην der sigmat. Stämme im Lesb. und Kypr. nach -ης : -ην der ευ-Stämme gebildet sei, ist dagegen auch für mich überzeugend.

Syntax

(Bedeutungslehre der Wortformen und Satzlehre).

Zum Schluß sollen hier noch einige Arbeiten aus der Syntax (in der immer noch geläufigen ältern Bedeutung des Wortes) zur Sprache kommen, mehr anhangsweise und in tunlichster Kürze (Arbeiten zu einzelnen Autoren und Stellen sind im allgemeinen hier erst recht nicht genannt).

Erst Einiges von prinzipieller Bedeutung. Gegenüber Ch. Sechehaye[3]), der in der Syntax von der Bedeutung ausgehen will, vertritt A. Meillet[4]) durchaus die Ansicht, die Form müsse den Ausgangspunkt bilden (Kategorien wie Zeit, Aktionsart gebe es nur, wenn es eine bestimmte Form dafür gebe); allerdings seien die allgemeinen Bedingungen nicht zu vernachlässigen. Ohne diese Stellungnahme zu kennen, hat kurz nachher K. Brugmann[5]) in einer Art Programm der vergleichenden Satzlehre, die als Abschluß der zweiten Bearbeitung des „Grundrisses" in Angriff ge-

[1]) De nominibus Boeotorum in -ει(ς) hypocoristicis. Eranos 22 (1924) 98—148.

[2]) Mit Rücksicht auf den eingehenden Bericht von H. Meltzer (Bu. Jb. 149, 280) sind in diesem Teile die Jahre 1909 und 1910 im allgemeinen nicht berücksichtigt.

[3]) Revue des langues romanes 56, 44 ff.

[4]) Sur la méthode à employer en syntaxe. Bull. Soc. Ling. 20 (1916) 133—7.

[5]) Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den idg. Sprachen. Ber. sächs. Ges. Wiss. 70 (1918). 6. Heft 93 S. Ähnlich geht Ph. Wegener vor in seiner nachgelassenen Abhandlung über den „Wortsatz" (als Imperativ- und Aussagesatz) IF 39 (1921), 1—26. Nicht nur für die Syntax, sondern für die Sprache überhaupt (auch für die Laute) vom Sinn und vom Ganzen auszugehn verlangt Heinr. F. J. Junker in seinem wichtigen Artikel „Die idg. und die allgemeine Sprachwissenschaft". Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für W. Streitberg. Heidelberg, Winter 1924, 1—64.

nommen war und nun von einem Schüler zu Ende geführt werden soll, den Versuch durchgeführt, von den seelischen Grundfunktionen (also von der Bedeutung) auszugehen. Die Musterung der Ausdrucksmittel für den Ausruf, den Wunsch, die Aufforderung, Einräumung, Drohung, Abwehr und Abweisung, Aussage über eine vorgestellte Wirklichkeit, Frage zeigt, wie anregend es ist, die Erscheinungen einmal von dieser Seite anzusehen. Gegenüber der Psychologie betont W. Porzig[1]) die „Eigengesetzlichkeit der syntaktischen Erscheinungen“, die er von Husserls phänomenologischem Standpunkt betrachtet. Allgemeine Erörterungen ergeben Satzstruktur, Bedeutungsfunktionen, Bedeutungskategorien, Satzgefüge als Teile der Syntax eines bestimmten Sprachzustandes (anschließend über Satzdefinition und Impersonalien). Gegenüber der historischen Zergliederung wird die Einheit und Besonderheit z. B. des griech. Genetivs oder des lat. Ablativs betont. Besonders wichtig ist die Entstehung neuer Bedeutungskategorien. In die Syntax gehört auch die Bedeutung der Wortbildungen (Suffixe).

Den schon o. S. 67 ff. namhaft gemachten Behandlungen der Syntax im Verein mit andern Teilen der Grammatik sind an dieser Stelle nur wenige Sonderdarstellungen der ganzen Syntax beizufügen. Von dem syntaktischen Werke von B. L. Gildersleeve, dessen ersten Teil ich Bu. Jb. 120, 87 f. besprochen habe, ist ein gleichgearbeiteter zweiter erschienen, der hauptsächlich den Artikel und seine Feinheiten behandelt (daneben Kongruenz und Attribut)[2]). Ist Gildersleeves Syntax ein Buch zum Lernen und Nachschlagen, so sind J. Wackernagels „Vorlesungen“ eine anregende, stellenweise sogar amüsante Lektüre, die einen Widerhall weckt von der Lebendigkeit des Sommer 1918 und Winter 1918/9 gesprochenen Wortes, wenn auch für den Druck dies und jenes geändert und hinzugekommen ist[3]). Entgegen dem Zweifel des Verfassers, ob „das Werk für die ganz große Öffentlichkeit bestimmt“ sei, möchte man vielmehr wünschen, daß jeder Philologe und Schulmann oft zu

---

[1]) „Aufgaben der idg. Syntax“. Stand und Aufg. usw. (s. o. S. 126, 5) S. 126—151.

[2]) Syntax of Classical Greek from Homer to Demosthenes. II The syntax of the simple sentence continued embracing the doctrine of the article [dieser Teil von Ch. W. E. Miller]. New York, American book comp. 1911. VIII, S. 191—332.

[3]) Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch. Herausgegeben vom philolog. Seminar der Universität Basel. Basel, Kommissionsverlag von E. Birkhäuser & Cie. Erste Reihe 1920. IV, 319. Zweite Reihe 1924. VII, 338.

ihm zurückkehren möchte. Denn die Eigenart des Verfassers, die in engster Verknüpfung von Philologie und Sprachwissenschaft besteht, kommt in diesem Werke besonders schön zutage, und nicht nur das Allgemeine, sondern auch manches Einzelne (z. B. die Erklärung von *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν*) ist unmittelbar im Unterricht verwendbar. Daß nicht alles gleichmäßig behandelt ist, nicht handbuchartige Literaturverzeichnisse aufmarschieren, ist kein Schade. W. hat eben Gebiete, die ihn besonders anzogen und über die er Neues zu sagen hatte, gelegentlich bevorzugt, und überall hat man den Eindruck, nicht einem guten Referat, sondern dem Niederschlag jahrzehntelanger, erlebter Forschung gegenüberzustehen; was an wissenschaftlicher Literatur genannt wird, wird gleich mit einer Charakteristik begleitet, die bleibend im Gedächtnis haftet, und an vielen Stellen bricht das warme persönliche Interesse hervor, das der Vortragende an den Verfassern der Bücher und Aufsätze nimmt. Auch die zitierten Belegstellen sind nicht nur Belege für syntaktische Erscheinungen; zu antiken und modernen Quellen steht W. in einem persönlichen Verhältnis. Die Autorenregister weisen weitgehendste Berücksichtigung moderner und modernster und antiker Forschung nach; nur ein Name wird vermißt, der Name J. Wackernagel. Allfällige Lücken werden reichlich ausgeglichen durch allerlei interessante Exkurse besonders in die Wortforschung. Das Deutsche tritt freilich in vielen Partien noch stärker hinter die beiden klassischen Sprachen zurück, als es schon seine Stellung im Titel andeutet. Anderseits werden ab und zu auch andere Sprachen herangezogen, auch moderne und nicht-idg.; nicht selten hat man das Gefühl, daß noch viel mehr im Hintergrunde steht; die Gelehrsamkeit wird nicht zur Schau getragen. Ein besonderer Vorzug ist die ständige Berücksichtigung der Geschichte der Terminologie: man lese z. B., was über Synkretismus gesagt ist. Das Werk ist äußerlich nach Vorlesungen gegliedert (50 in der ersten, 33 in der zweiten Reihe), die inhaltliche Zusammenfassung geben die Inhaltsübersichten. Überall aber stößt man auf Überraschungen (die Hörer konnten wirklich nicht zum voraus wissen, was in der folgenden Stunde kommen würde); so handeln die beiden ersten Vorlesungen über den Begriff der Syntax auch über elementare und ethnische Sprachverwandtschaft und Entlehnung. III—XII bieten eine historische Übersicht über syntaktische Forschung, im Altertum, bis G. Hermann, in der Neuzeit (hier am Schlusse eine Warnung vor isolierender Betrachtung besonders des Lateinischen). XIII ist den Redeteilen gewidmet, ausführlicher als üblich handeln XIV—XVIII

über den Numerus. Es folgen XIX—XXI über die Personalformen des Verbums, XXI—XXIV über die Diathesen, XXV—XXXVI über die Tempora; XXXVI—XLI gelten den Modi, XLII—XLV dem Infinitiv, Supinum, Gerundium, je zwei weitere Vorlesungen dem Ptc. und der Einleitung in die Kasuslehre; mit dem Vokativ (L) schließt die erste Reihe. Die bevorzugten Hauptstücke der zweiten Reihe sind die Abschnitte über Genus (I—V), Präpositionen (XVII bis XXVI) und Negationen (XXVII—XXXIII); dazwischen stehen Substantiv und Adjektiv (VI—VIII), Pronomen (IX—XIII), Artikel (XIV—XVI). Die 'Präpositionen' geben auch Nachträge zu der etwas kurz behandelten Kasuslehre; auch der an sich lange Abschnitt (gegen 100 S.) über die Präp. erstrebt aber durchaus nicht systematische Vollständigkeit; er gibt Winke nach allen Seiten und bespricht einzelne Seiten besonders ausführlich, so die Verbindung mehrerer Präp. und die Bedeutung von *πρό, μετά.* Die zweite Reihe hat für den Druck stärkere Umarbeitung und Zusätze erfahren als die erste (besonders auch im Kapitel über die Negationen); was dem Hörer vielleicht etwas viel geworden wäre, wird der Leser aufrichtig dankbar entgegennehmen. Denn die Forschung darf weder an dem vielen Neuen vorbeigehen, das die beiden Bände bieten, noch ist es gleichgültig, auf welche Seite sich ein Gelehrter wie W. stellt in Zweifelsfällen, in denen er keine persönliche Ansicht vertritt. Autoren-, Sach- und Wortregister sind so ausführlich gehalten, als ob das Werk zum Nachschlagen bestimmt wäre. Gerne erfährt man aus dem Vorwort der zweiten Reihe, daß eine Vorlesung vom Winter 1923/4 über Satzlehre sich vielleicht als dritte Reihe anschließen wird.

Überblickt man die Zusammenfassungen und die Einzeluntersuchungen, die im Folgenden noch genannt werden sollen, so wird man sagen müssen, daß durch altbewährte Methoden, tunlichst vollständige Sammlung des Stoffes, vertiefte psychologische Betrachtung, Vergleichung mit historisch oder innerlich verwandten oder abstechenden Erscheinungen mancher Fortschritt auf dem von der neueren Sprachwissenschaft lange der Philologie überlassenen Gebiete der griech. Syntax erzielt worden ist. M e t h o d i s c h N e u e s trifft man allerdings selten. Ich nenne zuerst den Weg, auf dem K. B r u g m a n n (schon 1910) einem Teil des sog. Akkusativs der Beziehung näherzukommen versuchte: *ῥεῖ ποταμὸς Κύδνος ὄνομα* hieß einmal „es fließt ein Fluß, Kydnos (ist sein) Name“; es liegt hier also dem Akk. der Bez. ursprünglich ein selbständiger Satz

zugrunde[1]). Wenn auch P. Kretschmer für Fälle wie *ἀπετμήθησαν τὰς κεφαλάς* das Prinzip der „Satzeinverleibung" wohl mit Recht bestritten hat, hat er es doch selbst glücklich angewendet für einen Teil des acc. cum inf.[2]). Weiter mag hier schon vermerkt sein die Abhandlung von W. Havers über „eine syntaktische Sonderstellung griech. und lat. Neutra" [3]). Zu bekannten lat. Fällen wie *id gaudeo, id studeo, id temporis* (= *in eo temporis*) stellen sich griech. wie *ταῦτα λαγχάνω, ἐμὸν λέχος ἀντιόωσαν, ἐμὸν ἔπος ἔκλυες*, die sich alle aus der Tendenz erklären, den Nom.-Akk. als allgemeinen cas. obliquus zu verwenden. So erklärt H. auch *ὄνομα, γένος, μέγεθος* u. ä. als Akk. der Beziehung gegenüber dem Instrumental andrer idg. Spr., den Acc. abs. in Fällen wie *ταῦτα γινόμενα* (Hdt.) statt *τούτων γινομένων*, weiter *ἐξόν* u. ä., ferner den subst. Inf. in einem Beispiel wie *τεύξεται τὸ μὴ θανεῖν* (nicht *τοῦ μ. θ.*). All dies nach H. Reste aus der Zeit der Flexionslosigkeit des Neutr. oder (wahrscheinlicher) eine Art Rückfall in diese Zeit. — Ch. Bally[4]) hat jüngst seine stilistische Auffassung der Syntax dem bekannten Aufsatz von A. Meillet[5]) gegenüber zur Geltung gebracht, der den semitischen „Nominalsatz" auch in die idg. Syntax einführte. Bally betont den stilistischen Unterschied z. B. zwischen *Paulus fortis* und *Paulus fortis est*, bestreitet, daß in *deus bonus* ein hochaltertümliches Überbleibsel stecke, und unterscheidet scharf zwischen *signe-zéro*, *sous-entendu* und *ellipse*. Wie in der Wortforschung (einschließlich der Wortbildung), ja teilweise sogar in der Formenlehre kommt man mit der rein sprachgeschichtlichen Mechanik nicht aus, muß teilweise wieder zurück zur alten syntaxis ornata und Stilistik. In dieser Richtung liegt ein kleiner Aufsatz von A. Humpers über den Dual bei Menander[6]), der die Folgerungen der Linguisten und Sprachstatistiker nicht unbesehen

---

[1]) IF 27, 121—151. — R. Blümel IF 33 (1913/4), 1—96 nimmt für den oben genannten Fall Brugmanns Erklärung an (S. 15 ff.), während er den Ursprung des „Bereichsakkusatives" (dies die neue Bezeichnung Blümels) in örtlichen Akkusativen sucht.

[2]) Gl 4, 354 f., über den a. c. i. bei Gercke-Norden[3] I 6 S. 57.

[3]) Gl 13 (1924), 171—189.

[4]) Bull. Soc. Ling. 23 (1922), 1—6.

[5]) M. S. L. 16, 1 ff. Für das NT. behandelt die Frage Meillets Schüler P. F. Regard (La phrase nominale dans la langue du NT. Paris, Leroux 1919. 225 S.; Thèse complémentaire ... de l'université de Paris; enthält Introduction, la phrase nominale pure et la phrase à verbe être, les tournures avec le participe et avec l'adjectif).

[6]) Rev. de philol. 46 (1922), 76—86.

hingenommen haben will. Der „neue" Menander hat den Dual nur in Fällen wie *νὴ τὼ θεώ*, aber der „alte" hat ihn, ebenso andere Komiker des III. und IV. Jahrh.; in der guten Literatur verschwand er nie völlig. Aber daß er schon bei Homer eine Antiquität ist, die teils nach metrischen Bedürfnissen angewendet wird, hat A. Meillet einmal mehr ins Licht gestellt[1]). Hier mag nochmals genannt sein (s. schon oben S. 84) F. Dornseiffs Schrift über den Stil Pindars[2]). Sie geht freilich weit über das Sprachliche hinaus: Stil ist ihr, „was die neuere Geschichte der bildenden Kunst Stil nennt (Kontur, Physiognomie)", aber die Behandlung des „Wortsinns" (Wortwahl, Bilder usw.) und der Satzfügung bilden doch die Hauptstücke der frischen Abhandlung, die auf lebendige Auffassung der alten stilistischen Kategorien ausgeht. — Die Anregung, für die altgriechische Syntax die mittel- und neugriech. heranzuziehen, die 1908, als ich sie gab[3]), im Zuge der Zeit lag, hat bisher wenig Beachtung gefunden, obschon durch Thumbs systematische Behandlung der Syntax in der 2. Aufl. seines Handbuches der neugriech. Volkssprache die Tatsachen bequem zugänglich geworden sind. Auf diesen Boden stellt sich besonders die anregende Studie von *Γ. Π. Ἀναγνωστόπουλος*[4]) über den Artikel in allen Perioden des Griechischen. Ihr Wert besteht besonders in der Zusammenfassung und in den Mitteilungen aus der Sprachentwicklung seit dem Altertum, ohne daß das Problem erledigt wird. Verknüpfung nach rück- und vorwärts sucht und findet auch glücklich der anregende Aufsatz von D. E. Evans[5]) über Kasusgebrauch in griech. Inschriften Kleinasiens. Anlaß zur Besprechung gibt besonders der Akk., weniger der Gen. und Dat. Ich hebe heraus die Ausdehnung des doppelten Akk. (*λίθους ἐπέγραψα γράμματα*) und die Behandlung des Inf. mit *τοῦ*, in dem ein Gen. des Sachbetreffs gesucht wird, dessen Färbung nach dem Zusammenhang wechselte. Über Hesselings Untersuchung von *ἄρχομαι* usw. mit Inf. bzw. Ptc. gleich nachher.

Wie anregend Kenntnis anderer Sprachen für die griech. Syntax werden kann, hat sich abgesehen von der Kasuslehre,

---

[1]) M. S. L. 22 (1921), 145—64.

[2]) Pindars Stil. Berlin, Weidmann 1921. VI, 135 S.

[3]) N. Jbb. 21, 498 ff.

[4]) *Συμβολὴ πρώτη εἰς τὴν ἱστορίαν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης περὶ τοῦ ἄρθρου ἤτοι ἱστορικὴ ἔρευνα τῆς ἀναπτύξεως καὶ τῆς χρήσεως αὐτοῦ ἔν τε τῇ ἀρχαίᾳ καὶ τῇ νεωτέρᾳ ἑλληνικῇ.* Ἀθ 34 (1922), 166—247; auch in Sonderausgabe.

[5]) Class. Quart. 15 (1921), 22—30.

die man längst nicht mehr auf das Griech. und Lat. allein gründet (vielleicht nur zu weitgehend), seit mehr denn 50 Jahren bei den sog. Aktionsarten gezeigt; da ist schon die Fragestellung aus der slawischen Grammatik gekommen, freilich auch die Übertreibung unterlaufen, daß man das slawische System möglichst ganz im Griech. hat finden wollen. So zieht denn auch die wichtigste Arbeit auf diesem Gebiete das Slaw. mit heran: F. Hartmann, der sie durchgeführt hat[1]), verwertet namentlich die Übersetzung des gleichen griech. Textes ins Russ., Bulg. und Frz. Für den Aorist ist nach H. nicht die punktuelle Aktionsart wesentlich, sondern die Bezeichnung der Handlung in ihrer Totalität; das Imperf. kann den Beginn, die Dauer, die Wiederholung bezeichnen, im letztern Fall oft kaum vom Aor. verschieden. Neu aufgestellt ist besonders der Gebrauch des griech. Imperfekts für den Eintritt der Handlung (*ἔφευγον* „ich ergriff die Flucht"); der sog. ingressive Aor. bezeichnet nach H. den Abschluß der ingressiven Handlung (*ἐνόσησε* „er erkrankte wirklich" gegenüber *ἐνόσει* „er drohte zu erkranken, eine Krankheit drohte sich bei ihm zu entwickeln"). Auf die Betrachtung einer Einzelheit ist E. Hermann[2]) ebenfalls durch seine Kenntnis slaw. Sprachen geführt worden: die Verwendung des Imperfekts statt des Aorists bei Negation (Typus *οὐκ ἔπειθε*) ist Regel im Russ. Eine Regel der russ. Elementargrammatik steht im Hintergrunde bei der Untersuchung des holländischen Byzantinisten D. C. Hesseling[3]) über *ἄρχομαι* (*ἄρχω*), *παύομαι* (*παύω*), *ἐθέλω*, *συνεθίζω*, *διατελῶ* mit Inf. bzw. Ptc. Hesseling weist nach, daß Inf. bzw. Ptc. fast durchaus präsentisch sind, wie im Russ. die Verba des Anfangens und Aufhörens mit dem Inf. imperfektiver Verba verbunden werden. Ausnahmen finden sich bei *ἄρχω*, *-ομαι*, besonders oft mittel- und neugriech., bei *παύομαι* u. a. nie (im Neugriech. für inf. praes. *νά* mit conj. praes.). Die LXX mit inf. aor. statt ptc. praes. heben sich (als ungriech. beeinflußt) scharf ab. Hier gleich noch einiges, was zu den „Aktionen" in Beziehung steht. J. Vendryes[4]) stützt seine These, die reduplizierten Präsentien zeigen perfektive Aktionsart, besonders auch auf griech. Beispiele:

---

[1]) KZ 48 (1917), 1—47. 49 (1919), 1—73, orientierend N. Jbb. 22 (1919), 316—39. Einen Fall (*βαῖνον* A 437), in dem H. eine besondere Verwendung des Imperfekts annimmt, hat A. Debrunner IF 39 (1921), 202—7 aus Nachahmung einer andern Stelle erklärt.

[2]) Gl 10 (1919), 129—36.

[3]) Byzantin. Ztschr. 20 (1911), 147—164.

[4]) M. S. L. 20 (1918), 117—123.

ἔχω : ἴσχω („erhalte"), μένω : μίμνω. Platons Zeugnis über den Unterschied der Tempora im Parm. 141 hat A. Meillet[1]) neu geprüft; er hält überzeugend an dem überlieferten γενηθήσεται (das in γεγενήσεται geändert wurde) fest; Plato hat nach ihm γενηθήσεται ad hoc gebildet (von ἐγενήθην aus, das allerdings erst aus dem Ende des IV. Jahrh. att. und ion. bezeugt ist, aber älter sein kann), um ein duratives Futur (entsprechend γίγνεται, ἐγίγνετο) zu haben. Die Parm.-Stelle zeigt auch γενήσεται als Futur der abgeschlossenen Handlung (entsprechend γέγονε) und beleuchtet durch γέγονέ ποτε und γέγονε νῦν schön die Bedeutung des Perfekts. E. Kieckers[2]) hat auf Grund von Sammlungen aus den Tragikern und Aristophanes gezeigt, daß das Perf. oft einem Präsens, das Plusquamperf. einem Imperf. parallel steht.

Nicht um Neues, im Gegenteil um Rückkehr zu alten, wenigstens von einer einflußreichen Schule verlassenen Anschauungen handelt es sich bei einigen Arbeiten über das grammatische Geschlecht. Nachdem H. Pedersen schon 1893 durch das Zeugnis des armenischen *o*-Stammes *nu*, gen. *nuoy* erwiesen hatte, daß der *o*-Stamm νυός gegenüber ai. *snuṣā*, ahd. *snur*(*a*), altsl. *snŭcha*, lat. *nurus* das Alte ist, hat A. Meillet noch andere alte *o*-Stämme femininen Geschlechts aufgezeigt[3]). In der gleichen Richtung liegt H. Lommels Dissertation[4]), die S. 2—6 die fem. *o*-Stämme des Griech. behandelt, weiter S. 6—16 die -*ā*-Motion historisch betrachtet und S. 51—67 die Fem. auf -ιδ- gruppiert. Seitdem hat sich Lommels Lehrer J. Wackernagel auch selbst über die Frage geäußert, in einer auf eigenen Materialsammlungen beruhenden Partie seiner „Vorlesungen"[5]). In der allgemeinen Anschauung steht er zu J. Grimm gegen Brugmann, zur sinnvollen Auffassung des grammatischen Geschlechts gegen die mechanische, bedeutungslose. Vielleicht hat W. die Anschauung überhaupt nie verlassen gehabt; sicherlich ist sein Standpunkt der, dem jetzt wieder die Wege bereitet sind, besonders durch neuere Untersuchungen über die Mentalität der Primitiven. Es ist nicht ganz zufällig, daß sich noch vor W. ungefähr gleichzeitig zwei Gelehrte, die ebenfalls von der Leipziger Schule und unter sich unabhängig sind, in gleichem Sinne geäußert haben,

---

[1]) Rev. de phil. 48 (1924), 44—49.

[2]) IF 30 (1912), 186—190.

[3]) Literatur bei Brugmann-Thumb 419; dazu A. Meillet, M. S. L. 21 (1919), 111.

[4]) Studien über idg. Femininbildungen. Gött., Vandenh. & Rupr. 1912.

[5]) 2, 1 ff.

A. Meillet[1]) und P. Kretschmer[2]). Rein tatsächliche Feststellungen gab R. Meister (aus Znaim) über den Genusgebrauch besonders der *o*-Stämme bei den LXX[3]).

Über die Vertauschung singularischer und pluralischer Formen spricht beiläufig J. Wackernagel unter einem Titel, der das nicht von vornherein vermuten läßt[4]): *ἦεν*, nach O. Hoffmann ursprünglich Plural, ist unsicher; dor. *ἐντι* für *ἐστι* beweise nichts, sicher sei nur das Umgekehrte: äol. *ἔστι* für *εἰσι*. Hier sei noch erwähnt J. Frasers Versuch, das *σχῆμα Ἀλκμανικὸν* mit dem arischen Doppeldual zu verknüpfen[5]).

Auf dem Gebiete der Kasuslehre hat Paul Neumann, angeregt durch J. Wackernagels Ausführungen in seinem Beitrag zur Festschrift für den seither dahingegangenen großen Genfer Sprachforscher F. de Saussure, das Verhältnis zwischen Genitiv und Adjektiv auf Grund eingehenderer Materialsammlung behandelt — eine hübsche Zusammenfassung ohne wichtige Ergebnisse[6]). Einen kleinern Beitrag zur Syntax des griech. Gen. gibt der holländische Indienforscher W. Caland in seinem Beitrage zum Ehrenbande für B. Delbrück, den seither ebenfalls verstorbenen Altmeister vergleichender Syntax[7]): *πυρὸς* (*πρῆσαι*), *ἁλὸς* (*νίψασθαι*) sind alte Ablative. Es sei hier angeschlossen eine jüngst herausgekommene Abhandlung des österreichischen Gelehrten K. Kunst über den absoluten Gen.[8]); sie betont die Möglichkeit verschiedener Ausgangspunkte und die Wichtigkeit der Aktionsart des Ptc.s, aber auch die Unmöglichkeit, immer scharfe Grenzen zu ziehen; dabei wird das hauptsächlichste Material aus dem älteren Griech. angeführt. Mit dem Gen., aber auch mit andern syntaktischen Fragen beschäftigen sich auch die Abhandlungen von E. Nachmanson[9]) und von St. Witkowski[10]); N. zeigt z. B., wie der Gen. des Sachbetreffs in Koine in Fällen wie *ὁμονοίας*, *μνήμης* lebendig ist, W. bietet

---

[1]) M. S. L. 21 (1921), 249—256 und Linguistique historique et l. générale (Paris 1921), 221—9; Rev. Ét. gr. 23 (1920), 47 f.

[2]) Gl 13, 101—114.

[3]) Wien. Stud. 34 (1912), 77—81.

[4]) Zu altir. *fitir*. IF 39 (1921), 220—23.

[5]) Class. Quart. 4 (1910), 25—27.

[6]) Das Verhältnis des Genetivs zum Adjektiv im Griech. Diss. Münster 1910. 54 S.

[7]) IF 31 (1912/3), 106.

[8]) Gl 12 (1923), 29—50.

[9]) Eranos 9 (1909), 30—81.

[10]) Gl 6 (1914), 18—25.

Bemerkungen zum Gen. des ergriffenen Gliedes, bei herrschen, bei οὐ. Das Umfangreichste in der Kasuslehre ist W. Havers' Buch über den sympathetischen Dativ[1]). So nennt H. den Dat., der einem possessiven Gen. gleichsteht, z. B. „die Kugel durchbohrte dem Feinde das Herz“ = „die K. d. das Herz des Feindes“. Mit großer Gelehrsamkeit wird dieser Dat. in all seinen Schattierungen durch die idg. Sprachen verfolgt, bis in die roman. und das Neuengl. hinein; es wird vermutet, der Gebrauch sei vom Pers.-Pron. ausgegangen. Das Griech. ist besonders reichlich bedacht (S. 62—169). Aus der Zusammenfassung S. 166 ff. sei erwähnt, daß seit Aristophanes durchaus die genetiv. Ausdrucksweise herrschend ist. H.s Ergebnisse werden für ein Sondergebiet, die Sprache Herodots, nachgeprüft und bestätigt durch J. Weber[2]).

Mit der Geschichte, genauer dem Zurücktreten des Dativs setzt sich notwendigerweise auch auseinander eine Arbeit über die Präpositionen einer wichtigen Gruppe von Sprachdenkmälern, die hier schon ihres Umfanges wegen genannt werden muß: gut 700 S. umfaßt die Schrift des Genfers P. F. Regard über die Präpositionen des NT.[3]). Das Hauptstück ist ein „Catalogue“ der echten und unechten Präpositionen; jeder Abschnitt gibt am Kopf eine Statistik und bringt dann das Material nach Verfassern geordnet, innerhalb dieser nach Bedeutungen und Verbindungen klassifiziert; meist ist eine Übersetzung beigegeben, wissenschaftliche Literatur wird im „Catalogue“ nicht zitiert. Hier sei besonders hingewiesen auf die Zusammenfassung am Schluß; da werden betont die Wichtigkeit der Abschwächung des Dativs und anderer Kasus in ihrem Werte, die größeren Ausdrucksmöglichkeiten der Präp. gegenüber den Kasus, die Wichtigkeit der unechten, besonders auch der zusammengesetzten Präp. Eine Vergleichung der Präp. des NT. mit den klassischen und den neugriech. zeigt, daß darin das NT. doch näher zum klassischen gehört, wenn auch das Neugriech. sich ankündigt. Das ausführliche Vorwort entwickelt, außer allgemeinen Ausführungen über die Koine und über den Plan der Untersuchung, besonders auch die prinzipiellen Anschauungen, die den Verf. leiteten, die

---

[1]) Untersuchungen zur Kasussyntax der idg. Sprachen. Straßburg 1911. XIX, 335 S.

[2]) Der sympathetische Dativ bei Herodot. Diss. Münster 1915. 50 S.

[3]) Contribution à l'étude des prépositions dans la langue des NT. Thèse ... de l'université de Paris. Paris, Leroux 1918. XI, 694 S. Vollständig ist das Material nur gegeben für Joh. (Ev., Epist., Apokal.), Luk. (Ev., Act.), Römerbrief.

auf F. de Saussure und A. Meillet, seine Hauptlehrer, zurückgehen: es ist interessant zu vernehmen, daß F. de Saussure gerade dem Studium der Präp. besondere Wichtigkeit und dem Studium der Koine ausnehmende Aktualität beimaß.

Daß in einigen Fällen wie ὡς ἐγὼ οἶμαι das ausgesetzte Personalpronomen entgegen der gewöhnlichen Auffassung seine emphatische Kraft durchaus bewahrt, hat durch Prüfung der betr. Zusammenhänge dargetan F. Sommer[1]).

Für das Verbum sind schon genannt die Arbeiten, die sich auf die Aktionsarten beziehen. Hier ist namentlich noch einiges zu den Modi zu erwähnen. F. Slotty hat den Gebrauch des Konjunktivs und Optativs mit besonderer Berücksichtigung der Dialekte zu behandeln begonnen[2]). Es ergibt sich namentlich, daß scharfe Grenzen zwischen den beiden Modi und zwischen ihrem Gebrauch mit und ohne Modalpartikel nicht zu ziehen sind; der Volkssprache werden einige Besonderheiten zugeschrieben. Einige Abstriche für die im Titel genannten Erscheinungen machen W. Schmid[3]) wie auch die Idg. Jb. 4, 119 genannten Rezensenten. Das Büchlein von A. Walter[4]) über den Konjunktiv tritt wieder für eine futurische Grundbedeutung ein; auf eine kurze Einleitung, die besonders an Delbrücks Auffassung Kritik übt, folgt eine Sammlung homerischer Beispiele, mit denen die These nach Möglichkeit zu begründen versucht wird. Die Zusammenfassung am Schluß sucht den Ursprung des (futur.) Konj. im Konj. des (perfektiven) Aoristes. Der kroatische Gelehrte A. Musić[5]) begründet den Gebrauch des negierten Konj. Aor. statt Imper. Aor. mit der perfektiven Bedeutung des Aor.; die sofortige Ausführung einer negativen perfektiven Handlung kann nicht befohlen werden; der negierte Imper. Präs. verbietet bei Homer fast immer eine schon in der Ausführung begriffene Handlung.

Eingehend ist die Geschichte der iterativen Bedeutungskategorie verfolgt worden von H. Kluge in seiner Diss.[6]), Abschnitt II. Die älteste Schicht sind die Formen auf -σκον (dazu schon oben S. 104), häufiger in der Ilias als in der Odysse und häufiger im Aktiv als

---

[1]) Antidoron (Festschrift J. Wackernagel) 1924, 22—7.

[2]) Der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs in den griech. Dialekten. I. Der Hauptsatz. Gött., Vandenhoek & Ruprecht 1915. IV, 152 S. (Forschungen zur griech. und lat. Grammatik 3).

[3]) W. kl. Phil. 33 (1916), Sp. 115—8.

[4]) Die Grundbedeutung des Konjunktivs im Griech. Heidelberg, Winter 1923. VIII, 97 S.

[5]) Gl 6 (1915), 206—10.

[6]) Syntaxis Graecae quaestiones selectae. Diss. Berl. 1911.

im Passiv und meistens im Imperf. Bei Hdt. sind sie seltener und erscheinen auch mit ἄν. Daneben das Imperf. mit ἄν. Bei Thuk. kein -σκον mehr, einmal der Aor. mit ἄν in iterativer Bedeutung (zu vergleichen der herodot. Aor. mit ὤν). „Das hellenistische Nebensatziterativpräteritum mit ἄν“ ist eine vom klassischen Hauptsatziterativum mit ἄν unabhängige Entwicklung; das ist das wichtigste Ergebnis der eingehenden Untersuchung über den Gegenstand von A. Debrunner[1]).

Im I. Abschnitt seiner Diss. bespricht H. Kluge[2]) die Verstärkung des Imperativs durch ἄγε, φέρε, ἰδού, ἴθι. — Die (passive bzw. medial-aktive) Bedeutung des aor. med. und aor. pass. bei den att. Tragikern und Komikern hat O. Lautensach[3]) untersucht. Keine Förderung bedeutet C. Mutzbauers[4]) Schrift über den Infinitiv.

Die Entwicklungsgeschichte der griech. Nebensätze ist auf eine neue Grundlage gestellt worden durch E. Hermann[5]). Vorsichtig wird abgewogen, was jedem Dialekt, jeder Dialektgruppe zukommt, was gemeingriech. ist, was aus dem „Vorurgriech.“ (nach H.s Ausdruck) überkommen ist. Insbesondere wird die relative Bedeutung von ὅς als vorurgriech. wahrscheinlich gemacht. Die zusammenfassenden Erörterungen des 5. und 6. Abschnittes ruhen auf dem festen Grunde der ausgedehnten Materialsammlungen, die im 2. und 3. vorgelegt werden; der 3. gibt eine Übersicht über die Nebensätze in der literarischen Überlieferung, wesentlich nach vorhandenen Arbeiten, der 2. trägt das Material aus den Inschriften zusammen. Ein 1. Abschnitt erörtert den Begriff des Nebensatzes, der 4. gibt einen Nebenertrag als Erörterung über Schriftsprache, Gebildetensprache und Mundart (s. schon o. S. 76). Ein zweiter Nebenertrag des nützlichen und gehaltvollen Buches ist die Schrift über die Silbenbildung, von der schon oben S. 93 f. die Rede war[6]).

---

[1]) Gl 11 (1921), 1—28. 84.

[2]) Syntaxis Graecae quaestiones selectae. Diss. Berl. 1911.

[3]) Gl 3 (1912), 221—36.

[4]) Das Wesen des griech. Infinitivs. Bonn, Cohen 1916. 154 S.

[5]) Griech. Forschungen I. Die Nebensätze in den griech. Dialektinschriften in Vergleich mit den Nebensätzen in der griech. Literatur und die Gebildetensprache im Griech. und Deutschen. Leipz., Teubner 1912. VIII, 346 S.; vgl. meine Besprechung B. phil. Woch. 1915, 88—93.

[6]) Zwei Einzelheiten: A. G. Laird, Class. Quart. 16 (1922), 37—43 lehnt mit Recht A. C. Pearsons Statuierung eines kausalen ὅταν (A. J. Ph. 33, 426—35) ab; O. Schulthess, Festgabe A. Kaegi (1919), 158—63 bespricht ἐάν mit ind. fut. in der Koine.

Verschiedentlich sind Ansätze zur genauern Behandlung der griech. Wortfolge gemacht worden; eine neuere Zusammenfassung, wie sie z. B. für die slawischen Sprachen von E. Berneker vorliegt, fehlt noch. Die Stellung des Verbums hat E. Kieckers[1]) zu behandeln begonnen, mit weiten Ausblicken. Auf Grund eines beschränkten, etwas zufälligen Materials aus Herodot, Thuk., Xen. und Inschriften wird für den Aussagesatz statistisch Mittelstellung des Verbums als überwiegend festgestellt. Anfangsstellung sei habituell im Nachsatze, der in einem zweiten Abschnitt untersucht wird. K. hat in einer Reihe von kleineren Artikeln[2]) seine Forschungen über die Stellung des Verbs besonders bei Einführung der direkten Rede fortgesetzt. Eine Kritik und Weiterführung von Kieckers' Buch gibt jetzt P. Fischer[3]). Er untersucht Sprichwörter, Chroniken u. ä., Inschriften, Briefe, Ps.-Xen. respubl. Athen., Homer *E* 512—909 mit dem Ergebnis, daß Endstellung des Verbs das Gewöhnliche ist; aus bestimmtem Anlaß kann auch Mittelstellung eintreten. Imperativ, Inf. und Ptc., die teilweise auch herangezogen werden, haben ihre Besonderheiten. F. konnte schon die Untersuchung von H. Ammann (s. gleich nachher) verwerten, der er freilich nicht in allen Punkten folgt. Insbesondere die Stellung von *εἰμί* und *γίνομαι* bei Herodot hat D. Barbelenet untersucht[4]), ohne scharfe Ergebnisse, was eigentlich nur zu erwarten ist. Eine Einzelheit bespricht O. Schultheß[5]), die Folge *ἂν ἔγραψεν* (irreal) in einer Urkunde von Milet.

Umfassender handelt nach dem Haupttitel H. Ammann über homerische Wortfolge und Satzstruktur; ein Zusatz zeigt freilich, daß auch bei ihm das Verb im Mittelpunkt steht[6]). Aber wenn auch vom Verb immer ausgehend behandelt der Verf. doch anderes mit. Das Vorwort des anregenden, lesbaren Schriftchens teilt als allgemeines Ergebnis mit, daß sich der Bereich der dichterischen

---

[1]) Die Stellung des Verbs im Griech. und in den verwandten Sprachen. I. Die Stellung des Verbs im einfachen Hauptsatze und im Nachsatze nach den griech. Inschriften und der älteren griech. Prosa, verglichen mit den verwandten Sprachen. Straßburg, Trübner 1911. XI, 156 S.

[2]) IF 30 ff.; Gl 11, 179 ff.

[3]) Zur Stellung des Verbums im Griech. Gl 13 (1924), 1—11. 189—205.

[4]) Sur la phrase à verbe 'être' dans l'ionien d'Hérodote (Paris 1913) und M. S. L. 19 (1916), 105—114; vgl. dazu P. Kretschmer Gl 12, 230.

[5]) Festgabe A. Kaegi (Frauenfeld 1919), 150—158.

[6]) Untersuchungen zur homerischen Wortfolge und Satzstruktur mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Verbums. Freiburg i./Br., Boltze 1922. 47 S.; II. Teil: IF 42 (1924), 149—178. 300—322.

Freiheit während der Untersuchung immer mehr verengt habe; auch der Dichter hat nur die Wahl zwischen ohnehin konkurrierenden Typen. Ein 1. Kapitel vertieft die Fragestellung nach der Endstellung des Verbs. Zahlreiche Satzformen mit anscheinender Mittelstellung des Verbs lassen sich auf solche mit Endstellung zurückführen, indem, was auf das Verb folgt, als nachträgliche Ergänzung und Erweiterung betrachtet werden kann des ursprünglich durch das Verb geschlossenen Satzkerns (vgl. z. B. aus der deutschen Umgangssprache „wenn ich einmal zurückkomme | nach München"). So kommt man auf überwiegende Endstellung; in andern Fällen ist Spitzenstellung des Verbs üblich (das in diesem Falle vielleicht selbst Satzkern war). Ein 2. Kapitel stellt den Begriff der Satzbasis fest, der Elemente, die als besonders wichtig und betont nach dem Satzanfang drängen, z. B. *μῆνιν* im Eingangsvers der Ilias. So stehen Schallverba emphatisch am Satzanfang, anderes thematisch (gegenständlich), z. B. *ἔνθ᾽ αὖ Τυδεΐδῃ Διομήδεϊ Παλλὰς Ἀθήνη δῶκε μένος καὶ θάρσος*. Zur emphatischen und thematischen kommt noch eine beziehungshaltige (besonders deiktische Pronomina am Satzanfang) und negative Satzbasis. Nachgestellt werden die „vorgegebenen" (sprachlich oder sachlich schon ausgedrückten) Elemente. Das 3. Kapitel über die Stellung des Akkusativobjektes setzt die Betrachtung des 1. Kapitels fort, indem die auffällige Stellung des Akk.-Obj. vor dem Verb (*Romulus Romam condidit*) aus einem uralten Satztypus erklärt wird von der Art von „ich auf ihn los": da hätte der Akk. des Ziels die Stelle des Adv. (wie „auf [ihn] los") vertreten, das Verb wäre (nachträglicher) selbständiger Zusatz. Mit der Stellung des grammatischen Subjekts beschäftigt sich das 4. Kapitel. Es steht selten an der Spitze, besonders häufig ein Personenname. Seltener als persönliches erscheint sachliches Subj. am Anfang. Der geschlossene Typus wird besonders oft dadurch durchbrochen, daß ein nach der Spitze drängendes Präverbium das Verb nachzieht (*σὺν ῥ᾽ ἔβαλον*); das wird im 5. Kapitel entwickelt, das auch über Tmesis und ‘anschauliche Einheit’ handelt. Eigentliche ‘Spaltung’ wird im 6. Kapitel nur anerkannt für die Folge Adj.—Verb—Subst. Ähnlich, wie teilweise auch Kieckers vorging, hatte der Verf. für seine Arbeit sämtliche homerischen finiten Verbalformen auf ihre Stellung untersucht; er gibt davon Proben in den IF, nach einem kurzen Selbstreferat über den selbständig erschienenen Teil der auch dem Homeriker wertvollen Untersuchung; behandelt werden als typisch *καλύπτω, ῥήγνυμι, βάλλω, εἷλον, αἱρέω, φέρω*. Daß die Stellung der Epitheta auch für ihre Bedeutung wichtig ist, illustriert der

gleiche Verf. am Beispiele von λευκός bei Homer [1]). Insbesondere der Spaltung des Genitivs gilt eine Abhandlung von W. Havers [2]). Behandelt wird die Erscheinung bei Homer; inschriftliche Beispiele zeigen, daß das Hyperbaton ursprünglich volkstümlich ist (es gibt aber eben auch eine primitive volkstümliche Stilistik); gespalten, d. h. durch eine Verbalform vom Regens getrennt, wird vorwiegend der Gen. der Zugehörigkeit, ähnlich wie ein adj. Attribut von seinem Regens. Im Verlaufe wird wiederholt die Entstehung des adnominalen Gen. aus dem adverbalen angezweifelt.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf zwei Arbeiten aus der Stilistik bedeutender Einzelerscheinungen, auf C. Grunewalds Behandlung der Satzparenthese bei den zehn attischen Rednern [3]) und auf Luise Reinhards Schrift über die platonischen Anakoluthe [4]). Gr. bietet nach der Materialsammlung im 1. Kapitel in einem 2. die stilist.-rhetor. Gruppierung der Parenthesen (in logische, psychologische, ethische, pathetische). L. R. kommt zu dem Ergebnis, daß die Anakoluthe bei Platon fast unbedingt den Veränderungen entsprechen, die der Bewußtseinsinhalt des Redenden während des Redens durch neu aufsteigende Vorstellungen erfährt; seelisches Leben und sprachlicher Ausdruck sind eine Einheit. Stilistisch sind die Anakoluthe ein geeignetes Mittel, einzelne Personen und Stimmungen zu charakterisieren. Gruppierung und Auswahl der Beispiele bezeichnet die Verfasserin selbst als subjektiv; sie führen eben über das landläufige grammatische Schema hinaus; darin liegt gerade das Interesse der ansprechenden Untersuchung.

---

[1]) Gl 12, 107—112.

[2]) IF 31 (1912/3), 230–245.

[3]) Beiträge zur hist. Syntax des Griech. Heft 19. Würzburg, Kabitzsch 1912. 61 S.

[4]) Philol. Untersuchungen 25. Berl., Weidm. 1920. VI, 207 S.

Nachträge.

Zu S. **65**, 4. Der eben (Januar 1925) ausgegebene Band IX des Idg. Jb. enthält die Bibliographie von 1920/1 (S. 79—115 Griech. von P. Wahrmann).

67, 2. Übersehen ist die Fortsetzung von R. Helbings Bericht für 1913—6 (Jahresber. des philol. Vereins zu Berlin 46 [1920], 8—45).

91. Zum *Ϝ* war der Aufsatz von O. A. Danielsson zu erwähnen, der die Hartel-Solmsensche Lehre über *Ϝ* nach konsonantisch auslautender kurzer Endsilbe bei Homer überprüft (IF 25 [1909], 264—84).

99. Durch die Freundlichkeit Prof. Münschers bin ich in den Stand gesetzt, hier noch auf den Aufsatz von C. W. E. Miller, The pronunciation of Greek and Latin Prose or Ictus, Accent, and Quantity in Greek and Latin Prose and Poetry hinzuweisen (Transact. Am. Philol. Association 53 [1922], 169—197). In erster Linie steht dem Verfasser das praktische Ziel, griech. (und lat.) Poesie und Prosa mit richtiger Betonung zu lesen. Er stellt sich zunächst für das Griech. (das hier allein in Frage kommt) eine Betonungsweise vor, die starke Schwankungen aufweist wie die des Frz. Fest ist das musikalische Element (der Akut mit dem Intervall einer Quinte, der Zirkumflex, der erst eine Quinte steigt, dann eine Quinte fällt, der Gravis, eine zeitweilige, partielle oder totale Aufhebung des Akuts); das musikalische Element kommt auch in der Poesie zur Geltung. Daneben steht aber in Poesie wie in Prosa ein wechselnder Iktus, der nicht etwa eine exspiratorische Hervorhebung der betreffenden Silbe bedeutet (er ist a 'rhythmical beat' or 'rhythmical accent': um ganz klar zu sein, wie das zu verstehen ist, müßte man den Verfasser nach seiner Methode lesen hören, wie er tatsächlich seine Studenten anleitet). Neben normalen Längen (= 2) und Kürzen (= 1) gibt es auch irrationale Längen und Kürzen (= $1^1/_2$ bzw. $^3/_4$, $^1/_2$). Der Jambus steht der Prosa am nächsten. Von da aus stellt der Verf. auf Grund seiner praktischen Versuche als Hauptgesetz auf, daß eine lange Silbe, die einer einzelnen Kürze, einer irrationalen Länge oder zwei (nicht mehr) Kürzen voraufgeht oder folgt, den Iktus haben müsse. Irrational wird eine iktuslose Länge, die einer iktustragenden voraufgeht oder folgt. So haben Wörter wie *ἡδύ*, *χαῖρε*, *ῥίζα* Iktus auf der ersten, *φίλοις φιλεῖς πατήρ* auf der zweiten Silbe, *λέγεται μελέτη μελετῶ* auf der letzten, *ἐκδικάσας* auf den beiden letzten, *νεώνητα* auf den beiden

mittlern. Es folgen Proben für des Verf. System aus Thuk., Plato, Demosth. Ungefähr das gleiche wird kürzer und ohne Proben für das Lat. ausgeführt.

121 f. Bei den Beziehungen zwischen Spätgriechisch und Spätlateinisch fehlt ein Hinweis auf die einschlägigen Aufsätze von F. Pfister Rh. M. 67 (1912), 195—208 und O. Immisch N. Jbb. 29 (1912), 27—49.

Inhalt.

Bericht über Vulgär- und Spätlatein 1921—1923/4
(mit Ergänzungen aus früheren Jahren).

Von

Theodor Bögel in Breslau.

Einleitung.

Ein neuer Bericht über Vulgär- und Spätlatein[1]) neben anderen schon vorhandenen muß wohl seine Berechtigung erweisen.

§ 1. Ich sehe sie zunächst darin, daß in diesen Jahresberichten auch früher die Fortschritte auf diesem Gebiete besprochen worden sind. Einer dieser Berichte ist sogar von wesentlichem Einfluß auf die Auffassung des Begriffes „Vulgärlatein" gewesen. Es ist der zweite der beiden Berichte, die K. Sittl verfaßt hat (1892); er hat dadurch seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregt und eine gewisse dauernde Berühmtheit erlangt, daß Sittl, ursprünglich der lebhafteste Verfechter des vulgären Charakters mancher, namentlich späterer Werke der lateinischen Literatur und der „lokalen Verschiedenheiten" ihres Vulgarismus, seine frühere Ansicht durch eine überscharfe Formel widerrief und in einem kurzen Überblick darlegte, daß die Sprache der römischen Literatur von Grundsätzen beherrscht wird, die gar nicht erwarten lassen, daß die Schriftsteller aus dem Strome der lebendigen Sprache schöpften, nämlich von der *ratio* und der *auctoritas* (*lectio*); nur bei denjenigen, die auch dem *usus* (der *consuetudo*) größere Zugeständnisse machten, schimmere die gesprochene Sprache durch, aber auch da in verschiedenen Abstufungen, vom häufigeren *sermo cotidianus* bis zum kaum erfaßbaren *vulgaris*, und getrübt auch da noch durch metrische und literarische Rücksichten und Traditionen. Die Wirkungen dieser Ansicht zeigen sich u. a. in dem nächsten Bericht (1899) über Vl. und Spl.; er hat P. Geyer, einen sorgfältigen Beobachter spätlateinischen Sprachgebrauchs, zum Verfasser; dieser stimmt Sittl in dem zu, was verdienstlich an jenem Widerruf war, der Forderung, daß der literarische Charakter der Schriftstellersprache

[1]) Abgekürzt im folgenden Vl. und Spl.

nicht zugunsten einer, ich möchte sagen, nachromantischen Sucht, sie als vulgär zu erweisen, außer acht gelassen wird. Was aber bei Sittl übertrieben und von ihm selbst schon zum Teil korrigiert war, indem er seinen prinzipiellen Erörterungen doch einen ziemlich duldsamen Bericht über die damaligen Arbeiten auf dem gesperrten Gelände hinzufügte, das hat Geyer mit den aus der Romanistik, der Bibelforschung und einer vorsichtigen philologischen Beobachtung bekannten Tatsachen in Einklang gebracht. Wenn seitdem kein Bericht mehr in dieser Sammlung erschienen ist, so hat das seinen Grund darin, daß es sich als undurchführbar herausstellte, in der früher und teilweise auch heute noch üblichen Breite und Vollständigkeit über ein Gebiet zu berichten, auf dem die Theologen beider christlichen Konfessionen, die Historiker, die romanische Sprachwissenschaft, die Germanisten, die Bearbeiter des römischen Rechts und der Rechtsgeschichte sowie alle Spezialisten, die sich der Geschichte einzelner Wissenschaften widmen, neben den klassischen Philologen und der lateinischen Sprachwissenschaft tätig sind.

Ältere „Bursian"-Berichte:

a) K. Sittl, 40. Band, 1886, S. 317—356, über die Jahre 1877 bis 1883.
b) K. Sittl, 68. Band, 1892, S. 226—286, über die Jahre 1884 bis 1890.
c) P. Geyer, 98. Band, 1899, S. 33—117, über die Jahre 1891 bis 1897.
d) C. Weyman, 105. Band, 1901, S. 54—87, Bericht über die christlich-lateinische Poesie, von Ende 1897 bis Ende 1899.

§ 2. Die Tradition gerade jetzt wieder aufzunehmen, empfahl ein zweiter Umstand, der an sich schon hinreicht, die Fortführung der Berichterstattung berechtigt erscheinen zu lassen. Das Spätlatein steht im Begriffe, mehr Leser zu gewinnen, als es bisher gehabt hat. Diesen Vorteil verdankt es einer Strömung, die seit etwa zwei Jahrzehnten die Freunde der Antike, auch über den engeren Kreis der Gelehrten hinaus, immer stärker ergriffen hat. Das Wesentlichste an ihr ist, daß der Zusammenhang zwischen Altertum und Gegenwart zum Motiv der Betrachtung geworden ist, gleichviel ob man ihn nun als Ausgangspunkt und als Ziel derselben ansieht oder die Wirkung des Altertums auf die Gegenwart zum Maßstab von Werturteilen macht. Man verweilt infolge-

dessen bei den Jahrhunderten, in denen sich der geschichtliche Vorgang des Überganges vom Altertum zum Mittelalter abspielt, und greift wieder eifriger zu den spätantiken Schriftstellern, wenigstens den spätlateinischen, als den Zeugen und Trägern desselben.

Die moderne Wissenschaft hat sich schon viel länger mit diesen Fragen und Zeiten beschäftigt. Das erste Signal aber, das mit Absicht und Erfolg die große Menge der den klassischen Blütezeiten zugewandten Fachmänner und Liebhaber auf dieses Gebiet rief, war meiner Erinnerung nach die Geschichte der griechischen Literatur, die U. von Wilamowitz 1905 in der „Kultur der Gegenwart" (I 8, Teubner, Lpzg.) veröffentlichte (jetzt 3. Aufl. 1912). Sie erregte damals noch vielfach Befremden und Aufsehen, da sie die sogenannte klassische Literatur zugunsten der hellenistischen zurücktreten ließ und nicht nur deren Bedeutung für die Gegenwart mit aller Entschiedenheit betonte, sondern auch die späteren Perioden mit gleicher Ausführlichkeit und Liebe darstellte. Es ist bezeichnend für den Impuls, den v. Wilamowitz geben wollte, daß er, schon vorher, in seinem Griechischen Lesebuch (1904 [4 u. 8], jetzt I, T. 1 u. 2, 1921 [10], 1920 [7], II, T. 1 u. 2, 1912 [5], 1923 [4], Weidmann, Berlin) denselben Grundgedanken von der Nachwirkung des griechischen Geistes in der Gegenwart auch in die Schule einführte, wie die Zeit lehrte, mit Erfolg, und dabei weder Hellenismus noch Christentum ausschloß. Auf dem Gebiete des Lateinischen folgte man nicht so rasch; in demselben Bande der Kultur der Gegenwart ist die Geschichte der lateinischen Literatur noch so geteilt, daß F. Leo, der doch die Gedichte des Venantius Fortunatus herausgegeben hatte (Monumenta Germaniae, Auctores antiquissimi IV 1, 1881), die Literatur bis zum 2. Jahrh. n. Chr. behandelt, die spätere, sowie die christliche, abgesehen von Tertullian und Ammian, Boethius und einem Ausblick auf die christliche Poesie, dagegen nicht mehr (Kultur der Gegenwart I 8, 1, 1905, jetzt 1912 [3]); der „Übergang vom Altertum zum Mittelalter" bleibt F. Norden überlassen, der in diesem Abschnitte ausführlicher die noch dem Altertum angehörende christliche Literatur behandelt und mit einer kürzeren Darstellung der mittelalterlichen und Renaissance-Literatur schließt; er hatte vorher schon in der „Antiken Kunstprosa", 1898, jetzt 1909 [2], Lpzg., Teubner, „das Fortleben von Gedanken und die Macht der Tradition" auf dem Gebiete der kunstmäßigen Prosa bis in dieselben Zeiten „bis zu einem solchen Grade nachweisen können, der ihn selbst in Erstaunen setzte" (Vorwort z. 1. Aufl.). Entsprechend diesem Verhalten der

Wissenschaft wagten sich auch in der Schule zunächst nur Lesebücher der silbernen Latinität hervor. Erst in neuester Zeit sind Lesebücher und Auswahlen erschienen, die auch den Schulen den Weg vom Altertum zum Mittelalter und zur Gegenwart an der Hand der Quellen zeigen sollen. Ich sehe darin einen gewissen Abschluß der gezeichneten Entwicklung. Es ist hier nicht der Ort zu prüfen, wie weit und mit welchem Nutzen auf den Schulen spätlateinische Texte gelesen werden können. Darüber wird der Versuch wohl entscheiden, nicht so sehr die Überlegung. Hier soll nur zweierlei festgestellt werden: erstens, daß diese Ausdehnung der Lektüre eine logische und theoretisch richtige Übertragung einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise auf die Schule ist, und zweitens, daß die Wissenschaft für ihre Arbeit auf dem Gebiete des Spätlateins durch diese Neuerung bei einem zahlreicheren Publikum Beachtung finden wird als bisher; wird sich doch mancher nicht nur über die gegenwärtige wissenschaftliche Beurteilung der ausgewählten spätlateinischen Texte unterrichten, sondern auch in die wissenschaftliche Behandlung der sprachlichen und literarischen Probleme vertiefen wollen, die sich an sie knüpfen.

Elementarbücher (Lesebücher und Auswahlen für Schulen), die spätlateinische, mittelalterliche und neuzeitliche lateinische Texte enthalten:

a) Eclogae Graecolatinae, Teubner, Lpzg., mit Einleitung, Kommentar und Literaturangaben.

Heft 1: Auswahl aus Augustins Confessiones, her. v. A. Kurfess, 1924², 32 S.

Heft 2: Quellen zum Leben Karls des Großen, her. v. G. Frenken, 1924², 32 S.

Heft 6: Lat. Gedichte des Mittelalters, her. v. A. Kurfess, 1923.*

Heft 7: Ekkehards Waltharius, her. v. Haß, 1924.*

b) Vox latina, Lateinisches Lesebuch für die oberen Klassen, für Studierende und für Freunde humanistischer Bildung, her. v. O. Stange und P. Dittrich (unter Mitwirkung von O. Immisch, H. Lamer, Ed. Stemplinger), Leipzig, Dieterich:

III. Heft, Ausgewählte Proben lateinischen Schrifttums von 200 n. Chr. bis zur Gegenwart, 1924, VI u. 144 S. Die Proben reichen von Minucius Felix bis Leo XIII., sind mit Einleitungen, die auch weiterführende Literatur zitieren, und mit erklärenden Anmerkungen versehen.

c) Lateinische Quellen des deutschen Mittelalters, her. v. Peters, Wetzel, Neumann, Diesterweg, Frankfurt a. M. Alle Hefte mit kurzen Einführungen und erklärenden Anmerkungen, meist lexikalischer Art.

Heft 1: Legenda aurea, her. v. Peters, 1924, 32 S.
Heft 2: Carmina Burana, ausgewählt v. B. Lundius, 1924, 32 S.
Heft 3: Tierfabeln und Schwänke, v. dems., 1924, 32 S.
Heft 4: Ottonis episcopi Frisingensis Gesta Friderici imperatoris, ausgew. v. Peters, 1924, 32 S.

d) Mittellateinisches Lesebuch, eine Auswahl aus der mittellateinischen Literatur in Deutschland, von P. Alpers, XVI u. 95 S., 1924, Perthes, Gotha. Die Beschränkung (im Vergleich mit b) gestattete dem Verfasser, umfangreichere Stücke aufzunehmen. Vorausgeschickt ist eine literaturgeschichtliche Skizze, eine kurze Zusammenstellung der Eigenheiten der mittellateinischen Sprache und ein nicht ebenso praktischer und klarer Abschnitt über Metrik. Hinten erklärende Anmerkungen, in ihnen und am Schlusse des Vorwortes Angaben über die zugrundeliegenden Ausgaben und sonstige Literatur, die der Einführung dienen kann.

e) Auch die Lateinischen Schultexte, her. von P. Hoppe und W. Kroll, Breslau, Priebatsch, werden als 5. Heft Texte zur Geschichte des Christentums und als 6. Texte zur Geschichte des deutschen Mittelalters bringen. Von den erschienenen Heften gehört in diesen Zusammenhang auch das 4., Auszug aus dem Roman des Petronius, 36 S., mit Einl. und Erläuterungen [1924]. S. Nachträge, § 20.

Zu genaueren Beobachtungen des Sprachgebrauches reichen diese Lesebücher, so großen Nutzen sie stiften mögen, nicht aus, schon deshalb nicht, weil ihre Texte z. T. normiert sind.

§ 3. Aus der langen Unterbrechung in der Berichterstattung (§ 1) und der Erweiterung, die der Leserkreis des Spätlateinischen erfahren hat (§ 2), ergibt sich die Art und Anlage dieses Berichtes, die ihn, wie ich hoffe, ebenfalls rechtfertigen wird. Es ist nicht meine Absicht, an den letzten Bericht (§ 1) anzuknüpfen und, was 25 Jahre unterblieben ist, mit einem Male nachzuholen. Das könnte etwa durch eine Bibliographie geschehen, eine durchführbare und nicht allzu schwierige Arbeit. Jedoch würde ihr Umfang und die darauf verwendete Mühe in keinem rechten Verhältnis zu ihrem Werte stehen. Denn es hat in der Zwischenzeit nicht an Berichten

gefehlt; periodisch kehrten die der Glotta und die in den Jahresberichten über die Fortschrittte der romanischen Sprachwissenschaft wieder. Von einer Bibliographie hätten gerade die neueren Leser spätlateinischer Texte keinen rechten Vorteil. Ihnen wird besser mit einem Bericht gedient sein, der sie an der Hand einer Auswahl neuerer Arbeiten so weit in den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft auf diesem Gebiete einführt, daß sie von da aus sich selber weiter umtun können. Daher habe ich den Zeitraum möglichst eng und nahe der Gegenwart gewählt; wenn ich als Beginn desselben das Jahr 1921 bezeichne, so schließe ich ihn ungefähr an die nach dem Kriege erschienenen verdienstlichen Wissenschaftlichen Forschungsberichte und die letzten Glottaberichte an. Im allgemeinen wiederhole ich aus diesen und anderen Berichten nur das, was ich als besonders bezeichnend für den Gang der Forschung ansehe. Andrerseits gehe ich bei derartigen Arbeiten über den abgesteckten Zeitraum in die beiden letzten Jahrzehnte zurück. Auf diese Weise wird doch eine gewisse Verbindung mit den früheren Bursianberichten hergestellt, ohne daß die Darstellung zu einer Geschichte der vulgärlateinischen Probleme wird. Für eine solche liegt kein dringendes Bedürfnis vor, seit K. von Ettmayer die Entstehung der vulgärlateinischen Frage in der romanischen Sprachwissenschaft, ihre gegenseitige Beziehung zur vergleichenden und historischen lateinischen Sprachwissenschaft und ihr ebenfalls wechselseitiges Verhältnis zur lateinischen Lexikographie, zu den Inschriften- und zur Bibelkunde dargestellt hat. Es mag zunächst auffallen, daß in einer Jubiläumsdarstellung der „Erforschung der indogermanischen Sprachen" das Vl. in eine Reihe mit dem Griechischen, Italischen und Keltischen gestellt wird, also eine sekundäre Sprachstufe mit primären, darunter der eigenen Vorstufe. Das ist z. T. wohl ein Zugeständnis an die prinzipielle Bedeutung, die die romanische Sprachwissenschaft und durch sie auch das Vl. und Spl. erlangt hat (vgl. A. Nehring, Wege und Ziele in der Sprachwissenschaft der Gegenwart S. 92 u. 98 der Neuen Jahrb. 53, 1924). Zum Teil ist diese Gleichstellung wohl dem Zufall zuzuschreiben, daß A. Thumb, der Bearbeiter der griechischen Sprachwissenschaft, als besonderer Kenner des Neugriechischen dieses natürlich in seine Darstellung einbezog, wenn dies ein Zufall ist und nicht hier wie auf dem Gebiete der Literaturgeschichte (§ 2) der Unterschied zwischen Latein und Griechisch damit zusammenhängt, daß in jenem anders als in diesem der Beginn des Neuen als ein noch ins Altertum fallender Bruch

empfunden wird, der die Arbeitsteilung schon für diese Periode verlangt. Dafür, daß es sich so verhält, werden sich die Zeichen im Laufe dieses Berichtes mehren. Deshalb wird, abgesehen von dem praktischen Zweck der Einführung, das mein Ziel sein, klarzustellen, daß das Vl. und Spl. eine wissenschaftliche Aufgabe darstellt, die, wie ihr Gegenstand in eine Zeit sprachlicher, geistiger und ethischer Spaltung fällt, den Gebieten wenn auch verwandter, so doch verschiedener Wissenschaften angehört. Das ist zurzeit das Charakteristische daran, daß hier ein reges Nebeneinanderarbeiten herrscht, das Miteinanderarbeiten aber nicht nur infolge der Begrenztheit der Arbeitskraft, sondern auch infolge der Verschiedenheit der Absichten und der Methoden noch unvollkommen ist und wohl immer erschwert bleiben wird. Auf einem solchen Gebiete, wo jeder Weg sogleich an die Grenzen anderer Disziplinen führt, ist Vorsicht vonnöten. Der Leser und Benutzer dieses Berichtes wird es daher verstehen, daß sich sein Verfasser bei dem Versuche, gerade diesen wesentlichen Zug des Vl. und Spl. zum Ausdruck zu bringen, doch in dem Bewußtsein der Grenzen, die ihm selbst gezogen sind, mit aller Vorsicht bewegt.

Berichte über Vl. und Spl.:

a) Kritische Jahresberichte über die Fortschritte der romanischen Philologie, her. v. K. Vollmöller, zuletzt 13, über 1911/12, teilweise bis 1913 und 1914, Erlangen 1915 (Junge). Darin J. Koehm, Alt- und Hochlatein S. 74—94, E. Richter, Vergleichende Roman. Grammatik S. 95—120, L. Bellanger, Latinité ecclésiastique, littérature latine de la décadence et du haut moyen âge, II S. 21—32. Ähnlich im 12. Band (1913), nur daß da noch ein Abschnitt Latin vulgaire et bas latin 1908—10 von J. Pirson, S. 62—73, aufgenommen war.

b) Die Glotta, Zeitschrift für griech. u. lat. Sprache, her. zuerst von P. Kretschmer u. F. Skutsch, jetzt von ersterem und W. Kroll (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht), bringt von ihrem I. Bande (1909) an periodische Berichte über Italische Sprachen und lateinische Grammatik von F. Skutsch†, F. Hartmann und W. Kroll, vereinzelt von M. Lambertz, G. Herbig, A. Nehring. Sie enthalten u. a. die Schriftsteller in zeitlicher Ordnung, zu deren Sprachgebrauch neue Literatur mitgeteilt wird, und alphabetische Verzeichnisse der wissenschaftlich behandelten Wörter, ferner besondere Abschnitte über Vl. u. Spl. im 4.—6. und 9.—12. Bande in dem Berichtskapitel „Sprachgeschichte". Selbstverständlich verlangen auch die Kapitel „Klausel, Metrik" fürs Vl. u.

Spl. immer Beachtung. Der letzte Bericht dieser für das Studium unentbehrlichen Serie ist der fürs Jahr 1921 im 13. Bande (1924).

c) Der Artikel „Vulgärlatein" in Lübkers Reallexikon d. kl. Altertums, 8., vollst. umgearb. Aufl., her. v. Geffcken u. Ziebarth, 1914, Teubner, Lpzg., S. 1123 f.

d) K. v. Ettmayer, Vulgärlatein, in d. Gesch. d. idg. Sprachwissenschaft (a. d. Grundriß der idg. Sprach- u. Altertumskunde) II, Die Erforschung der idg. Sprachen, her. v. W. Streitberg, I Griechisch, Italisch, Vulgärlatein (S. 231—280), Keltisch. Straßburg, Trübner, 1916. Eine auf die Probleme gerichtete Geschichte dieses wissenschaftlichen Grenzgebietes, das der Verf. trotz des Druckes der Probleme nicht gänzlich vom romanistischen Standpunkte aus betrachtet; soweit dies geschieht, ist es unvermeidlich und hängt mit der Bedeutung des Vl. für die romanische Sprachwissenschaft zusammen. Die Kenntnis der romanisch-vl. Probleme in dem Umfange, wie sie hier behandelt werden, wird man sich erwerben müssen, wenn man sich eine richtige Vorstellung vom Vl. überhaupt machen will. Die einzelnen Kapitel behandeln: I. Theorie u. Quellen zum Vl. Entstehung der Theorie vom 15. Jahrhundert bis Diez. Die wichtigsten Arbeiten seit Diez. Altlatein, Spätlatein u. Vulgärlatein. Inschriften- und Glossenlatein, Grammatici latini. Vl. und Lehnwortforschung. Romanisierung und Dialektbildung im Vl. II. Die grammatische Forschung seit Fr. Diez. Lautlehre. Formenlehre. Syntax. — Ich hebe hier nur heraus, daß v. E. die zwei von Meyer-Lübke aufgestellten Übergangsphasen der vl. Vokalentwicklung zum Romanischen durch eine Zwischenstufe trennt (S. 261). Auf andere Punkte verweise ich im Laufe dieses Berichtes.

e) Wissenschaftliche Forschungsberichte, her. v. K. Hönn, Perthes, Gotha, Geisteswissenschaftl. Reihe, 1914—1918.

1. Französische Philologie, bearb. v. K. Vossler, 1919, VI u. 68 S. Darin S. 8 Literatur zum Gemeinromanischen u. Vl., S. 22—45 die sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die meist, mehr oder minder fest allerdings, auf dem Vl. fußen.

2. Lateinische Philologie, bearb. v. W. Kroll, 1919. VII u. 87 S., behandelt Sprache und Literatur und ist bei der Eigenart der vl. und spl. Probleme in allen Teilen, nicht nur den das Spl. betreffenden, einzusehen, zumal die knappe und instruktive Beurteilung auch in die heutige Fortbehandlung der Probleme einführt.

f) Auf die Berichte der theologischen Zeitschriften sei nur im allgemeinen hingewiesen, sie kommen für die patristische Literatur und die Bibel in Betracht und enthalten auch das Sachliche.

Literatur- und Sprachgeschichte.

§ 4. Da es sich beim Vl. und Spl., abgesehen von den Inschriften, um Literatur handelt — ganz anders als bei der Dialektforschung der modernen Sprachen —, sei mit Nachdruck auf die Literaturgeschichten hingewiesen. Die unzureichende Prüfung der literaturgeschichtlichen Seite hatte seinerzeit dazu verleitet, im Afrizismus ein örtliches Idiom zu sehen, während er eine Stilrichtung ist, die nur insoweit landschaftlichen Charakter trägt, als jeder Stil irgendwo mit besonderer Leidenschaft vertreten zu werden und daher seinen Namen zu erhalten pflegt. Die Literaturgeschichte unterrichtet über die bereits feststehende oder noch schwankende zeitliche und literarische Stellung der Autoren; sie berücksichtigt ihrerseits auch die sprachlich-stilistischen Eigenheiten zur Lösung ihrer Aufgabe oder zur Charakteristik der Texte. Bemerkenswert ist, daß die umfangreichen Literaturgeschichten, außer Spezialgebieten, die christliche Literatur einem besonderen Bearbeiter zuweisen: vgl. b, c, e und § 2 Leo-Norden, § 3 Ettmayer.

a) Geschichte der römischen Literatur von F. Leo. I. Die archaische Literatur, Berlin, Weidmann, IV u. 496 S. Sprache und Stil des Plautus (die römische Urbanität) S. 148 f.; die oft bis ins einzelne gehende stilistische und literarische Würdigung verdient als Gegengewicht der Neigung, etwa in den Szenikern vor allem Material für Umgangs- oder Vulgärlatein zu sehen, sorgfältigste Beachtung. Gerade aus Leos Darstellung ersieht man, wie sehr die Sprache durch die literarische Stellung und Gattung stilisiert wird. Leider ist das schöne Werk unvollendet geblieben. Nach Leos Tod ist nur noch erschienen „Die römische Poesie in der sullanischen Zeit“ im Hermes 49, 1914, S. 161—195; darin auch die sprachliche Charakteristik der Atellana, S. 178, mit Anm. 6, und des Laevius, S. 182 f., mit Anm. 2 („gelegentlich ein Griff ins Vulgäre“).

Diejenigen Literaturgeschichten, die als wissenschaftliche Handbücher auch für Vl. und Spl. unentbehrlich sind, sind die als „Teuffel“ und „Schanz“ bekannten Bücher, auf die nach den Jahren des eingeschränkten Bücherkaufs wieder hinzuweisen nicht überflüssig ist, zumal ihre Teile einzeln käuflich sind.

b) W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Unter Mitwirkung von E. Klostermann (christliche Schriftsteller im III. Bande), R. Leonhard (Juristen) und P. Wessner (Grammatiker) neu bearbeitet von W. Kroll (von dem die meisten Stücke, Band I u. II fast ganz herrühren) und F. Skutsch (aus dessen

Feder noch einige Paragraphen des III. Bandes stammen). Teubner, Leipzig.

I. Band, Die Literatur der Republik, 1916[6], IX u. 540 S. In dem „Allgemeinen und sachlichen Teil", durch den sich diese Literaturgeschichte schon immer vor anderen ausgezeichnet und durch dessen Systematik sie einem modernen Werk wie Wiegands Geschichte der deutschen Dichtung[1]) in anspruchsloser Nüchternheit längst vorgegriffen hat, findet sich auch ein Abschnitt über Vl. (§ 35, 2), der in seiner Knappheit, Sachlichkeit und Klarheit ein Musterbeispiel für die Darstellungsweise des ganzen Werkes bildet, auch in der Auswahl der Literaturangaben, die von Auflage zu Auflage nicht einfach ergänzt, sondern modernisiert wird, damit sie nicht zur Bibliographie ausarte.

II. Band, Die Literatur von 31 vor Chr. bis 96 nach Chr., 1920[7], VI u. 341 S.

III. Band, Die Literatur von 96 nach Chr. bis zum Ausgange des Altertums, 1913[6], VIII u. 579 S.

c) Die Geschichte der römischen Literatur von M. Schanz liegt jetzt vollendet vor, abgesehen vom IV. Bande in 3. Auflage, I 1, 1907; I 2, 1909; II 1, 1911; II 2, 1913; die übrigen, für das Spätlatein in Betracht kommenden Teile nenne ich besonders. Ein wesentlicher Zug dieses umfangreichsten aller derartigen Werke ist die große Ausführlichkeit, die in den unbekannteren Gebieten der späteren Literatur mitunter willkommen sein wird. Die Streitfragen werden eingehend behandelt, z. T. mit Inhaltsangaben der wohl vollständig zitierten wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. Commodian IV 2 § 1166 und III § 744—747, im Anschluß an Brewer, der C. dem 5. Jahrhundert und Gallien zuweist. Verlag: Beck, München (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft VIII).

III. Teil. Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 354. 3. neubearbeitete Aufl. v. C. Hosius (nationale Literatur) und G. Krüger (christl. Lit.), 1922, XVI u. 473 S.

IV. Teil. Von Constantin bis zum Gesetzgebungswerk Justinians, 1. Hälfte, Die Lit. des 4. Jahrhunderts, 2. verm. Aufl., 1914, XV u. 572 S., der letzte der ganz von Schanz allein verfaßten Bände. Besprochen z. B.: Monatschr. f. höh. Schulen, XVI, 1917, S. 279—285, v. Th. Bögel.

---

[1]) „In strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen, in fortgesetzten Längs- und Querschnitten." Schaffstein, Köln, 1922. VIII u. 512 S.

IV. Teil, 2. Hälfte. Die Literatur des 5. Jahrhunderts. Von M. Schanz, C. Hosius, G. Krüger, 1920, XVI u. 681 S., mit einem Generalregister des Gesamtwerkes, der Abschlußband, den zu vollenden Schanz nicht mehr vergönnt war, und mit dem das Werk unter die Obhut seiner jetzigen Verfasser und Herausgeber gekommen ist. Die Darstellung der nationalen Lit. schließt, wie üblich in diesem Werke, ein Rückblick ab; darin schildert Hosius das Wirken der drei Mächte, die die nationale Lit. schließlich auflösten, die politischen Wirren der Völkerwanderung, das Christentum u. das Volkslatein (S. 308—320). Besprochen z. B.: Monatschr. f. höh. Schulen, XXI, 1922, S. 306 ff., v. Th. Bögel.

d) Geschichte der altchristlichen Literatur, v. H. Jordan, 1911, XVI u. 521 S., Quelle & Meyer, Lpzg., deshalb beachtenswert, weil die Entwicklung der Gattungen (Erzählungen und Geschichtsbücher, Briefe, Apokalypsen, Reden und Predigten, Apologie, Dialog usw.) der Einteilung zugrunde liegt und die gesamte christliche Literatur, besonders natürlich die griechische und lateinische, dadurch als Einheit erscheint[1]). Vorausgeschickt ist, ein Zeichen glücklicher Vereinigung von systematischer und historischer Auffassung (vgl. oben § 4 b), ein Kapitel über die die Entwicklung beeinflussenden Mächte (z. B. „die vorhandenen Literaturen" u. a.), unter denen auch das Nebeneinander von 8 christlichen Sprachen gewürdigt wird; die lateinische (§ 12, 3) ist nur eine von ihnen und erlangt erst verhältnismäßig spät ihre große Bedeutung als Organ des Christentums. Als praktisch empfehle ich noch § 7, über „die früheren Bearbeitungen der altchristlichen Literaturgeschichte", wo nicht nur die Werke von O. Harnack, O. Bardenhewer u. a. genannt sind, sondern auch die Theologischen Realenzyklopädien, die zur Orientierung über den kirchengeschichtlichen Sachverhalt oft eingesehen werden müssen (Jordan, S. 26, ähnlich die neuere Übersicht von G. Krüger, in Schanz III § 653). Auch sonst mit reicher Bibliographie.

e) Aus der „Einleitung in die Altertumswissenschaft", Lpzg., Teubner, kommen in Betracht die Abschnitte über „Quellen" in der Griechischen und römischen Geschichte von C. F. Lehmann-Haupt, K. J. Beloch, E. Kornemann (namentlich zu dessen Darstellung der römischen Kaiserzeit S. 248 ff.), III. Band 1914[2]. Ferner:

---

[1]) So ist schon das ältere Spezialwerk von R. Hirzel, Der Dialog, angelegt (I, 1895, XIII u. 565 S.; II, 1895, 473 S., Lpzg., Hirzel), das bis zur Gegenwart reicht.

Römische Literatur, v. E. Norden, 1923³, 118 S. (= I 4).

Christliche Literatur, v. H. Lietzmann, 1923³, 36 S., von S. 17 an die lateinische, S. 32 ff. Angaben über die Ausgaben und Abhandlungen.

f) Geschichte der römischen Literatur, v. A. Klotz, 1924, Quelle & Meyer, Lpzg., 169 S. (Wissenschaft und Bildung, Nr. 195); dem „Ausgang" ist der letzte Abschnitt gewidmet, S. 121 bis 165; eine sachliche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Darstellung; zum Lesen bestimmt; ohne Bibliographie.

g) Geschichte der lateinischen Literatur. Von A. Gudeman. III. Von Hadrian bis zum Ende des 6. Jahrhunderts, 1924, Berlin u. Lpzg., 132 S., de Gruyter (Samml. Göschen). Literaturnachweise S. 4, darunter auch die Artikel der Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.

h) Manitius I., für die spätesten Texte, s. § 19.

§ 5. Darüber, was man unter Vulgärlatein zu verstehen hat, herrscht heute keine Meinungsverschiedenheit mehr. Der Begriff ergibt sich aus der Sprachgeschichte, am deutlichsten aus der Betrachtung seines Gegenpoles, der Schriftsprache. Diese bildet für unser rückblickendes Auge das helle und abgegrenzte Kernstück der Hochsprache; es erscheint selber nicht von einheitlicher Farbe (Cicero-Caesar-Varro); alles andere, was wir zur Hochsprache rechnen, die öffentliche Rede und Verhandlung, die urbane Unterhaltung, der Brief, sind nicht Auflösungsformen jenes Kernes, sondern gleichstehende alte Bestandteile der Hochsprache; die Sprache der Literatur ist aus ihnen erst hervorgegangen, gewann aber bald die herrschende Stellung unter ihnen, da sie durch Theorie und Praxis ausgebildet wurde und durch den Inhalt und die Dauer der Literatur auf Unterricht und Bildung einwirkte. So wird die Schriftsprache, die Normierung des *sermo urbanus*, zum Ideal aller, die sich in ihm ausdrücken wollen. Diese Stellung behält die Schriftsprache bis zum Ausgange des Altertums innerhalb der Hochsprache und dadurch diese innerhalb des Gesamtbereiches der lateinischen Sprache. Ihr gegenüber steht als die Sprache der Unliterarischen das Vulgärlatein.

Allgemeine Erwägungen, die wir mit den ersten Formungen römischen Denkens im Kultus, im Recht und in der Poesie verknüpfen (etwa wie sie Leo, G. d. r. L. I Kap. I, 3 und II dargestellt hat), berechtigen uns, die Anfänge der beiden Sprachströmungen in die

vorliterarische Zeit zu verlegen, in der selbst die Mündlichkeit der entstehenden Formen, z. B. des Rechtes (Leo S. 23), durch die wiederholte Anwendung geltender Ausdrucksweisen aus der volkstümlichen Willkür und Mannigfaltigkeit ausschied. In diese vorliterarische Zeit führen auch Beobachtungen, die die Betonung betreffen: die romanischen Sprachen, z. B. ital. *intiero*, frz. *entier*, setzen vl. *intégru* voraus; E. Hermann leitet dies aus vorliterarischem *ìntègrum* ab, aus dem auch das hochlateinische *íntegrum* stammt (Gött. gel. Nachr. 184, 1922, S. 216—291). Dieses Beispiel berührt zugleich einen anderen wesentlichen Punkt. Wir können das vl. Sprachmaterial gegenständlich und systematisch eigentlich nur durch Rückschluß aus den romanischen Sprachen erfassen und darstellen, sowohl das vorliterarische wie das der literarischen Zeit, Denn eine vl. Literatur gibt es nicht. Vom Lateinischen aus lernen wir es nur durch Grammatikernotizen, den vulgären Einschlag in Inschriften und Texten, besonders denen der Spätzeit, und durch sein Verhältnis zum Schriftlatein kennen. Dieses muß man sich wohl so denken, daß in der vorliterarischen Zeit und der des erhaltenen Altlateins der Austausch zwischen beiden Schichten noch lebhaft war, durch die Vermittlung des selber noch sehr flüssigen *sermo cotidianus* der Gebildeten und, weil die Regelung der Literatursprache erst begann, auch die literarische Manier (Ennius' Annalen) nicht alle Gattungen ergriff; daher zeigen Plautus und viele ältere Inschriften einzelne Eigenheiten und im ganzen noch die Wahllosigkeit, die später für das Vl. bezeichnend sind. Es folgt die Zeit der Ausbildung der Literatursprache; sie ist im Ciceronischen Zeitalter vorläufig abgeschlossen; der *sermo vulgaris* ist zu einer Unterströmung geworden; die Verbindung zwischen beiden Schichten wird durch die Fachliteratur hergestellt, die den vulgären Stoff literaturfähig zu machen sucht, und durch das öffentliche Leben. Im 1. Jahrhundert n. Chr. erfährt die Literatursprache noch eine weitere Verfeinerung in der Richtung des Poetischen und Rhetorischen und weitere Bereicherungen aus dem Gebiete des Technischen, verliert aber die Verbindung mit der vulgären Unterströmung durch den Mangel eines öffentlichen Lebens. Der Archaismus ferner ist ein Merkmal des Versagens der sprachlichen Schöpfungskraft. Das Christentum füllt die Sprache mit neuem Inhalt; aber seine Literatur bedient sich nicht der inzwischen räumlich und dynamisch angewachsenen Vulgärsprache, sondern schafft sich aus der Vereinigung des fortlebenden literarischen Lateins und den z. T. vulgären christlichen Elementen einen *sermo*

christianus, der uns zunächst als eine neue lebensvolle spätlateinische Literatursprache vorkommt. Auch die nationale Literatur paßt sich in ihrer Sprache den neuen Kulturverhältnissen zum Teil an. Die Schriftsteller beider Richtungen entwickeln in dem Bestreben, eine literarische Haltung zu bewahren, neue stilistische Kunstmittel, können sich aber gegen die vulgären Veränderungen der Sprache trotz des Unterrichtes nicht völlig wehren.

a) F. Skutsch, Die lateinische Sprache, in der „Kultur der Gegenwart" I 8 S. 412—451, 1902, ebenso in der 3. Aufl. 1912, besonders „Das unverkünstelte Latein", „Rekonstruktion der Alltagssprache aus den romanischen Sprachen".

b) Geschichte der lateinischen Sprache, von Fr. Stolz, 2. Aufl. durchges. v. A. Debrunner, Sammlung Göschen Nr. 492, Lpzg., De Gruyter, 1922, 131 S. Besonders Kap. 7 Das Latein in vorliterarischer Zeit, Kap. 8 Sprache und Literatur (vgl. Kap. 9—11), Kap. 12 Das volkstümliche Latein, Kap. 13 Das Verhältnis der romanischen Sprachen zum Latein. Literaturangaben S. 5 f. und sonst.

c) P. Kretschmer, Das Vulgärlatein (in II 3 1923[3] der Einführung in die Altertumswissenschaft, Lateinische Sprache S. 117—121, Lpzg., Teubner), sprachgeschichtliche Bedeutung des Begriffs 'Vl.'; Vl. und Altlatein; Charakteristik des Vl. nach Quint. inst. 6, 3, 107 als *absonum, agreste, inconditum, peregrinum*; Vl. als Vorstufe zum Romanischen; Graeca latina (s. u. § 16).

Linderbauer, s. u. § 16.

Für das dem Alt- und Vl. gemeinsame Schwanken infolge mangelnder Regelung enthalten die Beispiele (die folgenden Nummern d—g):

d) Corpus inscr. lat. I, Inscriptiones latinae antiquissimae ad C. Caesaris mortem, ed. altera, pars posterior fasc. I, cura Ernesti Lommatzsch, 1918; 2440 Nummern.

e) Altlateinische Inschriften, ausgew. v. E. Diehl 1911[2], anastatischer Neudruck 1921 (kleine Texte Nr. 38/40, s. u. § 6), 92 S. Enthält 700 Nummern, Namen-, Ort- und Sprachindex; letzterer entspricht dem Index grammaticus des älteren Buches von E. Schneider, Dialecti Latinae priscae et Faliscae exempla selecta, Lpzg. Tbn. 1886, S. 132—168, der früher für den Hausgebrauch einen Ersatz des grammatischen Index zu Corpus I bildete und der übrigens einen besonderen Teil De antiquae orationis varietate, S. 162—168, enthielt. Die Diehlsche Auswahl bringt S. 80—83 noch ein nützliches Literaturverzeichnis, darin auch

eine Übersicht über den Inhalt der Bände des Corpus inscriptionum latinarum.

f) F. Leo, Plautinische Forschungen, 1912[2]; die Untersuchungen über auslautendes *s* und *m*, S. 248—333, zeigen, daß Plautus diese vor Vokal beibehalten oder preisgeben konnte.

g) In diesem Schwanken sowie in anderen prosodischen Eigentümlichkeiten der Szeniker sieht F. Vollmer, Römische Metrik, S. 7—11 (Einl. in d. Altertumsw. I 8, 1923[3]), sprachliche Erscheinungen; wenn er von Alltagssprache im allgemeinen, bei der Synizese von vulgärer Aussprache, bei der Elision von 'der fast durchweg elidierenden Volkssprache' spricht, so ist gewiß immer die gesprochene Sprache gemeint, ohne besondere Scheidung etwaiger Abstufungen; eine gewisse Sicherheit dafür, daß sich hier Sprachleben geltend macht, sehe ich darin, daß man zwischen natürlicher (sprachlicher) und konventioneller (okkasioneller) Jambenkürzung einigermaßen scheiden kann, die metrische Position vor muta + liquida eine technische Regel der daktylischen Poesie (Ennius) war, die Jambenkürzung in zusammengerückten Wörtern beschränkt bleibt und der prosodische Hiat („mit Kürzung auslautender Länge, entsprechend der gewöhnlichen Rede") von dem metrischen unterschieden werden kann. Spezialliteratur bei Vollmer.

h) Vgl. auch den Bursian-Bericht über Plautus 1912—20 v. O. Köhler, 193. Band, S. 23—36.

i) Auf einen engeren Zusammenhang zwischen Literatur und Leben deutet auch, was A. Kappelmacher über den Stil des Cato in De re rustica feststellt, ausgehend von einer Bemerkung F. Leos (G. d. r. L. S. 273): Die Phrasierung in Verbindung mit anderen Kunstmitteln stimmt zu der der sakralen Prosa, die wie Cato auch die Klausel – ◡ – ◡ bevorzugt. Wien. Stud. 43, 1922/3, S. 168—172.

k) „Die Beziehungen des Altlateins zum Spätlatein" ist ein mit Recht vielgenannter Aufsatz von F. Marx, der die sprachliche Entwicklung als ununterbrochen fortlaufend erweist, Neue Jahrbücher 23, 1909, S. 434 ff.

Lateinische Quellen des Vulgärlateins: Inschriften.

§ 6. Unter den lateinischen Quellen zur Ermittlung des Vl. stehen die Inschriften an erster Stelle; sie haben vor den literarischen Texten den Vorzug, daß sie im allgemeinen so, wie sie erhalten sind und gedruckt werden, auch abgefaßt worden sind;

bei ihnen fällt also die bei der Literatur so schwierige Frage nach der Treue der Überlieferung fort; sie sind also unmittelbare Zeugnisse für das Vorhandensein und die Beschaffenheit des Vl., besonders in den zahlreichen, ja überwiegenden Fällen, wo es sich um feste Formeln handelt; auch diese, die zwar nicht zur Literatur, aber zum Hochlatein gehören, können sich bei der Anwendung auf den besonderen Fall des Eindringlings nicht erwehren. Bei ihrer Bedeutung für das Vl. ist es überaus erfreulich, daß seit längerer Zeit Auswahlen vorhanden sind, die einen zur Veranschaulichung ausreichenden Teil des Materials bieten und durch ihre Anordnung in das Verhältnis des Vl. zum Hochlatein einführen. Es sind alles Hefte der „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen“, her. von H. Lietzmann, Marcus u. Weber, Bonn. Wer diese Hefte zum privaten Studium benutzt, muß berücksichtigen, daß sie für diesen Zweck ursprünglich nicht bestimmt sind und daher manche Wünsche unerfüllt lassen; z. B. reicht die Sacherklärung nicht aus, und in nicht wenigen Fällen müßte auf die Unsicherheit der Lesung aufmerksam gemacht werden. Diese und andere kleine Mängel fallen aber gegenüber dem Nutzen, den diese Hefte stiften könnten, nicht ins Gewicht. Ich wünsche ihnen eine weitere Verbreitung, als sie bisher haben; ich wüßte kein anderes Hilfsmittel für den gleichen Zweck zu nennen. Literaturangaben in allen Heften.

a) Vulgärlateinische Inschriften, her. v. E. Diehl, 1910, 176 S. (Nr. 62). 1567 Nummern aus dem 1.—4. Jahrhundert n. Chr., nach sprachlichen Gesichtspunkten geordnet (Lautlehre, Syntax, Wortschatz usw.); ein Sprachindex, S. 101—161, bringt die Parallelen zu den sprachlichen Erscheinungen (z. B. *ā* vortonig zu *e*) aus denjenigen Inschriften, die anderen grammatischen Gruppen eingereiht sind. Weitere Parallelen gelegentlich in den Anmerkungen, die die maßgebende Veröffentlichung angeben, nicht immer ausreichend (Nr. 545 wird Corp. VIII 8424, p. 970 ganz anders gelesen und gedeutet), bisweilen auch Erläuterungen enthalten. Namen- und Wörterverzeichnis S. 166 ff., Inhaltsverzeichnis nach den Quellen, vor allem den Corpusbänden, S. 168 ff., das zugleich als lokales Verzeichnis dienen kann. Keine christlichen Inschriften. Die Fluchtafeln, Nr. 850—863, sind andere als bei R. Wünsch, Antike Fluchtafeln (Kleine Texte Nr. 20, 1907, 28 S.) Nr. 6 u. 7. Besprechungen mit lehrreichen Einzelheiten von A. Stein WfklPh 1911 S. 292—295 und M. Niedermann BphW 31, 1911, 1431—1436.

b) Pompejanische Wandinschriften u. Verwandtes,

ausgew. v. E. Diehl, 1910, 60 S. (Nr. 56), eine notwendige Ergänzung zu den „Vulgärlateinischen Inschriften" (oben § 6 a), da diese die Inschriften von Corp. IV (Pompeji, Herculanum, Stabiae, ed. Zangemeister, Schöne, Mau, 1871, 1898 [suppl. 1], 1909 [suppl. 2]) nicht berücksichtigen; 830 meist pompejanische, also datierbare, Inschriften, sachlich geordnet, z. B. Wahlempfehlungen, Soldateninschriften (die der 7. Wachkohorte zu Rom, erheblich jünger), Geschäftliches usw.; die sachlichen Erläuterungen, z. B. über die jeweilige Situation, reichen für das Verständnis oft nicht aus. Namen-, Wort-, Sprach- und Inhaltsverzeichnisse wie bei § 6 a.

c) Lateinische altchristliche Inschriften, mit einem Anhang jüdischer Inschriften, ausgew. u. erklärt (in dieser Hinsicht erfüllt dieses Heft den oben geäußerten Wunsch nach sachlicher Belehrung) v. E. Diehl, 1913², 86 S. (Nr. 26—28); 369 Inschriften aus der Zeit bis etwa 600 n. Chr., sachlich geordnet; Indices wie in § 6 a und b, dazu ein Sach- und Abkürzungsverzeichnis. Auf dem Gebiete der christlichen Inschriften ist E. Diehl ein besonders geeigneter Führer; er gibt selbst eine große Sammlung derselben heraus (s. u. § 7).

d) Aus den lateinischen Sacralinschriften, ausgew. v. F. Richter, 1911, 45 S., gehören vor allem die späteren Beispiele der Interpretatio Romana fremder Gottheiten und die diese selbst betreffenden hierher, da es sich dabei um den als peregrinum bezeichneten Zug des Vl. oder die Abneigung davor handelt.

§ 7. Bei der Unbekanntheit, unter der auch heute noch die Inschriften leiden, halte ich es nicht für überflüssig, noch einige für das Vl. wichtige Ergänzungen hinzuzufügen (Altlatein und Corpus s. § 5 d, e, weiteres § 6).

a) Inscriptiones latinae selectae ed. H. Dessau, Berol., Weidm., liegt jetzt abgeschlossen vor: I 1892; II 1, 1902; II 2, 1906; III 1, 1914, 600 S. Indices; III 2, 1916, CXCII S. Nachträge und S. 601—954 Indices. Die 9522 Inschriften reichen von den ältesten bis in die späten Zeiten und kommen daher z. T. auch für das Vl. in Betracht, ohne daß sie danach ausgewählt wären; Diehl (§ 6) hat ihnen nicht wenige entnommen. Vorzüge der Sammlung sind die sachliche Anordnung, die die Unterlage zu einer Kulturgeschichte bildet und Wort und Sache verbinden lehrt, die jeder Inschrift beigegebenen Erläuterungen, die Indices, die zum sachlichen Verständnis auch anderer Inschriften verhelfen, z. B. XV die Abkürzungen S. 752—801, XVI Grammatica quae-

dam S. 802—875. Für die Erschließung der Inschriften das wertvollste Werk.

b) Die Inscriptiones latinae christianae veteres von E. Diehl, Berlin, Weidmann, sind ganz ähnlich angelegt, haben auch das gleiche handliche Format und versprechen, die notwendige und würdige Ergänzung zu Dessaus Werk zu werden; 1.—4. Lieferung, 1924, S. 1—320, Nr. 1—1648 B enthaltend.

c) Inscriptiones Africae proconsularis (= Corp. VIII, supplem. alt.) ed. H. Dessau, enthält Nr. 22 659—28 085. Dieser neueste Corpusband (1916) scheint noch wenig ausgebeutet zu sein.

d) Inscriptions latines d'Afrique (Tripolitaine, Tunésie. Maroc. Par R. Cagnat et A. Merlin, avec la collaboration de L. Chatelain. Paris, Leroux, 1923, III u. 223 S. Lexikonformat. 647 Inschriften, die nicht im Supplement von Corpus VIII stehen: ausgeschlossen sind im allgemeinen christliche, zu verstümmelte und die auf Gebrauchsgegenständen (im Corpus „Instrumentum domesticum"). Andere Arten, wie Meilensteine und Grabschriften. sind z. T. summarisch wiedergegeben. Trotz dieser und anderer Einschränkungen, 'en ce temps de misère typographique', sind die Inschriften mit einer gewissen Raumverschwendung abgedruckt: einigen sind Abbildungen beigegeben. Die Indices sind knapp und nicht aufs Sprachliche gerichtet, abgesehen von einigen Formeln. Zur Sacherklärung wird wenig geboten.

e) Neues inschriftliches Material bringen u. a. die Notizie degli Scavi di antichita, so der letzte mir bekannte Jahrgang 1922 (Milano 1922, 504 S., 4⁰) auch solche aus Rom und Pompeji: es kann hier nicht geprüft werden, was sie über die bekannten Erscheinungen wie etwa *ito anbito dato sine ullu controbersia* (S. 411) hinaus an Vulgärem bieten. Vgl. zur Flexion Nom. *ambitum*, Abl. *ambito* Thes. l. l. I 1858, 2—3; für *an-* statt *am-* und $b < v$ gibt der Thes. l. l. bei *ambitus* und *controversia* noch keine Parallele.

f) Für die Inschriften aus den jüdischen Katakomben zu Rom und andere Funde sei auf den eingehenden Bericht von A. Nehring, Glotta 13, 1924, S. 292—302 verwiesen: Katakomben S. 293, Germanisches S. 299 f., Vulgäres S. 300 f. u. anderwärts.

g) Auch die Münzen sind Träger und in gewissem Sinne auch Verbreiter der Sprache, so kurz und formelhaft ihre Aufschriften auch sind. Sie haben vor dem oft gedankenlosen und daher unerratbaren Geschreibsel der Wandinschriften den Vorzug der Stilisierung und sind umfangreich genug, um für den Wortgebrauch und die lautlichen Verhältnisse als Zeugen gelten zu

können; es scheint aber, daß sie dem Eindringen von Vulgarismen aus Gründen, die mit ihrer Herstellung und Redigierung zusammenhängen, Widerstand geleistet haben; vgl. z. B. die von Titus bis Philippus iunior reichenden Münzlegenden, die G. Surie in der Révue numismatique, Série IV, Band 65 (1923), S. 111—153 mitteilt; sie gehören zu einem Funde, der einen 248 oder 251 bei dem Goteneinfall in Mösien vergrabenen Schatz darstellt (Le trésor de Nicolaévo, Surie S. 139).

Die lateinischen Quellen: Texte.

§ 8. Auch heute noch ist ein Teil der spätlateinischen Texte kostspielig, schwer zugänglich und unbequem zu benutzen. Die Vorstellung von diesen äußeren Hindernissen ist aber gewiß übertrieben und entspricht nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen; jedoch bewirkt sie, daß auch wertvolle spätlateinische Schriftsteller nicht so gelesen werden, wie sie es verdienen, zumal die sprachliche und sachliche Unverständlichkeit gefürchtet wird und viele sich durch das allgemeine geringschätzige Urteil über den Niedergang der Kraft und Kunst des ausgehenden Altertums abschrecken lassen. Aus diesem Grunde sei hier auf eine Reihe von Textsammlungen hingewiesen, die dem Leser oder dem, der es werden will, über diese wirklichen und angeblichen Schwierigkeiten hinweghelfen, zunächst einmal dadurch, daß sie ihm handliche, erreichbare und billige Ausgaben bieten. Für den privaten Gebrauch sind die Ausgaben desto nützlicher, je abgeschlossener die in ihnen enthaltenen Stücke sind.

a) Sammlung vulgärlateinischer Texte, her. v. W. Heraeus und H. Morf. Heidelberg, Winter. Einrichtung: Kurze literar- und sprachgeschichtliche Einleitung, Literaturangaben, Text mit knappem Apparat. Die Texte stehen den größeren Ausgaben der gleichen Schriften als selbständige Rezensionen gegenüber. Bei 3 und 4 wäre der sprachlichen Beurteilung erst durch Beigabe entsprechender griechischer Texte — diese sind z. T. noch schwerer erreichbar —, wenn auch unter Kürzung der lateinischen Proben, völlig gedient.

1. Silviae vel potius Aetheriae Peregrinatio ad loca sancta, her. v. W. Heraeus, VIII u. 52 S., 2. Aufl. 1921, mit Berichtigungen S. 52, Weiterführung der Literaturangaben, S. V und VII, und Abdruck der topographischen Exzerpte der Handschrift saec. IX aus Madrid (Toledo) *Tanta inter . . . ibi hodie* S. VIII.

2. Petronii Cena Trimalchionis, her. v. W. Heraeus 1909,

VI und 47 S., darin S. 37 die Encolpios-Grabschrift, gekürzt (vgl. Dessau Nr. 8156), 75 Nummern pompejanischer Wandinschriften u. Ä. (S. 38—45) und das Testamentum porcelli, S. 46/7; vgl. §§ 9, 13 a u. c.

3. Proben aus der sogenannten Mulomedicina Chironis (Buch II und III), her. v. M. Niedermann, X u. 68 S., 1910. Diese Teilausgabe unterscheidet sich von der Gesamtausgabe und editio princeps Oders (1901, Bibl. Tbnr.), auf der sie beruht, dadurch, daß die Schreibweise nicht normiert, sondern diplomatisch getreu in aller Verwilderung wiedergegeben ist; emendiert sind aber auch hier die falschen Worttrennungen, normiert *u* für *u*, *v*, *w* der Handschrift, wo es sich um konsonantisches u handelt; ferner sind die Auflösungen *pre* (= *prae* und *pre-*), *que* (= *quae*), *diligencia*, *racione* für die entsprechenden Abkürzungen eingesetzt, gewiß mit Recht in dieser gelegentlich ausgeschriebenen Lautgestalt; immerhin müssen alle diese Punkte bei der Benutzung in Betracht gezogen werden. S. 64—66 Proben aus Vegetius, der Chiron stilistisch redigiert, zu kurz, und nicht parallel mit der Vorlage (Chiron) gedruckt. Die Vergleichung beider Texte ist wohl immer noch die fruchtbarste Behandlung. Erwähnt zu werden verdient Niedermanns Beobachtung S. VI, daß *a* vor Konsonanten, *ab* nur vor Vokalen und *s* impura steht. Daraus folgert N., daß dieser Gebrauch aus einer Textform stammt, in der z. B. *ab estercore* geschrieben war; in der uns vorliegenden Textgestalt sei dieser vulgäre Vokalvorschlag zugunsten der richtigen Schreibung *stercore* wieder beseitigt worden. Ich ziehe den näher liegenden Schluß daraus, daß der Schreiber (oder Autor) schon ein ganz bestimmtes Gefühl für *s* impura hatte und daher *ab* davor sprach und schrieb, den vokalischen Anlaut, so deutlich er ihn auch vernahm, aber doch nicht schrieb (*e-* oder *i-*), weil diese Wortbilder ihm als einem schulmäßig ausgebildeten Menschen zu fremdartig und falsch vorgekommen wären. Diese Erklärung paßt wohl auch besser zu dem überwiegenden Gebrauch der regelmäßigen Flexionsformen, die doch auch nicht hineinkorrigiert sein dürften.

4. Kleine Texte zum Alexanderroman . . ., her. v. F. Pfister, 1910, XII u. 41 S. Die 5 Stücke dieses Heftes sind der Bamberger Hs E III 14 entnommen und sind „Übersetzungen, etwa des 10. Jahrhunderts, aus dem Griechischen“ (S. VII). Sie gehören also eigentlich nicht in diese Sammlung, sondern in die von Hilka herausgegebene Sammlung mittellateinischer Texte (ebenfalls in Winters Verlag). Das Latein dieser Alexandertexte steht also sprachgeschichtlich auf einer anderen Stufe als das Petrons,

Chirons und der Aetheria. Man kann nicht mit Pfister (S. XI) davon sprechen, daß die Sprache an vielen Stellen den Übergang zum Italienischen zeigt, sondern müßte sagen, daß an ihr die Beeinflussung durch das Italienische zu erkennen ist. Es ist mittelalterliches Konversationslatein, also die damalige Hochsprache, der das Italienische als Vulgärsprache gegenübersteht. So fasse ich die von Pf. S. XI angeführte Stelle aus dem Briefe Alexanders an Aristoteles auf: *crura, quae vulgo gambas dicimus* (S. 28, 12). Unter *vulgo* versteht der Autor das Italienische seiner Landsleute im Gegensatz zu dem Latein der Gebildeten, genau so wie später Poggio in seinen Facetiae, z. B. 179: *de doctore qui litterali sermone loquebatur*, d. h. lateinisch, dagegen 203: *vulgaribus verbis 'prega'* (also italienisch) . . . *id est roga*; vgl. 189: *adscriptis verbis Gallicis* (d. h. auf französisch) '*de bene in melius*'. Das Latein der Alexander-Autoren steht allerdings nicht so hoch wie das Poggios; denn es hat noch keine solche Renaissance hinter sich. Aber das Verhältnis von Latein zu Italienisch (oder Französisch) ist schon dasselbe. Gewiß, *gamba* ist spätlateinisch und als vulgär in die romanischen Sprachen übergegangen; aber dem Latein des Alexanderautors gehört es, wie seine Bemerkung zeigt, nicht an; er zieht es aus der vulgären Sprache, die nun zum Italienischen geworden ist, von neuem heran, in lateinischer Form, wie auch Poggio verfährt und es alter Tradition entspricht (vgl. über *vulgo* § 14).

5. Merovingische und karolingische Formulare, her. v. J. Pirson, 1913, V u. 62 S., mit einem kurzen Verzeichnis juristischer Ausdrücke und einer sehr willkommenen Übersetzung der ersten 10 Formeln S. 56—62. Der Herausgeber, der 1909 eine eingehende Darstellung der Lautlehre dieser Formeln gegeben hat, Roman. Forschungen XXVI, S. 837—944, weist in der Einleitung darauf hin, daß die merovingischen Formeln (c. 500—750) alle Zeichen der Verwilderung, die späteren karolingischen dagegen die Einwirkung eines besseren lateinischen Unterrichtes tragen, auch die der stilistischen Neigungen der Karolingerzeit. Infolgedessen verringern sich im Laufe der Zeit die Vulgarismen (vgl. oben Nr. 4 *gamba*).

6. Auswahl aus den Werken des Gregor von Tours, her. v. H. Morf, VIII u. 69 S., 1922. Die Abschnitte aus der *Historia Francorum* geben mit geringen Ausnahmen (S. VI oben) die Texte der Corbeiensis (Par. Nat.-Bibl. Ms. lat. 17 655, bei Arndt B 5, und des Bruxellensis Ms. 9403, bei Arndt B 2) wieder. Heraeus, der nach dem vorzeitigen Tode Morfs die Herausgabe besorgt hat,

hat gelegentlich Varianten aus anderen Hss. im kritischen Apparat angeführt. Von ihm stammt auch die beachtenswerte Anmerkung S. V über die Korrektoren des Corbeiensis und die *vina laticina*, hist. Franc. 7, 29, die als *vina Laodicena*, entsprechend den ebenda erwähnten *vina Gazitina*, also Weine aus dem syrischen Laodicea, gedeutet werden. Die hagiographischen Stücke folgen dem kritischen Text der Monumenta Germaniae und der Ausgabe von Krusch.

b) Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen (ursprünglich theologische, dann auch philologische, jetzt ohne solche Abgrenzung), her. v. H. Lietzmann, Markus & Weber, Bonn. Einrichtung: kurze Einleitungen, Literaturangaben, im allgemeinen nur Texte ohne Beiwerk, notwendiger kritischer Apparat, beschränkter Umfang. Auch diese Hefte haben z. T. ihre wissenschaftliche Eigenart, einige selbständige Bedeutung.

1. Das Muratorische Fragment und die Monarchianischen Prologe zu den Evangelien, her. v. H. Lietzmann, 1908, 2. Aufl. 16 S. Der Text des Frg. Mur. ist in rohem Abdruck und in emendierter Form wiedergegeben. Zu dem Abdruck (nach cod. Ambros. J 102 sup. VIII) sind die Varianten aus einem frühmittelalterlichen Prolog zu den paulinischen Briefen gegeben, der Stücke des Frg. Mur. enthält, aber anderwärts, in Hss. von Monte Cassino, überliefert ist. Diese Stücke sind, was L. nicht erwähnt, auch von A. Harnack, Texte und Untersuchungen, N. Folge, 5, 1901, S. 107—112 herausgegeben, in einer kritischen Abhandlung, die sich mit der Interpretation einiger Stellen des Frg. Mur. beschäftigt. Den emendierten Text begleiten kurze begründende Anmerkungen, zu denen auch Buecheler noch beigesteuert hat, dem der Herausgeber seinen Rekonstruktionsversuch vorgelegt hat. Von B. stammt z. B. Zeile 3 *litteris studiosum* statt des überlieferten und von Harnack verteidigten *iuris studiosum*; Klostermann Z. f. neutestam. Wissensch. XXII, 1923, S. 308/9 ist von beidem nicht befriedigt und sucht in diesem auf Lucas gehenden Ausdruck in Anlehnung an griechische Stellen *melioris studiosum*. — Beigefügt ist ein Stück aus Hieronymus' praefatio in commentarios super Matthaeum (vollständiger bei Preuschen, Analecta II, 1910, S. 82—85; daselbst auch das Frg. Mur. S. 27—33 mit sehr ausführlichen Angaben über die zweifelhaften Schriftzeichen, nach den Kollationen von Achelis und Schüler und Buchanan; merkwürdigerweise ist das in dem Codex folgende Stück des ambrosianischen Genesiskommentares als Zeile 86—93 an das Frg. Mur. angeschlossen).

Um bei diesem einen Stück auf die philologischen und theologischen Schwierigkeiten vollends aufmerksam zu machen, füge ich hinzu, daß das Fragment in das 2. Jahrhundert n. Chr. gesetzt wird — Koffmane hatte es dem 5. zugewiesen —, während die Hs. aus dem 8. stammt; obwohl nicht wenige sprachliche Eigenheiten darauf deuten, daß es aus dem Griechischen übertragen ist (vgl. Lietzmanns Anmerkungen), hält G. Krüger das noch nicht für erwiesen (Gesch. d. röm. Liter. von Schanz, III. Teil, bearb. von Hosius und Krüger, 1922, S. 457 f.). Von einer einfachen Verwertung des Textes zu sprachlichen Zwecken kann also hier wie in so vielen anderen Fällen nicht die Rede sein. — So ist es auch bei den Monarchianischen Prologen, die bei Lietzmann nach dem Text der Vulgataausgabe von Wordsworth und Withe und dem Corssens gegeben sind (Preuschen S. 89—93). Bei Chapman, Notes on the early history of the Vulgata-gospels S. 217—237 ist eine „irische" Fassung abgedruckt; ihre Varianten erscheinen meist bei L. im Apparat. Ch. fügt eine sprachliche und sachliche Untersuchung über sie hinzu, in der er durch Vergleich mit Priscillian diesen als Verfasser zu erweisen sucht (S. 238—270; weitere Literatur über diese Frage bei Jordan S. 424); Versuch einer Geschichte der späteren Änderungen bei Ch. S. 271—288.

Als Hinweis auf die Herkunft aus dem Griechischen, als christliche Graeca Latina, s. § 16, seien trotz der Kürze der darin enthaltenen lateinischen Texte genannt:

8. Apocrypha II, Evangelien, her. v. E. Klostermann, 1910, 2. Aufl., 21 S.

17/18. Symbole der alten Kirche, ausgewählt v. H. Lietzmann, 1906, 32 S.

13. Ausgewählte Predigten II. Fünf Festpredigten Augustins in gereimter Prosa, her. v. H. Lietzmann, 1905, 16 S. Es sind die Predigten serm. 184, 199, 220, 228 und 227. Dieses Heft führt in die spätere lateinische christliche Kunstprosa ein; in der Vorrede werden deren drei hauptsächliche Stilmittel bezeichnet: Antithese, Reim (im Text kursiv gedruckt) und Rhythmus der Satzschlüsse, herbeigeführt durch den Akzent. Durch die Lektüre dieser Predigten wird man zu den S. 4 genannten Arbeiten W. Meyers und Nordens geführt. L. nimmt gelegentlich Änderungen des Textes vor, mit Recht 127, S. 15: *oleum etenim ignis nutrimentum* (*nutrit* cod. Floriac.), *spiritus sancti est sacramentum*, da der Sinn die Änderung fordert und der Reim sie empfiehlt, ebenso 228, S. 13 Anm. 1; fraglich ist, ob allein Reim oder Rhythmus

zuliebe geändert werden darf, zumal bei der unzureichenden Kenntnis der Überlieferung, z. B. 199, 2 *loquendum* [*est*] ... *ad Christum* (L. erwägt es S. 8 Anm. 2); 199, 3 *quo ascendente coeli novo obsequio patuerunt* (*splendore* L. S. 10, 2), obwohl *obsequio* dem Sinne nach doch auch paßt, in diesem Kolon schon 3 Reime sind und das vorhergehende *amore* schon auf *honore* reimt; 220 *divinitate immutabilem, carne* (*humanitate* L. S. 11, Anm. 1) *passibilem*; ebd. *ista mentiatur, illa* ... *dicat* (nicht *loquatur*, wie L. S. 11 Anm. 3 erwartet); 228, 2 *qui vos vocavit, qui dilexit vos, qui* ... *quaesivit vos, qui* ... *illuminavit vos* (*vos dilexit* L. S. 13 Anm. 1), vgl. die ungenaue Entsprechung ebd. *quod imiteris* ... *quod imitetur*. Es fällt übrigens auf, daß die Reime in derselben Gruppe verschiedenen Umfang haben, z. B. 199, 3 *detestantur* ... *conentur* ... *mentiantur*, d. h. daß Klangähnlichkeit genügt, daher L. S. 7 Anm. 2 *hominis filius* als unreinen Reim auf *dei filios* bezeichnen kann (zu 184, 3). Daß der Rhythmus akzentuierend ist, ist richtig; zweifelhaft ist, ob er es ganz und nur ist, da nicht wenige Schlüsse auch quantitierend gemessen werden können, z. B. *virginis pártus* –◡––◡, *tota divinitas* –◡––◡–. Man könnte daher die S. 3 von L. ausgewählten Muster auch so lesen: *cordibus impiorum* –◡◡–◡–◡, *medio pependerunt* –◡––◡̄ (vgl. Cic. Catil. 1, 3 *hostem coercerunt*, Norden, Antike Kunstprosa II² S. 933 u. ö.). Durch Lietzmanns Rhythmisierung *medió pependérunt* ist zwar W. Meyers Gesetz bewahrt und der Rhythmus x́xxx́xx herausgebracht; ist diese Klausel aber „nach dem Wortakzent" gebaut? Ließ dieser wirklich eine solche Betonung zu? Nach ihm wäre, wenn man nicht quantitieren will, noch *córdibus impiórum* (Cursus velox), *médio pependérunt* (ebenso), 199, S. 10 *ex géntibus peccatóres* (ebenso), 228, S. 13 *álius imitétur* (ebenso), d. h. x́xx|xxx́x, möglich. Für diese Klausel, 4 unbetonte Silben zwischen 2 betonten und Wortschluß symmetrisch nach 2 unbetonten (d. h. hörbar), hat Ammian eine gewisse Vorliebe (Draheim, WfklPh. 1910 Sp. 1294 ff.). Aus Ammian nimmt auch E. Bickel seine (sprachgemäßen) Beispiele für die 4 Arten des Cursus (Der Prosarhythmus. Einleitg. in d. Altertumswiss. I 8, 1923, S. 25). Es liegt also hier wohl ein Übergangsstadium vor; vgl. Bickel S. 26 (und Norden, Antike Kunstprosa II² Nachträge S. 17, wo Lietzmann allerdings ohne Einschränkung verwertet wird).

47/49. Lateinische altkirchliche Poesie, ausgew. v. H. Lietzmann, 1910, 64 S. Enthält Gedichte des Hilarius, Ambrosius, Damasus, Augustin, Prudentius, Commodian und inschrift-

liche Gedichte; S. 2 Literatur; metrische Anweisungen wären erwünscht. Über christliche lat. Poesie ist ein besonderer Bericht zu erwarten.

71. Ciceros Rede für T. Annius Milo mit dem Kommentar des Asconius und den Bobienser Scholien, her. v. P. Wessner, 1911, 74 S. Außerdem führt W. auch den Scholiasta Gronovianus an. W. benutzt außer den Schol. Bob. ed. P. Hildebrandt (Lpzg., Teubner, 1907) schon den Apparat der großen Ausgabe der Cicero-Scholien von Stangl, 1912. S. 3 Literatur und Handschriften.

Weitere Zeugnisse der konservativeren, sich aber auch verändernden Grammatikersprache sind:

72. Vitae Vergilianae und ihre antiken Quellen, her. v. E. Diehl, 1911, 60 S.; die Viten reichen bis ins 9. Jahrhundert hinab. Die verwickelten, mir allerdings etwas subjektiv erscheinenden Quellenuntersuchungen sind für die Beurteilung der Sprache nicht gleichgültig. Vitae Vergilianae hat nach Diehl auch F. Brummer, Lpzg., Teubner, 1912, herausgegeben, XXI u. 74 S.

80. Vergils Aeneis II mit dem Kommentar des Servius, her. v. E. Diehl, 1911, 131 S. Text nach Thilos großer Ausgabe, nach deren Vorbild der sogenannte Servius auctus kursiv gedruckt ist, was nicht angegeben ist; Barwicks Aufsatz, Philologus 70 (1911) S. 106—145 ist noch nicht für die Textgestaltung benutzt.

Diese Grammatici sind natürlich auch durch ihre Bemerkungen über die Sprache wichtig. Vgl. auch den Bursian-Bericht über Lateinische Grammatiker, Scholien und Glossen 1908—1920 v. P. Wessner, 158. Bd. (1921) S. 34—254.

77. Hippocratis de aere aquis locis mit der alten lateinischen Übersetzung her. v. G. Gundermann (1911). Der Text, zu den neueren Funden gehörig, vgl. § 10, ist nach der ersten Hand des P(aris.) lat. 7027 (saec. X) gegeben; die Lesarten der zweiten Hand und der zweiten fragmentarischen Hs. A(mbros.) lat. G. 108 Inf. (saec. X) sind angegeben. Für die Lücke S. 13, 24 bis 15, 23 in P (auch A fehlt für diese Partie) hat Gundermann ein Stück aus einer jüngeren Übersetzung eingeschoben. Die alte lateinische setzt Kühlewein, ihr erster Herausgeber, nach sprachlichen Eigentümlichkeiten ins 5. Jahrhundert (Hermes 40, 1905, S. 253 f.). Seine editio princeps (ebd. S. 248—274) enthält die genauere Beschreibung der Handschrift P. Der Paralleldruck des griechischen Originals und der lateinischen Übersetzung macht die Ausgabe von G. besonders nützlich.

143. Vulgärlateinisches Übungsbuch, her. v. F. Slotty, 1918, 64 S. Dieses Heft ist besonders zur Einführung ins Vl. bestimmt. Es gleicht in seinem ersten Teile der unter § 6a erwähnten Sammlung von E. Diehl; er enthält eine Auswahl von 186 Inschriften, bis auf eine kleine Anzahl den Diehlschen Sammlungen entnommen (aus dem Corpusband von 1916, s. oben § 7, ist keine einzige darin), sprachlich geordnet, mit Verweisen auf Sommers Handbuch (s. u. § 16) und mit Parallelen versehen, mit den Fundstellen, Erläuterungen und weiteren Parallelen unter dem Text; Literatur S. 28. Der II. Teil bringt Textproben aus der Appendix Probi, Petron 36—45, Lucifer von Calaris De non parc. 27—29, Aetheriae peregrinatio Cap. 1—7, aus Anthimus, De observ. cib. ausgewählte Paragraphen, einige Gedichte des Commodian und eins des Venantius Fortunatus (der übrigens im IV., nicht im I. Bande der Monumenta herausgegeben ist, s. oben § 2); kurze Einleitungen mit Literaturangaben, kritischer Apparat nach den zugrundeliegenden Ausgaben.

c) Für die christlichen Texte verweise ich noch auf zwei Reihen von Einzelausgaben:

Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften, her. v. G. Krüger, Tübingen, Mohr (Siebeck).

Florilegium patristicum, digessit, vertit, adnotavit G. Rauschen, Bonnae, sumptibus P. Hanstein.

Die einzelnen Nummern und Schriften brauche ich nicht anzuführen, da ein Bericht über Kirchenväter in Aussicht steht.

Es gibt natürlich auch ausländische derartige Sammlungen wie:

Cambridge patristic texts. General editor A. J. Masson.

Biblioteca scolastica dei scrittori latini con note, Turin, Rom, Mailand. Ich nenne sie nur, um zu zeigen, wie verbreitet die Beschäftigung mit diesen scheinbar so abgelegenen Schriftstellern ist.

§ 9. Zur ersten Bekanntschaft mit dem Vl. reichen die in § 8 aufgezählten Proben und Ausgaben hin; die wissenschaftliche Untersuchung kann sich nur auf die vollständigen Ausgaben und ihre Unterlage, den textkritischen Apparat und die Darstellung der Überlieferung, stützen. Erst daraus wird ersichtlich, welche Gewähr und welche Schwierigkeiten jeder Text der sprachwissenschaftlichen Verwertung bietet. Es wäre darum eigentlich erforderlich, die Ausgaben der letzten Zeit daraufhin durchzugehen. Wollte ich dabei bis auf die Zeit des letzten Berichtes (1897/8) zurückgehen, so würde man aus der langen Liste der Ausgaben ersehen, wie viele

Texte erst in diesen 2½ Jahrzehnten in befriedigender Weise herausgegeben worden sind. Aus dieser Prüfung der Ausgaben würde sich außerdem ergeben, daß die Beurteilung der Handschriften und die Recensio des Textes sich noch mehr, als schon früher der Fall gewesen ist, zugunsten des spätlateinischen Sprachgebrauches verändert hat. Wenn bei den Schriftstellern der klassischen Zeit die Gefahr vorliegt, daß wir ihnen zu wenig von den in ihren Hss. überlieferten Freiheiten zutrauen (vgl. Cicero, Lukrez § 12), ist bei den angeblich vulgären Gattungen und den Spätlateinern zu fürchten, daß wir die Überlieferung, namentlich die durch e i n e Handschrift dargestellte, für einen zu treuen Zeugen ihrer „vulgären" Sprache halten. Der diplomatisch getreue Abdruck der Hs., der in der Bibelforschung eine so große Rolle spielt, ist trotz allen Nutzens, den er stiftet, doch immer nur ein Beitrag zu einer Textausgabe, nicht diese selbst; die Sprache, die die Hs. enthält, ist im allgemeinen weder ein Zeugnis für die Sprache ihrer Zeit, noch für die des Schriftstellers, sondern eine Mischung aus beidem und anderen Einflüssen (vgl. § 15 über Bibelhss., § 8a 1, 3, 6). Die modernen Herausgeber spätlateinischer Texte sind daher auch schon immer eifrige Sprachbeobachter gewesen; sprachliche Indices sind in ihren Ausgaben so selbstverständlich, wie sie bei den älteren Texten fehlen (s. § 11). Damit fordern sie sozusagen selber zur Weiterführung der von ihnen geleisteten Arbeit auf. Trotz dieser Bedeutung der Ausgaben nötigen mich praktische Rücksichten auf den Umfang und die Übersichtlichkeit dieses Berichtes, darauf zu verzichten, dieses Bild der wissenschaftlichen Forschung zu entwerfen. Ich verweise für die heute maßgebenden Ausgaben auf die Literaturgeschichten (§ 4) und einige andere Hilfsmittel.

a) I n d e x librorum, scriptorum, inscriptionum, ex quibus exempla adferuntur. 1904, Lips. in aedibus B. G. Teubneri, 109 S., 4°, ein Beiheft zum T h e s a u r u s linguae latinae, her. unter der Leitung F. V o l l m e r s, des ersten Generalredaktors desselben, von G. D i t t m a n n, K. M ü n s c h e r, H. P l e n k e r s, E. D i e h l und W. B a n n i e r, unter Mitwirkung mehrerer in- und ausländischer Gelehrter; Ergänzungen dazu im III. u. V. Bande des Thes. Enthält in 5 Spalten 1. die ungefähr chronologische Ordnungsnummer, 2. die (Lebens-)Zeit, 3. in a l p h a b e t i s c h e r Reihenfolge die abgekürzten Namen oder Titel nebst Zitierweise, 4. dieselben vollständig, 5. die z. Zt. maßgebende Ausgabe.

b) Das S u p p l e m e n t u m a u c t o r u m von P. R o w a l d, 1913 (s. § 11).

c) Die Bibliotheca philologica classica, das Beiblatt zu diesen Jahresberichten, 46 (das Jahr 1919), 1922, und 47 (das Jahr 1920), 1924, gesammelt u. her. v. F. Zimmermann, O. R. Reisland, Lpzg. Abteilung II 3 Lateinische Schriftsteller.

d) Die großen Sammlungen, unter deren Bänden man die spätlateinischen Autoren suchen muß, sind außer der Bibliotheca Teubneriana die Monumenta Germaniae, das Corpus ecclesiasticorum latinorum (Freytag, Lpzg.), die Griechischen christlichen Schriftsteller, das Corpus medicorum latinorum (Teubner, Lpzg.), die Texte und Untersuchungen, her. von A. Harnack und, soweit in diesen oder anderweitig keine neuen Ausgaben vorliegen, die Patrologia latina von Migne.

§ 10. Für die sprachwissenschaftliche Bearbeitung des Spl. ist es von Wichtigkeit gewesen, daß sich auch das literarische Material in den letzten Jahrzehnten vermehrt hat, nicht durch lauter Funde vom Umfang und der Bedeutung der Mulomedicina Chironis, s. o. § 8a 3, jedoch so stetig, daß der Zuwachs schließlich doch wahrnehmbar ist. (S. § 8c 77 Hippocr.)

a) Die wichtigsten neuen Funde aus dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte. Von G. Rauschen, Bonn, Hanstein, 1905, 66 S. Enthält 9 solcher Texte, griechische, lateinische (Nr. 5 u. 6) und in beiden Sprachen erhaltene (diese nach der griech. Fassung)[1]) übersetzt, eingeleitet und mit Literaturangaben und Anmerkungen versehen. Ein sehr lehrreiches Schriftchen.

b) Eine Übersicht über die damalige Bereicherung der römischen Literatur durch neue Funde gibt E. Bickel, Bursians Jahresberichte 140 (1908) S. 264.

c) W. Schubart, Klio XIII 1913, S. 27—38. Ein lateinisch-griechisch-koptisches Gesprächbuch (Quantitäten in griech. Buchstaben, aber inkonsequent; nachzutragen *cc* = *κκ*); S. 37/8 Aufzählung der wichtigsten lateinischen Papyri.

Eine lückenlose Fortsetzung zu geben ist mir zurzeit nicht möglich. Was mir bekannt geworden ist, sind hagiographische Texte, die fast alle die unermüdlichen Benediktiner in der Révue Bénédictine und anderwärts veröffentlicht haben. Sie bleiben dem Berichterstatter über dieses Fach vorbehalten. Nur um zu zeigen, daß die Fundgruben noch nicht erschöpft sind, führe ich einige an:

d) Sermo sancti Sedati Nemausensis episcopi De natale domini,

[1]) Ich spreche hier die Bitte aus, immer deutlich anzugeben, von welcher Fassung die Rede ist; das halten die gelehrten Kenner für selbstverständlicher, als es ist.

her. v. A. Wilmart. Révue Bénéd. 35, 1923, S. 12—15, nach zwei mittelalterlichen Handschriften aus Montpellier und Paris; Beginn: *Hodie fratres Karissimi, natus est* ... Von diesem Sedatus ist die Teilnahme an Konzilien für die Jahre 506 und 507 (Agde und Toulouse) bezeugt. Theologische Interpretation und kritische Untersuchung über andere Bischöfe des gleichen Namens umrahmen die Ausgabe S. 5—16. Bisher gab es nur 3 Briefe an Ruricius von diesem Sedatus.

e) Une lettre apocryphe inédite de Jérome au pape Damase. Révue Bénéd. 35, 1923, 121—125; der Herausgeber, Morin, setzt diesen fingierten Brief in die Zeit um 600. Grundlage des Textes eine Züricher Abschrift und eine Berliner Handschrift des 9. Jahrh. Anfang: *Domino meo, vere domino* ...

f) Aus einer Wiener (ehemals Salzburger) Handschrift gibt Morin, Révue Bénéd. 35, 1923, 233—245 zwei Predigten des V./VI. Jahrhunderts heraus, deren eine dem Augustin zugeschrieben ist, während die andere durch die Überschrift dem Fulgentius zugewiesen ist. Die erste (beginnend mit *Meminit sanctitas vestra*) ist nicht frei von Reimspielereien wie *et ierunt, et sicut audierunt viderunt* oder *Herodes, qui regem timebat infantem, nondum loquentem, iam terrentem*; vgl. Aug. serm. 199, 2 *tunc infantem, sed loquentem postea*. S. oben § 8 b 13. An anderen Stellen gefällt sich der Verfasser im wiederholten Gebrauch des gleichen Wortes: *caelebrasse* ... *caelebravimus* ... *caelebramus* (Z. 3/4), dreimaliges *protulerunt* Z. 52/54; in die zweite (beginnend *Audite dilectissimi, qui desideratis*) ist ein Glaubensbekenntnis eingeflochten.

g) Schließlich noch als Zeugnis für die Vermehrung des Wortschatzes: Un catalogue d'œuvres d'art conservés à Rome à l'époque impériale. Texte du papyrus latin VII de Genève. Transcrit et commenté par J. Nicole, 1906 Genève. Avec un fac-similé (34 S.). Die Datierung dieses Verzeichnisses ist unsicher. Die griechisch beschriebene Seite des Blattes datiert N. zwischen 116—180, die lateinische nach Schrift und Sprache auf die Zeit nach Alexander Severus, ihre Abfassung, in Rom, mit willkürlich gesetztem Spielraum auf etwa 225. Der einzige chronologische Anhaltspunkt, den der Inhalt bietet, ist der Name Neros. Merkwürdig ist, daß manche Wörter einen Akzent auf der Tonsilbe haben. Zeile 20 bringt ein neues Wort, *in bigil[li]s*. N. versteht es als *bigillae* 'chars mortuaires' (S. 23). Die Fragmente III und IV erweist er als Reste derselben Erzählung von Apelles und Protogenes, die bei Plin. nat. 35, 81—83 steht.

Passio Marcelli, her. v. Delehaye, auf Grund von zahlreichen Hss, die in eine Gruppe M und eine span. Gruppe N zerfallen, nach M. Anfang in M[1] [*In civitate Tingitana*] . . . *Introducto Marcello*; M[1] ist ursprünglicher. Anfang in M[2] (darin die Einleitung, das Testament, und der Wortlaut des Briefes) *Sub die iduum* . . . Dazu eine literarhistorische Untersuchung. Analecta Bollandiana 41, Heft 3, 1923, S. 257—288 (bisher Ausgewählte Märtyrerakten, her. v. R. Knopf, Sammlung . . . Krüger [s. o. § 8c] II 2, 1913[2]).

Lexikographie.

§ 11. Das Verlangen nach einem Thesaurus linguae Latinae war um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch die stärkere Beschäftigung mit dem Spätlatein gesteigert worden. Karl Halm, der den Gedanken F. A. Wolfs auf der Wiener Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner 1857 wieder vertrat, war zugleich der Herausgeber der beiden ersten Bände des Wiener Corpus der lateinischen Kirchenschriftsteller (I, Sulp. Sev., 1866; II, Min. Fel. und Firm., 1867; später Salv. in den Mon. Germ. I, 1877); in Wölfflins Arbeiten, ja in seinem ganzen lexikalischen Programm spielen die späteren Schriftsteller fast eine bedeutendere Rolle als die altlateinischen und klassischen. In Rönschs Arbeiten über die Itala und Vulgata sowie in den Monographien von Koffmane über das Kirchenlatein, von Kaulen über die Vulgata, von Gölzer über Hieronymus und Bonnet über Gregor von Tours wurde dem Lexikalischen viel Raum und Bedeutung beigemessen. Es wird auch immer wichtig bleiben, sicher für den, der von den früheren Sprach- und Literaturperioden herkommt; für seinen Blick ist es zuerst und vielleicht auch zuletzt der Wortschatz und Wortgebrauch, der Zusammenhang und Bruch, Gewinn und Verlust, Kraft und Schwäche der sprachlichen, literarischen, überhaupt der kulturellen Entwicklung am auffallendsten darstellt. Für solche Studien, ob sie sich nun auf das Werden und Vergehen der Sprache richten oder auf die literarischen Verhältnisse (Einfluß, Nachahmung, Archaismus, Graecismus der Übersetzung), wird der Thesaurus linguae Latinae Unterlage und Werkzeug bilden. Aus der spätlateinischen Literatur ist noch niemals so viel Material zusammengebracht worden, nirgends mit so gleichmäßiger Berücksichtigung aller Schriftsteller und solch engem Anschluß an das Vorkommen in den früheren Literaturperioden.

a) Vom Thesaurus linguae latinae (Verlag von B. G. Teubner) sind bisher folgende Bände erschienen: I (1900) *a — Amyzon*

(enthält auch die Eigennamen); II (1900—1906) *an—Byzeres* (enthält auch die Eigennamen); III (1906—1912) *c—comus* (ohne die Eigennamen, wie alle folgenden Bände, s. u. Onomasticon und Supplementum); IV (1906—1909) *con—cyulus*; V fasc. 1—7 (1910 bis 1923) *d—do*; VI fasc. 1—6 (1913—1922) *f—frustum*; die Eigennamen sind von *C* an (s. o.) in besonderen Bänden behandelt, deren erster unter der Bezeichnung 'Supplementum' (1909—1913) *C—Cyzicus*, deren zweiter als 'Onomasticon vol. III' (bisher fasc. 1—2, 1918—1923) *D—Donusa* enthält. Heute, wo die Wirkungen des Thesaurus auf die lateinische Sprach- und Literaturforschung aus so vielen Büchern und Abhandlungen erkennbar sind, wird erst recht klar, daß es ein Verdienst Fr. Vollmers war, seinerzeit die Redaktion des Thesaurus zu übernehmen und diesen als Buch aus dem weitschichtigen Material hervorgehen zu lassen. Nach ihm hat E. Lommatzsch das Amt des Generalredaktors übernommen und die gewaltige Arbeit energisch gefördert; jetzt hat G. Dittmann die Leitung des Münchener Bureaus; neben Vollmer und Lommatzsch waren Ihm und Maurenbrecher als Redaktoren tätig; die Namen der Mitarbeiter hier aufzuzählen verbietet der Mangel an Raum; vgl. die Vorbemerkung zum III. und zum V. Bande, zum Supplementum fasc. 1 und 4. Es verdient die höchste Anerkennung, daß es den vereinigten Bemühungen und manchem Opfer des Verlages, der den Thesaurus herausgebenden deutschen Akademien, des Leiters und der Mitarbeiter gelungen ist, die Bearbeitung und den Druck auch unter den schwierigen Verhältnissen der letzten Jahre fortzusetzen. Auch in diesen kritischen Zeiten hat Vollmer, nunmehr als Vorsitzender der Thesauruskommission, dem bedrängten Unternehmen durch Rat und Tat geholfen (G. Dittmann: Fr. Vollmer †. Jahrbuch der Bayer. Ak. d. Wissenschaften. 1922/23 S.-A. S. 5).

Es scheint mir angebracht, daran zu erinnern, daß im Thesaurus nicht in jedem Artikel alle Stellen abgedruckt sind, die den Bearbeitern zur Verfügung stehen. Vom III. Bande an zeigt das liegende Kreuz bei dem Lemma das an; nur die Artikel ohne dieses Kreuz bringen alle Stellen. Infolgedessen kann es — nicht nur bei spätlateinischen Autoren — vorkommen, daß ein Benutzer die Stelle, von der er ausgeht, nicht findet. Dann wird sie sich in die Gruppierung des Artikels gewiß leicht einreihen lassen. Ein Addendum ist das für den Thesaurus noch nicht; denn bei Autoren bis c. 200 n. Chr. befindet sich die Stelle sicher im Material des Thesaurus, bei Autoren späterer Zeit, wenn sie aus irgend einem

Grunde Beachtung verdient, wahrscheinlich. Sie ist nur zugunsten der Übersichtlichkeit des Artikels weggelassen worden. Bei der Fülle des Materials und der Entlegenheit mancher Quellen kann es natürlich auch vorkommen, daß ein wichtiger Beleg, ja vielleicht ein Lemma ganz fehlt (vgl. oben *in bigillis* § 10 g).

b) Baxter hat im Musée Belge 18 (1924) Addenda et corrigenda Thesauro linguae latinae erscheinen lassen; sie sind in der Phil. Wochenschr. 1924, 483 mitgeteilt; es sind lauter Stellen aus christlichen Schriften, meist von der Art der oben erwähnten Addenda.

c) H. Diels in den § 12 b angeführten Lukrezstudien V, S. 47, „die Verbindung *adsubito*, die im Thesaurus noch keine Aufnahme hatte finden können". Diese Notiz bedarf der Berichtigung: Band II 906, 49—52 steht das Wort mit dem einzigen zweifelhaften Beleg Itin. silv. 16, 6 (*et subito* cod.), dazu I 559, 29 *ad subito*, ebenfalls aus Itin. silv. 16, 1 (unter *ad* vor Adverbien).

Wortgeschichte auf Grund des Thesaurus l. l.: Schmalz in den Berichtigungen und Zusätzen zur Syntax und Stilistik, Handbuch II, 2, 1910[4], S. 726 zu S. 602 über den Begriff „Bitterkeit".

d) Für den Wortschatz einzelner Schriftsteller oder einzelner Gattungen kommen die Spezialwörterbücher in Betracht. Ein praktisches Verzeichnis von solchen, einschließlich der Ausgaben, die ausführliche Indices enthalten, ist das Repertorium lateinischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika von P. Rowald, Lpzg., Teubner, 1914, 22 S. Das Büchlein führt auch den Titel Supplementum auctorum latinorum und ist als kurzes Ausgabenverzeichnis nützlich (vgl. § 9 b). Nachzutragen wäre:

e) Lexicon Minucianum. Composuit J. P. Waltzing. Praemisit novam Octavii recensionem, 1909 Champion, Paris, 282 S. Lexikonformat.

f) Index verborum quae Tertulliani Apologetico continentur, conf. P. Henen, im Musée Belge XIII, 1909, XIV, 1910, XV, 1911; hier außer dem Schluß, t—z, auch Addenda u. Corrigenda.

g) Dioscorides, von H. Stadler, Roman. Forschungen 14, 1903, S. 603—636. (Ebd. 10, 1899, S. 371, begründet St. die Beibehaltung der vl. Formen, allerdings mehr mit der praktischen Absicht, daß sie weiteren Forschungen dienen soll.)

h) Firmicus Maternus ed. W. Kroll, F. Skutsch, K. Ziegler, II 1913, S. 362—546 (auctorum, nominum, mathematicus).

i) Rufinus, Übersetzung des Dialogs 'Adamantius' („libri Adamantii Origenis adversus haereticos" die Handschr.) nach Caspari von Bakhuyzen, Der Dialog des Adamantius (Die griech. christl.

Schriftsteller usw.), Lpzg. 1901, neben dem griech. Original abgedruckt; S. XLI—XLIX eine Vergleichung beider (s. § 16); S. 253f. ein kurzer sprachl. Index.

k) Niceta of Remesiana. His life and works by A. E. Burn, Cambridge 1905, CIX u. 194 S. Von S. 157 an Indices der Namen, Bibelstellen und besonderen Wörter.

l) Glossemata de Prudentio, edited from the Paris and Vatican Manuscripts by J. M. Burnam, Cincinnati, 1905, 102 S. Erstausgabe (vgl. § 10); Zeit 650—750 (S. 9); Addenda lexicis und seltene Wortformen S. 10—18. — Neu hinzugekommen sind z. B.:

m) Heidelberger Index zum Theodosianus, hergestellt unter Leitung von O. Gradenwitz (nicht im Buchhandel), A. Wortindex, *a—ingressus*, 112 S. Folio, eine entsagungsvolle Arbeit, da der Index alle Stellen(ziffern) zu jedem Stichwort und die Jahreszahlen der Gesetze enthält.

n) Vocabularium codicis Iustiniani, ed. R. Mayer, Pars prima (pars latina), 1923, angezeigt von Gradenwitz, Zs. f. Rechtsgeschichte 44, Röm. Abtlg., 1924, S. 573, mir nur aus dieser Anzeige bekannt.

o) Das Sacramentarium Gregorianum, nach dem Aachener Urexemplar her. v. H. Lietzmann, Münster i. W., 1921, Aschendorff (= Liturgiegeschichtl. Quellen, Heft 3). CXLVI u. 186 S. Wortregister S. 132—176, Verzeichnis der Formeln S. 177—185 v. Bornkamm. Das Aachener Exemplar ist eine verlorene, aber, da es als Normalexemplar kopiert wurde, aus Abschriften rekonstruierbare Hs, die zwischen 784 und 791 Karl dem Gr. von Papst Hadrian I. zugesandt worden ist. Damit ist eine alte Textgestalt gewonnen, die dem angeblichen Verfasser, Gegor I., immerhin schon näher kommt. Über mittelalterl. Latein S. XV, XVII f.

Vulgärlatein bei klassischen Autoren.

§ 12. Da das Vl. auf lange Strecken der lateinischen Sprach- und Literaturgeschichte (s. § 5) für uns in Dunkel gehüllt ist, ist es erklärlich, daß man immer wieder versucht, vulgäre Bestandteile in den sogenannten klassischen Texten aufzuspüren. Diese Aufgabe muß auch immer von neuem gestellt und erfüllt werden. Während man früher allzusehr dazu neigte, gewissen Gattungen der Literatur vulgären Sprachcharakter zuzuschreiben, und sie ohne Bedenken als Fundgruben des Vl. auszubeuten suchte, ist man jetzt der Ansicht, daß es solche kaum gibt (Teuffel-Kroll § 35, 2). Andrerseits bringt es die Verfeinerung des stilistischen Urteils und eine verständnis-

vollere sprachliche Beurteilung mit sich, daß der moderne Erklärer das gröbere Steinchen in dem kunstvollen Mosaik der literarischen Sprache zu erkennen und seine Aufnahme zu erläutern weiß, gerade weil sein Augenmerk auf die stilistische Komposition des Ganzen gerichtet ist.

a) Von Ciceros Briefen hat man lange schon angenommen, daß sie uns einen Einblick in die Gesprächsform der Sprache seiner Zeit gewähren. Auch ihre Sprache ist nicht einheitlich; sie bildet die Zone zwischen der literarischen, der sie zuweilen gleichsteht, und der gesprochenen, deren Formung sie eher als ihre Wiedergabe sein dürfte, hat also eine innere und eine äußere Grenzlinie. Für die Briefe an Attikus, die nach der gesprochenen Sprache hinneigen, fehlte es bisher an ausreichender Kenntnis der Überlieferung; so entbehrten die zahlreichen auf Konstruktionsfreiheiten gerichteten Beobachtungen, die C. F. W. Müller in seiner Ausgabe (Cicero III 2 der Bibl. Tbn., 1898) S. I—CLIX gesammelt hatte, der rechten Unterlage. Jetzt haben wir sie durch H. Sjögren erhalten, der durch erneute Vergleichung der Hss. ein richtiges Bild der Überlieferung und eine begründete Meinung von dem Werte, namentlich der bisher zu Unrecht vernachlässigten Hss. gewann. Seine Textkritik ist beherrscht von dem Grundsatz, die Freiheiten des Sprachgebrauches zu schonen.

Commentationes Tullianae (Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans universitetsfond, Uppsala, 8) 1910, 169 S. Uppsala u. Leipzig (Haupt). — M. Tulli Ciceronis ad M. Brutum ... epistularum liber nonus, 60 S., 1910. Ad Q. fratrem epistularum libri tres, 1911, 109 S. Ad Atticum epistularum libri sedecim, fasc. I, libros I—IV continens, XXVIII (kurze Darstellung der Überlieferung) u. 198 S., 1916. Alle 3 Hefte in der Collectio Scriptorum veterum Uppsaliensis, Gotoburgi, Eranos förlag (Leipzig, O. Harrassowitz). Ad Att. 1, 14, 5 stellt sich das schon von O. E. Schmidt herangezogene *commulcium* als überliefert heraus (S. 28, 11 f., vgl. S. XXI): *hic tibi rostra Cato advolat, commulcium Pisoni consuli mirificum fecit, si id est commulcium, vox plena gravitatis, plena auctoritatis, plena denique salutis.*

b) In seiner Ausgabe des Lukrez, Berlin, Weidmann, 1923, XLIV u. 410 S., hat H. Diels Vulgarismen, die er als gut überliefert erkannt hat, in den Text gesetzt. In den Lukrezstudien, S.-B. d. Berl. Akad. d. W., 1922, S. 46—59, hatte er ihnen schon eine ausführliche Rechtfertigung gewidmet; Bursian-Bericht darüber v. F. Merbach, Lukrez 1904—21, Bd. 190 (1924) S. 43, 93, 53,

88—93. Es handelt sich um *desubito, minitanti mente* und andere Adverbialumschreibungen auf *-mente, mente* als Nomin. sg., *ambrosias* gen. sg., *nectare* gen. sg., *pelage* und *mele* nom.-acc. plur., Übernahme griechischer (nichtphilosophischer) Fachwörter, *tingere* tunken, *tempore puncto* (= *temporis*), *canceris* (= *cancer*), *speculus* u. a. Metaplasmen, *cocturnix, vacillo* neben *vaccillo* und anderes Schwanken (s. o. § 5), *capulus* Grab, Sarg, *vites* = *uvae*, *canes*, *quietes*, *tergibus* und Ähnliches, *anxia* ntr. plur. als Substantiv, *transviare*, *corridēre*, *oppilare* verstopfen, *consumpse* u. a., *cŏrumptum*, *lavitur*, *alis* (= *alius*), *quare* = *propterea*. Syntaktische Vulgarismen waren in Aussicht gestellt.

c) Was ein moderner Kommentar, ohne auf das Vl. gerichtet zu sein, für dasselbe leisten kann, zeigt der Catull, her. u. erkl. v. W. Kroll, Teubner, Lpzg., 1923, XII u. 294 S. Das Register weist auf Vulgäres hin, gen. *uni* 17, 17, *culus* 23, 19, *verpa* 28, 12, *futuare* (vgl. *fututiones* 32, 8), dreisilbiges *praeoptavit* 64, 120, *nummi* für *pecunia* 103, 3; dazu kommen aber noch zahlreiche andere Interpretationsbemerkungen, die einen Ausdruck als volkstümlich bezeichnen oder der Umgangssprache zuweisen, z. B. 17, 2 *promptum habeo* c. inf., 23, 23 über die Bedingungsperioden der Volkssprache (nur realer und irrealer Fall), *nimis* „sehr" 43, 3, unbetontes *tu* 6, 14, *ille* als Artikel 63, 25. Besonders wichtig für die sprachgeschichtliche Verwertung des einzelnen Falles ist die philologische Scheidung scheinbar gleicher Fälle: *promptum habeo* Tac. ann. 11, 1 stammt vielleicht nicht aus der gleichen lebendigen Quelle, sondern aus Sall. oder Cato durch literarische stilistische Anlehnung, *fututiones* Mart. 1, 106, 6 ist Entlehnung aus Catull, also bei diesem möglicherweise okkasionelle Bildung (vgl. die methodischen Bemerkungen über die Heranziehung späterer römischer Dichter zur Erklärung, Einleit. S. III); *que et* ist für Cat. vielleicht schon archaisch. Dazu kommt noch Prosodisches (Freiheiten), hervorgehoben auch von Helm PhW 1924, 425—431. Kroll ist aber nicht geneigt, in allem, was überliefert ist, eine sprachlich erklärbare oder gar vulgäre Ausdrucksweise zu sehen: 12, 8 f. *est enim leporum* | *disertus puer ac facetiarum* hält er *disertus* c. gen. für nicht hinreichend erklärt und Passeratius' Änderung *differtus* (vgl. *dissertus* O) für naheliegend. Helm S. 426 f. jedoch verweist, um das Überlieferte zu verteidigen, auf Apul. apol. 75 (S. 85, 3 H) *homo iustus et morum*; aber diese Stelle entspricht nicht genau, und auch unter den von Salonius, Vitae patrum, S. 84—89 (1920) behandelten gen. qual. ist kein völlig gleicher: man müßte *disertus puer* als Subjekt und *est . . . leporum . . . ac facetiarum* als Prädikat ansehen.

Bursian-Bericht über Catull 1915—20 von K. P. Schulze, 181. Band, 1920, S. 47—72 (Sprache).

d) Für Horaz hatte schon F. Ruckdeschel eine umfangreiche Arbeit geliefert, Archaismen und Vulgarismen in der Sprache des H., Erlangen 1911, zweite, erweiterte Auflage, 171 S. Die Gleichsetzung von archaisch und vulgär wird durch Bemerkungen zu den einzelnen Fällen reguliert, wenn auch zwischen dem Archaismus als einer Stileigenheit und der Verwendung seit alter Zeit in der Umgangssprache fortlebender Redensarten noch schärfer geschieden werden sollte. Daß auch dieses Fortleben nicht notwendig vulgäre Färbung zur Folge hatte, wird z. B. an *progenerare*, carm. 4, 4, 32 gezeigt (S. 36). Die Prosodie behandelt R. nicht, weist jedoch der Rücksicht auf den Vers einen großen Einfluß bei der Wortwahl zu. Unter diesem Gesichtspunkte behandelt A. Engel, De Qu. Horatii Flacci sermone metro accommodato, Diss. Breslau 1914, X u. 80 S., Formen, Syntax und Wortschatz und nimmt seinerseits wiederum gelegentlich Vulgarismen an, z. B. bei der Tmesis S. 12 Anm. 1. Vgl. den Bursian-Bericht 1909—1922, Bd. 190, 1924, S. 187—201, S. 189 (über Engel) von E. Marbach.

Q. Horatius Flaccus erkl. v. A. Kiessling. I. Oden und Epoden bearb. v. Heinze, 1917[6], VI u. 582 S.; II. Satiren 1921[5], XLIV u. 347 S.; III. Briefe 1914[4], 365 S. Berlin, Weidmann. Daß auch bei Hor. die Interpretation zur Erkenntnis von Vulgarismen und damit zum stilistischen Verständnis führt, zeige die Bemerkung von Kiessling-Heinze (1921[5]) zu Sat. 1, 5, 92 *nam Canusi lapidosus* (*panis*), *aquae non ditior urna, qui locus a forti Diomede est conditus olim:* das dazwischengeschobene *a. n. d. u.* habe die Fortführung von *Canusi* durch bloßes *quod* verhindert, „und da keiner der üblichen Ausdrücke für Stadt hier wohl zu verwenden war, griff H. zu der außergewöhnlichen Verbindung *locum condere*" (vgl. frz. *lieu* Ort = Stadt).

Hor. carm. 3, 26, 7 sollen mit den *lucida funalia* und *vectis* auch *arcus oppositis foribus minaces* geweiht werden. Heinze (1917[6]) schützt *arcus* durch den Hinweis auf Kämpfe beim gewaltsamen Eindringen; jedoch ist die Waffe bei der gedachten Situation nur in der Hand der Verteidiger wahrscheinlich; daher Bentley statt *et arcus* „securesque", Vollmer *et* + *arcus* (Horazausgabe der Bibl. Tbn., 1912). Bidder, The Journal of Philology 35, 1920, S. 110—127 versteht daher unter *arcus* ein Gerät, 'drillbow', und findet außer in der Sache, der Situation, in romanischen und mittellateinischen Ableitungen von *arcus* eine Bestätigung seiner Deutung;

man müßte also annehmen, daß *arcus* vl. (= technisch) die spätere Bedeutung schon gehabt hat und sie uns nur nicht bekannt geworden ist; wenigstens bietet sie der Thes. l. l. nicht.

e) Properz gestattet sich 3mal den Dat. sing. der 3. Dekl. auf *-ĕ* statt *-ī* (nicht Verg., Tib., Hor., wohl aber Catull[1]) u. Ov.), nach Analogie des Abl. und, um metrische Beweglichkeit zu erlangen, M. Schuster, Wien. Stud. 41, 1919, S. 43—45. Das ist eine Vorstufe zum Zusammenfall der Casus, die sich in der Literatursprache findet.

f) Curtius. M. Bacheler bestreitet, daß bei Curtius schon Nominat. absol. vorkommt; die von W. A. Bährens und F. Horn angeführten Stellen entkräftet er durch eine genaue Beobachtung der Schreibversehen und Buchstabenvertauschungen in den Curtius-Handschriften, Wien. Stud. 43, 1922/3, S. 100—102 (1924). Wichtig, da die Zunahme absoluter Konstruktionen ein Zeichen der sprachlichen Analyse ist.

Petron und Ähnliches, Carmina epigraphica, Fluchtafeln.

§ 13. a) Als Niederschlag der mühevollen Arbeit an Text und Deutung Petrons kann die 6. Auflage des Petron von Bücheler-Heraeus bezeichnet werden: Petronii Saturae et liber Priapeorum rec. F. Buecheler, ed. sextam supplementis auctam cur. Guil. Heraeus, additae sunt Varronis et Senecae saturae similesque reliquiae. Berol., Weidm., 1922, IV u. 292 S. In den Supplementa adnotationum bespricht Heraeus zahlreiche kritische Beiträge und steuert selbst, gestützt auf seine umsichtigen Beobachtungen, Wertvolles zu Petron, den Priapea, Varr. sat., Sen. apoc., Leg. conviv., Test. porc. bei, S. 283—292.

Kritisch-exegetische Bemerkungen zur Cena Trimalchionis von H. Blümner, Philol. 76, 1920, S. 331—348. — Petron. 35, 4 *ocypetam* (*oclopetam* cod.) = ὠκυπέτεια χελιδών, ein fliegender Meerfisch (*oclopectam* Heraeus, „ab oculo et πῆξαι nominata esca velut astacus aliusve piscis duris oculis" Index S. 142, vgl. S. 283 und W. A. Baehrens Appendix Probi, 1922, S. 18, der *oclopeta* für das Richtige hält, d. h. die volksetymologische Angleichung von *oclopecta* an *oculo petit*). H. Lehmann Philol. 79, 1924, S. 222.

b) Zu Senecas Apocolocyntosis vgl. den Bursian-Bericht

---

[1]) Vgl. Neue-Wagner, Formenlehre I³ S. 297 ff. (1902); jedoch Cat. 61, 158 *quae* (*domus* sc.) *tibi sine* (nicht *sene*) *servi⟨a⟩t*, vgl. Kroll, z. d. St.

von K. Münscher über Seneca 1915—21, Bd. 192, 1922, S. 148 bis 154. Dazu jetzt O. Weinreich, Senecas Apocolocyntosis. Einführung, Analyse und Untersuchungen, Übersetzung. Weidm., Berl., 1923, XII u. 149 S. gr. 8. Literarhistorisch angelegter Kommentar; gerade deshalb erscheint manches Sprachliche in anderem Lichte, als wenn man, durch die Literaturgattung verleitet, allenthalben vulgärere Sprache erwartet.

c) Zum Testamentum porcelli S. 269, 5 (Heraeus) schlägt L. Gurlitt vor *saetas pistoribus capillinas*, Philol. 79, 1924, S. 433, da die Maler diese Borsten für ihre Pinsel nötig hatten. Zu *popiam* S. 269, 10 H. führt Heraeus S. 292 nach W. Meyer-Lübke frz. *poche* Schöpflöffel an.

d) Auch die Inschriften wird man immer nur mit Rücksicht auf etwaige literarische Einwirkung für das Vl. ausbeuten können. Den Einfluß Vergils auf die Carmina latina epigraphica behandelt R. Hewycz, Wien. Stud. 40, 1918, S. 68—78; 41, 1919, S. 46—51 u. S. 161—166.

e) Selbst die niedrige Gattung der Fluchtafeln arbeitete nach Formularen und wollte wie im Inhalt feierlich so in der Sprache zwar wirksam, aber nicht gemein sein. Darauf hat E. Vetter bei der Richtigstellung eines angeblichen *Suavi vulva* (Audollent) zu *Victoria quem peperit sua vulva* hingewiesen, Glotta 12, 1922, S. 67. Ebd. S. 63—65 wird in Corp. X 8249 (= Diehl Vl. Inschr. 852) Z. 8 *la[bra, ver]bu(m)* *vitu* gedeutet als *victum* und diese Auffassung sachlich und sprachlich begründet. Ebd. S. 65 f. eine Berichtigung zu den von Fox veröffentlichten Tabellae defixionum: *quando quisqu⟨is⟩ legitum⟨e scripsit⟩* statt *quicqu⟨id⟩*; damit stellt Vetter eine sinnvolle Formel und einen für *quisquis* (= *quisque*) bekannten Sprachgebrauch her (falls nicht *quisque* selbst dagestanden hat, was möglich ist, an der Sache aber nichts ändert).

Spätlateiner.

§ 14. a) Ergänzung und Berichtigung der Überlieferung.

Apicius. C. Garatano, I codici dei libri De re coquinaria di Celio, Napoli, 1912, Detken & Rocholl, 18 S., ein Vorläufer der mir noch unbekannten Apicius-Ausgabe von Garatano und Vollmer, 1922. S. Nachträge § 20.

Zum sogenannten Aurelius de acutis passionibus (Exzerpt aus Caelius Aurelianus mit Veränderungen und Zusätzen, wertvoll für die Textkritik des handschriftlosen Caelius). Darembergs Aus-

gabe, nach der mangelhaften Brüsseler Hs. Jedoch von Gariopontus mit Ausnahme von Kap. 8 und 17 nach einer anderen, offenbar besseren Hs. abgedruckt. Trotz seiner willkürlichen Veränderungen läßt sich der Text des Aurel. danach verbessern. G. Helmreich Rh. Mus. 73, 1920/4, S. 46—58.

Das Münchener Unzialfragment des Cassius Felix (clm. 29136). Von J. Heeg, S.-B. d. Berl. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Classe, 13, 1910, S. 284—291. Selbständiger Wert dieses Handschriftenfragmentes (Unziale des 8. Jahrh.), das zwar schon bekannt, aber noch nicht benutzt war, neben den 3 von Rose benutzten Hss., die ihrerseits nicht von ihm abstammen. Es ist die 5. überhaupt bekannte Hs. des Cass. Fel. und die älteste. Daher ist sie namentlich da von Bedeutung, wo sie die Unregelmäßigkeiten des Ausdrucks bestätigt, die Rose mitunter gegen seine Hss. beseitigt hat. In einigen syntaktischen und lautlichen Erscheinungen weicht sie von den anderen Hss. nach dem Vl. hin ab (Heeg S. 291). Sie gibt damit vielleicht ein getreueres Bild von dem ursprünglichen Aussehen dieses Textes; denn es ist gewiß richtiger, ihn nach den anderen spätlateinischen medizinischen Übersetzungen zu beurteilen, unter die ihn H. S. 284 einreiht, als Spuren des afrikanischen Lateins darin zu suchen. Die Geschichte dieser Frage streift H., S. 285, Anm. 1, mit kurzen kritischen Bemerkungen.

Cyprian. Sententiae LXXXVII episcoporum. Das Protokoll der Synode von Karthago am 1. Sept. 256, textkritisch hergestellt und überlieferungsgeschichtlich untersucht von H. v. Soden. G. g. N. 1909, S. 247—307.

Die neue Dictys-Handschrift, v. E. Löfstedt, Eranos 7, 1907, 44—72; der Aesinas ist nach dieser textkritischen und den Sprachgebrauch des D. berücksichtigenden Untersuchung nicht so wertvoll, wie ihn der erste Veröffentlicher seiner Lesarten, Annibaldi, hinstellte. Vgl. über Dares und Diktys Münscher Bursian-Bericht 1910 III S. 189—194.

Fulgentius; aus einer Miszellanhs (Cremona saec. XIV) teilt F. Ghisalberti Lesarten mit; nach seiner Ansicht gehört die neue Hs zur Gruppe β bei Helm, doch so, daß sie ihre engere Beziehung zum H(arleianus) und M(ontepessulanus) der Gruppe α hat. Die mitgeteilten Lesarten reichen von S. 3, 7 (Helm) bis 79, 18. Archivum Romanicum 7, 1923, S. 103—109.

Ein Apographon des Pelagonius-Palimpsestes gibt Bock, Wien. S.B. 159 (1908) S. 28—43. Ergänzung der Lesungen Ihms, der die Hs. in seiner Ausgabe mit B bezeichnet.

b) Textkritische Arbeiten, die zugleich für die Feststellung des Sprachgebrauches von Bedeutung sind:

Zu Ammianus Marcellinus v. H. Hagendahl, Strena philologica Upsalensis, Festskrift tillägnåd Per Persson, 1922, S. 1—17. Im Anschluß an verkannte Stellen des Amm. werden behandelt *tantum solum* u. ä. Pleonasmen, *trepidare* als Verb der Bewegung, *orare* und Syn. als „um Verzeihung bitten“, *dare alcui veniam* und Syn. „verzeihen“, Vertauschung von *expugnare* und *op-(im-)pugnare*, *repetere in* „zurückkehren“, *ἀπὸ κοινοῦ*, *iaceo* „krank liegen“, *flatare* u. a. Frequentativa.

Arnobius. J. Scharnagl, Nachlese zur Textgestaltung des Arnobianischen Conflictus, Psalmenkommentars und Praedestinatus I u. II, Wien. Stud. 42, 1921/2, S. 75—81, 152—160; 43, 1922/3, S. 198—204.

Kritisches zur Mulomedicina Chironis von Helge Ahlquist. Eranos 12 (1912) S. 150—169. Besonders beachtenswert sind unter den Emendationsvorschlägen diejenigen, die vulgärlateinische Eigentümlichkeiten schützen oder ermitteln, z. B. *salvatico* statt *silvatico*, *die* einen Tag, *elibera* statt *libera*, getrenntes *quod si*, *concordia* als Pflanzenname (so übrigens schon von Probst im Thes. l. l. aufgefaßt); die Emendation zu cap. 554 *hoc facito quod* (= *quot*) *numerum VIII, VIIII die lavato nitrio et aceto* zieht mehrere merkwürdige Ausdrucksweisen heran, u. a. m.

Firmicus Maternus err. 18 *homo moriturus* vielleicht = *miser* wie Firm. oft vom Menschen sagt und wofür 27, 1 auch *periturus* steht. C. Clemen, Rh. Mus. 73, 1920/4, S. 357f.

Epilegomena zu Hilarius Pictaviensis. Von A. Feder, dem Herausgeber des Hilarius im Corpus eccles. lat. (Band 65, 1916, mit Indices). Wien. Stud. 41, 1919, 2. Heft S. 51—60, S. 167—181 (hier Syntaktisches und Lexikalisches).

Sprachliche und textkritische Bemerkungen zur spätlateinischen Übersetzung der Hippokratischen Schrift von der Siebenzahl. K. Mras, Wien. Stud. 41, 1919, 2. Heft, S. 61—74, S. 182—192.

(Scholia) Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen, untersucht v. Th. Stangl, Paderborn 1909, 202 S. (= Studien z. Geschichte d. Altertums II 4—5). Im Anschluß an die Ausgabe von Orelli und Baiter (1833), Seite für Seite derselben folgend, für die Benutzung also eigentlich nicht geschickt, wird der Text auf Grund der eigenen Kollationen Stangls verbessert. Vieles hätte bis zu der neuen Ausgabe warten und in dieser stillschweigend verbessert

werden können. Anderes wird infolge der Anlage des Buches — der Index, S. 193—200, gleicht diesen Mangel auch nicht ganz aus — unbeachtet bleiben, und doch ist die Sprache dieser Scholien durch Stangl als ein Gemisch aus Buch- und Vulgärlatein richtig gekennzeichnet. Leider fehlt eine zusammenfassende Charakteristik. Änderungen auf Grund der Klauseln, wie sie St. mitunter vornimmt, halte ich bei diesem Texte für sehr bedenklich.

Tertullian. G. Thörnell, Lectiones Tertullianeae, Eranos 7 (1907) S. 81—103. Kritische Bemerkungen zu Tert. spect., nat., scorp., pudic., anim., pat., adv. Hermog., adv. Marc. Bei der ersten davon, die *nec . . . omnem* spect. 17 mit Recht *nec ullum* gleichsetzt, vermisse ich den Hinweis aufs Griechische, den doch die angeführte Parallele nahelegte (nämlich Eph. 4, 29 *omnis sermo turpis non procedat* — Itala aus Tert., Vulg. *malus*, sonst ebenso — *πᾶς λόγος σαπρὸς μὴ ἐκπορευέσθω*). Vgl. auch Rufin Greg. Naz. orat. praef. 7 *non esse rectae fidei omnem qui in fide Gregorio non concordat.*

L. Rosenmeyer, Quaestiones Tertullianeae ad librum Adversus Praxean pertinentes. Diss. phil. Argentorat. XIV, 1910, 98 S., behandelt Stellen aus fast allen Kapiteln (s. Index S. 97 f.) textkritisch und interpretierend, auch Kap. 5, dessen Text R. S. 15 bis 17 nach seiner Auffassung abdruckt. R. glaubt, daß in diesem Kapitel der Unterschied des stoischen *ἐνδιάθετος* und *προφορικὸς λόγος* beachtet sei.

A. Bill, Zur Erklärung und Textkritik des 1. Buches Tertullians adversus Marcionem, 1911, 112 S. (Texte und Untersuch., her. v. Harnack u. Schmidt, 38, 2). Von den analytischen Teilen abgesehen untersucht B., ob es wahrscheinlich sei, daß die 3. Ausgabe, die Tert. uns von dieser Schrift hinterlassen hat, durch Zusätze aus der zweiten interpoliert sei (S. 6—9). Sein allgemeines negatives Resultat, das sich auf Tertullians Einleitungsworte stützt, sucht B. an den in Betracht kommenden Stellen dadurch zu befestigen, daß er durch andere Interpretation den Grund zur Annahme von Interpolationen beseitigt. S. 94—100 ein Exkurs über Kroymanns Hypothese über das 2. Buch. Aus dem reichen Inhalt führe ich noch an: die Behandlung des *ψόγος* in Tertullians Einleitung und die Sammlung der Fragmente Marcions aus Tert. adv. Marc. (S. 100—109). Ein Register faßt die gelegentlich behandelten Dinge zusammen (S. 110—112).

Tertullian. adv. Marc. 4 behandelt textkritisch und erläuternd P. Corssen, Mnemosyne 51, 1923, S. 242—261, 390—411.

c) Identifizierung. Bei dem Bestreben, anonyme Schriften bestimmten Verfassern oder Pseudepigrapha ihren wahren Verfassern zuzuteilen oder die Identität der Verfasser verschiedener Schriften zu beweisen, pflegt die Sprache als Beweis herangezogen zu werden, leider nicht mit der Vorsicht, die erforderlich ist trotz und wegen der scheinbar reichen Fülle des Materiales.

Pseudo-Augustini Quaestiones veteris et novi testamenti CXXVII rec. Alex. Souter, 1908 (CEL 50), XXXV u. 579 S. Von den 3 Fassungen ist eine die erste, die andere die zweite Ausgabe des (unbekannten) Autors, die dritte ist mittelalterlich. S. druckt die zweite, ihm vollkommener erscheinende ab und ergänzt sie im Anhang durch die in ihr fehlenden Stücke der ersten. Die reichlichen Indices enthalten Literaturangaben und sollen der Identifizierung dienen. Nach allem, was über Zeit (374—382), Ort (Italien, Rom, oder Spanien), Quellen und Benutzer bekannt ist (s. Vorrede), neigt S. der vielfach vertretenen Ansicht zu, daß die Quaestiones zu dem literarischen Nachlaß des vorübergehend zum Christentum übergetretenen Juden Isaac gehören. Dann wäre der Autor der Quaestiones auch mit dem sogenannten Ambrosiaster identisch (vgl. C. Weyman BphW 1911, 577—580). Denn dieser Isaac übt eine gewisse Anziehungskraft auf anonyme und umstrittene Schriften aus: Er wird mit Gaudentius identifiziert, mit dem Bellum Iudaicum (Hegesipp) in Verbindung gebracht und soll auch der Verfasser eines Traktates gegen die Arianer sein. Diese Hypothesen verfolgt der ganze 9. Band von Sdralecks Kirchengeschichtl. Abhdlgn., Breslau 1909, 197 S., als „Ambrosiasterstudien" von Wittig, Schwierholz, Zeuschner und Scholz verfaßt. Er enthält auch die mit dem Namen des I. erhaltene *Fides Isaatis*, her. v. Zeuschner, nach Paris. 1564, S. 101—105 roh, S. 110 bis 114 emendiert, S. 119—128 übersetzt und kommentiert (vorher Migne P. Gr. 33, 1539). Die sprachlichen Gleichungen S. 13—24 (Wittig) verlieren durch die Einführung des Filastrius ihre Beweiskraft. Von den oben genannten Quaestiones wird nur die zweite Fassung verglichen. Auch der skizzenhafte Nachweis rhetorischer und stilistischer Kunstmittel ist kein untrügliches Merkmal der Identität. Vgl. Schanz IV 1, § 945.

Dagegen begnügt sich J. M. Heer bei der Übersetzung des Barnabasbriefes damit, festzustellen, daß spätkirchliche Ausdrücke nicht vorkommen und die Bibelzitate mit denen Tertullians und Cyprians übereinstimmen. Das könnte in deren Zeit und nach Afrika weisen. Die Versio latina des Barnabasbriefes und ihr

Verhältnis zur altlateinischen Bibel, erstmals untersucht von J. M. Heer, Freiburg i. B. 1908, LXXXV u. 131 S. In den Prolegomena auch ein Verzeichnis altertümlicher kirchlicher Ausdrücke, S. 97 Indices der Bibelstellen und der Übersetzungen (griech.-lat. und umgekehrt).

Dem weitschichtigen Versuche Friebels, durch sprachliche Vergleichung die Identität der beiden Fulgentius zu erweisen, ist der Erfolg versagt geblieben. Gewonnen ist dabei allerdings eine gute Sprachbeschreibung. Vgl. Fulgentius, der Mythograph und Bischof. Mit Beiträgen zur Syntax des Spätlateins, v. O. Friebel, Paderborn, Schöningh 1911, XXIV u. 200 S. (= Stud. z. Gesch. u. Kult. d. Altert. V 1/2). Vgl. meine ausführl. Besprechung WklPh 1915, 965—970 u. 994—1003 und Schanz IV 2 § 1095 (Hosius) u. § 1234 f. (Krüger).

A. L. Feder, Studien zu Hilarius von Poitiers. S. W. Ak. 162, 4 (1910) 188 S. mit 2 Tafeln. Die Hauptresultate sind: Die sogen. Fragmenta historica und der sogen. liber ad Constantium imperatorem sind Reste aus 3 (mindestens 2) Schriften des Hil., die ihren Zweck und Anlaß in den dogmatischen Kämpfen hatten; alle 3 trugen den Titel *Opus historicum* . . . Was wir daraus haben, sind Exzerpte, die noch aus aktuellem Interesse gemacht wurden. — Ich hebe aus dem reichen Inhalt der Arbeit noch hervor die Behandlung der geschichtlichen Ereignisse (S. 36—62), die chronologische Ordnung der Aktenstücke und den Rekonstruktionsversuch (S. 184—186). — Im Zusammenhang damit verteidigt F. die Echtheit der Liberiusbriefe *Studens paci*, *Pro deifico*, *Quia scio*, *Non doceo* mit sachlichen Gründen und dem Nachweis, daß ihre Sprache sich von der der 'echten' Liberiusbriefe nicht unterscheidet (S. 175—179).

Gegen Gregor von Elvira als Verfasser des Traktates De libris sanctarum scripturarum spricht nach A. Koch, Z. f. kath. Kirchengeschichte, N. F. 41, 1922, S. 132, auch der sprachliche Grund, daß *credere* mit *in* c. abl. noch nicht bei Novatian und Cyprian, selten bei Tertullian vorkomme (vgl. jedoch Thes. l. l. IV 1146, 26 ff.). Stärkere Beweiskraft kommt meiner Ansicht nach dem zweiten von Koch angeführten Punkte zu: in dem Traktat kommt schon die späte Lehre von den sieben Gnadengaben und sieben Todsünden vor. Nach Koch kommt also als Abfassungszeit das 7. oder 8. Jahrhundert in Betracht.

Cyprian. Die Verbindung von *praevaricatores* und *proditores* weist Kneller an 3 Stellen nach, Z. f. kath. Theol. 47, 1923, S. 159 f. Zur Datierung eignet sich die Verbindung m. E. an sich nicht.

Auf Cyprian epist. 4 S. 475 *ne ab iis ... videantur scelerum magisteria procedere* wird zurückgeführt eine Formulierung im Konzil von Elvira can. 65: *si ex ipsis incipiant ... vitiorum magisteria procedere*; derselbe ebd. S. 160.

A. Baehrens weist im Hermes 56, 1921, S. 443—445 die von Harnack kurz vorher vorgenommene Identifizierung des Pacatus, des Verfassers einer gegen Porphyrius gerichteten Schrift, mit dem Verfasser von Panegyricus II, Drepanius Pacatus, zurück. Aus Fragmenten des christlichen Pacatus führt B. *mox* = *mox ut* und *quasi* = *quod* an, Eigenheiten, die einer anderen 'Sprachschicht' angehören als der des Rhetors. Von Stilunterschied könne hier nicht gesprochen werden. Auch die biographischen Notizen sprechen gegen die Identifizierung.

d) Ein erheblicher Teil der sprachlichen Untersuchungen ist der Feststellung der Vorbilder gewidmet, die die spätlateinischen Schriftsteller nachahmen. Sie bestätigen im einzelnen die in § 1 erwähnte Macht der *auctoritas*. Da es sich hier um bewußte Nachahmung der wegen ihrer Kunst verehrten Lehrmeister handelt, sehen wir in diesen Arbeiten die Sprache allerdings von der Seite, die dem Leben abgewandt ist (vgl. **g**). Man wird jedoch auch auf dem Gebiete dieser mehr künstlerischen oder stilistischen Nachahmung noch starke Unterschiede finden; sie erscheint je nach ihrem Grade und ihrer Art künstlich oder zweckdienlich, geschickt oder plump. Jedoch mischen wir bei dieser Bewertung unwillkürlich schon wieder moderne Anschauungen ein: diese spätlateinischen Schriftsteller stehen, sowie sie schreiben, im Banne der Literatur, nicht der Sprache. Da diese sich aber natürlich geltend macht, sind die Untersuchungen über die Vorbilder zuweilen mit den unter **e** und **f** genannten vereinigt.

Hieronymus ist ein leidenschaftlicher Ciceronianer: De S. Hieronymi studiis Ciceronianis scripsit C. Kunst, Diss. philol. Vindobonenses, 12, 1918, S. 109—215, Anklänge an Cicero in den Briefen des Hier., nebst einer allgemeinen Einleitung über die als sündhaft empfundene und bereute Hingabe des Hier. an die Alten und einer Sonderuntersuchung über die Consolatio Heliodori (Hier. epist. 60) und ihr Verhältnis zu Ciceros Consolatio. Ähnliches wird auch für andere späte Schriftsteller immer wieder festgestellt: Lactanz inst. 1, 2, 1 lehnt sich an Quintilian inst. 7, 1, 64 an: S. Brandt, Philol. 78, 1923, S. 131—133 (S. 133 bis 141 Testimonia für Lact. und ältere Benutzer). Wenn Lactanz Plato benutzt, so geschieht das nicht ohne Vermittlung, sondern

ber Cicero oder auf anderem Wege: A. Kurfess, Philol. 78, 923, S. 381—392.

Von Hilarius hatte schon Hieronymus behauptet: *XII Quintiliani libros et stilo imitatus est et numero.* Dieses Urteil nahm H. .ling, De Hil. Pict. artis rhetoricae ipsiusque ut fertur institutionis oratoriae Quintilianeae studioso, Diss. Freib. i. B., 1909, 57 S., um Ausgang seiner Untersuchungen. Er stellt fest, daß Hier. sowohl den Quint. wie den Hil. gut genug kannte, um mit diesem Urteil etwas auszusprechen, was unsrer Beachtung wert ist; ferner macht er es wahrscheinlich, daß Quint. im Unterricht und Studium des Hil. eine Rolle gespielt habe. (Daß er in Burdigala den Unterricht des Ausonius genossen habe, ist eine Kombination, die weiterhin nicht als Beweismittel verwendet wird.) Den Beweis erbringt K. — abgesehen von der Zwölfzahl der Bücher De trinitate — durch zahlreiche stilistische Parallelen zwischen Quint. inst. und Hil. trin. Es kommt dabei gar nicht so sehr darauf an, daß Hil. den Quint. vor Augen gehabt hat, sondern daß er sich, wie Hier. behauptet, quintilianischer Ausdrucksweise bedient hat. An diesem Resultat ändert es nichts, wenn sich die Parallelen auch aus Cic. beibringen lassen (S. 23 f.) oder wenn auch Lactanz sich ebenso ausdrückt wie Quint. und Hil. oder die Reihe Hil. Lact. Quint. Cic. entsteht. Bei weiterer Heranziehung der zwischen Quint. und Hil. und der vor Quint. liegenden Literatur wird man noch viel mehr Parallelen finden. Man wird Hil. trin. 1, 18 *fidei calor* nicht gerade als Nachahmung von Quint. inst. 10, 3, 6 *calor . . . cogitationis* ansehen, wenn man die Beispiele für *calor* c. Gen. berücksichtigt, die Stadler im Thes. l. l. III 181, 84 ff. zusammenstellt. Hier. allerdings konnte diesem Vorbilde alles zuschreiben, was durch Quint. übermittelt war, auch das Ältere, z. B. Ciceronische. (Im zweiten Teil behandelt K. die rhetorischen Kunstmittel, Tropen, Figuren, Klauseln u. a.)

Die dichterische Sprache ahmt in stetiger Tradition die Alten nach, so Arator in seiner poetischen Bearbeitung der Apostelgeschichte den Verg., Ov., Lucan, Val. Fl., Sil., Stat., Mart., Juvenal: A. Ansorge, De Aratore veterum poetarum Latinorum imitatore, Diss. Breslau 1914, 83 S. Licentius schließt sich an Vergil und Ovid, seltener an Horaz an (und stimmt natürlich auch mit Claudian und christlichen Dichtern überein): M. Zeizner, De Carmine Licentii ad Augustinum, Diss. Breslau, 1915 (Arnsberg, Westfalen, Stahl, 102 S.) S. 82—99, Anlehnung an die Bibel S. 99—102).

Den stärksten Beweis für den literarischen Charakter des Spätlateins bildet die poetische Färbung auch des prosaischen

Stiles, eine Erscheinung, die bis auf die silberne Latinität zurückgeht und in diesen späten Zeiten dem Stil nicht nur wie früher etwas Künstliches, sondern auch etwas Altertümliches gegeben haben muß; denn die Vorbilder sind dieselben geblieben. Für die pseudoquintilianischen Deklamationen ist das im wesentlichen Vergil: Pseudo-Quintilianea ... scr. A. Becker, Progr. Ludwigshafen, 1904, 89 S. Auch Ammian ahmt den Vergil nach (Hagendahl Kap. 1), und ein beträchtlicher Teil seines Wortschatzes und -gebrauches zeigt eine im wesentlichen auf Vergil zurückgehende poetische Färbung; diese ist bei ihm stärker als bei anderen Prosaikern (ebd. Kap. 2); auch einige griechische Worte gehören zu diesen Anklängen wie zu dem Bestande der gewählten poetischen Sprache (Kap. 2, 5), *adytum*, *aerius*, *arctous*, *eous*, *oestrus*, *reboare*. Dahin gehört auch der Gebrauch des poetischen Pluralis (Kap. 3) und die Variatio, die sich erstens in der Fülle von Ausdrücken für häufig Vorkommendes zeigt (sterben, Morgen, synonyme Verben für die gleiche, mehrfach zu erwähnende Handlung) und zweitens in der Inconcinnitas (Kap. 4). Den Rhythmus berücksichtigt H. hierbei selten (vgl. S. 104 Anm. 1), meiner Ansicht nach mit Recht, da wohl in einzelnen Fällen nur dem Rhythmus zuliebe ein Wort gewählt sein mag; im ganzen aber waren Rhythmus und Vers für die Wortwahl nicht bestimmend, sondern der Stil. Anders verhält es sich mit der Wortstellung und der Formenwahl, also z. T. auch mit dem Pluralis poeticus. Studia Ammianea scr. H. Hagendahl, Uppsala, Diss., Akademska Bokhandeln, 1921, XVI u. 141 S. Universitets Arsskrift 1921, Fil.-Hist. 2). Ausführliches Literaturverzeichnis S. VIII—XVI.

Daß Arnobius ein Lukreznachahmer ist, bringt H. Diels in der oben § 12c angeführten Abhandlung S. 46 Anm. 2 in Erinnerung und ergänzt die Beobachtungen Spindlers durch den Hinweis auf die Vorliebe des Arnob. für „die zum Teil altrömisch asyndetisch angereihten Synonyme“.

Auch im Rhythmus spricht sich die Anlehnung an das klassische Vorbild aus: Minucius Felix bevorzugt den Doppelkreticus und den Ditrochaeus (mit vorhergehendem Creticus) wie Cicero, gebraucht häufiger als dieser – ◡ – – ◡̄, verschmäht aber dessen Form – – – ◡ ⏓; auch in der Zulassung der Auflösungen und in den Caesuren stimmen beide im ganzen überein; den Ditrochaeus löst Min. Fel. allerdings kaum auf. So stellt sich das Bild dar nach A. Ausserer, De Clausulis Minucianis et de Ciceronianis, quae quidem inveniuntur in libello De Senectute, Commentationes Aenipontanae 9, 1906, 96 S.

e) Sprachbeschreibungen und -untersuchungen, aus denen der Charakter des Spl. als einer eigentümlichen Mischung von festgehaltenem literarischen und eindringendem Volkslatein hervorgeht. Die Frage, ob es nicht auch eine gewisse Weiterbildung des Schriftlateins gibt, wird, soviel ich sehe, in dieser Form noch nicht gestellt.

Zu Augustin sind zwei umfangreiche Dissertationen erschienen, beide beschreibender und statistischer Art, beide in The catholic University of America Patristic studies (III und IV), The catholic University of America, Washington, VI.

A Study of the vocabulary and Rhetoric of the Lettres of Saint Augustin by Sister Wilfred Parsons, 1923, VI u. 280 S. Der erste Teil behandelt den Wortschatz (S. 19—184) in der besonders früher üblichen Weise, daß, nach Suffixen geordnet, die bemerkenswerten Wörter aufgeführt werden, dann die Composita, die Fremdwörter, Flexionsabweichungen und das Semasiologische in ähnlicher Weise. Die Angaben über das Vorkommen bedürfen der Berichtigung durch den Thesaurus l. l., z. B. *compauper*, *conscissio*, *corregionalis*, *desperate* kommen nicht nur bei Aug. vor. Der ganze Abschnitt ist kaum beeinflußt von den Grundgedanken moderner Wortbildungslehre. Seltsamerweise bilden die Nomina auf *-atus* (4.) eine von denen auf *-tus* und *-sus* völlig getrennte Gruppe; beide werden denen auf *-tio* gegenübergestellt; die auf *-tus* (*-sus*) sollen sich von ihnen dadurch unterscheiden, daß sie das Resultat, jene die Handlung bezeichnen. Dauer der Produktionskraft, Verwendung bei Kultureinflüssen zu Neuschöpfungen, okkasionelle Bildungen, dies u. a. wären hervorzuhebende Gesichtspunkte gewesen. Der zweite Teil behandelt den Stil, d. h. die Tropen, z. B. biblische Metaphern, die rhetorischen und Sprachfiguren — z. B. kunstvolles Homoioteleuton (s. o. S. 165 f.). Literaturnachweis und chronol. Tabelle; Einleitung; in ihr über Leben und Werke Augustins sowie über andre christliche Schriftsteller; hier auch und sonst offenbare Neigung, afrikanische Eigentümlichkeiten aufzuspüren.

The syntax of the De civitate dei of St. Augustin by Sister Mary Columkille Colbert, ebd. 1923, X u. 105 S. Die für das kirchliche (S. 1—4) charakteristischen syntaktischen Erscheinungen werden, nach Wortklassen geordnet, mit kurzen Bemerkungen zum klassischen Latein und der zitierten grammatischen Literatur in Beziehung gebracht. In dem Literaturverzeichnis S. III f. steht neben modernen Werken noch die 1. Aufl. der Kühnerschen Grammatik, der Thesaurus l. l. fehlt.

R. Lackner, De casuum, temporum, modorum usu in ephemeride Dictyis-Septimii (Commentationes Aenipontanae II 1908, Wagner), 53 S. Die vorkommenden Fälle werden zu den systematischen Darstellungen von Kühner und Draeger in Beziehung gesetzt, der ciceronische Gebrauch und das Griechische wird öfters verglichen.

Étude grammaticale sur le latin de S. Filastrius, par P. C. Juret. (Roman. Forsch. XIX, 1.) 1904, 192 S. Eine im ganzen systematische und statistische Darstellung der Sprache des Filastr. S. 133 sind unter *et* als Verbindung von Imperativen nur Bibelstellen angeführt, allerdings mit Stellenangabe, aber ohne besondere Bemerkung, ebenso S. 65 für eine Form der figura etymologica.

Hieronymus: Notes on St. Jerome. Tractates on the Psalms by A. St. Pease, 1908 (Journal of biblical literature, 26, 1907, S. 107—131). Die Abhandlung beschäftigt sich mit Hier. in psalm. (Schanz IV 1 § 985), tract. in psalm. I (Schanz IV 1 § 996) und tract. in psalm. II, um sie nach dem Thesaurus-Index, S. 52, zu bezeichnen, aufgefunden und veröffentlicht von G. Morin in den Anecdota Maredsolana III 1, 1895, III 2, 1897, III 3, 1904; vgl. Klostermann bei Teuffel-Kroll III S. 337 (zu der ersten Schrift, dem sogen. Commentariolus) und S. 341, § 434, 8 a α (zu den beiden 'Tractatus'). Pease untersucht Stil und Sprache und stellt, entsprechend der verschiedenen Anlage von in psalm. und den Traktaten (Homilien) Unterschiede fest. Die mittlere Gruppe und eine aus der dritten abgezweigte hält P. für Wiedergaben des gesprochenen Wortes; S. 118 ff. Einfluß griechischer Wendungen, der gerade bei der Gruppe mit colloquial style bemerklich sein soll (S. 122); jedoch ist da manches anfechtbar, z. B. der Irrealis mit Indikativ im Nachsatz (S. 118).

Jordanes. Einige Bemerkungen zur Latinität des J. Von L. Bergmüller, Progr. St. Anna in Augsburg, 1903, Pfeiffer, Augsb., 52 S. Die Sprache ist beeinflußt von der Bibel und dem Kirchenlatein, mittel- und unmittelbar durch Verg. und Ov.; außerdem bedient sich J. rhetorischer Darstellungsmittel. B. verbindet seine Prüfung der Sprache mit der der biographischen Nachrichten und der Quellenuntersuchung. So ergibt sich, daß die Sprache alles andere als aus dem lebendigen Vl. geschöpft ist: *lacrimabile bellum* bei Jord., Pseud. Aur. Vict. epit., Hier., Verg., S. 27, ist ein gutes Beispiel dafür. Auch die Einzelheiten, Kap. IV, und die kritischen Bemerkungen, Kap. V, enthalten Beachtenswertes. Mehr nach der Seite der Sprachbeschreibungen neigt Die Latinität der Getica

des J. v. F. Werner, Diss. Halle, 1908 (Seele, Lpzg.), XVI u. 147 S. Bei den zusammengesetzten Verben wird merkwürdigerweise die vorausgeschickte sprachgeschichtliche Gruppierung nicht durchgeführt (S. 49). Das auslautende *-m* ist nach V. Sondervorst, Le Musée Belge V 1901, S. 224—234 behandelt, der durch die Scheidung sicherer Fälle (z. B. der Objekte) von den unsicheren über die provisorische Erledigung in Mommsens Index (1882) hinauszukommen suchte. Auch die biographische Untersuchung von J. Friedrich Über die kontroversen Fragen im Leben des gotischen Geschichtsschreibers J., S.-B. d. Bayer. Ak. d. W. 1907, S. 379—442, kommt auf Sprachliches: *peccatum* u. Ä. für verkehrte Handlung S. 405, biblische Ausdrucksweise S. 396.

De Julii Valerii usu pronominum scr. H. Stengel, Diss., Marburg, 1909, 101 S. Zu den Graeca Latina gehört, daß *unus* = τὶς zuweilen einem εἷς indef. entspricht, S. 99 f. Die Arbeit behandelt alle Arten der Pronomina und zieht die Lesarten der Hss heran; zahlreiche Stellen werden kritisch geprüft.

Scholia Pseudacroniana. Sie sind der Ausgang der bis in die Neuzeit reichenden Verwechslung von Harmonia, der Gattin des Kadmos, und Hermione, Tochter des Menelaos. K. Kunst, Wien. Stud. 42, 1921/2, S. 164 f.

f) Arbeiten, die den vulgären Charakter gewisser spätlateinischer Texte hervorheben.

Die Arbeiten, die das Erscheinen der Chiron-Ausgabe Oders zur Folge gehabt hat, fallen sämtlich in die Zeit zwischen dem letzten und diesem Bericht. Bei der Bedeutung dieses Textes für das Vl. seien folgende wenigstens genannt: E. Lommatzsch, Zur Mulomedicina Chironis, Arch. f. l. Lex. u. Gr. 12, 1901/2, S. 401—410, 551—559, eine knappe Darstellung dessen, was als vulgärlateinisch gelten kann, und eine vorbildliche Behandlung des Verhaltens des Vegetius zu dem vl. Text. La syntaxe du verbe par J. Pirson, Festschr. z. 12. Allgem. deutschen Neuphilologentage, her. v. Stollreiter, 1906, Erlangen, S. 390—431. Darin z. B. Intransitiva als Reflexiva S. 393, *esse* mit part. praes. S. 405 (schon altlateinisch), Bedingungssätze S. 419 (Vordringen des 2. Fut.). Die Studien z. spl. Mulomedicana Chironis v. H. Ahlquist, Uppsala 1909, Ak. Bokhandeln, 148 S., beschreiben die Kasusverwechslung und -verwendung und die Syntax der Präpositionen (II. Teil Textkritisches, vgl. oben S. 182). Ein wichtiges Problem, das Schwinden des Passivums, greift A. Ernout an, L'emploi du passif dans la M. Ch., Philologie et Linguistique, Mélanges offerts

à Louis Havet, 1909, 131—150. Die Statistik und Beispielsammlung stützt sich auf 3, 36—89; das übrige ist nur geprüft worden. Von einer Verarmung des Passivs kann man insofern mit Recht reden, als nur die 3. Sing. und Plur. vorkommt; jedoch kann ich bezüglich der Tempora und Modi nicht zustimmen, da gänzlich nur Impf. Indic., Plusqpf. Ind. und Konj., Imper. und Inf. Fut. fehlen. Man vermißt einen Vergleich, etwa mit Vegetius oder einem Klassiker, der ebenfalls durch seinen Gegenstand und seine Darstellungsform zu keiner großen Mannigfaltigkeit Gelegenheit hat. Ein weiterer Mangel der Untersuchung ist die Neigung, die Verschiedenheit des Ausdrucks Chirons zu verwischen, z. B. Kap. 291 *curatur . . . hoc modo*: *solve* eqs. soll *solve* (etwa gleich *solvuntur*, *-antur*) denselben Wert haben. Das ist hier geradezu falsch, da bei *solve* erst das Rezept beginnt. Daß die Rezepte aktivisch, passivisch, im Praesens (Ind. und Konj.), Imper. und Fut. I gegeben werden, ist allerdings richtig, beweist aber nur, daß demselben Inhalt oder derselben Beziehung auch damals noch mannigfaltige Ausdrucksformen zu Gebote standen. Gewiß, diese Formen stehen mitunter in ein und demselben Satze hintereinander, z. B. Kap. 288 *cooperito caput . . .*, *quadrupedem deligato et opertorio operitur bene ut sudet*. Hier steht aber nicht *operitur* für *-iatur* oder gar *operitor* (E. S. 136) und gleich *cooperito* und *deligato*, sondern das vulgäre Element zeigt sich da, wo man es zuerst erwarten darf, im Stil: sprachlich (syntaktisch) ist jedes Verbum dieser kleinen Sätze richtig gebraucht; aber eine stilistische Roheit ist es, auf zwei imperativische Vorschriften eine passivische Regel unmittelbar folgen zu lassen. Der Nachprüfung muß man auch die Beispiele reflexiven Gebrauches unterziehen, in denen E. einen Ersatz für das Passivum sieht (S. 147); es sind meist Beispiele wirklich reflexiven Gebrauches; bei einigen wäre aktiver oder passiver geradezu ausgeschlossen, z. B. bei *se demonstrare*. Ein Beispiel wie Plin. nat. 5, 121 *Myrrina*, *quae Sebastopolin se vocat*, ist nicht darunter (angeführt von A. Klotz BphW 1912, 23, Anm., als früher Beleg für den späteren, namentlich romanischen Gebrauch; vgl. auch Pirson S. 400 ff.). Als Konkurrenten des Passivs werden angesehen u. a. Hilfsverben (statt Gerundivum), *venire*, *habere*; vgl. Pirson S. 403 ff.).

Der Gascogner Virgilius Maro grammaticus in Irland, v. H. Zimmer, S.-B. d. k. preuß. Ak. d. W. 51, 1910, S. 1031 bis 1098 (dazu S. 1118 f.): In einigen irischen Literaturdenkmälern finden sich Eigentümlichkeiten, die nicht als sprachgemäße Bildungen zu verstehen sind, sondern als Spielereien einer Kunstsprache, wie

sie aus den seltsamen sprachlichen Anschauungen des Virg. gramm. bekannt sind. Dies setzt eine frühere Lebenszeit desselben voraus, als sonst bis dahin angenommen wurde, d. h. das Ende des 5. Jahrhunderts. Durch ineinandergreifende Kombinationen dessen, was wir über das geistige, kirchliche und politische Leben dieser Zeit in der Gascogne, Virgils Heimat und Aufenthalt, wissen, zeigt Z., daß V. nur in diesen Verhältnissen geschichtlich wahrscheinlich, ja möglich ist. Aus dem weiteren reichen Inhalt seien nur noch zwei Einzelheiten angeführt, der Hinweis auf die kirchliche Wendung, die Virg. einer seiner Vorreden gibt (S. 108, 6—20 H., Zimmer S. 1093 f.), und den auf eine mögliche Beeinflussung des Lateinischen in Aquitanien durch das Keltische: *Ab ego* z. B. habe nichts Auffallendes bei Leuten, die für den ganzen Sing. dieses Pron. nur eine Form gekannt hätten. Zimmer bezieht sich des öfteren auf die Hisperica famina (ed. F. J. H. Jenkinson, Cambridge 1908, mit Einleitung und Index Verborum) und ähnliche Literatur.

Rime e ritmi in Virgilio Marone grammatico, A. Camilli Archivum Romanicum, VII 1923, S. 184—193, mit kurzer metrischer Beurteilung (nach W. Meyer und P. Lejay) dieser akzentuierenden Verse.

Anthimus De observatio (ne!) ciborum by Sh. H. Weber, Diss. der Princtown University, J. Brill, Leiden, 1924, 152 S. Text nach einer photographischen Aufnahme von G (St. Gallen), also keine Recensio, im Apparat die übrigen Lesarten. Parallel mit dem Text eine englische Übersetzung. S. 57—97 ein überwiegend sprachlicher Kommentar. Der Abschnitt über Wortbildung beginnt mit dem Suffix *-tio*, das im Vl. sehr häufig sei — infolge der populären Vorliebe für Abstrakta, Beweis: die Häufigkeit in den romanischen Sprachen (jedoch scheinen dem Verf. hier die späteren gelehrten Erneuerungen dieses Suffixes vorzuschweben). Von den 8 angeführten Worten sind aber 2 konkret, *mixtio* und *potio*, *ratio* klassisch, die übrigen stammen aus der silbernen Latinität *digestio* (mediz. t. t.), *expeditio*, *observatio*, *inflatio* (eigentl. auch konkret und mediz. t. t.), *indigestio* (mediz. t. t., als Wortbildung nicht zu *-tio*, sondern zu *in*-gehörig). Es folgen noch Kapitel über Syntax und Wortgebrauch, besondere Worte (Übergang ins Romanische) und ein Index. S. 4—7 Literatur.

Untersuchungen über den Stil und die Sprache des Venantius Fortunatus. Diss. v. H. Elß, Heidelberg 1907, 74 S. Von sprachgeschichtlicher Bedeutung ist vor allem die Behandlung des vl. absoluten Ablativs *genetrix . . . uno stante loco pergit et ipsa simul*,

in dem auch ich den Einfluß der Flexionsauflösung sehe (S. 36), und der parallele Gebrauch des Gerundiums *uno stando loco*. Für den Zustand der literarischen Sprache ist bezeichnend gelegentliche Erhaltung des Lokativs neben *Parisius* in lokativischer Funktion (Ortsbestimmungen S. 70 ff.). Im Hinblick auf die oben unter d behandelte Tradition des Sprachgebrauches sei auf Kap. 9, Reminiszenzen aus Hor. und Verg., hingewiesen; vgl. auch den allgemeinen Teil über den Stil des Ven. und die Abschnitte über Cumulatio, Reim und Alliteration.

Sprachliches zur Lex Salica, eine vulgärlateinisch-romanische Studie (Teildruck), Diss. Marburg., von F. Schramm, 1911, 86 S. Der Verf. geht darauf aus, zu zeigen, daß die Lex Salica in einer damals volkstümlichen Sprache abgefaßt ist, d. h. daß ihr Latein dem romanischen Teil der Bevölkerung geläufig und verständlich war. Daher verwertet er M. Krammers Untersuchungen über die reine Form des Textes und die Wege zu ihr (Erkenntnis der emendierten späteren Form und der auf ihr beruhenden Hss); dann behandelt er die Namen der Haustiere, die zumeist ins Romanische übergehende lateinische oder germanische Worte sind; germanisch (fränkisch) ist auch ein Teil der Rechtsausdrücke; vgl. § 18. Auch von den lateinischen Rechtswörtern nimmt Schr. an, daß sie zum Teil volkstümlich geworden waren, und stützt sich dabei auf das Vorhandensein zeitgemäßer Weiterbildungen, die jedenfalls beweisen, daß dieses Latein dem es umgebenden Leben noch nicht als Gelehrtensprache fern stand.

De Formularum Andecavensium Latinitate dissertatio, E. Slijper, 1906, 131 S., Amstelodami. Behandelt die lautlichen, morphologischen und syntaktischen Erscheinungen unter stetem Hinweis auf das Romanische. Zeit der Formeln: Nr. 1—57 vor 678 in der heutigen Weise zu einem Corpus vereinigt.

Le Latin des Formules Mérovingiennes et Carolingiennes par J. Pirson, I Phonétique (Roman. Forsch. 26, 1909, S. 837—944), behandelt betonte und unbetonte Vokale, Diphthonge, Konsonanten (einzelne und Gruppen), u. a. aber auch die Rekomposition, alles im Hinblick auf den Übergang ins Romanische. S. o. § 8 a 5, S. 163.

g) Bei dem traditionellen Charakter der literarischen Sprache darf man annehmen, daß die Schriftsteller den Unterschied zwischen ihrer Schreibweise und der gesprochenen Sprache stark empfunden haben. An Zeugnissen dafür fehlt es auch nicht. Es sind teils bewegliche Klagen über die Schwierigkeit, bei mangelnder Schulung

oder in barbarischer Umgebung gutes Latein zu schreiben, teils gelegentliche Hinweise auf die Sprache des Lebens. Von den letzteren bietet eine begrenzte Sammlung F. Lammert, Die Angaben des Kirchenvaters Hieronymus über vulgäres Latein, Philol. 75, 1918, S. 345—413. Zunächst stellt L. die mit *vulgo* (vgl. o. § 8a 4) und ähnlichen Beifügungen versehenen Ausdrücke zusammen, mit Absicht ohne Rücksicht darauf, ob damit vulgäres Latein oder eine landläufige Bezeichnung gemeint ist. Zu ersterem gehört etwa *capitium*, *coxale*, *cubile* mascul., zur zweiten Art *mathematicus* = *astrologus*, *mare rubrum* u. a. Bei jedem der 41 Wörter ist eine besondere Prüfung nötig; L. zieht, wo er vorliegt, den Thesaurus heran; außer dem Vorkommen entscheidet zuweilen das Romanische. Mitunter sind die Angaben des Hier. bestimmter: *in aedificatione castrensi* bei *loriculae*, ebenso bei *parentes* (*militari, vulgari sermone*). Besondere Beachtung verdienen die Angaben über örtliches Vorkommen: *Afri* bei *mapalia*, pannonisch-dalmateisch (*gentile*, *barbarum*) ist *sabaium*, *spica spelta* italisch-pannonisch. Zweifelhaft ist in jedem einzelnen Falle, ob eigene Beobachtung vorliegt oder eine gelehrte Notiz, die vielleicht mehr die Etymologie als die örtliche Verbreitung im Sinne hat. Wenn *patres* in den Klöstern Palästinas und Ägyptens gebraucht wird, so ist damit überhaupt kein lateinisches Wort gemeint. Bei einigen Wörtern geht L. selber den Quellen nach; die griechischen vulgären Wendungen bilden eine besondere Gruppe, S. 408; hat Hier. diese aus eigener Kenntnis? Von dem gallischen *leuca* und dem germanischen *rasta* nimmt es L. an; jedoch erregt die Vergleichung des persischen, römischen, gallischen und germanischen Längenmaßes den Verdacht, daß es sich um eine übliche Zusammenstellung handelt. Weiterhin hat L. Fälle gesammelt, in denen Hier. seine eigenen Neubildungen entschuldigt; das tut Hier. aus demselben Grunde, aus dem er *vulgo* u. a. beifügt; es ist die Besorgnis vor dem ungewöhnlichen, noch durch keine *auctoritas* gedeckten Wort (vgl. Ciceros philosophische Neubildungen); das Wortmaterial, um das es sich dabei handelt, ist aber von ganz anderer Art als in der *vulgo*-Gruppe; es sind gelehrte Analogiebildungen. Der ersten Gruppe stehen aber die Fälle nahe, in denen Hier. andere wegen ihrer unpassenden Wörter tadelt. Dieser Tadel erweist bei *amarico* und *comparo* „kaufe“ in Verbindung mit dem Fortleben im Romanischen die Herkunft aus der vulgären Sprachschicht.

Angehängt sind dieser verdienstlichen Untersuchung noch Bemerkungen über Hier. und die Glossen: die Additamenta des

in dem auch ich den Einfluß der Flexionsauflösung sehe (S. 36), und der parallele Gebrauch des Gerundiums *uno stando loco*. Für den Zustand der literarischen Sprache ist bezeichnend gelegentliche Erhaltung des Lokativs neben *Parisius* in lokativischer Funktion (Ortsbestimmungen S. 70 ff.). Im Hinblick auf die oben unter d behandelte Tradition des Sprachgebrauches sei auf Kap. 9, Reminiszenzen aus Hor. und Verg., hingewiesen; vgl. auch den allgemeinen Teil über den Stil des Ven. und die Abschnitte über Cumulatio, Reim und Alliteration.

Sprachliches zur Lex Salica, eine vulgärlateinisch-romanische Studie (Teildruck), Diss. Marburg., von F. Schramm, 1911, 86 S. Der Verf. geht darauf aus, zu zeigen, daß die Lex Salica in einer damals volkstümlichen Sprache abgefaßt ist, d. h. daß ihr Latein dem romanischen Teil der Bevölkerung geläufig und verständlich war. Daher verwertet er M. Krammers Untersuchungen über die reine Form des Textes und die Wege zu ihr (Erkenntnis der emendierten späteren Form und der auf ihr beruhenden Hss); dann behandelt er die Namen der Haustiere, die zumeist ins Romanische übergehende lateinische oder germanische Worte sind; germanisch (fränkisch) ist auch ein Teil der Rechtsausdrücke; vgl. § 18. Auch von den lateinischen Rechtswörtern nimmt Schr. an, daß sie zum Teil volkstümlich geworden waren, und stützt sich dabei auf das Vorhandensein zeitgemäßer Weiterbildungen, die jedenfalls beweisen, daß dieses Latein dem es umgebenden Leben noch nicht als Gelehrtensprache fern stand.

De Formularum Andecavensium Latinitate dissertatio, E. Slijper, 1906, 131 S., Amstelodami. Behandelt die lautlichen, morphologischen und syntaktischen Erscheinungen unter stetem Hinweis auf das Romanische. Zeit der Formeln: Nr. 1—57 vor 678 in der heutigen Weise zu einem Corpus vereinigt.

Le Latin des Formules Mérovingiennes et Carolingiennes par J. Pirson, I Phonétique (Roman. Forsch. 26, 1909, S. 837—944), behandelt betonte und unbetonte Vokale, Diphthonge, Konsonanten (einzelne und Gruppen), u. a. aber auch die Rekomposition, alles im Hinblick auf den Übergang ins Romanische. S. o. § 8 a 5, S. 163.

g) Bei dem traditionellen Charakter der literarischen Sprache darf man annehmen, daß die Schriftsteller den Unterschied zwischen ihrer Schreibweise und der gesprochenen Sprache stark empfunden haben. An Zeugnissen dafür fehlt es auch nicht. Es sind teils bewegliche Klagen über die Schwierigkeit, bei mangelnder Schulung

oder in barbarischer Umgebung gutes Latein zu schreiben, teils gelegentliche Hinweise auf die Sprache des Lebens. Von den letzteren bietet eine begrenzte Sammlung F. Lammert, Die Angaben des Kirchenvaters Hieronymus über vulgäres Latein, Philol. 75, 1918, S. 345—413. Zunächst stellt L. die mit *vulgo* (vgl. o. § 8a 4) und ähnlichen Beifügungen versehenen Ausdrücke zusammen, mit Absicht ohne Rücksicht darauf, ob damit vulgäres Latein oder eine landläufige Bezeichnung gemeint ist. Zu ersterem gehört etwa *capitium*, *coxale*, *cubile* mascul., zur zweiten Art *mathematicus* = *astrologus*, *mare rubrum* u. a. Bei jedem der 41 Wörter ist eine besondere Prüfung nötig; L. zieht, wo er vorliegt, den Thesaurus heran; außer dem Vorkommen entscheidet zuweilen das Romanische. Mitunter sind die Angaben des Hier. bestimmter: *in aedificatione castrensi* bei *loriculae*, ebenso bei *parentes* (*militari, vulgari sermone*). Besondere Beachtung verdienen die Angaben über örtliches Vorkommen: *Afri* bei *mapalia*, pannonisch-dalmateisch (*gentile*, *barbarum*) ist *sabaium*, *spica spelta* italisch-pannonisch. Zweifelhaft ist in jedem einzelnen Falle, ob eigene Beobachtung vorliegt oder eine gelehrte Notiz, die vielleicht mehr die Etymologie als die örtliche Verbreitung im Sinne hat. Wenn *patres* in den Klöstern Palästinas und Ägyptens gebraucht wird, so ist damit überhaupt kein lateinisches Wort gemeint. Bei einigen Wörtern geht L. selber den Quellen nach; die griechischen vulgären Wendungen bilden eine besondere Gruppe, S. 408; hat Hier. diese aus eigener Kenntnis? Von dem gallischen *leuca* und dem germanischen *rasta* nimmt es L. an; jedoch erregt die Vergleichung des persischen, römischen, gallischen und germanischen Längenmaßes den Verdacht, daß es sich um eine übliche Zusammenstellung handelt. Weiterhin hat L. Fälle gesammelt, in denen Hier. seine eigenen Neubildungen entschuldigt; das tut Hier. aus demselben Grunde, aus dem er *vulgo* u. a. beifügt; es ist die Besorgnis vor dem ungewöhnlichen, noch durch keine *auctoritas* gedeckten Wort (vgl. Ciceros philosophische Neubildungen); das Wortmaterial, um das es sich dabei handelt, ist aber von ganz anderer Art als in der *vulgo*-Gruppe; es sind gelehrte Analogiebildungen. Der ersten Gruppe stehen aber die Fälle nahe, in denen Hier. andere wegen ihrer unpassenden Wörter tadelt. Dieser Tadel erweist bei *amarico* und *comparo* „kaufe" in Verbindung mit dem Fortleben im Romanischen die Herkunft aus der vulgären Sprachschicht.

Angehängt sind dieser verdienstlichen Untersuchung noch Bemerkungen über Hier. und die Glossen: die Additamenta des

Abavus-Glossars, a und c, stammen, was die Hebraica betrifft, aus Hieronymus' Kommentar zu Isaias. Schon in den vorhergehenden Abschnitten hatte sich L. des öfteren auf die Glossen bezogen und die behandelten Wörter z. T. bei ihnen nachgewiesen. Damit bewegt sich L. in der Richtung, die seinerzeit Heraeus für Petron und die Glossen eingeschlagen hatte und die auch W. Bannier verfolgt: Die römischen Rechtsquellen und die sogenannten Cyrillglossen, Philol. 71, S. 238—266. Über die Glossographen jetzt Hosius bei Schanz IV 2, S. 246—263.

(Fortsetzung und Schluß in Bd. 205, Jahrgang 1925).

Inhaltsübersicht.

Verzeichnis der in den Bänden 199, 200 und 201 besprochenen Schriften.

(199 = I. Abteilung. 200 = II. Abteilung. 201 = III. Abteilung.)

Verzeichnis

der in den Jahrgängen 1908—1924 (Band 188—202) enthaltenen

Berichte

(anschließend an das in Band 138, Seite 143—150 gegebene Verzeichnis).

a) Nach dem Inhalt geordnet.

b) Nach den Verfassern geordnet.

Lommatzsch, E., römische Satiriker (außer Horaz). 1892/1907. **139**, 211—233. 1908/17. **175**, 91—111.

Lortzing, F., ältere griechische Sophistik. 1876/1911. I. Teil. **163**, 84—336. II. Teil. **168**, 1—158.

Marbach, E., Horaz. 1909/22. **196**, 109—201.

May, J., Ciceros Reden. 1906/09. **153**, 38—94.

Mekler, S., griechische Tragiker. 1903/07. **147**, 94—355.

Meltzer, H., griechische Syntax, Bedeutungslehre und Verwandtes. 1904/10. **159**, 280—382.

Merbach, Fr., Lucrez. 1904/21. **196**, 39—108.

Mras, K., Varro. 1898/1908. **143**, 63—111. 1909/18. **192**, 64 bis 108.

Muchau, H., homerische Realien. 1902/20. **182**, 165—319.

Mülder, D., Homer, höhere Kritik. 1902/11. **157**, 170—325. Fortsetzung **161**, 73—171. 1912/19. **182**, 1—164.

Münscher, K., Seneca. 1915/21. **192**, 109—214.

— zweite Sophistik (rednerische Epideiktik und Belletristik). 1905 bis 1909. **149**, 1—203. 1910/15. **170**, 1—231.

Nagl, A., Geschichte des vierten Jahrhunderts (n. Chr.). 1894 bis 1914. **189**, 119—180.

Remme, K., Tacitus. 1904/12. **167**, 201—279.

Reuß, F., griechische Historiker (mit Ausschluß des Herodot, Thukydides und Xenophon). 1905/08. **142**, 1—225.

Richter, E., Xenophon. 1903/08. **142**, 341—364. 1909/18. **178**, 1—33.

Ritter, C., Platon, die in den letzten Jahrzehnten erschienenen Arbeiten. **157**, 1—169. **161**, 1—72. **187**, 1—227. **191**, 79 bis 305. Bis 1922 (Schluß). **195**, 1—94.

Rosenberg, A., römische Staatsaltertümer. 1902/16. **176**, 201 bis 226.

Rzach, A., Hesiod. 1899/1908. **152**, 1—75. 1909/18. **199**, 1—115.

Schönberger, J. K., Ciceros Reden. 1909/12, **167**, 280—356. 1912/17. **183**, 73—123.

Schulze, K. P., Catull. 1905/20. **183**, 1—72.

Schwering, W., Altitalische Sprachdenkmäler. 1897/1913. **176**, 1—128.

Schwyzer, E., griechische Sprachwissenschaft (mit Ausschluß der Koine und der Dialekte). 1904/08. **149**, 204—255.

— — (einschließlich Koine und Dialekte). 1909/24. **201**, 65—142.

Biographisches Jahrbuch

für

Altertumskunde.

Begründet von

Conrad Bursian,

herausgegeben von

Karl Münscher.

Vierundvierzigster Jahrgang.

1924.



LEIPZIG 1925.

O. R. REISLAND.



Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

Justus Hermann Lipsius.

Geb. 9. Mai 1834, gest. 5. September 1920[1]).

Von

Franz Poland in Dresden.

Selten erscheint in der Geschichte der philologischen Wissenschaft ein angesehener Gelehrter schon durch seine Abstammung in dem Maße zum klassischen Philologen bestimmt wie Lipsius. Zwar der Zusammenhang mit dem großen Holländer, in Erinnerung an den ihm sein Vater offenbar den Namen Justus beigelegt hat, ist nicht zu beweisen; wohl aber war Lipsius nicht nur der Sohn eines Gymnasialrektors, sondern auch Urgroßvater und Großvater mütterlicherseits waren Gymnasialrektoren, väterlicherseits Geistliche. Der Vater, Karl Heinrich Adelbert Lipsius, war 1832 bei der Reorganisation der Thomasschule in Leipzig vom Gymnasium in Gera zunächst als Quartus und Religionslehrer dorthin berufen worden. Hier im Hause der altehrwürdigen Thomana, das heute vom Erdboden verschwunden ist, nahm er als Schwiegersohn des damaligen Rektors Fr. W. Ehrenfried Rost, der seinerseits ein Sohn des ehemaligen Rektors von Plauen und Bautzen Christian Jeremias Rost war, Wohnung, und hier wurde am 9. Mai 1834 Justus Hermann geboren.

Er war das dritte Kind; älter waren der am 19. August 1892 als Professor der Theologie und Geheimer Kirchenrat in Jena ver-

---

1) Jahresber. Grimmaer Fürstensch. 1861—1863. Nicolaigymn. 1857, 63, 64, 66 und 78. Leipz. Tagebl. 1877 Nr. 277 (vom 4. Okt.). Haan, Sächs. Schriftstellerlexikon 1875, S. 200. Bursian, Gesch. d. klass. Philol. München u. Leipzig 1883, S. 865. 1156. E. Bischoff, Das Lehrerkollegium des Nicolaigymn. 1897, S. 27 u. 57. Brockhaus und Meyers Konversationslexika u. d. N. [J. Poeschel], Das Kollegium d. Fürsten- u. Landesschule Grimma von 1849 bis 1900. Zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt. Grimma 1900. S. 40 ff. Th. Sorgenfrey, Die Abiturienten des Rektors J. H. Lipsius. Ein Beitrag zur Geschichte der Nikolaischule zu Leipzig im 19. Jahrhundert. Leipzig 1904. P. L. Fischer, Grimmaisches Ecce 1920. Dresden 1920, S. 20 ff. A. Körte, Worte zum Gedächtnis an Justus Hermann Lipsius (Ber. ü. d. Verh. d. Sächs. Akademie d. Wiss. zu Leipzig. Philol.- hist. Kl. 73. Bd. 1921, 2. Heft, S. 41* ff.

storbene Adelbert und der als Professor der Architektur an der Kunstakademie in Dresden am 11. April 1894 aus dem Leben geschiedene Constantin, jünger die einzige Schwester Maria, die unter den Schriftstellernamen La Mara sich bekannt gemacht hat, und aus deren Lebenserinnerungen[1]) sich manche wertvolle Mitteilung entnehmen läßt. Einen so angesehenen Namen sich alle vier Geschwister gemacht haben, in Justus Hermann sollte die philologische Tradition des Geschlechts ihren Höhepunkt erreichen.

Die Schilderungen der Schwester belehren uns in anschaulicher Weise über die Umwelt des Knaben, die Eigenart seiner Eltern und Großeltern. Von seinem Vater heißt es (S. 5): „Aus dem elterlichen Pfarrhause nahm Adelbert Lipsius eine vorzügliche Erziehung ins Leben mit. Vom Vater, einem bei aller Frömmigkeit frei denkenden Mann, der sich früh einen weiten Weltblick erworben und in auserlesenen Kreisen bewegt hatte, ererbte er den Scharfsinn, die logische Klarheit, die nie ermüdende Pflichttreue, den bei allem Ernst zuweilen hervorbrechenden liebenswürdiger Humor, die feine Art, die ihn kennzeichneten." Die Großmutter, in der Herrnhuter Brüdergemeinde erzogen, Schwester des Dichters geistlicher Lieder Bernhard Garve, mit der schönen Literatur der Zeit wohl vertraut, verfasste selbst manches geist- und gemütvolle Gedicht. Der Sohn dieses Paares nun, Adelbert Lipsius, erstrebte bereits die akademische Laufbahn und habilitierte sich nach glänzender Absolvierung theologischer und philologischer Studien mit 22 Jahren an der Universität Leipzig. Um aber seine Braut heimführen zu können, verzichtete er auf die akademische Tätigkeit und nahm vor seiner Stellung in Leipzig eine Berufung als Konrektor an das Rutheneum in Gera an.

Von dem harmonischen Zusammenstimmen des jungen Gelehrten von milder, ruhiger Gemütsart mit seiner bei äußerer Gelassenheit von lebhaftem Temperament und starkem leidenschaftlichen Fühlen begabten Gattin, dem dichterischen und musikalischen Treiben im Elternhause, dem Zusammenleben der vier Geschwister, das nach dem frühen Tode der Mutter (1842) sich nur noch inniger gestaltete, hat Lipsius' Schwester ein anmutendes Bild entworfen. Neben dem Buche La Maras sollen aber auch die von Lipsius selbst im hohen Alter von 81 Jahren gemachten Aufzeichnungen über sein Leben und Wirken, die seine nun auch verstorbene Gattin in dankens-

[1]) Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals. Leipzig 1917. 2 Bde.

werter Weise zur Verfügung gestellt hat, und die in ihrer schlichten Sachlichkeit so bezeichnend für den Verfasser sind, gelegentlich zu Worte kommen.

So berichtet Lipsius selbst von seinem Bildungsgange: „Auf der Thomana habe ich auch meine Schulbildung empfangen. Nach kurzem Vorbereitungsunterricht auf einem Privatinstitut wurde ich Ostern 1843 in die Sexta aufgenommen und durchlief in sieben Jahren die Klassen bis zur Maturitätsprüfung, bestand sie aber erst zu Michaelis 1850, da ich meiner Jugend wegen noch ein Halbjahr zurückgehalten wurde. Von meinen Lehrern habe ich namentlich G. Stallbaum, den Herausgeber des Platon, in dankbarer Erinnerung, der 1835 meinem Großvater Rost im Rektorat gefolgt war." Dann aber fährt er fort — man wird geradezu an die Art erinnert, wie Horaz seines Vaters gedenkt —: „Aber weitaus das Beste schulde ich meinem Vater. Nach dem frühen Tode meiner Mutter widmete er sich mit hingebendster Treue der Erziehung seiner Söhne . . . Der Fürsorge für uns hat mein Vater die Vollendung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit, einer Grammatik der neutestamentlichen Gräcität, geopfert[1])." Nach nur zehnmonatlicher Bekleidung des Rektorats ist dann Adelbert Lipsius am 2. Juli 1861 gestorben.

Der junge Student hatte sich nach dem Wunsche des Vaters für Theologie und Philologie zugleich in Leipzig immatrikulieren lassen. „Aber von vornherein", berichtet er, „stand mir die Entscheidung für das letztere Studium fest, so wenig günstig auch dafür die Verhältnisse in Leipzig damals lagen. Otto Jahn und Mommsen waren eben wegen Beteiligung am politischen Leben ihres Lehramtes enthoben worden. Bei Haupt konnte ich nur die erste Stunde einer Theokritvorlesung

---

[1]) Ich möchte mir nicht versagen mitzuteilen, was L. in pietätvoller Weise über die wissenschaftliche Tätigkeit seines Vaters berichtet: „Er hatte einen Vorläufer: De usu modorum in novo testamento P. 1., schon 1828 als Habilitationsschrift der theologischen Fakultät in Leipzig vorgelegt. Nur einen kleinen Anfang des Ganzen hat . . . mein Bruder Adelbert zur Veröffentlichung fertiggestellt 1862, den weiteren Nachlaß hat er seinem Schüler P. Schmiedel für die Neubearbeitung von Winers Grammatik übergeben. Auch eine Auswahl von Schulreden meines Vaters hat mein Bruder 1865 herausgegeben und mit einem warm gezeichneten Lebensbilde eingeleitet. Selbst veröffentlicht hat mein Vater nur in zwei Gelegenheitsschriften Beiträge zur Erklärung seines Lieblingsautors Plutarch und eine Sammlung der Plautusprogramme seines Schwiegervaters Rost veranstaltet in den zwei Bänden Opuscula Plautina 1836, von denen der zweite eine deutsche Übersetzung von neun Stücken, der erste 28 Abhandlungen zur Erklärung und Kritik des Dichters enthält."

hören, ehe ihn die gleiche Maßregel traf. Der zu teilweiser Ausfüllung der Lücke berufene G. W. Nitzsch, den die Dänen seiner Kieler Professur entsetzt hatten, war zu alt geworden, um noch eine erfolgreiche Wirksamkeit auszuüben. Neben ihm lehrten Westermann und Klotz [1]), von denen ich dem ersteren und seinen zwar nicht besonders anregenden, aber durchweg gründlichen und gewissenhaften Vorlesungen das meiste verdanke.“ Rühmt er doch von Westermann [2]) an einer anderen Stelle (Nr. 90, S. 9), daß er die griechisch-antiquarischen Studien an der Leipziger Universität eingebürgert hat, also eben die Studien, in denen L. selbst das Hauptarbeitsfeld für seine ganze wissenschaftliche Betätigung gefunden hat. Über seine Kommilitonen aber sagt Lipsius: „Im Seminar fanden sich wenige, aber durch gleiches Streben sich gegenseitig fördernde Genossen zusammen, die alle, mit Ausnahme eines Frühverstorbenen, sich einen Namen in der Wissenschaft gemacht haben, vor anderen Fr. Hultsch [3]).“ Dann äußert sich Lipsius über seine damaligen weiteren Pläne: „Den Gedanken, auch eine auswärtige Universität zu besuchen und, was mir nahe gelegt wurde, mich für eine akademische Tätigkeit vorzubereiten, standen äußere Umstände im Wege.“

Nachdem Lipsius „durch eine Eins ausgezeichnet“ (La Mara, I, S. 44) die Staatsprüfung am 18. März 1856 bestanden und am 18. April darauf den Doktorgrad erworben hatte, wobei damals an Stelle der Dissertation eine bei der Staatsprüfung günstig beurteilte Arbeit genügte, begann er Ostern 1856 sein Probejahr an der Thomasschule und wurde bereits zu Michaelis als Vikar für den erkrankten Dr. Fritzsche an die Nikolaischule versetzt. Bezeichnend für die ihm eigene zurückhaltende Art bei aller Tüchtigkeit ist das Urteil, das Rektor Nobbe über den blutjungen Probandus abgibt: „Er war zwar etwas kalt in seinem Wesen, aber im Unterricht so umsichtig,

---

[1]) B. A. Müller glaubt in seiner Besprechung (Phil. W. 1923, Sp. 565) von Körtes Nekrolog wohl nicht ohne Grund für das sichere lateinische Sprachgefühl von Lipsius auf den Einfluß von Klotz hinweisen zu können.

[2]) Bezeichnend ist auch ein Urteil Westermanns über eine Seminararbeit des noch nicht 18jährigen Studenten, daß sie „das rechte Maß einhalte“; s. B. A. Müller a. a. O. — S. A. 3.

[3]) Der seinem alten Studienfreunde 14 Jahre im Tode vorangegangene, von ihm durch Nachruf geehrte (Nr. 85) Friedrich Hultsch begegnete sich in seinem Urteile über die damaligen Universitätsverhältnisse, auch in der Wertschätzung Westermanns, durchaus mit Lipsius. Vgl. meinen Nekrolog in diesem Jahresber. Bd. CXLV B, S. 142, wo auch des Zusammenarbeitens mit Lipsius gedacht ist.

bestimmt und reich, daß die Schüler ihm mit Zuversicht folgten und sich sehr von ihm gefördert und gehoben fühlten" [1]).

Im Mai 1857 trat Lipsius, nunmehr endgültig angestellt, als dritter Adjunkt in das Lehrerkollegium der Thomasschule zurück, und für Oktober des Jahres berief ihn das Kultusministerium in die Stelle des 9. Oberlehrers und Ordinarius von Unterquarta an der Fürsten- und Landesschule zu Meißen. Drei Jahre hat er an ihr gewirkt, unterstützt vom Wohlwollen seiner Kollegen und der Liebe seiner Schüler, aber auch reichen Segen an ihr und durch sie erfahren, wie er bei seinem Scheiden hervorheben konnte (Ecce, S. 21). Wenn er selbst seinen Aufenthalt in Meißen als „glückliche Jahre" bezeichnet, so trug zu dieser inneren Befriedigung gewiß mit die Freude an den ersten wissenschaftlichen Leistungen bei. Schon im Beginn dieser Betätigung läßt sich wohl die Beobachtung machen, wie bei Lipsius die wissenschaftliche Arbeit aus seiner Lehraufgabe zu erwachsen pflegte und wie er, stieß er auf Probleme, sie nicht beiseite schob, sondern kräftig in Angriff nahm, auch wenn ihn die Untersuchung über das nächste Ziel hinausführen mußte. Er beschäftigte sich damals eifrig mit den Tragikern, besonders mit Sophokles. Das zeigen nicht nur seine in diesen und in den kurz darauffolgenden Jahren so zahlreichen Besprechungen von Schriften, die es mit den Dichtwerken selbst oder verwandten Fragen wie der alten Musik und besonders der Theatereinrichtung zu tun haben, ein Interesse, das ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein die kritische Tätigkeit immer wieder aufnehmen ließ [2]), sondern Sophokles waren auch seine ersten selbständigen Leistungen gewidmet. Über diese erste Arbeit De Sophoclis emendandi praesidiis (Nr. 2: 1860) sagt er selbst in seinen Aufzeichnungen: „Bei meiner Beschäftigung mit Sophokles war mir der Mangel einer kritischen Ausgabe fühlbar geworden und der Plan gekommen, dem Bedürfnisse abzuhelfen. Zunächst kam es darauf an, über die Grundlage unseres Textes und besonders über das Verhältnis des Laurentianus zur sonstigen

---

[1]) Diese wie andere im folgenden den Schul- und Ratsakten entnommenen Mitteilungen verdanke ich Lipsius' treuem Schüler, Konrektor Dr. Ernst Bischoff, der seitdem auch verstorben ist.

[2]) S. Nr. 1 (1859). 4. 5 (1861). 6. 8. 10. 11. 12 (1862). 14. 15 (1864). 18 (1867); über die alte Musik: Nr. 19 (1867); über das Theater: 9 (1862). 73 (1897). 100 (1916). 105 (1918!). Über die Fragen der dramatischen Aufführungen (43. 49. 78. 91) s. u. S. 21 f. Durch den Klassenunterricht wurde offenbar auch die Besprechung einer Lukian betreffenden Schrift (Nr. 7: 1862) angeregt.

Überlieferung Sicherheit zu gewinnen." Bezeichnend für Lipsius, dessen wissenschaftliche Eigenart sich früh herausbildete, erscheint das Urteil eines Rezensenten (G. W.) über diese Erstlingsarbeit (Lit. Centr. 1860, Sp. 491 f.): „eine sorgfältige, besonnene, in sehr hübschem Latein geschriebene Abhandlung", und mit Stolz konnte der Einundachtzigjährige in seinen Erinnerungen darüber fortfahren: „Daß diese (Überlieferung) nicht wie Cobet und W. Dindorf behauptet hatten und noch später Mekler und andere verfochten, ausschließlich auf jenen (Laurentianus) zurückgeht, sondern vor allem in dem Parisinus 2712 eine selbständige Textesquelle vorliegt, was heute allgemein anerkannt ist, habe ich zuerst gezeigt." Da hiermit eine sorgfältige Vergleichung des Parisinus notwendig geworden war, ließ sich Lipsius durch Fröhner eine solche besorgen, die er, als er sich später „einem anderen Arbeitsgebiete zugewendet hatte", in dem Programm Apparatus Sophoclei supplementum (Nr. 17: 1867) veröffentlichte, während er in der Tat noch mehr als ein halbes Jahrhundert später beklagen konnte, daß „die kritische Ausgabe des Dichters bis heute ein unbefriedigtes Bedürfnis geblieben ist". Seine Gründlichkeit aber führte ihn zunächst über das betretene Forschungsgebiet hinaus. „Mit meinen Sophoklesstudien", sagt er in seinen Aufzeichnungen, „in engem Zusammenhang stand meine Beschäftigung mit der antiken Metrik und ihrer Geschichte. Eine kleine Frucht von ihr ist außer Anzeigen im Literarischen Zentralblatt[1]) der Aufsatz über Heliodor (Nr. 3: 1860). Der da gegebene Nachweis, daß Heliodors Metrik einer älteren Zeit als Hephaistion angehört, ist später von Hense noch weitergeführt worden."

Michaelis 1860 wurde Lipsius zunächst als vorletzter (8.) Oberlehrer und Klassenlehrer der Oberquarta an die Fürsten- und Landesschule zu Grimma versetzt, wo ihm als 7. Professor schon nach einem Jahre das Ordinariat der Sekunda anvertraut wurde. Wie sich damals sein Interesse durchaus nicht einseitig auf das klassische Altertum beschränkte, zeigen seine Schulreden: seine Antrittsrede vom 9. Oktober *de scholarum provincialium instituto etiam nostrae aetati saluberrimo* und kurz darauf die Rede zu Königs Geburtstag (12. Dezember) über Dantes Stellung zum klassischen Altertum ([Poeschel], S. 42). Schon damals war es ihm vergönnt, in Prima griechische Schriftsteller zu erklären. Über sein Auftreten aber gibt ein maß-

---

[1]) S. 5 A. 2; dazu auch die Anzeige von Christ, Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung (Nr. 21: 1868).

gebender Zeuge dieser Zeit Oberkirchenrat P. L. Fischer (Ecce, S. 21) folgende bezeichnende Schilderung: „Nur 26 Jahre war er alt, uns aber erschien er durchaus nicht jung in seiner kraft- und würdevollen, bei allem Ernste humanen Persönlichkeit. Schreiber dieses erinnert sich keiner einzigen jovialen Äußerung, die er getan hätte, und doch fühlten wir uns zu ihm hingezogen. Wir hatten alle den Eindruck, daß er ein gründliches Wissen besaß, uns fördern konnte und wollte, wir fanden sein Verhalten gegen uns wohlwollend und gerecht. Es gibt kaum einen Augustiner aus jener Zeit, der es nicht als Glück erachtete, zu seinen Füßen gesessen zu haben."

Bereits Ostern 1863 wurde der Neunundzwanzigjährige als Konrektor an die Nikolaischule seiner Heimatstadt berufen, die fortan die Stätte seines Wirkens weit über ein halbes Jahrhundert bleiben sollte. Offenbar hatte man ihn schon damals als Nachfolger des zweiundsiebzigjährigen Rektors Nobbe ins Auge gefaßt. Freilich waren noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe „das unglückliche, vom Rektor der Thomasschule Eckstein betriebene Projekt einer Vereinigung beider Anstalten zu Falle gebracht war" (Aufz.) und Lipsius sein Amt als Rektor antreten konnte. Auf jeden Fall aber wollte man sich schon vorher, wie es in der Ratszuschrift an die Stadtverordneten heißt, in ihm die „ausgezeichnete Kapazität sichern, die man durch eine auswärtige Berufung zu verlieren fürchtete" (Leipziger Tageblatt 9. 3. 66, Nr. 68, S. 1420), und dachte sogar einmal daran, ihn als Konrektor mit Rektorengehalt an der vereinigten Anstalt anzustellen.

Damit aber dem Ernste das Satyrspiel nicht fehle, erschien ein gehässiger Artikel gegen Lipsius' Wahl zum Rektor in der Mitteldeutschen Volkszeitung (Februar 1866), auf den im Leipziger Tageblatt vom 28. Februar eine Kundgebung der Sekunda der Nikolaischule, eine recht merkwürdige Erscheinung für damalige Zeit, antwortete. Sie schließt mit den Worten: „Und so sei zuletzt noch der Freude, die die Nikolaischule jetzt durchdringt, über die Wahl gerade dieses Rektors ein Ausdruck gegeben! Wir grüßen ihn im voraus als unseren Führer. Wir schauen mit Hoffnung unter solcher Leitung auf die Größe der Nikolaischule."

Mit einer lateinischen Rede, der letzten lateinischen, die an der Nikolaischule gehalten wurde (Sorgenfrey, S. 6), trat Lipsius am 14. August 1866 sein Amt an. Bedeutende Aufgaben und eine gewaltige Arbeit erwarteten den jungen Rektor. Er nahm die Arbeit aber um so hochgemuter auf sich, als er damals in der

geist- und gemütvollen Tochter des Rittergutsbesitzers Pohl auf Schmölen bei Wurzen, Laura, die treue Lebensgefährtin fand.

Bedeutend waren die Umgestaltungen im Schulwesen, die auf Lipsius zurückgehen. „Die Unzweckmäßigkeit der den sächsischen Gymnasien gemeinsamen Gliederung in sechs Klassen mit anderthalbjährigem Kurs“, berichtet er in seiner schlichten sachlichen Weise, „erheischte dringend eine sachgemäßere Regelung. Der von mir und Eckstein gestellte Antrag auf Einführung von neun Jahreskursen gab den Anlaß, diese Ordnung im ganzen Lande durchzuführen“ [1]). Machte schon die Umgestaltung einen Neubau nötig, so nicht minder die rasch ansteigende Schülerzahl mit der damit in Verbindung stehenden Vergrößerung des Lehrerkollegiums, das, wie er fühlte, „nicht bloß einer Ergänzung, sondern auch einer Verjüngung bedurfte“. Mit berechtigtem Stolz rühmt er sich, daß von den 25 Mitgliedern des Lehrerkollegiums, auf die es von 11 gewachsen war, bei seinem Scheiden aus dem Rektorate (28. September 1877) nur drei, die schon vor ihm im Amte waren, nicht von ihm ausgewählt wurden. Welche glückliche Hand er aber bei Neuanstellungen hatte, sieht man daraus, daß unter den von ihm gewonnenen Kräften sich Männer fanden, wie die späteren Universitätsprofessoren K. Brugmann, Erler, Spitta, die späteren Rektoren Gerth, Preuß, Berlit und Gelehrte wie Wustmann und Meister.

Das neue Gebäude für die Nikolaischule wurde am 15. April 1872 eingeweiht. In dem zu der Feier einladenden Programm gab Lipsius einen knappen zuverlässigen Überblick über „die Nicolaischule zu Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens“ (Nr. 23: 1872), einen wertvollen Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte. Wenn er aber in seiner Weiherede (Nr. 24: 1872, S. IV f.) betonte: die Schule müsse ihr Werk treiben „im alten Geiste mit neuem Leben“, so sollten diese Worte die reichste Erfüllung finden. Mit wie weitschauendem Blick Lipsius an pädagogische Fragen damals herangiug, verraten u. a. die Forderungen, die er aufstellte, das Gymnasium habe der selbsttätigen Arbeit auf seinen obersten Stufen größeren Spielraum als bisher zu gewähren und vor allem die erzieherische Tätigkeit mit gesteigerter Energie sich angelegen sein zu lassen, Forderungen, die gewiß auch heute noch modern genug anmuten.

Wohl selten hat ein Gymnasium sich so schnell vergrößert,

---

1) Dekret vom 1. Juni 1870.

wie die Nikolaischule in den 11 Jahren[1]) unter Lipsius. Nach seinen eigenen zuverlässigen Angaben stieg die Zahl der Klassen durch die Neuorganisation und die Einrichtung von Parallelklassen von 6 auf 17, die Zahl der Lehrer von 11 auf 25, die der Schüler von 188 auf 551, vermehrte sich also um 363[2]). Schon diese Zahlen lassen erkennen, welche Arbeit bewältigt werden mußte. Was aber Lipsius als Schulleiter geleistet hat, davon zeugen die Akten der Schulbehörde. Seine Berichte an die vorgesetzte Behörde, die gleichmäßig mit der ihm eigenen zierlichen Schrift geschrieben sind, erscheinen immer aus einem Gusse. Sie zeichnen sich durch knappsten Stil, unübertroffene Klarheit und Bestimmtheit aus und erfreuen gelegentlich durch ihre durch die Sache gebotene Offenheit. So fanden sie denn stets die gebührende Beachtung, und es läßt sich kein Fall nachweisen, wo seine Anträge abgelehnt worden wären. Im Gegenteil, ihre Annahme wird gelegentlich zu einer Vertrauenskundgebung; so wenn Bürgermeister Dr. Georgi erklärt (17. 3. 75): „eine Gefahr sei in der Errichtung von Parallelklassen wenigstens für die Nikolaischule nicht zu erblicken; diese Anstalt erfreue sich einer ganz vorzüglichen Leitung, der er öffentlich volle Anerkennung auszusprechen sich für verpflichtet erachte“. Nicht minder erfreulich war die Stellung des Rektors zum Lehrkörper. Nur auf das Wohl der Schule bedacht und unbestechlich in seinem Urteil, war er allen, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte, ein allezeit wohlwollender Vorgesetzter und suchte trotz vieler Schwierigkeiten stets auch die materiellen Interessen seiner Lehrer zu fördern.

Erst Klassenlehrer von Sekunda, dann von Prima, seit Ostern 1871 von Oberprima, lehrte Lipsius Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Geschichte. Daß dem Rektor Lipsius, wie so manchem Rektor, der Unterricht mehr eine Erholung von Rektoratsgeschäften als eine Belastung bedeutete, sieht man aus der Freudigkeit, mit der er selbst vielstündige Vertretungen übernahm (Sorgenfrey S. 9 f.). Wie er namentlich die Entwicklung der Praxis des klassischen Unterrichts immer im Auge behielt, zeigen auch einige seiner Rezensionen, so wenn er in weiser Voraussicht kommender Schwierigkeiten bei Besprechung von Curtius' Grammatik (Nr. 25: 1873), deren Wert als sprachwissenschaftliche Einführung er hoch anschlug (Nr. 16:

---

[1]) Über die Einzelheiten dieser Entwicklung von Jahr zu Jahr und die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten s. Sorgenfrey, S. 7 ff.

[2]) Bischoff a. a. O. S. 27 spricht von 362.

1866), vor einem Zuviel des syntaktischen Lehrstoffes warnt oder sich scharf gegen das Fabrizieren neuer Auflagen von Schulbüchern (Nr. 20: 1867) ausspricht. Was aber war erst von einem Lehrer der klassischen Sprachen zu erwarten, der später in seiner Rektoratsrede als Akademiker (Nr. 58: 1891 S. 32) das Bekenntnis ablegte, „daß das Studium des Alterthums seine propädeutische Mission auch noch an der Gegenwart zu erfüllen berufen ist, daß es als das wahrhaft humanistische, durch kein anderes zu ersetzende Bildungsmittel darum zu gelten hat, weil es bei gleichmäßiger Berücksichtigung der antiken Sprachform und des Gehalts der antiken Litteratur die beste Nahrung bietet für die Ausbildung aller Geisteskräfte“! Wenn daher auch noch immer viel Gewicht auf das Lateinschreiben und -sprechen gelegt wurde, so wirkte Lipsius doch kräftig dahin, daß beim Betrieb der klassischen Sprachen neben der Form der große Inhalt zum vollen Verständnis gebracht wurde (Sorgenfrey S. 6 f.). Was er aber als Erzieher seinen Schülern gewesen ist, das hat sein erster Famulus Theodor Sorgenfrey, einer seiner 202 Abiturienten, ihm zu seinem 70. Geburtstage in einer Weise bezeugt (a. a. O. S. 21), die uns so recht die merkwürdige altrömisch anmutende Gravitas des doch so gütigen Mannes kennzeichnet: „Nicht die Gelehrsamkeit des 27. Rektors, so groß sie auch ist, nicht die Energie, mit der er seinem Willen Nachdruck zu verleihen verstand, sondern der sittliche Ernst seiner ganzen Persönlichkeit hat die Erfolge seiner amtlichen Tätigkeit gezeitigt. Mancher seiner Schüler hat behauptet, er habe den Rektor Lipsius niemals lächeln sehen; unter den Schülern ging diese Rede, aber hinter dem ernsten Antlitze des Rektors barg sich doch ein mitfühlendes Herz, das für jeden seiner Schüler volles Interesse hegte. Glücklich der, welcher dem strengen Rektor näher treten durfte, glücklich der, dem er sein Wohlwollen und seine Zuneigung durch das ganze Leben bewahrte.“

Über sein gesamtes Wirken aber urteilt sein Nachfolger Theodor Vogel (Jahresber. 1878): „Seine energische und bedeutende Persönlichkeit hatte dem Innenleben der Schule bis hinab auf die unwesentlichsten Nebendinge ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt und der so rasch gewachsenen Schule den einheitlichen Geist und frischen Zug zu wahren verstanden, ohne welche kein größerer Organismus, am wenigsten aber der einer Schulanstalt gedeihlich sich entwickeln kann.“

Es ist erstaunlich, daß es Lipsius „bei der Fülle organisierender Arbeit, die zu leisten war“, wie er selbst hervorhebt und

wie jeder bestätigen wird, der selbst einmal organisatorische Umgestaltungen im Schulwesen durchzuführen hatte, noch ermöglichte, seit dem Wintersemester 1869 eine außerordentliche Professur an der Universität zu verwalten, „wie sie auch die früheren Rektoren beider Gymnasien bekleidet hatten" (Aufz.). Bezeichnend ist die feste Zielsetzung, die ihn schon damals in der Wahl seines scharfumgrenzten Gebietes leitete, auf das er offenbar bereits durch den für ihn maßgebenden Dozenten seiner Studienjahre hingelenkt worden war (S. 4). „Mein Lehrgebiet", betont er selbst, „wurde dadurch bestimmt, daß meine Studien schon seit Jahren sich vorzugsweise den griechischen Rednern und Geschichtsschreibern und dem Staats- und Rechtsleben der Griechen zugewendet hatten, ein Gebiet, das seit Westermanns Rücktritt von der Professur ohne Vertretung geblieben war."

Dementsprechend waren nunmehr auch in seinen Veröffentlichungen die Tragikerstudien zurückgetreten (S. 5 f.). Noch als Konrektor hatte er, angeregt durch die Schullektüre, wie er selbst sagt, die Gelegenheitsschrift verfaßt: Quaestionum Lysiacarum specimen (Nr. 13: 1864), in der er Cobets unmethodisches Vorgehen zurückweist und eigene beachtliche Vorschläge macht, „eine Abhandlung, welche schätzenswerthe Beiträge zur Kritik des Lysias enthält und sich durch Gründlichkeit in der Kenntnis des griechischen, insbesondere des Lysianischen Sprachgebrauchs, durch Besonnenheit und Unbefangenheit des Urtheils und durch eine lichtvolle und gefällige Darstellung auszeichnet" (Lit. Centr. 1865 Sp. 503 K. Sch.). Es folgte ein Aufsatz zur Textkritik des Andokides (Nr. 22: 1870) und namentlich eine „für die Zwecke seiner Vorlesung berechnete" (Aufz.) Ausgabe der Kranzrede des Demosthenes (Nr. 29: 1876), die 1887 in zweiter Auflage erschien (Nr. 47). Sein gesunder konservativer Sinn zeigt sich hier namentlich gegenüber von Blaß, dessen „willkürlicher Textbehandlung, die er auf seine vermeintlichen rhythmischen Gesetze gebaut hatte", er als „erster" entgegentrat (Aufz.)[1]. Die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der sich Lipsius während seines ganzen Schaffens stets mit den Arbeiten der Vorgänger abzufinden pflegte unter Heranziehung der Literatur mit einer oft erstaunlichen Vollständigkeit, verrät sich schon damals in seinen Berichten über die Erscheinungen der Jahre 1873—1877 auf dem Gebiele der griechischen Staatsaltertümer in Bursians Jahresberichten (Nr. 26. 31)[2]. Von entscheidender Bedeutung aber für

[1]) Für Demosthenes vgl. auch die Besprechung Nr. 30: 1876.

[2]) Aus dieser Zeit stammen auch einige einschlägige Besprechungen: Nr. 27: 1874; 28: 1875.

seine ganze wissenschaftliche Einstellung war es wohl, wie auch die eigenen Aufzeichnungen erkennen lassen, als er die erste große literarische Arbeit übernahm. Es ist bezeichnend für die Achtung, die er wissenschaftlichen Leistungen anderer stets entgegenbrachte, und die ihm eigene bescheidene Zurückhaltung in der Schätzung der eigenen, daß diese Arbeit nur eine Umarbeitung eines anerkannten grundlegenden Handbuches war. Namentlich Lipsius' Berichterstattung über die griechischen Staatsaltertümer hatte den betagten Schoemann veranlaßt, an ihn als Bearbeiter seines „Attisehen Prozesses" zu denken. Erst in den Jahren 1883—1887 (Nr. 46) konnte freilich diese umfängliche Umarbeitung erscheinen. Sie forderte von dem Bearbeiter eine Entsagung, die wohl nur wenig Gelehrte aufgebracht hätten, da es galt, den bisweilen stilistisch wenig erfreulichen Text möglichst beizubehalten und ihn nur durch ausgedehnte Zusätze, besonders in den Anmerkungen, zu erweitern, die an Klammern erkennbar waren. Daß Lipsius das Werk trotzdem auf den Stand der damaligen wissenschaftlichen Forschung in seiner unbedingten Zuverlässigkeit gehoben hatte, beweist schon der Umstand, „daß das Buch bald nach seinem Abschlusse im Jahre 1887 bereits vergriffen war" (Aufz.).

Die Übernahme dieser großen wissenschaftlichen Aufgabe nun brachte Lipsius zur Erkenntnis, daß es ihm auf die Dauer unmöglich werden mußte, „den immer noch steigenden Anforderungen des Schulamts und den wissenschaftlichen Pflichten des akademischen Lehrers zugleich zu genügen". So legte er denn am 28. September 1877 sein Rektorat nieder und ergriff „mit Freuden", wie er selbst gesteht, die Gelegenheit, sich ganz der Universität zu widmen. Ein treues Gedenken freilich hat er stets seiner alten Schule geweiht: 35 Jahre später sich an der Festschrift für ihr Jubiläum beteiligt (Nr. 93), mit ernster Sorge freilich ihre Umwandlung in eine Reformanstalt betrachtet. In Verbindung mit der Leitung des wenige Jahre vorher (1873) unter Ritschl eingerichteten russischen philologischen Seminars[1]) erhielt er durch Berufung vom 19. Februar 1877 ein Ordinariat für klassische Philologie. Zwar wurde dann das russische Seminar (Institut) im Jahre 1890 aufgelöst, aber die Vermehrung der philologischen Ordinariate blieb gerechtfertigt durch das bedeutende Anwachsen der Philologiestudierenden und dadurch, daß nach deren Abnahme die von Georg Curtius bekleidete Professur in eine solche der vergleichenden Sprachwissenschaft ver-

[1]) Über das russische Seminar s. Nr. 90, S. 18 f.

wandelt worden war. Wenn er später (1886) einen „unter besonders günstigen Bedingungen“ an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg ablehnte, so wurde ihm das, wie er schreibt, „dadurch erleichtert, daß ihm gerade damals durch das Vertrauen der Collegen das Decanat der philosophischen Fakultät übertragen war“. Im Kreise bedeutender Berufsgenossen ist denn auch offenbar dem ernsten, wohlmeinenden Manne stets das schönste Vertrauen entgegengebracht worden. So bekleidete er im Universitätsjahr 1891/92 das Rektorat[1]) und gehörte seitdem mit kurzer Unterbrechung dem akademischen Senat an. 1885 wurde er in die Sächsische Gesellschaft (später Akademie) der Wissenschaften aufgenommen und ist, wie ihr Sekretär Körte bezeugt (S. 41*), „35 Jahre hindurch eines ihrer treuesten und eifrigsten Mitglieder geblieben“. Wie er langjähriger stellvertretender Sekretär der philologisch-historischen Klasse der Gesellschaft gewesen und die Wahl zum Sekretär nur aus Rücksicht auf sein Alter abgelehnt hatte, so hat er auch die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft als Präses geleitet und erwähnt in seinen Aufzeichnungen mit Genugtuung die Lösungen zweier von ihm gestellter Preisaufgaben dieser Gesellschaft über das griechische Vereinswesen durch Ziebarth (1896) und den Verfasser dieser Zeilen (1909). Nicht minder betont er selbst die Anregung, die er dem Curatorium der Puschmann-Stiftung in Leipzig gegeben hat, an die Neuherausgabe der Medici Latini heranzutreten, sowie die weitere für das 1914 begründete Forschungsinstitut für klassische Philologie und Archäologie, die Herstellung eines Lexicon Polybianum in Angriff zu nehmen. Auf diese wissenschaftlichen Verdienste legte der schlichte Mann offenbar mehr Gewicht als auf die äußeren Ehren, die er in seinen Aufzeichnungen ganz verschweigt[2]) bis auf die, die ihm selbst für seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt besonders bezeichnend erscheinen mußten (S. 27): daß er zur Feier des Leipziger Universitätsjubiläums (1909) zum Dr. jur. hon. c. ernannt wurde, sowie bald darauf (1912) dieselbe Ehre von seiten der Athenischen Universität empfing.

---

[1]) Über seine Antrittsrede (Nr. 58) s. S. 10. 20f. 28; über die häuslichen Verhältnisse bei seinem Amtsantritt s. La Mara II, S. 193. Versehentlich ist bei Körte a. a. O. S. 44* als Rektoratsjahr 1892/3 angegeben.

[2]) Ritter I. Kl. des Königl. Sächs. Verdienstordens, Königl. Sächs. Geh. Hofrat, Großkreuz des Kaiserl. Russ. St. Stanislausordens, Komturkreuz II. Kl. des Königl. Sächs. Albrechtsordens (1899), Königl. Sächs. Geheimer Rat (1903), Komturkreuz II. Kl. des Königl. Sächs. Verdienstordens (1907), Komturkreuz I. Kl. des Königl. Sächs. Albrechtsordens (1912).

Fragt man nun, welche der beiden oft nicht mit gleichem Glücke gelösten Aufgaben des Universitätsprofessors, die des akademischen Lehrers oder die des die Wissenschaft durch seine Werke fördernden Gelehrten, bei Lipsius in erster Linie stand, so hat er wohl selbst, wie auch seine Aufzeichnungen anzudeuten scheinen, seinem Lehrberuf die schriftstellerische Tätigkeit untergeordnet und das in seinen Veröffentlichungen sich kundgebende Forschungsgebiet sich fast ganz durch die ihm als akademischem Lehrer gestellten Aufgaben bestimmen lassen. Daher hing er ja auch an seinem geliebten Lehramte so fest, daß erst der Achtzigjährige sich von ihm im Jahre 1914 entbinden ließ, während er seine Stimme in der Fakultät sich bis zuletzt vorbehielt.

Seine Vorlesungen erstreckten sich, wie seine eigenen Angaben bestätigen, zunächst auf das Gebiet der griechischen Prosa. Er las Geschichte der griechischen Beredsamkeit und der Geschichtschreibung; von Geschichtschreibern und Rednern selbst kamen in Frage Thukydides, Andokides und Demosthenes; dazu traten ergänzend die attischen Staatsaltertümer. Von Dichtern behandelte er den auch für die letzteren so wichtigen Aristophanes mit seinen Acharnen, außerdem bezeichnenderweise die seiner ganzen Geistesrichtung nahestehenden erhabenen Dichter: Aischylos mit den Persern und Pindar, dem sich der neugefundene Bakchylides gesellte; ergänzend traten zu den letzteren Vorlesungen hinzu die Behandlung der alten Komödie und der griechischen Lyrik sowie des griechischen Bühnenwesens (in Verbindung mit Aischylos). In seinen Vorlesungen nun, die ihm nie Nebensache waren, spiegelte sich die ganze ernste Wissenschaftlichkeit des zielbewußten Gelehrten wieder. Seine außerordentliche philologische Akribie, die mit dem Fortschreiten der Forschung stets gewissenhaft Schritt hielt, stellte an seine Hörer hohe Anforderungen; aber der erfahrene Schulmann wußte den immer auf das peinlichste vorbereiteten, geschickt zusammengefaßten und gut gruppierten Stoff[1]) meisterlich den Bedürfnissen der Studenten anzupassen. Sein Vortrag war ein Muster von Klarheit und vermied alle Sprünge und gesuchte Gelehrsamkeit. Ihm gelang es, einem freilich oft schwer zu vermeidenden Fehler des Kathederlehrers zu entgehen und seinen Gegenstand im Laufe der betreffenden Vorlesung wirklich einigermaßen zu erschöpfen und abzuschließen.

[1]) Es entsprach das wohl so sehr der ganzen Eigenart von Lipsius, daß man nicht nötig hat, mit B. A. Müller (a. a. O. S. 565) hierin einen besonderen Einfluß von Klotz zu sehen.

o konnten die Studierenden nicht nur die zuverlässigsten, über-ichtlichsten Kollegienhefte gewinnen, sondern wirklich ein reiches, estes und klares Wissen für den künftigen Beruf mitnehmen. Virkte auch sein Vortrag nicht hinreißend durch poetischen Schwung ind überraschende geistreiche Pointen, schien seinem gewichtigen Ernste auch die Gabe des leichten, anmutigen Scherzes versagt[1]), o fesselte er gleichwohl, namentlich in den Jahren seiner un-gebrochenen Kraft, wo auch ich zu seinen Füßen saß, durch die ebendige Hingabe an die Sache, die in den Vortrag die ganze Wucht seiner kraftvollen Persönlichkeit legte.

Mit ganz besonderem Ernste und sichticher Befriedigung widmete er sich der Leitung der philologischen Übungen, wenn er im Proseminar und Seminar[2]) mit der Zeit eine große Anzahl griechischer und lateinischer Autoren behandelte und seit 1870 in einer griechisch-antiquarischen Gesellschaft, der einzigen, die schließlich von einer größeren Zahl noch länger weiterbestand[3]), epigraphische, literaturgeschichtliche u. a. Übungen abhielt, die oft recht hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer stellten. Freilich ist es meines Erachtens nur wenig Gelehrten gegeben gewesen, mit so trefflicher Methode die Übungen zu leiten, jeden Stoff zu beherrschen und so geschickt tastende Versuche des Anfängers auf den rechten Weg zu leiten. Geradezu verblüffend wirkte dabei auf den Studenten seine außerordentliche Belesenheit. Gewiß erinnert sich noch mancher mit mir daran, wenn Lipsius, mochte der vortragende Student auch alle erreichbare Literatur gewissenhaft zusammengetragen haben, aus der hinteren Rocktasche noch einen von ihm

---

[1]) Manche charakteristische Anekdote wird ja von Lipsius erzählt. So verzog er, wenn er einmal sich versprach, was selten genug vorkam, keine Miene, sondern verbesserte sich mit würdigem Ernst, auch als ihn einst der Schwung seiner wissenschaftlichen Begeisterung gewiß zum Entsetzen manchen Fuchses zu dem Zitat fortriß: „Plutarch im Leben der zehntausend Redner". — Bekannt ist ja auch seine merkwürdige Vorliebe für den Ausdruck „doppelt" (schon in einer seiner ersten Publikationen, Nr. 11, ist zu lesen: „die vorliegende Ausgabe wird aus doppeltem Grunde gekauft werden"), eine Eigenart, für die B. A. Müller eine merkwürdige Parallele aus der alten sächsischen Schulgeschichte bringt (S. 566).

[2]) Über die Entwicklung von Seminar, Proseminar und Institut in Leipzig hat Lipsius selbst zugleich im Namen von Bethe und Heinze einen zuverlässigen und für die Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts wichtigen Bericht in der Festschrift zum 500jähr. Jubil. der Univers. Leipzig (Nr. 90) gegeben.

[3]) Über die Stellung dieser Gesellschaften im Universitätsgetriebe s. Festschrift (Nr. 90), S. 18 und 26.

unbeachteten wichtigen, aber entlegenen Aufsatz zur Frage hervorholte. Dabei verwendete er in den Übungen ein wunderbar klares, in seiner kraftvollen Eigenart auf den Studenten geradezu eindringendes Latein, wie es wohl wenig Dozenten beherrscht haben mögen und heute beherrschen [1]).

Mit wie berechtigter Befriedigung er sich selbst in seinen Aufzeichnungen von der Wirkung seiner langjährigen Lehrtätigkeit Rechenschaft gibt, das beweist die lange Liste von 58 sämtlich lateinisch geschriebenen Dissertationen, die auf seine Anregung zurückgehen, eine merkwürdige Zusammenstellung nach sachlichen Gesichtspunkten, wie sie nicht oft einem Universitätsprofessor beigekommen sein mag und die doch so anschaulich den weitgreifenden Einfluß des Kathederlehrers auf seine Hörer dartut und zugleich ein Stück Gelehrtengeschichte bedeutet, so daß es sich lohnt, diese Liste der Vergessenheit zu entreißen, wenn sie auch noch einige Lücken haben mag [2]). Eine große Zahl dieser Arbeiten ist in den von den vier Ordinarien 1878 begründeten Leipziger Studien er-

---

[1]) Auch dafür weist B. A. Müller (S. 565) auf den möglichen Einfluß von Klotz hin.

[2]) Antiphon: J. Brückner, De tetralogiis A. Rh. adscriptis (1887). B. Brinkmann, De A. oratione de choreuta (1888). Lysias: O. Pabst, De orationis ὑπὲρ τοῦ στρατιώτου causa authentia integritate (1890). F. G. Nowack, De orationum quae inter Lysiacas feruntur XIV et XV authentia (1889). M. Hentschel, De L. oratione Epicratea (1874). W. Weber, De L. quae fertur contra Andocidem oratione (VI) (1900). Isokrates: O. Gehlert, De elocutione Isocratea partic. prior (1874). E. Drerup, De codicum Isocrateorum auctoritate (1894). P. Galle, De I. oratione Trapezitica (1883). R. Ponickau, De I. Demonicea (1889). R. Mende, Prolegomena in I. Aegineticam (1899). C. Woyte, De I. quae feruntur epistulis quaestiones selectae (1907). Isaios: E. Lincke, De elocutione I (1884). Aeschines: J. Bärwinkel, De lite Ctesiphontea commentatio (1878). Demosthenes: S. Schaffner, De tertia adversus Aphobum oratione (1876). R. Schulze, Prolegomena in D. quae fertur adversus Apaturium orationem (1878). G. Kleindienst, De causa orationis in Nausimachum et Xenopithem D. (1913). R. Burgkhardt, De causa or. adversus Spudiam D. (1908). W. Preibsch, Prolegomena in D. q. f. or. adversus Euergum et Mnesibulum (1895). C. Rüger, Prolegomena in D. q. f. or. adv. Olympiodorum (1885). J. Riehemann, De litis instrumentis quae exstant in D. q. f. or. adv. Neaeram (1886). Dinarch: P. Vogel, In D. curae grammaticae, rhetoricae, criticae (1877). Griechische Staats- und Rechtsaltertümer: P. Panske, De magistratibus Atticis, qui saec. a. Chr. n. IV. pecunias publicas curabant. Pars I. (1890). E. Koch, De Atheniensium logistis euthynis synegoris (1894). K. Hille, De scribis Atheniensium publicis (187?). J. Penndorf, De scribis rei publicae Atheniensium (1897). G. Schubert, De proxenia Attica (1881). A. Dittmar, De Atheniensium more exteros

chienen, die bis zum Jahre 1902 bestanden, eine Einrichtung, die die junge Philologenschaft wesentlich gefördert hat, da sie tüchtigen Dissertationen eine weitere Verbreitung ermöglichte. (Nr. 90, S. 20). Es ist vielleicht nicht ganz dem Zufall zuzuschreiben, daß

---

coronis publice ornandi qu. epigr. (1891). C. Scherling, Quibus rebus singulorum Atticae pagorum incolae operam dederint (1897). F. Poland, De legationibus Graecorum publicis (1885). Ed. Anthes, De emptione venditione Graecorum quaestiones epigraphicae (1885). C. Euler, De locatione conductione atque emphyteusi Graecorum (1882). J. Rentzsch, De δίκη ψευδομαρτυρίων in iure Attico (1901). E. Bischoff, De fastis Graecorum antiquioribus (1884). G. Förster, De Hellanodicis Olympicis (1879). C. Scheffler, De rebus Teiorum (1882). G. Schwedler, De rebus Tegeaticis (1887). Th. Lenschau, De rebus Prienensium (1890). Griechische Historiker, Rhetoren und Scholien: F. Atenstädt, De Hecataei Milesii fragmentis quae ad Hispaniam et Galliam pertinent (1891). B. Schulze, De Hecataei M. fragmentis, quae ad Italiam meridionalem spectant (1912). R. Hildebrandt, De Herodoti itineribus Europaeis et Africanis (1883). M. Broschmann, De γάρ particulae usu Herodoteo (1882). H. Schmitt, Quaestiones chronologicae ad Thucydidem pertinentes (1882). O. Diener, De sermone Thucydidis quatenus cum Herodoto congruens differat a scriptoribus Atticis (1889). B. Hammer, De τε particulae usu Herodoteo, Thucydideo, Xenophonteo (1904). P. Eismann, De participii temporum usu Thucydideo (1892). G. Erler, De Xenophonteo libello de republica Lacedaemoniorum (1874). G. Eichler, De Cyropaediae capite extremo (1880). R. Neubert, De Xenophontis Anabasi et Diodori, quae est de Cyri expeditione parte bibliothecae (1881). W. Florian, Studia Didymea historica ad saec. IV pertinentia (1908). Th. Rößler, Dionysii Hal. scriptorum rhetoricorum fragmenta (1873). G. Fraustadt, Encomiorum in litteris Graecis historia (1909). C. Brandstätter, De notionum πολιτικός et σοφιστής usu rhetorico (1894). E. Schwabe, De scholiorum Thucydideorum fontibus (1881). Th. Freyer, De scholiorum Aeschineorum fontibus (1882). Lyriker: J. Schöne, De dialecto Bacchylidea (1899). H. Mrose, De syntaxi Bacchylidea (1902). P. Brandt, De particularum subiunctivarum apud Pindarum usu (1898). — Die in mehrfacher Hinsicht interessante Zusammenstellung ist in ihrer zeitlichen Häufigkeitskurve nicht nur für Lipsius bezeichnend, sondern wohl auch überhaupt für das Leipziger Promotionswesen. Die zeitliche Anordnung ergibt: 1873: 1, 1874: 3, 1876: 1, 1877: 1, 1878: 3, 1879: 1, 1880: 1, 1881: 3, 1882: 5, 1883: 2, 1884: 2, 1885: 3, 1886: 1, 1887: 2, 1888: 1, 1889: 3, 1890: 3, 1891: 2, 1892: 1, 1894: 3, 1895: 1, 1897: 2, 1898: 1, 1899: 2, 1900: 1, 1901: 1, 1902: 1, 1904: 1, 1907: 1, 1908: 2, 1909: 1, 1912: 1, 1913: 1 Diss. Danach hat Lipsius schon in den ersten Jahren seiner akademischen Tätigkeit in der hier besprochenen Richtung anregend gewirkt; die achtziger Jahre stellen, namentlich in ihrem Beginn, einen Höhepunkt dar, aber ansehnlich ist die Zahl der Dissertationen auch noch in den neunziger Jahren, während sie seit der Wende des Jahrhunderts spärlicher auftreten. Immerhin hatte der fast Achtzigjärige noch die Freude gehabt, zwei Dissertationen erscheinen zu sehen, zu denen er die Anregung gegeben hatte.

unter der großen Zahl der genannten Lipsius besonders nahegetretenen Schüler sich nur ein späterer Akademiker (Drerup) findet. Was aber der treffliche Pädagog so vor allem dem sächsischen Gymnasiallehrerstand geworden ist, das hat Körte in den Lehrmeister wie seine Schüler gleichermaßen ehrender Weise ausgesprochen [1]).

Faßt man Lipsius' schriftstellerische Tätigkeit ins Auge, wie sie sich nun in den Jahren seit seiner Berufung in das philologische Ordinariat entfaltete, so tritt uns daraus der geradezu sittliche Ernst seiner wuchtigen Persönlichkeit entgegen. Was er an seinem Freunde Hultsch als das bezeichnet (Nr. 85, S. 198) was „allen seinen Arbeiten ihr eigentlichstes Gepräge gibt“: „die echt philologische Akribie, die sich nicht genug tut, bis sie sich ihres Gegenstandes in vollem Umfange und bis ins Kleinste bemächtigt hat“, das gilt für ihn selbst in gleichem Maße, und solange man noch Akribie als eine Haupttugend des Philologen schätzen wird, muß sein Schaffen Ehrfurcht erwecken. Seine Gründlichkeit läßt ihn nie rasten, solange ihm die Klärung einer Frage möglich erscheint. Daher griff er gern so wenig er, wie er selbst erklärt (Nr. 44, S. 675), ein Freund von eigentlichen „Repliken“ war, dieselbe Sache erneut auf, um sie weiterzuführen, so wie wir es schon bei seinem Sophoklesstudien sahen (S. 5 f.). Das gilt von den Untersuchungen über die dramatische Choregie (Nr. 43. 49. 78. 91), Kalenderfragen (Nr. 34. 38), der Behandlung der *δίκη ἐξούλης* (Nr. 97. 104), einer Stelle des Thukydides (Nr. 42. 44), dem Historiker von Oxyrhynchos (Nr. 94. 96. 102. 106), um hier nur Einzelheiten hervorzuheben, nicht die in seinen großen Werken wiederkehrenden Fragen zu berühren. Dabei war es ihm selbstverständlich, daß er mit unbefangener Offenheit eigene frühere Ansichten gelegentlich revidierte. Auch was er an Hultsch hervorhob (Nr. 85, S. 195), dem er ja in mancher Hinsicht geistesverwandt war, daß er „zu jeder erheblichen Erscheinung auf seinem Forschungsgebiet sofort Stellung nahm“, ist von ihm in ganz hervorragendem Maße zu rühmen. Das gilt von zahlreichen Neufunden, die er kurz nach ihrem Bekanntwerden auszunutzen verstand. Neben der *Ἀθηναίων πολιτεία* (Nr. 57 u. s.) stehen des Hypereides Rede gegen Athenogenes (Nr. 69), die neuen

[1]) S. 44*: „Es wird wenige Lehrer an den sächsischen Gymnasien geben, die nicht seine Schüler gewesen sind, und wenn heute die klassisch-philologischen Gymnasiallehrer Sachsens an Kenntnissen und wissenschaftlichem Sinn unter ihren Kollegen in den deutschen Bundesstaaten wohl die erste Stelle einnehmen, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst von Lipsius.“

Demosthenespapyri (Nr. 63. 77), Bakchylides (Nr. 75), ein Papyrus mit Olympionikenlisten (Nr. 79) und zahlreiche eben veröffentlichte Inschriften (Nr. 34. 38. 49. 54. 56. 66), darunter obenan das „Recht von Gortyns" (Nr. 89); ja, als er schon das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, veröffentlichte der greise Gelehrte seine maßgebenden Forschungen über den Historiker von Oxyrhynchos (Nr. 94. 96. 102. 106), und ein Jahr vor seinem Tode die scharfsinnige Untersuchung über die Hippothersesrede des Lysias (Nr. 107). Bei allen seinen Arbeiten aber wurde er unterstützt von einer hervorragenden Kenntnis der antiken und modernen Literatur. Seine Belesenheit erregte immer wieder berechtigte Bewunderung, und so hebt noch ein Kritiker (B. ph. W. 1920, Sp. 891) an der letzten Arbeit des Hochbetagten „die erstaunliche Beherrschung auch der neuesten einschlägigen Literatur" hervor. Ungewöhnlich war auch die schon in jungen Jahren sich ankündigende (S. 11) meisterliche Sprachkenntnis. Dabei ist es nicht zu verwundern, daß er seiner ganzen Natur nach in der Behandlung der Texte sehr vorsichtig und stark konservativ war. Konnte er doch mit Recht so manches Mal darzutun unternehmen, „wie auch an viel versuchten Stellen es nur der Mittel scharfer Interpretation bedarf", um „unrettbar verlorene Lesarten zu halten" (vgl. Nr. 53, S. 357). Konjekturen um ihrer selbst willen zu machen, war nicht seine Sache; einem bloßen „lusus ingenii" war er abhold. So mit hervorragender Schärfe des Geistes und Klarheit des Urteils begabt, die sich auch in seinen wertvollen, meist die Sache fördernden Rezensionen aussprechen, war er zu einer Sicherheit der Methode gelangt, die ihn beispielsweise aus wenigen Buchstaben einer Inschrift wichtige Ergebnisse fördern ließ (vgl. Nr. 54). Dabei erstrebte er stets „tunlichste Kürze", wie er es selbst gelegentlich (Nr. 55, S. 224) ausspricht. So konnte denn die Kritik noch an einer Arbeit des Einundachtzigjährigen, die bei dem ehrwürdigen Alter des Verfassers ganz außergewöhnliche „logische Schärfe und gedrängte Kürze" bewundern (E. v. Stern: Lit. Zentr. 1916, Sp. 105).

Manche Frage hat Lipsius zur endgültigen Entscheidung gebracht, ja manches Mal konnte er mit Genugtuung feststellen, wie neue Funde seine scharfsinnigen Forschungsergebnisse bestätigten. Freilich bekannte er sich eher zu einem „non liquet", als daß er einer geistreichen Hypothese zuliebe den festen Boden seiner Forschung verlassen hätte.

Wenn es nun auch nicht ausbleiben konnte, daß Lipsius manchen Strauß, namentlich auch gegen moderne Lieblingstheorien, auszu-

fechten hatte, so bleibt er doch in seiner Kritik stets streng sachli
Es ist wohl schon das Äußerste, wenn der noch jugendliche Kritik
den maßlosen Angriffen eines Krüger gegen andere Gelehrte geg
über einmal von Insolenz spricht (Nr. 16). Sonst zeigt er in d
würdigen Ablehnung minderwertiger Leistungen, wie in der v
nehmen, gewiß für manchen Gegner beschämenden Zurückweisu
von Angriffen die seiner Natur eigene vornehme Zurückhaltung[1]
Da ihm die Sache alles war, so hielt er sich auch nicht für zu g
die Leistungen anderer, die ihm wertvoll erschienen, durch Ne
bearbeitung vor Veralten zu bewahren und so den von ihm üb
holten Vorgängern in dankbarer Bescheidenheit einen Teil der i
zufallenden Anerkennung zu überlassen. Dies gilt gerade v
seinen großen wissenschaftlichen Werken: dem Attischen Pro
(Nr. 46), wie schon hervorgehoben war (S. 12), und dessen U
gestaltung in sein eigentlichstes Lebenswerk vom „Attischen Re
und Rechtsverfahren“ (Nr. 83. 87. 92. 95) sowie von den Schöman
schen Altertümern (Nr. 72. 80), bei deren Abfassung er seinerse
bereitwillig einem seiner Schüler (Ernst Bischoff) einige Abschni
zur Bearbeitung überließ. Wie warm Lipsius die Verdienste ander
Gelehrten anzuerkennen wußte, das zeigen ja auch die Worte, d
er dem Gedächtnis für Mitglieder der Sächsischen Gesellschaft d
Wissenschaften zu widmen hatte: für seinen Amtsgenossen C
Wachsmuth (Nr. 84: 1905), für seinen alten Kommilitonen Friedri
Hultsch (Nr. 85: 1906) und — ein wohl einzigartiger Fall in d
Geschichte der Philologie[2]) — für seinen Nachfolger auf dem ak
demischen Lehrstuhl Bruno Keil (Nr. 99: 1916).

Im Hinblick auf die 42jährige wissenschaftliche Tätigkeit se
dem Antritt des akademischen Ordinariats erscheint der Umfa
des schriftstellerisch von Lipsius Niedergelegten nicht allzu gro
aber immerhin bedeutend genug, zumal wenn man bedenkt, d
unter seinen Veröffentlichungen bloße Rezensionen im Vergleich s
seiner Betätigung auf diesem Gebiete in jungen Jahren verhältnis
mäßig selten uns begegnen (18 gegenüber 22). Was er aber selb
in seiner Rektoratsrede (Nr. 58: 1891), die auch für unsere Ze
noch in ihrer schlichten Klarheit „die Aufgaben der klassische
Philologie in der Gegenwart“ treffend kennzeichnet, als Grundsa
für den Forscher aufstellt (S. 31 f.), daß „es jedem verstattet ist, da

[1]) Vgl. Nr. 106, Sp. 958, wo der ehrwürdige Greis von einer Form de
gegnerischen Angriffs spricht, „auf die die gebührende Antwort zu er-
teilen ich mir ersparen darf“.

[2]) S. meine Besprechung: Berl. phil. Woch. 1917, Sp. 1043 f.

rbeitsfeld sich auszuwählen, zu dessen Anbau Neigung und Anlage in geschickt machen", wenn er sich nur „den Blick in die Weite" ahrt, ist auch für ihn maßgebend geworden. So groß das Gebiet t, das er sich gewählt hat, es zeigt doch mehr und mehr eine eutlich erkennbare Beschränkung und Einheitlichkeit und ist fast anz bedingt durch seine akademische Lehrtätigkeit (S. 14); auch etont er selbst, daß die „kleineren Arbeiten größtenteils der Vorbereitung oder Ergänzung seiner Bücher dienten".

Zunächst tritt das Römertum und die römische Literatur vollständig zurück. Von einer einzigen älteren Rezension abgesehen (Nr. 21: 1868), zu der er wohl durch die Schullektüre veranlaßt wurde, hat er nur einmal die Frage der Textüberlieferung für einen lateinischen Dichter knapp behandelt, indem er für Valerius Flaccus das Verhältnis des Sangallensis zum Vaticanus so entscheidet, daß er eine beiden gemeinsame Vorlage erschließt (Nr. 88: 1908).

Bezeichnend ist auch sein Verhältnis zur Poesie. So eifrig er sich in seiner Jugend mit den Tragikern, besonders Sophokles, beschäftigt hatte (S. 5 f.), so gut er es verstand, im Kolleg in gehobener Sprache einen Aischylos oder Pindar in Übersetzung wiederzugeben, Lipsius war doch in erster Linie Verstandesmensch, und wohl mag Körte das Richtige getroffen haben, wenn er in feinsinniger Weise ausführt (S. 45* f.), wie ihn, der „die ewigen Schönheiten der großen Poesie sicherlich stark und tief empfunden hat, doch eine in seiner Generation nicht seltene Scheu abhielt, ihre Gesetze sich und anderen zu entwickeln, die letzten Endes vielleicht auf einer Keuschheit des Empfindens beruht"[1]. Begreiflicherweise aber beschäftigten den Epigraphiker gewisse äußere Fragen der dramatischen Aufführungen, zu denen er ja auch, wie zu denen der Theatereinrichtung (S. 5), in seinen Vorlesungen Stellung nehmen mußte. In den Bemerkungen über die dramatische Choregie (Nr. 43: 1885) führt er den Nachweis, daß im dramatischen Agon der attischen Dionysien der Choreg nicht wie im lyrischen als Vertreter seiner Phyle, sondern im eigenen Namen in den Wettstreit eingetreten sei, eine Ansicht, die, wie er selbst mit Genugtuung feststellt, durch Aristoteles später ihre Bestätigung fand. In einem Nachtrag dazu (Nr. 49: 1887) behandelt er die attischen Siegerlisten; weiter (Nr. 78: 1899) macht er wahrscheinlich, daß

[1]) Bezeichnend ist die Äußerung in einer seiner frühesten Rezensionen (Nr. 5): „Ist ja doch die vollendete Übertragung eines antiken Dichtwerkes ein Ideal, das überhaupt wohl nur annähernd erreicht werden kann."

das Urteil der Preisrichter der Gesamtleistung von Dichter und Choreg gegolten habe, und endlich (Nr. 91: 1910) „erbringt er den Nachweis, daß in die amtlichen Aufzeichnungen über die dramatischen Agone die Dichtercomponisten nur insoweit eingetragen wurden, als sie auch das Einstudieren ihrer Werke besorgt hatten“ (Aufz.). Seinem Kolleg kamen auch einige Aufsätze über griechische Lyriker zugute. In dem einen gibt er in anschaulicher Weise Bericht über den Bakchylidesfund (Nr. 75: 1898), wobei auch manches Streiflicht auf Pindar fällt; in den Beiträgen zur Pindarischen Chronologie (Nr. 79: 1900) wird außer diesem Neufund ein inschriftliches Olympionikenverzeichnis ausgenutzt, um „die Zeitansätze einer Reihe von Oden einer Revision zu unterziehen“ (Aufz.), und danach auch der Versuch gemacht, die Geburtszeit des Dichters neu zu bestimmen; in dem Aufsatz De elegiae Graecae primordiis (Nr. 93: 1912) entscheidet sich Lipsius für De Lagardes Ableitung des Wortes *ἐλεγεῖον* aus dem Armenischen.

Fragen mehr der reinen wissenschaftlichen Spekulation, wie etwa die homerische, lagen dem auf nüchterne Erkenntnis gerichteten Sinn des Gelehrten ferner. Mit Homer beschäftigt sich überhaupt nur ein Artikel, bezeichnenderweise in einer Frage des griechischen Rechts (S. 25). Auch Platon wird kaum einmal gelegentlich gestreift, bei der Stellungnahme zu den *Ἀττικιανά* (Nr. 63, S. 10 ff.), wie überhaupt Erörterungen aus dem Gebiete der griechischen Philosophie völlig fehlen. Lipsius' wohlabgemessenes Gebiet, auf dem seine Eigenart sich voll entfalten konnte, sind die griechischen Redner und Historiker, vor allem aber die „sogenannten“ griechischen Staatsaltertümer, wie er sie bezeichnenderweise nennt, und darunter wieder im besonderen die Rechtsaltertümer. Männer wie Sauppe, dessen ausgewählte Schriften er auch besprochen hat (Nr. 71: 1896), waren offenbar seine Vorbilder.

Dem schon erwähnten Aufsatz über Andokides folgte jetzt eine Ausgabe des Redners (Nr. 52: 1888), die, wie er mit Recht in seinen Aufzeichnungen hervorhebt, „nicht bloß durch neue Handschriftenvergleichung über Blaß hinausgekommen ist“. Sie legt aber auch, wie seine Ausgabe der Demosthenischen Kranzrede (S. 11), Zeugnis ab von dem gesunden Konservativismus des Gelehrten. Besonders lebhaft beschäftigte ihn Demosthenes[1]). An einer Stelle der Kranzrede (§ 12 f.) sucht er nicht ohne Glück „unrettbar verlorene“ Lesarten zu halten (Nr. 53: 1889, s. S. 19). Neue Papyrusfunde

[1]) Vgl. auch die Besprechungen Nr. 39: 1882; 65: 1893.

eben ihm Anlaß, sich mit der Textgeschichte des Demosthenes zu eschäftigen (Nr. 63: 1893) und „dabei besonders den Glauben an en attikianischen Ursprung des Σ zu widerlegen wie die Lückenosigkeit der Androtionea zu erweisen“ (Aufz.) sowie Belege lafür zu bringen, „daß schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die classischen Texte wesentlich in derselben Gestalt gelesen worden sind, in der unsere weit späteren Handschriften sie ıns überliefert haben“ (Nr. 77: 1898). Für die 1. Rede gegen Aristogeiton wird der Nachweis erbracht, daß sie „nicht für eine lautere Quelle des attischen Rechts gelten darf (Aufz.), wenn sie auch aus fleißigem Studium attischer Reden geschöpft ist“ (Nr. 40: 1883, S. 330). Bezeichnend für Lipsius' abwägende Vorsicht ist die Schlußbemerkung: „Mögen nicht alle Anstände von gleichem Gewichte sein, mag ihre Begründung nicht allenthalben die gleiche Sicherheit beanspruchen dürfen, das Gesamtergebnis kann nicht zweifelhaft sein.“ Die Auffindung von des Hypereides Rede gegen Athenogenes veranlaßte Lipsius zur Darlegung verwickelter Rechtsverhältnisse (Nr. 69: 1896). Zur Begründung von Ausführungen seines Hauptwerkes sucht er zu erweisen, daß die Tetralogien des Antiphon, mag sie dieser oder ein Zeitgenosse geschrieben haben, jedenfalls auf dem Boden des attischen Rechtsbrauchs erwachsen sind (Nr. 82: 1905). Mit Lysias hatte er begonnen, der Neufund der Hippothersesrede gab ihm Anlaß, in seiner allerletzten Arbeit „eine vielerörterte Streitfrage des attischen Metoikenrechts“, wie er wohl behaupten konnte, „zu sicherer Entscheidung zu bringen“ (Nr. 107: 1920, S. 2).

Später als die Beschäftigung mit den Rednern setzt die mit den Historikern ein. Es gehören hierher zunächst einige Arbeiten der achtziger Jahre. Lipsius tritt für die wohl am meisten gesicherte Annahme ein, daß Hellanikos nicht älter war als Herodot (Nr. 36: 1881), emendiert mit Glück durch eine einfache Umstellung eine Stelle des Thukydides aus Cassius Dio (Nr. 37: 1881), setzt sich mit Wilamowitz in einer verwickelten chronologischen Frage der dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges vorausgehenden Ereignisse in beachtlicher Weise auseinander (Nr. 42. 44: 1885)[1], wobei er namentlich die Meinung widerlegt, des Thukydides Werk habe „durch die Eingriffe eines Herausgebers wesentliche Änderungen erfahren“ (Aufz.), und gibt in seinem Dekanatsprogramm manche wertvolle Beobachtung über die griechische Logographie (Nr. 48: 1887). Daß das Herodotische Geschichtswerk nicht ab-

[1]) Mit Thukydides beschäftigt sich auch eine Rezension (Nr. 68: 1895).

geschlossen uns erhalten ist, legt er in überzeugender Weise dar (Nr. 81: 1902), eine Frage, die er schon „seit 20 Jahren" in seinen Vorlesungen beantwortet zu haben betonen konnte. Schließlich aber bot dem hochbetagten Greise, wie auf dem Gebiete der Redner, so auch auf dem der Historiker ein bedeutender Neufund noch einmal Gelegenheit, eine wichtige Frage zu lösen. Der im Papyrus P uns wiedergeschenkte, von maßgebender Seite dem Theopomp zugeschriebene „Historiker von Oxyrhynchos" wurde von ihm in überzeugender Weise als der Geschichtschreiber Kratippos erwiesen (Nr. 94: 1915)[1]) und sorgfältig herausgegeben (Nr. 96: 1916); in weiteren Beiträgen nahm er dann Stellung zu vorgebrachten Konjekturen (Nr. 102: 1917) und wies nach, wie die neugefundenen Fragmente des Ephoros nur bestätigen können, daß unser Papyrus P eben nicht von Ephoros stammen kann (Nr. 106: 1919).

So Wertvolles Lipsius auf dem Gebiete der griechischen Prosa geleistet hat, sein eigentlichstes Arbeitsgebiet, auf das ja schon manche der genannten Arbeiten hinweisen, waren doch die Staatsaltertümer, in erster Linie die Fragen des attischen Rechts. Wie er schon frühzeitig durch seine vortrefflichen Jahresberichte sich auf diesem Gebiete heimisch machte, mußte schon besprochen werden (S. 11). Die Reihe der Einzeluntersuchungen eröffnet die Abhandlung über die athenische Steuerreform im Jahre des Nausinikos (Nr. 32: 1878) und eine Festsetzung des Zeitpunktes der Mündigsprechung im attischen Rechte (Nr. 33: 1878), die jetzt freilich durch Aristoteles ebenso erledigt ist wie die Ansicht, daß die Archonten schon während ihrer Amtstätigkeit dem Areopag angehörten (Nr. 35: 1881). Inschriftenfunde veranlaßten weiterhin Lipsius, sich mit dem griechischen Kalender zu befassen; es wird die Abhängigkeit des attischen Kalenders vom delphischen nachgewiesen (Nr. 34: 1880) und der letzte noch fehlende Monatsname

---

[1]) Es kann unmöglich das Verdienst von Lipsius herabsetzen, wenn Beloch neuerdings in der 2. Aufl. seiner griechischen Geschichte (III 2. Berlin-Leipzig 1923, S. 1 ff.) dieselbe Ansicht wie Lipsius im wesentlichen mit denselben Gründen vertritt, und die Bemerkung hinzufügt (Anm. 1): „Mir ist das vom ersten Augenblick an klar gewesen, und die Sache ist heute wohl in diesem Sinne entschieden. Gleichwohl habe ich den vorliegenden Abschnitt (geschrieben 27. XI. 1911) nicht unterdrücken wollen, um den Leser über den Stand der Frage zu orientieren." Gewiß ist es eine erfreuliche Bestätigung der Ansicht von Lipsius, wenn ein Mann wie Beloch zu demselben Ergebnis gekommen ist; aber verwunderlich erscheint es, daß Beloch den nicht nennt, der doch dies wissenschaftliche Ergebnis zuerst veröffentlicht hat.

des boiotischen registriert (Nr. 38: 1881). Für die Gerichtsszene der Ilias begründet Lipsius wohl in „streng philologischer Interpretation“ (S. 227) vor allem die Auffassung, daß es sich um ein Schiedsgericht und um ein Wergeld handelt (Nr. 55: 1890). In einigen Aufsätzen über attische Volksbeschlüsse zeigt sich seine sichere Methode in Ergänzung (Nr. 54: 1890) wie Erläuterung (Nr. 56: 1891) bei aller Knappheit der Behandlung. Die Vollendung des „Attischen Prozesses“ (S. 12) brachte in den achtziger Jahren einen gewissen vorläufigen Abschluß für sein Schaffen [1]). Epochemachend aber gerade auch für ihn mußte begreiflicherweise die Auffindung der Ἀθηναίων πολιτεία werden. Es ist bemerkenswert, mit welcher Klarheit er alsbald nach ihrem Bekanntwerden das Wichtigste herauszugreifen versteht, worin „unsere Kenntnis des attischen Rechts und Rechtsverfahrens bereichert wird“ (Nr. 57: 1891). In der weiteren Ausnutzung des großen Fundes [2]) muß sich nun vor allem sein Scharfsinn betätigen, mag er unter Berücksichtigung eines inschriftlichen Neufundes in einer Betrachtung über die Phratrie der Demotionidai verwickelte Fragen der attischen Volksgliederung der Lösung näher führen (Nr. 66: 1894), über Procheirotonie und Epicheirotonie ein vorsichtiges Urteil abgeben (Nr. 70: 1896) oder in der von ihm übernommenen Umarbeitung der griechischen Altertümer von Schömann „die durch Aristoteles' wieder gefundenes Buch gebotenen Aufschlüsse verwerten sowie die vorher wenig berücksichtigten inschriftlichen Quellen heranziehen“ (Aufz.) (Nr. 72: 1897; 80: 1902).

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dies Werk, so sehr die Wissenschaft jetzt andere Wege zu gehen unternimmt (S. 28), schon deshalb seine Bedeutung noch lange behalten wird. Auf das gewissenhafteste aufgebaut auf der Arbeit der Vorgänger, hält es in glücklicher Weise die Mitte zwischen einem streng wissenschaftlichen und einem auch für jeden Gebildeten lesbaren Buche, das es ja eigentlich darstellen soll. Knapp und dabei vollständig, streng sachlich und nicht ohne lebendige Einzelzüge, ohne willkürliche Konstruktionen und von unbedingter Zuverlässigkeit, wird das Buch als Einführung in ein großes, nicht leicht zugängliches Gebiet und als nächstes Nachschlagebuch noch lange seine Bedeutung haben.

---

[1]) Auch auf einige hierher gehörige Besprechungen sei hingewiesen: Nr. 41: 1884; 45: 1885; Nr. 50. 51: 1887.

[2]) Von Besprechungen gehören hierher: Nr. 59. 60. 61: 1892; 64: 1893; 67: 1895; 74: 1897; 86: 1906.

Eine wichtige Ergänzung und Vorarbeit für den zweiten Band bildeten die Beiträge zur Geschichte griechischer Bundesverfassungen (Nr. 76: 1898), in denen Verfassungsfragen des zweiten athenischen Seebundes und des achaiischen Bundes manche Klärung erfahren.

Immer wieder aber wurde Lipsius auf das Gebiet des griechischen Rechts geführt. In lichtvoller Weise legte er bereits 1893 (Nr. 62) in seiner zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Prorektoratsrede die Bedeutung des griechischen Rechts dar. Da aber der attische Prozeß vergriffen war, konnte er nunmehr daran gehen, unter Zugrundelegung dieses älteren Werkes und Ausnutzung des namentlich durch die Ἀθηναίων πολιτεία und Inschriften so reich zugeflossenen neuen Materials „Das Attische Recht und Rechtsverfahren" in weiterem Umfange zu behandeln. Dem Siebzigjährigen war es beschieden, den ersten Band herauszugeben (Nr. 83: 1905), dem die weiteren Teile in Abständen folgten (Nr. 87: 1908; 92: 1912), und dem Achtzigjährigen, das große Werk abzuschließen (Nr. 95: 1915). Daneben mußte begreiflicherweise auch das neugefundene Recht von Gortyns (im Jubiläumsbande der Abh. d. S. Ges. d. Wiss.) besondere Berücksichtigung finden (Nr. 89: 1909): es wurde namentlich in seiner weitgehenden Übereinstimmung mit dem attischen Rechte gewürdigt und dabei Fragen des Familienrechts, der Volksgliederung und der Rechtsverfassung erörtert. Noch nach der Vollendung des großen Lebenswerkes aber erschien manche wertvolle Einzeluntersuchung auf dem Gebiete der Altertümer. Die Frage der δίκη ἐξούλης (Nr. 97: 1916) beschäftigte Lipsius so lebhaft, daß er Angriffen von juristischer Seite gegenüber noch ein zweites Mal zur Feder griff, um der Autorität des Harpokration Geltung zu verschaffen (Nr. 104: 1918). Es folgten eine Abhandlung über die attische Steuerreform und das attische Volksvermögen, in der er die Auffassung seines Handbuches näher begründet und auch eine im „Attischen Recht" vertretene Anschauung gewissenhaft berichtigt (Nr. 98: 1916), ein Aufsatz über die attische Nomothesie, die der verschiedenen Handhabung dieser Einrichtung im Laufe der Zeiten nachgeht (Nr. 101: 1917) und die Behandlung des attischen Volksbeschlusses über Chalkis (Nr. 103: 1918), in der er eine schwierige Frage über die Steuerpflicht der attischen Metoiken entscheidet.

So reich die wissenschaftliche Tätigkeit von Lipsius gewesen ist, sie gipfelt doch zweifellos — man möchte fast sagen — in abschließender Weise in seinem „Attischen Recht und Rechtsverfahren". Angesichts dieses Buches darf man wohl behaupten, daß das ihm

vergönnt war, was, wie er einst beklagte, seinem Amtsgenossen Wachsmuth versagt blieb: „zur Zahl der Auserwählten zu zählen, die ein langes Lebenswerk zum Abschluß haben führen dürfen". Konnten auch noch einige Partien des „Attischen Prozesses" im wesentlichen hinübergenommen werden, so bedeutet dies Buch doch ein selbständiges Werk, in dem die Forschung nicht nur in allen Einzelfragen weitergeführt ist, sondern das auch in seinem Plane bedeutend erweitert erscheint, da, abgesehen von einer rechtsgeschichtlichen Einleitung, auch das Blutrecht und das materielle Recht eingehender behandelt werden. In diesem Buche zeigt sich noch einmal die ganze wissenschaftliche Bedeutung des großen Gelehrten, in seiner echt philologischen Akribie und seiner beispiellosen Beherrschung der Literatur, seiner meisterlichen Sprachkenntnis und seinem kritischen Scharfblick, seiner unbedingten Sachlichkeit und nüchternen Klarheit, seiner sicheren Methode. Auf dieses große Werk werden sich wohl vor allem auch später noch die Blicke richten, wenn man fragt, was Lipsius der Wissenschaft gewesen ist. Es war kein kleines, ja in gewissem Sinne ein gewagtes Unternehmen für den Philologen, hinüberzugreifen auf das Gebiet einer anderen stolzen Wissenschaft. Aber jeder gerechte Beurteiler wird zugeben müssen, daß der Wurf in hohem Maße gelang, daß Lipsius das „Grundbuch" geboten hat „für die Erforschung des griechischen Rechts, dessen Bedeutung für die Rechtsentwicklung des ganzen Abendlandes in den letzten Dezennien mehr und mehr erkannt worden ist" (Drerup im Lit. Zentr. 1916 Sp. 962). Wie richtig er aber seine eigene Stellung dabei beurteilte, das zeigen seine Aufzeichnungen, die auch hier wiederzugeben lohnt: „Mein letztes Buch . . . ist bestimmt, an die Stelle meiner Neubearbeitung des Attischen Prozesses zu treten, die eines Ersatzes wegen des neuerschlossenen Materials ebenso wie darum bedurfte, weil seit ihr infolge der Aufdeckung der gortynischen Rechtstafeln und der in immer reicherer Fülle zuströmenden Papyrusfunde sich auch die Mitarbeit der Juristen dem griechischen Rechte zugewendet hat und damit ein von mir immer wieder zum Ausdruck gebrachter Wunsch in endliche Erfüllung gegangen ist. Je dankbarer ich für die Anerkennung bin, die mir auch von dieser Seite durch Verleihung des Ehrendoktorats der Rechtsfakultäten von Leipzig und Athen zuteil geworden ist, um so weniger darf ich die Mahnung unterdrücken, sich nicht durch Überschätzung juristischer Methode zur Geringachtung philologischer Arbeit verleiten zu lassen, wie sie neuerlich wiederholt zutage getreten ist und zu schweren Fehlern auch

in beachtenswerten Leistungen geführt hat. Nur der Vereinigung beider wird die Lösung der Aufgabe gelingen, deren Möglichkeit wir für eine nicht zu ferne Zukunft voraussetzen dürfen, eine wissenschaftliche Darstellung des griechischen, nicht bloß des attischen Rechts zu geben." Was der Philologe für die Erkenntnis des attischen Rechts leisten konnte, das hat Lipsius zum guten Teile geleistet; daß er aber überhaupt die Grenzen der von ihm geübten philologischen Methode und seines eigenen Schaffens stets klar erkannte und auch den Umschwung in der wissenschaftlichen Behandlungsweise, den unsere Zeit bisweilen nur zu selbstgefällig predigt, wohl schon vorausahnte, das läßt seine Rektoratsrede erkennen, wenn er damals (1891) sagte (Nr. 58, S. 24): „Kritische Sammlung des Materials ist ja überhaupt die Signatur, welche die Richtung der Gegenwart auch auf dem Gebiete anderer Geisteswissenschaften bezeichnet, und wenn an dieser Richtung eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen ist, so darf sie doch das Verdienst in Anspruch nehmen, den unentbehrlichen Grund zu legen für die weitere Arbeit." Mag also die Wissenschaft auch andere Wege einschlagen und mögen dann manche Ansichten von Lipsius einer besseren Erkenntnis weichen müssen, mag der Rechtshistoriker nunmehr in intuitiver Weise das Bild des griechischen Gesamtrechts entwerfen, das große Werk des ehrwürdigen Meisters bedeutet doch, ja um so mehr, einen gewissen Abschluß der Forschung, aber auch das Fundament, auf dem weitergebaut werden wird.

Gleichmäßig und schlicht verfloß das äußere so lange Leben des Gelehrten. Von anregenden Reisen, auch nach Italien und Griechenland, abgesehen, wurde die stille Arbeit im Dienste der Wissenschaft durch kein bedeutsames äußeres Ereignis unterbrochen. Nur ist es ja fast selbstverständlich für akademische und namentlich Leipziger akademische Kreise, daß eine geistig vornehme Geselligkeit auch das gastliche Lipsiussche Haus nicht selten erfüllte. Daß die Musik dabei eine wichtige Rolle spielte, war bei der Geistesrichtung von Lipsius' feinsinniger Gattin und seiner Schwester, der berühmten Musikschriftstellerin La Mara, begreiflich. Aber auch mancher Student fand hier reiche Anregung und sammelte wertvolle Erinnerungen für sein Leben [1]). Hier im eigenen Hause oder bei geselligen Veranstaltungen der Professorenschaft lernte wohl auch mancher den ernsten Mann von seiner liebenswürdig jovialen Seite kennen.

---

[1]) Vgl. Hermann Anders Krüger, Sohn und Vater. Eine Jugendrechenschaft. Braunschweig-Hamburg 1922, S. 218.

Überschaut man das ganze reichgesegnete Leben des Gelehrten, so konnte in der Tat das Wort seiner Schwester von ihm gelten (La Mara I S. 45): „Alles gedieh ihm in Beruf und Leben nach Wunsch und Willen.“ Freilich mußte der einst so kraftvolle Mann doch schließlich in seiner letzten Lebenszeit den Beschwerden des Alters seinen Tribut entrichten. Noch am 4. August 1916 hatte er in Gesundheit mit der treuen Lebensgefährtin, die ihm „in innigem Zusammenleben“, wie sie selbst schreibt, ein nie getrübtes Glück bereitet hatte, wenn auch die Ehe nicht mit Kindern gesegnet war [1]), die goldene Hochzeit in Masserberg in Thüringen still und allein gefeiert (Ecce S. 26); die drei letzten Jahre aber seines Lebens hatte er infolge einer Lungenentzündung an chronischem Bronchialkatarrh schwer zu leiden. Gleichwohl diente er noch weiter, wie wir sahen, in seltener Geistesklarheit und Geistesschärfe seiner Wissenschaft. Obwohl schließlich dauernd an das Bett gefesselt und zuletzt unfähig, zu lesen, wollte er nicht von seiner Arbeit lassen, die ihm Herzenssache geworden war, und er ließ sich nun von der treuen Gattin vorlesen. Sanft ist er dann an einem Sonntagmorgen, am 5. September 1920, entschlummert.

Lipsius war, wie Ihmels bei der erhebenden Trauerfeier in der ehrwürdigen Paulinerkirche hervorhob, eine in sich geschlossene Persönlichkeit. Beruf und Leben waren von derselben ernsten, geradezu strengen Pflichttreue erfüllt. Ein wahrhafter, aufrechter, durchaus sittlicher Charakter, von schlichter Frömmigkeit beseelt, konnte ihn Ihmels „einen Mann des kategorischen Imperativs aus der alten Schule“ nennen. Im Verkehr war der zurückhaltende Gelehrte nicht liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne; das lag nicht in seiner stillen, ernsten Art, wie sie ja schon seine ehemaligen Gymnasialschüler schildern (S. 7. 10); aber er war mehr als das: „der ehrwürdige Justus war die väterliche Güte in Person,“ wie Krüger mit Recht sagt (a. a. O.). Nicht alle freilich, die einst zu seinen Füßen saßen, haben die unerschöpfliche, gütige Nachsicht, mit der er namentlich wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern suchte, in dem Maße erfahren wie der Schreiber dieser Zeilen, wohl der einzige seiner Schüler, der sich auch rühmen kann, daß der Meister Arbeiten von ihm besprochen hat (Nr. 50. 60); aber jeder, der ihm nahekam, mußte den Adel einer vornehmen Persönlichkeit voll Herzensgüte empfinden [2]), und so haben die alten Schüler dem „Meister“, wie sie ihn gern schon zu einer Zeit nannten, wo er

[1]) Vgl. La Mara a. a. O. II, S. 459.
[2]) Vgl. auch B. A. Müller a. a. O., S. 566.

noch recht jung war, ihre herzliche Verehrung bei so mancher Gelegenheit gezeigt: Zum 60. Geburtstage überreichten ihm die alten Schüler als Festschrift „Griechische Studien" mit einer Tabula gratulatoria, zum 70. eine „Lipsiusstiftung", und zahllos waren die Begrüßungen zum 80. Geburtstag wie zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum (18. April 1906). Und in der Tat! Die schönen Worte, die Max Maurenbrecher in dem Nachwort einer Rede zur Bestattung Wilhelm Wundts von ihm braucht: „Ich habe nie einen Menschen gesehen, der den Namen Justus mit solchem Rechte trug: ehrenfest, straff selbstbeherrscht und doch von herzgewinnender Güte und trautem Humor", sie sind wohl manchem aus der Seele gesprochen. Das Bild aber des großen Gelehrten wird in Ehren bleiben, „so lange", wie er selbst in seinem Nachruf für Wachsmuth sagt (Nr. 84, S. 297), „es eine Wissenschaft vom klassischen Altertum gibt, auf die die deutsche Kultur nicht verzichten kann, ohne sich selbst zu gefährden".

Chronologisches Verzeichnis der Schriften von Justus Hermann Lipsius[1]).

1859: 1. Anzeige von: Aeschyli quae supersunt tragoediae, rec. adn. cr. et exeg. adj. H. Weil. Vol. I Sect. 1. Agamemnon. Gießen 1858. Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 398.

1860: *2. De Sophoclis emendandi praesidiis disputatio. Progr. der Fürsten- und Landesschule zu Meißen 1860. Meißen. 27 S. 4°.

3. Anzeige (unter dem Titel: Der Metriker Heliodoros) von: Keil, H., Quaestiones grammaticae quibus ad audiendam orationem ... invitat. Lipsiae 1860. Jahrb. f. class. Philol. VI (81) S. 607—612.

1861: 4. Anzeige von: Aeschyli quae supersunt tragoediae, rec. adn. cr. et exeg. adj. H. Weil. Vol. I. Sect. 2: Choephori. Gießen 1860 u. Weil, H., De la composition symmétrique du dialogue dans les tragédies d'Eschyle. Paris 1860. Lit. Centr. Nr. 22, Sp. 358 f.

5. Anzeige von: Aischylos, Sieben gegen Thebai. Deutsch von A. Salom. Vögelin, Zürich 1860, u. Sophokles' Ajax. Tragödie, im Versmaße der Urschrift übersetzt von Dr. Jul. Zastra, Neisse 1860, Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 406 f.

---

[1]) Die selbständig herausgegebenen Schriften sind mit * bezeichnet. Für unbedingte Vollständigkeit kann nicht gebürgt werden, zumal Anzeigen ohne Angabe des Rezensenten erschienen sein können. Für Nr. 1 ist die Autorschaft gesichert durch einen Hinweis in Nr. 3. Die Anzeigen im Lit. Centr. sind mit *ίλ* unterzeichnet.

1862: 6. Anzeige von: Schmalfeld, O., Dr., Einige Bemerkungen zum zweiten Oedipus des Sophokles. Dazu als Anhang: Versuch etlicher Verbesserungsvorschläge zu verdorbenen Stellen des Sophokles. (Im Progr. d. Gymn. zu Eisleben zu Ostern 1861.) Lit. Centr. Nr. 8, Sp. 140 f.

7. Anzeige von: Luciani codicum Marcianorum lectiones. Edid. Jul. Sommerbrodt. Berlin 1861. Lit. Centr. Nr. 9, Sp. 154.

8. Anzeige von: Sophoclis Electra in us. schol. edid. Otto Jahn. Bonn 1861. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 560 f.

9. Anzeige von: Lohde, Ludw., Die Skene der Alten. 20. Progr. z. Winckelmannsfest der arch. Ges. zu Berlin. Berlin 1860. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 565 f.

10. Anzeige von: Hasselbach, K. F. W., Sophokleisches. Zur Rechtfertigung u. Allgemeineres. Frankfurt a. M. 1861. Lit. Centr. Nr. 36, Sp. 768 ff.

11. Anzeige von: Sophokles Antigone recogn. Augustus Meineke. Berlin 1861 u. Meineke, Aug., Beitr. z. philol. Kritik d. Antigone d. Sophokles. Berlin 1861. Lit. Centr. Nr. 37, Sp. 799 f.

12. Anzeige von: Lion, Car. Theod., Oedipus rex quo tempore a Sophocle docta sit quaeritur. Goettingen 1861. Lit. Centr. Nr. 38, Sp. 819 f.

1864: *13. Quaestionum Lysiacarum specimen. Viro illustri C. Fr. A. Nobbio . . . pie gratulanter collegae. Lipsiae. S. 7—18. 4°.

14. Anzeige von: Sophoclis Oedipus Coloneus cum scholiis graecis edidit et annotavit Aug. Meineke, Accedunt Analecta Sophoclea. Berlin 1863. Lit. Centr. Nr. 9, Sp. 208 f.

15. Anzeige von: Rothmann, Prof. J. G., Beitr. zur Einführung in das Verständnis d. griech. Tragödie. Zwei Vorlesungen. Leipzig 1863. Lit. Centr. Nr. 26, Sp. 615.

1866: 16. Anzeige von: Krüger, K. W., Vademecum für Herrn G. Herold in Nürnberg und Herrn G. Curtius in Leipzig mit Noten für Herrn W. Bäumlein. Berlin 1866. Lit. Centr. No. 17, Sp. 450 f.

1867: *17. Apparatus Sophoclei supplementum. Programm des Nicolaigymnasiums in Leipzig. Leipzig. S. 1—16. 4°.

18. Anzeige von: Müller, C. Frid., De pedibus solutis in dialogorum senariis Aeschyli, Sophoclis, Euripidis. Berlin 1866. Lit. Centr. Nr. 6, Sp. 159.

19. Anzeige von: Westphal, Rud., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 3. Abth.: Plutarch über die Musik. Breslau 1865. Lit. Centr. Nr. 6, Sp. 159 f.

20. Anzeige von: Ostermann, Dr. Chr., Übungsbuch zur Übers. a. d. Lat. ins D. u. a. d. D. ins Lat. 3. verb. Aufl. Leipzig 1866. 67. 1. Abth. f. Sexta. 2. Abth. f. Quinta. Lit. Centr. Nr. 44, Sp. 1222.

1868: 21. Anzeige von: Christ, Dr. Wilh., Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung. München 1868. Lit. Centr. Nr. 45, Sp. 1222 f.

1870: 22. Zur Textkritik des Andokides. N. Jahrb. f. class. Phil. XVI (101), S. 737—740.

1872: *23. Die Nicolaischule zu Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. [Zur Einweihung der neuen Nicolaischule in Leipzig am 15. April 1872.] Leipzig. 21 S. 4°.

24. Rede bei der Einweihung des neuen Nicolaigymnasiums zu Leipzig. [Progr. d. N.-G. zu L. Auf das Schuljahr 1872—1873. Leipzig 1873.] S. IV—VI. (Wegen der Wichtigkeit der darin ausgesprochenen Grundsätze ist dieses Schulprogramm aus der Zahl der von Lipsius als Rektor verfassten herauszuheben).

1873: 25. Anzeige von: Curtius, Georg, Griech. Schulgrammatik. 10. unter Mitwirkung v. Dr. Bernh. Gerth erweit. u. verb. Aufl. Prag 1873. Lit. Centr. Nr. 27, Sp. 844 ff.

26. Jahresbericht über die griechischen Altertümer. Bursians Jahresber. Erster Jahrg. 1873. II. Bd., S. 1335—1407. Berlin 1876.

1874: 27. Anzeige von: Hermann, F., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. 1. Theil. Philol. Anz. Bd. VI, Heft 8, S. 400.

1875: 28. Anzeige von: Kirchhoff, A., Über die Schrift vom Staate der Athener. Berlin 1874. Lit. Centr. Nr. 25, Sp. 808 f.

1876: *29. Demosthenis de corona oratio. In usum schol. ed. Leipzig. 121 S. 8°.

30. Anzeige von: Demosthenes. Ausgew. Reden, erklärt v. A. Westermann. 1. Bdchn. 7. Aufl. v. E. Müller. Berlin 1875. Lit. Centr. Nr. 26, Sp. 857 f.

1877: 31. Jahresbericht über die griechischen Alterthümer für die Jahre 1874—1877. Bursians Jahresber. Bd. 15, Sp. 275—352. VII. Jahrg. 1878. Berlin 1880.

1878: 32. Die athenische Steuerreform im Jahre des Nausinikos. N. Jahrb. f. class. Phil. XXIV (117), S. 289—299.

33. Über den Zeitpunct der Mündigsprechung im attischen Rechte, N. Jahrb. f. class. Philol. XXIV (117), S. 299 bis 303.

1880: 34. Zum griechischen Kalenderwesen. Leipz. Stud. z. class. Phil. III, 1, S. 207—215.

1881: Miszellen. Leipz. Stud. z. class. Phil. IV, 1:

35. Die Archonten im Areopag. S. 151—153.

36. Chronologie des Hellanikos. S. 153 f.

37. Thukydides aus Cassius Dio emendiert. S. 155 f.

38. Zum boiotischen Kalender. S. 155 f.

1882: 39. Anzeige von: Blaß, Fr., Die attische Beredsamkeit III, 2. Leipzig 1881. Lit. Centr. Nr. 18, Sp. 608 f.

1883: 40. Über die Unechtheit der ersten Rede gegen Aristogeiton. Leipz. Stud. z. class. Phil. VI, 2, S. 317—331.

1884: 41. Anzeige von: Schoemann, G. F., Antiquités Grecques, trad. par C. Galuski. I. Paris 1884. Berl. phil. Woch. Nr. 47, Sp. 1479 f.

1885: 42. Zu Thukydides II, 2. Leipz. Stud. z. klass. Phil. VIII, 1, 161—170.

43. Bemerkungen über die dramatische Choregie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 37, 4, S. 411—420.

44. Nochmals zu Thukydides II, 2. N. Jahrb. f. class. Phil. XXXI (131), S. 675—679.

45. Anzeige von: Hauvette-Besnault, A., De archonte rege, Paris 1884, und Les Stratèges Athéniens, Paris 1885. Berl. phil. Woch. Nr. 46, S. 1458—1462.

(1883—)1887: *46. Der attische Proceß. Vier Bücher von M. H. E. Meier und G. F. Schömann. Neu bearb. I. II. Berlin. XVI, 1053 S. 8°.

*47. Demosthenis de corona oratio. In us. schol. 2. Ausg.

*48. Quaestiones logographicae. [Ex ordinis philosophorum mandato renuntiantur philosophiae doctores . . . inde a die primo mens. Nov. a. 1885 usque ad diem ult. mens. Oct. a. 1886 creati. Lipsiae s. a.] S. 3—20. 4°.

49. Nachtrag zu den Bemerkungen über die dramatische Choregie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 39, 2/3. S. 278—282. 8°.

50. Anzeige von: Poland, F., De legationibus Graecorum publicis. Leipzig 1885. Berl. phil. Woch. Nr. 47 Sp. 1478 f.

51. Anzeige von: Schoemann, G. F., Antiquités Grecques. Trad. par C. Galuski. II, 1. Paris. Berl. phil. Woch. Nr. 47 Sp. 1479.

1888: *52. Andocidis orationes. Editio stereotypa. Lipsiae. XXXII, 67 S. 8°.

1889: 53. Zu Demosthenes. Leipz. Stud. z. class. Phil. XI 2 S. 351—357.

1890: 54. Zum ältesten attischen Volksbeschluß. Leipz. Stud. z. class. Phil. XII 1 S. 221—224.

55. Die Gerichtsszene der Ilias. Leipz. Stud. z. class. Phil. XII 1 S. 225—231.

1891: 56. Attischer Volksbeschluß über Samos. Leipz. Stud. z. class. Phil. XIII 2 S. 411—416.

57. Das neugefundene Buch des Aristoteles vom Staat der Athener. Ber. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 43, 1 S. 41—69.

*58. Die Aufgaben der classischen Philologie in der Gegenwart. Progr. b. Rektoratswechsel a. d. Univ. Leipzig am 31. Oktober S. 17—34. Leipzig 1891. 4°.

1892: 59. Anzeige von: Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ed. E. Kaibel et U. de Wilamowitz-Moellendorff, Berlin 1891, u. Gomperz, Th., Die Schrift vom Staatswesen der Athener und

ihr neuester Beurtheiler, Wien 1891, u. Meyer, P., Des Aristoteles Politik und die *Ἀθηναίων πολιτεία*, Bonn 1891. Lit. Centr. Nr. 2 Sp. 56 f.

60. Anzeige von: Aristoteles' Staat der Athener. Übers. v. F. Poland. Berlin 1891. Lit. Centr. Nr. 7 Sp. 215.

61. Anzeige von: Headlam, J. W., Election by lot at Athens. Cambridge 1891. Lit. Centr. Nr. 15 Sp. 534.

1893: *62. Von der Bedeutung des griechischen Rechts. Rede zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs Albert am 23. April 1891. Leipzig. 32 S. 4°.

63. Zur Textgeschichte des Demosthenes. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 45, 1 Sp. 1—23.

64. Anzeige von: Keil, Br., Die Solonische Verfassung in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens. Berlin 1892. Woch. f. class. Phil. X 32/33 Sp. 877—881.

65. Anzeige von: Rabe, Alb., Die Redaktion der Demosthenischen Kranzrede. Göttingen 1892. Lit. Centr. Nr. 36 Sp. 1269 f.

1894: 66. Die Phratrie der Demotionidai. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVI S. 159—171.

1895: 67. Anzeige von: Aristotelis *πολιτεία Ἀθηναίων*, iterum ed. Fr. Blaß. Leipzig 1895. Lit. Centr. Nr. 42 Sp. 1529.

68. Anzeige von: Kirchhoff, A., Thukydides und sein Urkundenmaterial. Berlin 1895. Lit. Centr. Nr. 51 Sp. 1835 f.

1896: 69. Zu Hypereides' Rede gegen Athenogenes. Philologus LV S. 39—45.

70. Procheirotonie und Epicheirotonie. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVII 2 S. 403—412.

71. Anzeige von: Sauppe, H., Ausgewählte Schriften. Berlin 1895. Gött. gel. Anz. 158, 1 Nr. IV. April. S. 340—342.

1897: *72. Griechische Alterthümer von G. F. Schoemann. 4. Aufl. neu bearb. I. Band. Das Staatswesen. Berlin 1897. VIII, 600 S. 8°.

73. Anzeige von: Körting, G., Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst. 1. Bd.: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Paderborn 1897. Lit. Centr. Nr. 13 Sp. 437 f.

74. Anzeige von: Gilbert, G., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des griechischen Rechtsverfahrens und des griechischen Rechtes. Leipzig 1896. Berl. philol. Woch. Nr. 44 Sp. 1360—1362.

1898: 75. Die neuentdeckten Gedichte des Bakchylides. N. Jahrb. f. d. kl. Alt. I S. 225—247.

76. Beiträge zur Geschichte griechischer Bundesverfassungen. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. 50, 3 S. 145—176.

77. Neue Demosthenes-Papyrus. Leipz. Stud. z. class. Phil. XVIII 2 S. 317—324.

1899: 78. Der Sieg im dramatischen Agon. Leipzig. Stud. z. class. Phil. XIX 2 S. 310—313.

1900: 79. Beiträge zur pindarischen Chronologie. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 52, 1 S. 1—22.

1902: *80. Griechische Alterthümer von G. F. Schoemann. 4. Aufl. neu bearb. II. Bd.: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen. Berlin. VII, 644 S. 8°.

81. Der Schluß des Herodotischen Werks. Leipz. Stud. z. class. Philol. XX S. 195—202.

1905: 82. Über Antiphons Tetralogien. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 56 (1904) 4 S. 191—204.

*83. Das Attische Recht und Rechtsverfahren mit Benutzung des Attischen Processes von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. I. Band. Leipzig. IV, 233 S. 8°.

84. Worte zum Gedächtnis von Curt Wachsmuth. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 57, 6 S. 287—297.

1906: 85. Worte zum Gedächtnis von Friedrich Hultsch. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 58, 5 S. 191—198.

86. Anzeige von: Swoboda, H., Beiträge zur griechischen Rechtsgeschichte. Weimar 1905. Berl. phil. Woch. Nr. 25 Sp. 787—789.

1908: *87. Das Attische Recht und Rechtsverfahren mit Benutzung des Attischen Processes von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. II. Band. 1. Hälfte. Leipzig 1908. S. 235—460. 8°.

88. Zu Valerius Flaccus. Rhein. Mus. f. Phil. N. F. LXIII S. 157 f.

1909: 89. Zum Recht von Gortyns. Abh. d. phil.-hist. Kl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. XXVII, 11 S. 391—410. Leipzig. 8°.

90. Justus Hermann Lipsius — Erich Bethe — Richard Heinze. Das philologische Seminar, Proseminar und Institut. [S. A. a. d. Festschrift z. 500jähr. Jub. d. Univ. Leipzig.] 27 S. 4°.

1910: 91. Didaskalika. Rhein. Mus. N. F. LXV 161—168.

1912: *92. Das Attische Recht und Rechtsverfahren unter Benutzung des Attischen Prozesses von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. II. Band. 2. Hälfte. Leipzig. VIII. S. 461—785. 8°.

93. De elegiae Graecae primordiis: Xenia Nicolaitana. Festschr. z. Feier d. vierhundertjähr. Bestehens der Nikolaischule in Leipzig. Leipzig. S. 1—5.

1915: 94. Der Historiker von Oxyrhynchos. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 67, 1. 26 S.

*95. Das Attische Recht und Rechtsverfahren unter Benutzung des Attischen Prozesses von M. H. E. Meier und G. F. Schömann dargestellt. III. Band. Leipzig. S. 787—1041.

1916: *96. Cratippi Hellenicorum fragmenta Oxyrhynchia schol. in

us. ed. (Kleine Texte f. Vorles., hrsg. v. H. Lietzmann. 138.) Bonn. 35 S.

97. *Δίκη ἐξούλης.* Zeitschr. d. Savignystift. f. Rechtsgesch. XXXVII. Roman. Abt. S. 1—14.

98. Die attische Steuerverfassung und das attische Volksvermögen. Rhein. Mus. N. F. LXXI S. 161—186.

99. Worte des Gedächtnisses an Bruno Keil. Ber. üb. d. Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 68, 6 S. 1—15.

100. Anzeige von: Noack, F., *Σκηνὴ τραγική.* Tübingen 1915. Lit. Zentr. Nr. 1 Sp. 17 ff.

1917: 101. Zur attischen Nomothesie. Berl. phil. Woch. Nr. 29 Sp. 902—912.

102. Zu Kratippos. Berl. phil. Woch. Nr. 50 Sp. 1573—1576.

1918: 103. Zum attischen Volksbeschluß über Chalkis. Hermes LIII S. 107—110.

104. Nochmals zur *δίκη ἐξούλης.* Zeitschr. d. Savignystift. f. Rechtsgesch. XXXIX. Roman. Abt. S. 36—51.

105. Anzeige von: Frickenhaus, A., Die altgriechische Bühne. Straßb. 1917. Lit. Zentr. Nr. 36 Sp. 713—715.

1919: 106. Ephoros und Kratippos. Berl. phil. Woch. Nr. 40 Sp. 958—960.

1920: 107. Lysias' Rede gegen Hippotherses und das attische Metoikenrecht. Ber. üb. d. Verh. d. Sächs. Ak. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 71. 1919. 9. S. 1—12.

August Brinkmann.

Geb. 29. August 1863, gest. 28. Juli 1923.

Von

Hans Oppermann in Bonn.

γίνου πιστὸς ἄχρι θανάτου, καὶ δώσω σοι τὸν στέφανον τῆς ζωῆς.
(Apoc. Joh. II 10.)

Am 28. Juli 1923 ist August Brinkmann durch den Tod von schwerer, qualvoller Krankheit erlöst worden; mit ihm ist einer der bedeutendsten Schüler und der direkte Erbe Hermann Useners dahingegangen, der vierte in der mit Welcker anhebenden Philologendiadoche, die Bonn als Hochburg unserer Wissenschaft berühmt gemacht hat. Wenn hier der Versuch gemacht wird, in kurzen Zügen sein Leben und seine Persönlichkeit zu umreißen, so erscheint das um so notwendiger, als es Veranlagung und Entwicklung des Verstorbenen mit sich gebracht haben, daß er keine großen, umfassenden Werke hinterlassen hat, in denen sich sein Bild auch für spätere Generationen kenntlich spiegelt. Nur ein geringer Bruchteil seines Lebenswerkes liegt gedruckt vor, und dieser wieder ist in Form von größeren und kleineren Aufsätzen verstreut. Um so wichtiger ist es, daß wir uns noch einmal das Bild dieses nun verloschenen Lebens vor Augen führen und es auch für spätere Zeiten festhalten.

August Brinkmann wurde am 29. August 1863 zu Braunschweig geboren. Sein Vaterhaus, eine Lohgerberei, stand und steht noch heute in der Echternstraße zu Braunschweig, inmitten eines großen Häuserviertels, in dem sich fast vollständig und unverändert das mittelalterliche Stadtbild erhalten hat. Hier wuchs er heran, und hier empfing er seine Schulbildung. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wollte es, daß er, der spätere ausgezeichnete Kenner griechischer Sprache, zunächst sechs Jahre das Realgymnasium besuchte. Erst während der letzten drei Jahre seiner Schulzeit war er, nachdem er mit energischem Fleiße Griechisch nachgelernt hatte, Schüler des altehrwürdigen Martino-Katharineums, an dessen Spitze damals C. Th. Gravenhorst, bekannt als vorzüglicher Über-

setzer griechischer Tragiker, und nach ihm A. Eberhard standen. Im Herbst 1882 erwarb er das Zeugnis der Reife und begab sich zur Universität, zuerst nach Leipzig, dann nach Heidelberg, wo er je ein Semester klassische Philologie und Philosophie studierte. In diesen ersten Semestern, in denen das Studium der Philosophie stark betont war, haben besonders die Persönlichkeiten Max Heinzes und Cuno Fischers Eindruck auf ihn gemacht. Dann aber zog es ihn zum damaligen Brennpunkt philologischen Lebens, nach Bonn, wo neben dem Doppelgestirn Bücheler und Usener Kekulé und Nissen als Vertreter der verwandten Fächer wirkten; sie alle sind seine Lehrer gewesen. Die rheinische Musenstadt wurde ihm zur zweiten Heimat, der er, abgesehen von den Unterbrechungen des Dienstjahres und der Königsberger Zeit, bis zum Tode treu geblieben ist. Hier fand er sowohl große, von ihm begeistert verehrte Lehrer wie einen Kreis treuer Freunde, mit denen ihn gleiches Streben und Interessen verbanden. Von ersteren war es Usener, der ihn am meisten anzog und am nachhaltigsten beeinflußte, ohne daß deshalb seine Verehrung der anderen, vor allem Büchelers, geringer gewesen wäre. Was diese beiden Philologen der Wissenschaft und ihm persönlich bedeutet haben, hat er in den schönen Nachrufen ausgesprochen, die er beiden nach ihrem Tode gewidmet hat (vgl. Bibliographie Nr. 21, 29). In einem aus Königsberg an Usener gerichteten Briefe drückt er in beredten Worten seine Verehrung für den Meister aus. Er vergleicht sich und seinen Abschied aus Bonn mit dem Schicksal des Gregorios Thaumaturgos, der die Trennung von Origenes der Vertreibung Adams aus dem Paradiese zur Seite stellt. Neben Diels' Widmung der Doxographi ist dieser Brief vielleicht das schönste Zeugnis der Verehrung, die Useners Schüler für ihren Lehrer empfanden. — In Bonn lernte Brinkmann die strenge philologische Methode und eignete sich die Überzeugung von der Universalität der Wissenschaft an, beides hervorstechende Züge der Bonner Schule. Zwei Semester lang war er sodalis des philologischen Seminars, nach Büchelers Ausspruch eine columella desselben, und als er am 15. August 1888 summa cum laude auf Grund einer Arbeit über die unechten Platonischen Dialoge (unten Nr. 1) promoviert hatte, wurde er hier Assistent. Auch in der neuen Stellung blieb er dem oben erwähnten Freundeskreise treu; es waren dies die Studenten und jungen Philologen, die sich im „Bonner Kreis" und seinem philologischen Verein zusammenfanden. Hier fand Brinkmann ein lebhaftes, fruchtbares *συμφιλολογεῖν*, und viele Vorträge des Studenten und Assistenten legen Zeugnis

dafür ab, mit welchem Eifer er sich an der gemeinsamen Arbeit beteiligte. Zugleich fand er eine Reihe treuer Freunde fürs Leben, von denen wir als die nächsten Hermann Schöne und Hugo Rabe nennen. Oft und gern plauderte der Verstorbene in späteren Jahren von dieser schönen ersten Bonner Zeit, von lustigen Episoden und Szenen aus dem damaligen Studentenleben und von dem allnachmittäglichen Kaffeeskat im schönen Garten des allen alten Bonnern wohlbekannten Hotel Kley.

Nach halbjähriger Assistententätigkeit am philologischen Seminar verließ Brinkmann Bonn noch einmal, um im Inf.-Rgt. 92 seiner Heimatstadt der militärischen Dienstpflicht zu genügen. Es war der letzte dauernde Aufenthalt in Braunschweig. Nach der Rückkehr im Herbst 1889 nahm er die Tätigkeit am Seminar wieder auf und bereitete sich in fleißiger, umfassender Arbeit auf Habilitation und Dozententätigkeit vor. Die Absicht, als Habilitationsschrift eine Untersuchung über Fragmente Heraklits anzustellen, wurde geändert, als er im Verlauf seiner Studien auf das interessante Gebiet der manichäischen Häresie stieß, und so habilitierte er sich am 2. Juni 1893 mit Prolegomena und kritischer Ausgabe des Alexander von Lykopolis (unten Nr. 3).

Drei Jahre wirkte er noch in Bonn als Privatdozent, bis er zum Sommersemester 1896 als außerordentlicher Professor an die Universität Königsberg berufen wurde. Die sechs Jahre, die er hier gewirkt hat — seit Wintersemester 1901 als Ordinarius —, blieben ihm in schöner Erinnerung. Hier gründete er seine Familie, der bald zwei Söhne entsprossen — ein dritter wurde später in Bonn geboren —, hier im östlichen Deutschland lernte er ein zum Teil ganz neues Leben kennen, das ihm viele Anregungen bot. Die interessanteste Erweiterung des Wissens, die ihm Königsberg brachte, besteht wohl darin, daß er sich in der Archäologie jetzt auch praktisch betätigte. Als Vorstandsmitglied der Altertumsgesellschaft „Prussia“ hat er eine ganze Reihe von Ausgrabungen prähistorischer Grabhügel in Ostpreußen geleitet (s. unten Nr. 11; 33). Als dann im Jahre 1902 Usener seine Lehrtätigkeit niederlegte, erhielt er den ehrenvollen Ruf, dessen Erbe anzutreten. Mit Freuden kehrte er in das ihm liebgewordene Bonn zurück. Hier hat er — abgesehen von einer kurzen Unterbrechung durch Krankheit im Sommer 1907 — bis zu seinem Tode gewirkt, noch drei Jahre unter den Augen seines hochverehrten Lehrers, bis 1907 in Gemeinschaft mit Bücheler. Seit 1905 zogen ihn beide als Mitherausgeber des Rheinischen Museums heran, und seit Büchelers

Tode hat er diese Aufgabe bis zu seinem Tode ganz allein verwaltet mit der Hingabe an die Sache, die immer sein eigen war, und die sich nicht auf die reine Redaktorentätigkeit beschränkte, sondern der Zeitschrift in allen ihren Teilen sein reiches Wissen zugute kommen ließ. — Neben der Lehrtätigkeit hatte er in der Selbstverwaltung der Universität manche Pflichten. Sein sachliches, klares Urteil war geschätzt im Kreise der Fakultät, als Mitglied saß er in Kommissionen, 1915—17 gehörte er dem Senat an, 1907—08 war er Dekan der philosophischen Fakultät. In diesen Stellungen trat er nicht nach außen hervor, sondern ließ wie überall seine Person hinter der Sache verschwinden. Seit 1913 war er stellvertretender Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungskommission und hat bis zu seinem Tode dies dornenvolle Amt in strengster Pflichterfüllung bekleidet. Aber über allem stand als wichtigste Tätigkeit die des Lehrers, zu dessen Füßen so mancher Philologe gesessen hat.

So einfach dies Leben in seinen äußeren Bahnen verlaufen ist, so reich ist es an stillem Fleiß und Arbeit gewesen. Man vergegenwärtige sich nur, welche nie ermüdende, intensive Arbeit bei aller Begabung dazu gehört hat, aus dem Schüler, der das griechische Pensum dreier Jahre nachlernte, den Mann zu bilden, der der vielleicht beste Kenner der griechischen Sprache in seiner Generation war. In der Tat hat er von jung auf mit nie rastendem Eifer gearbeitet und gelernt. Nicht nur der ganze Tag, auch ein großer Teil der Nacht gehörte der Wissenschaft; diese physisch betrachtet große Leistung wurde ermöglicht durch seine robuste Körperlichkeit, die er noch durch Kaffee und Nikotin anregte. Es wird wohl nie sicher zu entscheiden sein, wie weit diese Riesenarbeit und diese Stimulantien seine Gesundheit untergraben haben, so daß sein Körper der letzten Krankheit nicht genügend Widerstand entgegensetzen konnte und er, scheinbar noch kräftig dastehend, in wenigen Monaten dahingerafft wurde. Aber soviel ist sicher, daß er länger hätte leben können, wenn er seine Arbeit eingeschränkt hätte zu gunsten dessen, was man eine vernünftige Lebensweise nennt, wenn er nicht, die Warnungen, die sein Körper ihm in einzelnen Anfällen zukommen ließ, unbeachtet lassend, in unbeugsamem Pflichtbewußtsein zu rastloser Arbeit zurückgekehrt wäre. So ist er im wahrsten Sinne des Wortes in den Sielen gestorben. Mitten aus dem Wirken, aus einer Unzahl halbvollendeter Pläne und Entwürfe riß ihn die Krankheit, die zum Tode führte. Diese Liebe zur Arbeit prägte sich auch im Äußeren aus. Den schwarzen Schlapp-

hut auf dem Kopfe, die brennende Zigarre oder Pfeife im Munde, allen kenntlich durch den rotblonden mächtigen Bart, einen großen Stoß Bücher unterm Arm, so eilte er — ein vielen Bonnern als charakteristisch bekanntes Bild — durch die Straßen, oft im Laufschritt, denn er dehnte die Arbeit bis zur letzten Minute aus, von der Wohnung zum Kolleg, von da zur Bibliothek oder zum Seminar, von einer Arbeitsstätte zur anderen. Und Arbeit predigte auch sein Daheim. Schon in der Studentenzeit soll sein Zimmer dasselbe Bild geboten haben, das alle seine Schüler kennen. Tisch, Stühle und Fußboden dicht bedeckt von neben- und übereinanderliegenden Büchern, die teils aufgeschlagen waren, teils voller Lesezeichen und Notizzettel steckten. Dazwischen die Zettel mit wissenschaftlichem Material und die Mappen, in die er sie sammelte. Denn das erste und nächstliegende Ziel seiner Arbeit war Vermehrung des eigenen Wissens; dies Ziel verfolgte er mit der Gründlichkeit und Treue, die sein Arbeiten immer ausgezeichnet haben, nicht nur als bestes Erbteil der Bonner Philologenschule, sondern auch als der tiefste Ausdruck seiner Persönlichkeit, deren Grundzug Treue im großen wie im kleinen war. So hat er, schon früh beginnend, jede Minute ausnutzend, wohl die gesamte griechische Literatur bis tief ins byzantinische Mittelalter hinein durchgelesen, und das immer mit der Sorgfalt, die daraus das Fundament schuf, auf dem sich sein Wissen sicher aufbaute. Rhetoren und Historiker, heidnische Philosophen und christliche Theologen, antike Kunst und Fachwissenschaften, Inschriften und Papyri, die antike Religion in ihren Höhen und in den Tiefen des Volksaberglaubens wie die dunklen Spekulationen christlicher Sekten, nichts war ihm fremd. Auf dieser Grundlage konnte er die Entdeckungen machen, die zahlreich in seinen Aufsätzen und Miszellen verstreut sind, und die gerade dadurch immer wieder in Erstaunen versetzen, daß sie Material aus den entlegensten Winkeln zusammenstellen und so zu Erkenntnissen führen, die nur aus einer umfassenden Kenntnis der gesamten literarischen Produktion des Altertums geboren werden konnten.

Ebenso hielt er es für seine Pflicht, die modernen wissenschaftlichen Werke genau zu kennen und sich zu eigen zu machen. Und hier zog er als echter Schüler Useners die Grenzen ebenso weit wie sein großer Lehrer. Nicht nur die philologische Literatur im engeren Sinne, die Schrifttum und Sprache der Griechen und Römer behandelt, beherrschte er vollkommen, er war ebenso zu Hause auf dem Gebiete der Volkskunde der germanischen und der der primitiven Völker oder auf dem Gebiete der Theologie, soweit

sie sich mit der ersten Entwicklung des Christentums befaßt. Auf diesem Wege erwarb er sich auch eine bei einem Philologen nicht gewöhnliche, aber darum nicht weniger wichtige Denkmälerkenntnis, die sich von den Zeiten der Prähistorie — hier ist er ja selbst mit Ausgrabungen tätig gewesen — bis zu den byzantinischen Elfenbeinschnitzereien und Buchillustrationen erstreckte. Im Gegensatz zu der von Kekulé, der auch sein Lehrer war, inaugurierten Archäologenschule, die das Hauptgewicht auf die kunstgeschichtliche Erkenntnis und Erforschung der Stilentwicklung legt, interessierte ihn als Philologen an der bildlichen Hinterlassenschaft des Altertums in erster Linie das Antiquarische, die Realien. Dies Gebiet beherrschte er in staunenswertem Umfange, und er verstand es, diese Zeugnisse zu den literarischen und inschriftlichen zu rücken und so jene lebendigen, farbenprächtigen Ausschnitte aus dem antiken Leben zu gestalten, die seine Vorträge über Mädchenreigen, Buchwesen, Unterweltsvorstellungen usw. boten. Seine schlichte, anspruchslose, aber immer sachliche und verständliche Art zu sprechen trug dazu bei, daß diese Vorträge im Publikum weite Kreise zogen und auch vielen Laien ein lebendiges Bild antiker Kultur übermittelten. — So sah er alle Neuerscheinungen und Zeitschriften auf philologischem und verwandten Gebieten gründlich durch und ergänzte daraus ständig seine Kollegs und Kollationen, seine Material- und Abbildungsammlungen. Und nie wurde er müde, aus diesem Schatze Freunden, Kollegen und Schülern mit freigebiger Hand zu spenden, im besten Sinne und ohne jede Ironie eine *βιβλιοθήκη ἔμψυχος*.

Doch mit der Sammlung des ungeheuren Materials war es nicht getan. Sie war nur das Fundament, auf dem sich das Gebäude seines Wissens erhob, das er in sorgfältiger, kritischer Verarbeitung der Rohstoffe errichtete. Starke sprachliche Begabung und umfassende Lektüre schufen eine tiefgehende Kenntnis der griechischen Sprache, wie sie wohl kaum einer der gleichzeitigen Fachgenossen erreicht hat. Schon die einschlägigen Abschnitte seiner Dissertation zeigen sein feines Verständnis und seine systematische Arbeit in diesen Fragen; und wer einmal einen Blick in seine Sammlungen etwa zu Sprache und Stil des Dionys von Halikarnaß getan hat, der weiß, in welch mühseliger, sorgsamer Arbeit dies Material bis zuletzt ergänzt und berichtigt wurde. Was das Sprachliche anbetrifft, so konnte man sich auf sein Urteil unbedingt verlassen, ob es nun die Datierung eines Textes oder die Richtigkeit einer Konjektur galt. Das sprachliche Wissen machte er anderen nutzbar in den

griechischen Stilübungen, die er zuerst als Assistent hielt. Und als in den Kriegsjahren geeignete Kräfte fehlten, sprang er in die Bresche und hat von 1915 bis zu seinem Tode diese Übungen wieder gehalten, die vielen Studenten die beste Schule waren. Mancher hat es ihm verdacht, daß er diese Zeit nicht lieber für andere Arbeiten verwandte. Doch konnte er gerade auf diesem Gebiete seinen Schülern bieten, was ihnen sonst niemand geben konnte, und was durch literarische Produktion kaum mitgeteilt werden konnte. Wir wollen also vielmehr dankbar sein, daß er sein Licht, das gerade hier hell strahlte, hat leuchten lassen zum Nutzen seiner Schüler.

In ein Gebiet, das recht eigentlich eine Lebensarbeit Brinkmanns war, führt uns seine Dissertation: bis zu seinem Tode haben Sokrates und sein Kreis einen großen Teil seines Interesses in Anspruch genommen. Schon als Student hält er im philologischen Verein Vorträge über einzelne pseudoplatonische Dialoge, die sich nach dem Rigorosum fortsetzen; dazu gesellen sich weitere über Antisthenes und den Sokratiker Phaidon. Als Privatdozent liest er zuerst 1895 über Sokratische Literatur, die er ebenso wie den Axiochos noch öfters im Seminar behandelt. Den Gipfel dieses Teils seiner Arbeit bildet das große Kolleg über Platons Leben und Werke (zuerst 1905). Schon der Titel, die Beschränkung auf Leben und Werke Platons, ist bezeichnend. Wie die meisten Vorlesungen, war auch diese, die wir genauer charakterisieren, um einen Einblick in Brinkmanns Lehrtätigkeit zu geben, darauf angelegt, den Schülern das Material zur eigenen Arbeit an die Hand zu geben und sie so methodisch zu bilden. Der didaktische Zweck stand im Vordergrunde. Wir er z. B. im Mythologiekolleg nicht eine Geschichte der griechischen Religion gab, sondern die Entwicklung der mythologischen Forschungen und der wissenschaftlichen Anschauungen der Griechen über Religion schilderte, wie hier weniger von Zeus und Hera als von Apollodor die Rede war, so begann er im „Platon" mit einer Darlegung der bisherigen Platonforschung, aus deren Kritik der methodisch richtige Weg erschlossen wurde. Dann wurden die Quellen zu Platons Leben behandelt und daraus die Tatsachen erschlossen. Es folgte eine Besprechung der einzelnen Dialoge mit kritischer Würdigung der Echtheit, Datierungsfrage usw., alles mit gewissenhafter Darlegung sowohl der Quellen wie der modernen Literatur. Hierin tat er vielleicht des Guten zuviel und verwirrte manchen durch die Fülle der Angaben. Aus dieser Betrachtung erwuchs das Bild von Platons Leben und Per-

sönlichkeit. In klarer Disposition wurde die Vorlesung auf dies Ziel hingeführt, zugleich alles Wissenswerte, das am Wege lag, mitgenommen. Aber außerhalb der Betrachtung standen die Probleme der künstlerischen Persönlichkeit Platons, seiner philosophischen Entwicklung und seines Systems. Die Fragen des alten Platon und des Wandels seiner Anschauungen blieben ebenso unerörtert wie der philosophische Gehalt und Wert seiner Lehren. Die Ideenlehre wurde einmal dargelegt — im Zusammenhang mit der Datierungsfrage. Daß Brinkmann diese Probleme nicht angriff, zeigt die Grenzen nicht seiner Begabung, wohl aber seines Interesses, zeigt aber auch das erste Ziel seines Unterrichts, den Hörer in philologischer Methode exakt auszubilden.

Literarisch ist von all dieser Arbeit nur Weniges fixiert worden, trotzdem der Verstorbene sich lange mit dem Plane eines Buches über die Sokratiker, besonders Antisthenes, Aischines und Phaidon getragen hat. Wie sehr ihm der Stoff am Herzen lag, konnte ich eines Tages während seines letzten Aufenthaltes im Krankenhause mit Wehmut erkennen: er hatte geträumt, er habe das Werk vollendet. Diesen Plänen hat der Tod ein Ziel gesetzt. Wir halten nur wenige Aufsätze in den Händen, darunter den kurzen, aber glänzendsten über den VI. Brief Platons (unten Nr. 43), der den bündigen Beweis für die Echtheit erbringt. Dieses Werkchen hat vielleicht von der gesamten literarischen Produktion Brinkmanns die weitesten Kreise gezogen; man vergleiche, welche Erkenntnisse W. Jaeger, Aristoteles (1923) 112 ff. gerade aus diesem Brief schöpft. Es war eine der letzten Freuden, die der Verstorbene auf seinem Krankenlager hatte, als er diese Seiten las und die Anerkennung seiner Entdeckung sowie die sich ergebenden Folgerungen sah.

Ein echter Schüler Useners, beschränkte Brinkmann seine Studien zur griechischen Philosophie natürlich nicht auf Platon. Doch ist aus der eigentlichen Philosophiegeschichte nur noch Weniges fruchtbar geworden. Vielmehr waren es hier eine Reihe von Grenzgebieten, denen er größere Anteilnahme zuwandte. Da sind zunächst die Schriftsteller zu nennen, in denen die Philosophie des ausgehenden Altertums, das Christentum und die verschiedenen gnostischen und häretischen Richtungen den Kampf ausfechten, aus dem allmählich die neue Religion und Weltanschauung erwächst. Seine Hauptleistung auf diesem Gebiet ist die Ausgabe des Alexander Lycopolitanus (unten Nr. 3), in Prologemena und Textgestaltung ein Musterbeispiel philologischer Edition. Die Entstehung auch dieses

Werkes begleiten seit 1891 Vorträge im philologischen Verein, deren letzter eine dem Kaiser Basilios gewidmete antimanichäische Schriftensammlung behandelt. Es ist die Sammlung, aus der nach Brinkmanns Nachweis in den Prolegomena zum Alexander unsere Überlieferung dieses Schriftstellers, des Serapion von Thmuis und des Titus von Bostra geflossen ist. Mit diesen hat er sich dann eingehend befaßt. Den Serapion behandelt eine Abhandlung in den Berl. Sitz.-Ber. (unten Nr. 2), von Titus plante er eine Ausgabe in Gemeinschaft mit L. Nix, der den syrischen Text und die Übersetzung übernommen hatte. Sie ist nicht zur Vollendung gediehen.

Von diesem Arbeitsfelde aus führte ein nur kurzer Weg zu dem religiösen Leben der Zeit des Übergangs vom Heidentum zum Christentum, das schon deshalb Brinkmanns besonderes Interesse finden mußte, weil Usener sich eingehend damit befaßte. Hier entstand im Geiste seines Lehrers die Habilitationsvorlesung über „Sozon, ein Gott und ein Heiliger", die leider nicht veröffentlicht ist, und hierher gehört die Herausgabe des „Heiligen Tychon", mit der er dem verstorbenen Lehrer den letzen Dienst erwies. Doch war sein Interesse für antike Religion schon eher ewacht. 1888 behandelt er im philologischen Verein zum ersten Male ein Thema, das immer zu seinen Lieblingsstoffen gehörte und zu dem er in Kolleg und Vorträgen noch oft zurückkehrte: die Vorstellungen der Alten vom Jenseits. Hier zeigte sich so recht seine Kenntnis der bildlichen Überlieferung, die er mit der literarischen zu einem umfassenden Gemälde vereinte. Aber seine Erforschung antiker Religion machte nicht an den Grenzen der griechisch-römischen Welt halt; die Volkskunde im weitesten Sinne trat in den Kreis der Betrachtung. Dafür bot ein glänzendes Beispiel die Vorlesung über die attische Komödie, in der er die schriftlichen und bildlichen Nachrichten mit Parallelen aus der Volkskunde, von indianischen Phallophorien bis zu den mittelalterlichen Schönbarttänzen, verband und so neues Licht über die Entstehung der Komödie des Aristophanes breitete. Einen besonderen Reiz erhielt dies Kolleg noch durch seinen urwüchsigen, gesunden Humor.

Der bisherige Weg der Betrachtung hat uns von Platon zu den Manichäern, von dort zur Religionsgeschichte und weiter zu Aristophanes geführt. Das ist ein Zickzackweg, aber er ist charakteristisch sowohl für das umfassende Wissen des Verstorbenen als auch für seine Art, die entferntesten Dinge zu verknüpfen, in der Vereinigung fruchtbar werden zu lassen und so zu neuen Erkenntnissen zu führen.

Zu den Grenzgebieten antiker Philosophie, die Brinkmann besonders interessierten, gehörten auch die Fachwissenschaften: Naturwissenschaft, Technik und Medizin. So widmete er z. B. dem Mechaniker Philon umfangreiche Studien und behandelte ihn mehrfach im Seminar. Auch der Vortrag über antike Türen und Schlösser (unten Nr. 12) gehört hierher. Die Verbindung dieser technischen mit seinen kulturgeschichtlichen Kenntnissen zeigen die reichen Studien über den antiken Wagen, die sich im Nachlaß fanden.

Von der antiken Medizin zog ihn am meisten die enzyklopädische Produktion Galens an, die so recht auf der Grenze zwischen Philosophie und Fachwissenschaft steht. Sprachliche und kulturgeschichtliche Neigungen des Verstorbenen fanden hier ein reiches Feld. Oft behandelte er Galen im Seminar. Die schönste Frucht dieser Studien pflückte er mit der Ausgabe von „De optimo genere docendi" (unten Nr. 51), in der er den Text, der der Kritik so schwere Aufgaben stellt, in musterhafter Weise vorlegt.

Die Erwähnung Galens führt uns auf ein Gebiet, für das viele Stellen in den Schriften des *ἰατροσοφιστής* eine Hauptquelle bilden, auf das antike Buchwesen. Es ist für die in der Methodik äußerst systematische Art Brinkmanns bezeichnend, daß er diesem Gebiet als der Grundlage aller Textkritik so eingehende Studien widmete, ein Interesse, das durch die kulturgeschichtliche Bedeutung des Buchwesens noch gehoben wurde. Schon früh (1892) können wir, wieder in den Protokollen des philologischen Vereins, seine Vorliebe für diese Dinge nachweisen. In zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen hat er sich im Laufe der Jahre zu den einschlägigen Fragen geäußert. Seine genaue Kenntnis der literarischen Zeugnisse, der erhaltenen Papyri und der bildlichen Darstellungen gab ihm die Handhaben, mit deren Hilfe er tief in den Stoff eindrang und zu Ergebnissen gelangte, die gegenüber den letzten zusammenfassenden Bearbeitungen dieses Gebietes einen großen Fortschritt bedeuten. Eine der methodisch vollkommensten Arbeiten, die er überhaupt veröffentlicht hat, ist der Aufsatz über ein verschollenes Relief aus Neumagen (unten Nr. 24), in dem er die vermeintlichen Bücherregale als Tuchlager erkennt. — Lange erwarteten wir von ihm ein zusammenfassendes Werk über das antike Buchwesen. Es ist nicht dazu gekommen, sondern bei gelegentlichen Äußerungen und bei Arbeiten seiner Schüler geblieben. Aber der Unstern der Nichtvollendung, der über so vielen Werken des Verstorbenen schwebt, ist vielleicht nirgends mehr zu bedauern als hier, weil

kaum irgendwo der Wissenschaft durch Brinkmanns Tod so wichtige Erkenntnisse verloren gegangen sind wie beim antiken Buchwesen. Und es wird für einen anderen nicht möglich sein, aus dem hinterlassenen Material das zu schaffen, was er hätte schaffen können.

Wie der Verstorbene in der Erkenntnis des antiken Buches und des antiken Schreibgebrauches eine sichere Grundlage für die Textkritik schuf, so legte er für sich und seine Schüler mit derselben soliden Methode das Fundament für die Erforschung der griechischen Literaturgeschichte in seinen Studien zur antiken Philologie. Es wird an deutschen Universitäten wohl wenig Vorlesungen geben, die so geeignet sind, dem jungen Studenten die nötigen Kenntnisse hierfür zu schaffen, wie sein Kolleg „Einleitung in die griechische Literaturgeschichte". Er selbst pflegte das, was er hier bot, als das tägliche Brot des Philologen zu bezeichnen. Gründlich und eingehend, dabei klar und übersichtlich gegliedert, behandelte er die gesamte literargeschichtliche Forschung der Griechen von den ersten Ansätzen der Sophistenzeit bis herab zu Hesych und Suidas und gab so einen klaren Überblick über die Quellen, mit denen zu arbeiten wir ständig gezwungen sind. Aus diesen Studien ist dann auch der Aufsatz erwachsen, der neben „Ein Brief Platons" die weitgehendsten Folgerungen anregt, der Beweis für die Echtheit der Olympionikenliste des Hippias, in Systematik, Argumentation und Darstellung mit das Vollkommenste, was wir von Brinkmann besitzen (unten Nr. 57).

Von sonstigen Studiengebieten wäre noch die antike Rhetorik zu nennen. Die riesige Belesenheit und große Gewissenhaftigkeit des Verstorbenen ließen ihn auch diesem spröden Stoff gegenüber nie ermüden und ihm immer neue Ergebnisse abgewinnen, die in vielen Aufsätzen und Miszellen niedergelegt sind oder im Verlauf von Seminarübungen den Arbeiten seiner Schüler zugute kamen. Hier brachte auch die enge Freundschaft mit Hugo Rabe, dem verdienten Herausgeber antiker Rhetoren, eine Fülle von Anregungen. Die umfangreichste Korrespondenz, die sich im Nachlaß fand, war die mit Rabe, und fast jedes Stück behandelte Fragen der Rhetorik. Auch hier wandelte Brinkmann in den Bahnen Useners. Wir erhofften von ihm eine Ausgabe von Dionys' von Halikarnaß Brief an Pompejus. Umfangreiche Materialsammlungen und Vorarbeiten sind da, aber seine Kenntnisse und sein Sprachgefühl, die allein die Vollendung ermöglicht hätten, sind mit ihm dahingesunken.

Auf einen Gelehrten, der wie Brinkmann mit sicherer Methode, mit vollendeter Kenntnis der Sprache und mit unvergleichlicher Belesenheit ausgerüstet war, mußten die ergänzungsbedürftigen Reste, die die Antike in Inschriften und Papyri hinterlassen hat, einen besonderen Reiz ausüben, und oft hat er sie in Seminar und Kolleg behandelt. Seine Vorlesung über griechische Lyrik berücksichtigte gerade die auf diesem Wege uns überkommenen Reste. Auch hier zeigt sich wieder, daß er nicht die ästhetisch wertvollste oder psychologisch interessanteste, sondern die methodisch lehrreichste Seite eines Stoffes bevorzugte. Von veröffentlichten Beiträgen zu diesen Fragen nennen wir vor allem die Wiederherstellungen zum Ninosroman und zu Kallimachos' Kydippe (unten Nr. 40; 63; vgl. auch 61). Es wird immer ein Ruhmestitel des Verstorbenen bleiben, daß seine Ergänzungen sich meines Wissens immer als richtig erwiesen haben, und daß er sich nie veranlaßt gesehen hat, etwas davon zurückzunehmen.

Wir können nicht alle Gebiete aufzählen, auf denen er sonst noch gearbeitet, können seine Beschäftigung mit der römischen Satire, mit den staatlichen Theorien des Altertums, mit Thukydides u. a. m. nicht mehr genauer auseinandersetzen. Wollten wir Brinkmanns Schaffen in seiner Gesamtheit schildern, so dürfte keines von den weitverzweigten Gebieten der Philologie ungenannt bleiben. Nur die wichtigsten Ausschnitte seiner Tätigkeit konnten wir hervorheben und eingehender behandeln, ohne damit sagen zu wollen, er habe die nicht genannten Gebiete vernachlässigt. —

Im Vorhergehenden haben wir öfters der Methode Brinkmanns Erwähnung getan; es gilt nun, sie noch kurz zu charakterisieren. Ihr hervorstechendster Zug war auf umfassendem Wissen beruhende Gründlichkeit. Brinkmanns Ausbildung fällt in die Zeit, in der sich die konservative Richtung der Textkritik siegreich durchsetzte gegenüber der Konjekturfreudigkeit früherer Generationen und gegenüber der Methode, die bei jedem kleinen Widerspruch mit Athetesen, Interpolationen und Entlehnungen arbeitete. Die Achtung vor der Tradition war auch ihm eigen. Erst gilt es, die Unhaltbarkeit einer Überlieferung, die Unechtheit einer Schrift zu beweisen, dann erst hat die Besserung oder der Beweis für die Echtheit einzusetzen, war einer seiner typischen Sätze. Die Besserung aber hat auf dem Wege zu erfolgen, der die Entstehung des Fehlers am leichtesten erklärt. Und hier ist es ein für seine sorgfältige Arbeit und für den Scharfsinn, mit dem er den sicheren Weg suchte, bezeichnender Zug, wie er sich über die Entstehung der

Fehler systematisch klar wurde. In jahrelanger, fleißiger Sammeltätigkeit aller Druckfehler aus Zeitungen, Büchern, Briefen usw. schuf er ein umfangreiches Material zu dem Kapitel Verlesen und Verschreiben. Daraus erschloß er dann durch umsichtiges Ordnen ein System der Fehlerquellen, das ihn mit Sicherheit den Weg der größten Wahrscheinlichkeit zur Heilung von Textverderbnissen gehen ließ [1]). Wie manche scheinbar so scharfsinnige Konjektur konnte er einfach durch den Nachweis erledigen, daß aus ihr der Fehler unmöglich entstanden sein konnte! Kaum eine Arbeit ist für die Gewissenhaftigkeit des Verstorbenen so bezeichnend wie diese mühsame Materialsammlung. Nur dreimal (unten Nr. 13; 15; 46) hat er sich sporadisch zu diesen Fragen geäußert. Es ist für uns ein unschätzbarer Verlust, daß er nur das Material und nicht ein ausgearbeitetes System der Fehlerquellen hinterlassen hat. Dieselbe Systematik und Gesundheit zeichneten seine Methode überall aus. Nicht blendende Gedankenblitze, die im ersten Moment treffend erscheinen und bei näherem Zusehen eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten enthalten, schienen ihm die Wissenschaft zu fördern, sondern anspruchslose Ergebnisse, die in der Linie der geringsten Unwahrscheinlichkeit liegen. Die für ihn in diesen Dingen entscheidende Instanz bezeichnet wohl am besten das, was der Engländer „common sense“ nennt, und was das deutsche „gesunder Menschenverstand“ nur unvollkommen wiedergibt. Als einen Meister dieser nüchternen Klarheit stellte er gesprächsweise Wilhelm Dittenberger hin. Auch in der über die Textkritik hinausgehenden Forschung fand er — nicht so sehr original-produktiv als kritisch-sichtend — bei seiner Belesenheit durch Vergleichung und Kritik vorhandener Ergebnisse mit absoluter Sicherheit den richtigen Weg, ein Begabungstyp, wie ihn in größerem Ausmaße und auf anderem Gebiete Lessing darstellt. Wie bei diesem, gehen viele der Aufsätze Brinkmanns von der Kritik der Ergebnisse irgend eines Gelehrten aus. So ist er mehr rationalistisch denkend als künstlerisch empfindend. Keine persönliche Zuneigung oder Abneigung, keine Liebe zu einem Schriftsteller oder Forscher konnten die Objektivität seines Urteils trüben. In diesem Zusammenhang ist es mir immer typisch erschienen, daß einer der dem Verstorbenen liebsten Dichter C. F. Meyer war. Hier bestach den an der klassischen Formenschönheit der Antike gebildeten Philologen nicht nur das Äußere. Bei C. F. Meyer tritt das innere Erlebnis zurück

[1]) Als schöne Probe vgl. Rhein. Mus. 56 (1901), 71 ff.

gegenüber der bewußten Arbeit, in der die Empfindung durch das Medium des bildenden Verstandes in die Form gegossen wird. Ist er so bei aller Vollendung der künstlerischen Form letzten Endes ein rationalistischer Dichter, so war es wohl neben der schönen äußeren Gestalt dies Überwiegen des ganz mit Kultur durchtränkten Verstandes, das Brinkmann bei ihm besonders anzog. Bei beiden ist der Verstand — beim Dichter der künstlerisch formende, bei dem Gelehrten der kritisch-sichtende, nicht die Intuition — die letzte entscheidende Instanz. Und wie C. F. Meyer nie mit den Ergebnissen seiner Dichtung fertig war, sondern sie von Auflage zu Auflage durchfeilte zu immer höherer Schönheit, so kehrte auch Brinkmann immer wieder zu seinen Resultaten zurück und suchte sie in nie rastender Selbstkritik zu höchster Vollendung emporzuzüchten.

Aber wir wollen über dem Gelehrten nicht den Menschen vergessen. August Brinkmann war ein echter Sohn seiner niedersächsischen Heimat. Die kernige, breitschultrige Gestalt, der rotblonde Bart wie das Haar verrieten weithin, daß seine Wiege im Lande Widukinds stand. Seine Heimat hat er immer geliebt. Mit welchem Stolz und welcher Freude zeigte er seinen Söhnen bei seinem vorletzten Aufenthalt in Braunschweig (1920) die alte Welfenstadt! Aus dieser Liebe zur Heimat erwuchs auch sein tiefes Verstehen für alles Urwüchsige und Volkstümliche. Die deutschen Sagen und Märchen, die er genau kannte, interessierten ihn nicht nur als Material zur Volkskunde, er besaß auch ein rein persönliches Verhältnis und eine tiefe Liebe zu ihnen. Das zeigte sich so recht, wenn er im Freundes- und Familienkreise solche Geschichten vorlas und erzählte. Fröhlicher Geselligkeit war er nicht abhold. In jungen Jahren hat er oft, auch darin ein Sohn seiner Heimat, im Verein mit den Freunden den Humpen geschwungen oder einen tüchtigen Skat gedroschen. Und auch später war er gern mit seinen Studenten zusammen und würzte diese Zusammenkünfte durch prächtige, humorvolle Erzählungen. Denn er hatte Sinn für Humor und scheute auch gelegentlich vor Derbheiten nicht zurück.

Aber der hervorstechendste Zug an ihm war die Treue, die aufs Ganze geht: Treue der Wissenschaft und ihren Jüngern, Treue der Familie, Treue den Freunden und Treue dem Vaterlande, sie hat er immer bewiesen. Wir haben schon geschildert, wie er in rastloser Arbeit, durch nichts abgehalten, seine Berufspflichten erfüllt hat. Diesen Beruf faßte er in weitestem Sinne. In den Zeilen, die er Usener zum 70. Geburtstag widmete (unten Nr. 18), führt er aus,

daß die Tätigkeit eines Universitätslehrers nicht mit der wissenschaftlichen Forschung erfüllt ist, daß vielmehr zu seinen vornehmsten Pflichten die persönliche Einwirkung auf den Schüler gehört. Und wie er sich nie einer Aufgabe, von wo sie auch an ihn herantrat, entzogen hat, so hat er auch dieser Pflicht einen großen Teil seines arbeitsreichen Lebens geweiht. Wenn wir als junge Studenten zur Universität kamen und die unübersehbare Fülle der Wissenschaft betäubend auf uns eindrang, dann trat er uns mit Rat und Tat zur Seite und wies den rechten Weg. Mit verschwenderischer Hand streute er im Kolleg eine Fülle von Anregungen aus. Mit geradezu rührender Sorgfalt wachte er über den Arbeiten seiner Schüler und verfolgte ihre Entwicklung von der ersten Anregung an bis zum Lesen der letzten Korrektur. Und gerade in den letzten, für den Studenten so schweren Nachkriegsjahren stand er und sein gastlich geöffnetes Haus uns immer mit Rat und Tat zur Seite. Diese seine Hilfe war nicht an Raum und Zeit gebunden. Ob wir bei ihm waren, ob wir fern weilten und im Felde standen, immer waren seine Gedanken bei uns, und immer suchte er uns die Wege zu ebnen. Ja, selbst in den letzten Monaten, als schon die Krankheit an seiner Kraft zehrte, raffte er sich immer von neuem auf in dem Gedanken, uns zu helfen, und eines seiner letzten Worte galt der Sorge für einen Schüler. Ebenso treu hat er seiner Familie gedient. Er war nicht mit Glücksgütern gesegnet und hat es, besonders in den letzten Kriegs- und ersten sogenannten Friedensjahren, oft nicht leicht gehabt, für seine Angehörigen zu sorgen. Aber keine Arbeit und Mühe konnten ihn hindern, hier seine Pflicht zu tun und unter Hintansetzung eigener Bedürfnisse den Seinen ein treuer Vater zu sein. Sein Vaterland liebte er über alles. Mit Begeisterung war er Soldat, und wenn ihn auch die Sorge um die Familie abhielt, selbst noch freiwillig in den Krieg zu ziehen, so hat er doch auch hier seinen Tribut gezollt in Gestalt seines ältesten Sohnes, der aus dem Felde mit schwerer Wunde zurückkehrte. Als Leiter des Wehrbundes und Mitglied des Universitätsamtes für Leibesübungen förderte er die für das Vaterland so wichtige körperliche Ertüchtigung der Jugend. Die Niederlage Deutschlands traf ihn hart, und wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß all diese seelischen Erschütterungen beigetragen haben, seinen vorzeitigen Zusammenbruch herbeizuführen. So war Treue im großen wie im kleinen der Grundzug seines Charakters.

Oft haben wir, seine Schüler, ihn im Gespräch mit Hermann Diels verglichen, mit dem ihn freundschaftliche Beziehungen ver-

gegenüber der bewußten Arbeit, in der die Empfindung durch das Medium des bildenden Verstandes in die Form gegossen wird. Ist er so bei aller Vollendung der künstlerischen Form letzten Endes ein rationalistischer Dichter, so war es wohl neben der schönen äußeren Gestalt dies Überwiegen des ganz mit Kultur durchtränkten Verstandes, das Brinkmann bei ihm besonders anzog. Bei beiden ist der Verstand — beim Dichter der künstlerisch formende, bei dem Gelehrten der kritisch-sichtende, nicht die Intuition — die letzte entscheidende Instanz. Und wie C. F. Meyer nie mit den Ergebnissen seiner Dichtung fertig war, sondern sie von Auflage zu Auflage durchfeilte zu immer höherer Schönheit, so kehrte auch Brinkmann immer wieder zu seinen Resultaten zurück und suchte sie in nie rastender Selbstkritik zu höchster Vollendung emporzuzüchten.

Aber wir wollen über dem Gelehrten nicht den Menschen vergessen. August Brinkmann war ein echter Sohn seiner niedersächsischen Heimat. Die kernige, breitschultrige Gestalt, der rotblonde Bart wie das Haar verrieten weithin, daß seine Wiege im Lande Widukinds stand. Seine Heimat hat er immer geliebt. Mit welchem Stolz und welcher Freude zeigte er seinen Söhnen bei seinem vorletzten Aufenthalt in Braunschweig (1920) die alte Welfenstadt! Aus dieser Liebe zur Heimat erwuchs auch sein tiefes Verstehen für alles Urwüchsige und Volkstümliche. Die deutschen Sagen und Märchen, die er genau kannte, interessierten ihn nicht nur als Material zur Volkskunde, er besaß auch ein rein persönliches Verhältnis und eine tiefe Liebe zu ihnen. Das zeigte sich so recht, wenn er im Freundes- und Familienkreise solche Geschichten vorlas und erzählte. Fröhlicher Geselligkeit war er nicht abhold. In jungen Jahren hat er oft, auch darin ein Sohn seiner Heimat, im Verein mit den Freunden den Humpen geschwungen oder einen tüchtigen Skat gedroschen. Und auch später war er gern mit seinen Studenten zusammen und würzte diese Zusammenkünfte durch prächtige, humorvolle Erzählungen. Denn er hatte Sinn für Humor und scheute auch gelegentlich vor Derbheiten nicht zurück.

Aber der hervorstechendste Zug an ihm war die Treue, die aufs Ganze geht: Treue der Wissenschaft und ihren Jüngern, Treue der Familie, Treue den Freunden und Treue dem Vaterlande, sie hat er immer bewiesen. Wir haben schon geschildert, wie er in rastloser Arbeit, durch nichts abgehalten, seine Berufspflichten erfüllt hat. Diesen Beruf faßte er in weitestem Sinne. In den Zeilen, die er Usener zum 70. Geburtstag widmete (unten Nr. 18), führt er aus,

der Gelehrte sich begnügen, auf einem oder mehreren größeren oder kleineren Gebieten Spezialist zu werden, sie gründlich anzubauen und vom übrigen nur das sich anzueignen, was möglich war und zur Abrundung des Bildes diente, und mußte so zu seinem Teil das Material zu dem umfassenden Gebäude der allgemeinen Kulturwissenschaft liefern [1]), oder er mußte sich außerhalb des Materials stellen und von dem Standpunkte einer metaphysischen Weltanschauung aus die Fülle der Tatsachen sichten und ordnen, von einem Standpunkte, wie ihn Erwin Rohde und Nietzsche in seiner philologischen Periode in Schopenhauer fanden [2]), oder wie ihn neuerdings Spengler in seiner Morphologie der Geschichte zu schaffen gesucht hat. Beide Wege ist Brinkmann nicht gegangen. Den letzteren verschloß ihm seine rationalistische Einstellung, der erstere scheiterte an seinem treuen Pflichtbewußtsein, das das Ganze wollte. Er wollte seine Aufgaben gegenüber der Wissenschaft vollständig erfüllen, wollte sich nicht mit einem Teil begnügen. So erwarb er sich das ungeheure Wissen, mit dem er tatsächlich das ganze Gebiet der Philologie in dem weiten Sinne, wie er sie ansah, umfaßte. Und dies ungeheure Material fügte sich ihm zusammen zu immer neuen Erkenntnissen und Entdeckungen. Aber nie wurde er mit einer fertig. Denn gerade in der Zeit des wissenschaftlichen Großbetriebes wächst dauernd neue Erkenntnis zu und verschiebt und vervollkommnet das Bild. Und wie seine eigene Erkenntnis sich von Tag zu Tage mehrte, erkannte er in strenger, man darf wohl sagen übertriebener Selbstkritik immer wieder die Unzulänglichkeit des gerade Erreichten. Sein Pflichtgefühl ließ es nicht zu, etwas in seinen Augen Unfertiges hinausgehen zu lassen. So ergab sich ein *πάντα ῥεῖ*, das ihn nie zum Abschluß kommen ließ. Denn bei dieser Art wissenschaftlichen Betriebes kann es zur Produktion nur dann kommen, wenn man den Mut findet, einmal Schluß zu machen. Und dieser Mut scheint Brinkmann bis zu einem gewissen Grade gefehlt zu haben. Konnten doch schon seine Freunde ihn nur mit Mühe dahin bringen, seine Dissertation drucken zu lassen. Äußere Umstände mögen zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Manche Ämter, die treue Fürsorge für die Schüler, die Sorge um die Familie nahmen ihn stark in Anspruch. Und da er sich in einem Pflichtbewußtsein, das jede

[1]) Usener, Vorträge und Aufsätze (1907), 1 ff. Vgl. das anschauliche Bild vom Hausbau bei Stilgebauer, Götz Krafft II, 311.

[2]) „Philosophia facta est, quae philologia fuit.“ Nietzsche, Werke (Taschenausgabe) I (1906), 26.

gegenüber der bewußten Arbeit, in der die Empfindung durch das Medium des bildenden Verstandes in die Form gegossen wird. Ist er so bei aller Vollendung der künstlerischen Form letzten Endes ein rationalistischer Dichter, so war es wohl neben der schönen äußeren Gestalt dies Überwiegen des ganz mit Kultur durchtränkten Verstandes, das Brinkmann bei ihm besonders anzog. Bei beiden ist der Verstand — beim Dichter der künstlerisch formende, bei dem Gelehrten der kritisch-sichtende, nicht die Intuition — die letzte entscheidende Instanz. Und wie C. F. Meyer nie mit den Ergebnissen seiner Dichtung fertig war, sondern sie von Auflage zu Auflage durchfeilte zu immer höherer Schönheit, so kehrte auch Brinkmann immer wieder zu seinen Resultaten zurück und suchte sie in nie rastender Selbstkritik zu höchster Vollendung emporzuzüchten.

Aber wir wollen über dem Gelehrten nicht den Menschen vergessen. August Brinkmann war ein echter Sohn seiner niedersächsischen Heimat. Die kernige, breitschultrige Gestalt, der rotblonde Bart wie das Haar verrieten weithin, daß seine Wiege im Lande Widukinds stand. Seine Heimat hat er immer geliebt. Mit welchem Stolz und welcher Freude zeigte er seinen Söhnen bei seinem vorletzten Aufenthalt in Braunschweig (1920) die alte Welfenstadt! Aus dieser Liebe zur Heimat erwuchs auch sein tiefes Verstehen für alles Urwüchsige und Volkstümliche. Die deutschen Sagen und Märchen, die er genau kannte, interessierten ihn nicht nur als Material zur Volkskunde, er besaß auch ein rein persönliches Verhältnis und eine tiefe Liebe zu ihnen. Das zeigte sich so recht, wenn er im Freundes- und Familienkreise solche Geschichten vorlas und erzählte. Fröhlicher Geselligkeit war er nicht abhold. In jungen Jahren hat er oft, auch darin ein Sohn seiner Heimat, im Verein mit den Freunden den Humpen geschwungen oder einen tüchtigen Skat gedroschen. Und auch später war er gern mit seinen Studenten zusammen und würzte diese Zusammenkünfte durch prächtige, humorvolle Erzählungen. Denn er hatte Sinn für Humor und scheute auch gelegentlich vor Derbheiten nicht zurück.

Aber der hervorstechendste Zug an ihm war die Treue, die aufs Ganze geht: Treue der Wissenschaft und ihren Jüngern, Treue der Familie, Treue den Freunden und Treue dem Vaterlande, sie hat er immer bewiesen. Wir haben schon geschildert, wie er in rastloser Arbeit, durch nichts abgehalten, seine Berufspflichten erfüllt hat. Diesen Beruf faßte er in weitestem Sinne. In den Zeilen, die er Usener zum 70. Geburtstag widmete (unten Nr. 18), führt er aus,

Verzeichnis der Schriften August Brinkmanns.

1. Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen. Diss. Bonn 1888 (edita 1891).
2. Die Streitschrift des Serapion von Thmuis gegen die Manichäer. Berl. Sitz.-Ber. 1894, 479.
3. Alexandri Lycopolitani contra Manichaei opiniones disputatio ed. A. Brinkmann. Lipsiae 1895.
4. Über eine unbeachtete Schrift unter dem Namen Arrians. Verh. d. 43. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln 1895, S. 86.
5. Die Theosophie des Aristokritos. Rhein. Mus. 51 (1896), 273.
6. Beiträge zur Kritik und Erklärung des Dialogs Axiochos. Rhein. Mus. 51 (1896), 441.
7. Der römische Limes im Orient. Bonn. Jahrb. 99 (1896), 252.
8. Ein neues Axiochoszitat. Rhein. Mus. 52 (1897), 632.
9. Die apokryphen Fragen des Bartholomaeus. Rhein. Mus. 54 (1899), 93.
10. Funde von Terra sigillata in Ostpreußen. Sitz.-Ber. der Altertumsgesellschaft Prussia XXI (1900), 73.
11. Antike Schlösser und Schlüssel. Ebenda S. 297.
12. Gregors des Thaumaturgen Panegyricus auf Origenes. Rhein. Mus. 56 (1901), 55.
13. Ein Schreibgebrauch und seine Bedeutung für die Textkritik. Rhein. Mus. 57 (1902), 481.
14. Zum Orakel von Tralles. Rhein. Mus. 58 (1903), 639.
15. Über die gegenwärtigen Aufgaben der philologischen Textkritik. Neue Jbb. f. Pädag. XII (1903), 563.
16. *ΛΑΜΒΔΑ ΠΕΡΙΕΣΤΙΓΜΕΝΟΝ*. Rhein. Mus. 59 (1904), 159.
17. Zu Galens Streitschrift gegen die Empiriker. Rhein. Mus. 59 (1904), 317.
18. Hermann Usener. Zum 70. Geburtstag. Bonner Zeitung. XIII. Jahrg. (1904), Nr. 251.
19. Lückenbüßer 1 (Hellanikos); 2 (Plynterienfeier). Rhein. Mus. 60 (1905), 159.
20. Klassische Reminiszenzen. Rhein. Mus. 60 (1905), 630.
21. Hermann Usener. Chronik der Rhein. Fried.-Wilh.-Universität zu Bonn 1905, 7.[1])
22. Phoibammon *περὶ μιμήσεως*. Rhein. Mus. 61 (1906), 117.
23. Nachlese zum Phoibammon. Rhein. Mus. 61 (1906), 633. Von Hugo Rabe und A. B.
24. Ein verschollenes Relief aus Neumagen. Bonner Jahrb. 114/5 (1906), 461.
25. Das Alter der Buchillustration des Terenz. Bonn. Jahrb. 114/5 (1906) 476.

---

[1]) Äußere Umstände und Stil machen es sehr wahrscheinlich, daß auch der anonyme Nachruf auf Usener, Kölnische Zeitung 1905 Nr. 1108, von Brinkmann stammt.

26. Über Horaz sat. I 8. Neue Jbb. f. Pädag. XVIII (1906) 232.
27. Rhetorica. Rhein. Mus. 62 (1907), 625.
28. Simpuvium-simpulum. Arch. für lat. Lexikogr. XV (1908) 139.
29. Franz Bücheler. Rhein. Mus. 63 (1908), III.
30. Johannes des Mildtätigen Leben des heiligen Tychon. Rhein. Mus. 63 (1908), 304.
31. Die Homer-Metaphrasen des Prokopios von Gaza. Rhein. Mus. 63 (1908), 618.
32. Zu Julians IV. Rede. Rhein. Mus. 63 (1908), 631.
33. Bericht über Ausgrabungen in Ostpreußen während der Jahre 1900—1902. Sitz.-Ber. der Altertumsgesellschaft Prussia XXII (1908), 250.
34. Über eine Gußform aus Kalkstein. Ebenda 505.
35. Kosmas und Damian. Rhein. Mus. 64 (1909), 157.
36. Der älteste Briefsteller. Rhein. Mus. 64 (1909), 310.
37. Lückenbüßer 3 (Konons Διηγήσεις); 4 (Phlegon mirab. 1); 5 (Theodoret). Rhein. Mus. 64 (1909), 479.
38. Lückenbüßer 6 (Konstantinos Manasses); 7 (Teukros v. Kyzikos.) Rhein. Mus. 64 (1909), 637.
39. Aus dem antiken Schulunterricht. Rhein. Mus. 65 (1910), 149.
40. Lückenbüßer 8 (Ninosroman). Rhein. Mus. 65 (1910), 319.
41. Die Protheorie zur Biographie eines Neuplatonikers. Rhein. Mus. 65 (1910), 617.
42. Zur Geschichte der Schreibtafel. Rhein. Mus. 66 (1911), 149.
43. Ein Brief Platons. Rhein. Mus. 66 (1911), 226.
44. Ein Denkmal des Neupythagoreismus. Rhein. Mus. 66 (1911), 616.
45. Zu Xenophons Poroi. Rhein. Mus. 67 (1912), 135.
46. Scriptio continua und anderes. Rhein. Mus. 67 (1912), 608.
47. Nachträge 1 (Ptolemaios π. κριτ. κ. ἡγεμ.); 2 (Kosmas und Damian); 3 (Johannes d. Mildtätigen Leben d. heil. Tychon); 4 (Fragen d. Bartholomaeus); 5 (Philistion). Rhein. Mus. 68 (1913), 157.
48. Lückenbüßer 9 (μέντοι u. καίτοι). Rhein. Mus. 68 (1913), 320.
49. Lückenbüßer 10 (Zu Not. degl. scavi 1912, 451); 11 (ἀρτικροτεῖν); 12 (Isidorus von Sevilla). Rhein. Mus. 68 (1913), 639.
50. Die olympische Chronik. Verh. d. 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg 1913, S. 159.
51. Galeni de optimo docendi genere libellus ed. A. Brinkmann. Univ.-Progr. Bonn 1914.
52. Zu Dionysios Brief an Pompeius und Demetrios περὶ ἑρμηνείας. Rhein. Mus. 69 (1914), 255.
53. Lückenbüßer 13 (Erdfeuer auf d. lyk. Olympos); 14 (Methodios Schrift über den heil. Nikolaos). Rhein. Mus. 69 (1914), 424.
54. Lückenbüßer 15 (Erdfeuer); 16 (Zur Inschr. vom Nemruddagh). Rhein. Mus. 69 (1914), 585.
55. Lückenbüßer 17 (Wunder der edessenischen Bekenner); 18 Enkomion des Arethas); 19 (Miracula S. Georgii). Rhein. Mus. 70 (1915), 156.

56. Lückenbüßer 20 (Chorikios). Rhein. Mus. 70 (1915), 335.
57. Die Olympische Chronik. Rhein. Mus. 70 (1915), 622.
58. Lückenbüßer 21. 22 (Zeus Panamaros). Rhein. Mus. 71 (1916), 159.
59. Lückenbüßer 23 (Aristoxenos). Rhein. Mus. 71 (1916), 288.
60. Lückenbüßer 24 (Sprachliches). Rhein. Mus. 71 (1916), 422.
61. Lückenbüßer 25 (Florilegien). Rhein. Mus. 71 (1916), 581.
62. Lückenbüßer 26 (Phil. de aet. mund.); 27 (Eratosthenes Kataster.). Rhein. Mus. 72 (1917/18), 319.
63. Kallimachos Kydippe. Rhein. Mus. 72 (1917/18), 473.
64. Lückenbüßer 28 (Kleanthes). Rhein. Mus. 72 (1917/18), 639.
65. Lückenbüßer 29 (Plat. Symposion). Rhein. Mus. 73 (1920/24), 126.
66. Altgriechische Mädchenreigen. Wissenschaftliche Beilage der Braunschweigischen Landeszeitung 1921 Nr. 38.
67. Die Meteorologie Arrians I. Rhein. Mus. 73 (1920/24), 373.

Verzeichnis des wissenschaftlichen Nachlasses von August Brinkmann.

Der wissenschaftliche Nachlaß von August Brinkmann ist im Akademischen Kunstmuseum Bonn, Hofgartenstraße 2, niedergelegt.

A. Kollationen.

1. Claudii Ptolemaei *περὶ κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ* rec. F. Hanow. 1870. Collation des cod. Vatic. 1038 f. 342 ff.[1]) — Photographie des cod. vatic. Gr. 1594.
2. Proklos' Chrestomathie (Westphal, Metrici Graeci I 227—254). Kollation des cod. Marc. 450 s. XII f. 300 v. ff. und Marc. 451 s. XII f. 248 v. ff.
3. Westermann, *Βιογράφοι.* Collat. des cod. Ambros. B 98 s. XIV: Herodoti q. f. vita Homeri; Marc. 196 s. X: Olympiodori vita Platonis; Notizen über *βίοι*-Handschriften, meist aus vatikanischen Handschriften.
4. Alexander Lycopolitanus: Manuskript der Ausgabe; Abschrift des cod. Laur. plut. IX cod. 23; Proben aus Berolin. und Barber.
5. Didymi q. f. adversus manichaeos liber. Abschrift des cod. Laur. plut. IX cod. 23: Material über Manichäer.
6. Serapionis Thmuitensis adversus manichaeos liber. Abschrift des cod. Genuensis XXVII s. XI.

6a. Titus v. Bostra. Ausgabe von Lagarde, kollationiert mit cod. Genuensis XXVII s. XI; dass. mit vielen textkritischen Anmerkungen auf Grund des syrischen Textes; zwei Übersetzungen des Syrus von Nix.

7. Miracula S. Georgii rec. Aufhauser 1913. Viele Anmerkungen, 9 Photographien einer Handschrift ohne nähere Bezeichnung.

---

[1]) Vgl. Rhein. Mus. 68 (1913), 157.

8. Palladius de gentibus Indiae. Conlatio cod. Vindob. s. XV ex. ad edit. C. Muelleri confecta ab A. Eberhard; Manuskript: Über eine unbeachtet gebliebene Schrift unter dem Namen Arrians.
9. Vita S. Mariae Aegyptiacae. Text auf Grundlage des cod. Vatic. Pal. 37 s. X; Kollation des Pal. und des cod. Angelicanus B. 2. 2. s. XI, der versio Pauli und des Bollandistentextes, sämtlich von Useners Hand; Abschrift der versio Pauli aus dem cod. Caroliruhensis XCI s. X, von Brinkmanns Hand.
10. Nicephori philosophi encomium S. Andreae Cauleae. Abschrift aus cod. Vindob. Gr. hist. eccl. XI f. 95 v. ff.
11. Theophylacti Bulgarorum episc. *παιδεία βασιλική* ex cod. Vindob. theol. Graec. XLIII f. 116 sqs. descripta et cum cod. Laur. 59, 12 collata; Material dazu.
12. Auctor ad Herennium ed. Kayser, mit Kollationen (nicht von Brinkmanns Hand).

B. Handexemplare.

13. Thukydides erkl. von Classen-Steup I[4]. 1897. Reiche Notizen zu I, 1—22.
14. Plato rec. Hermann VI. 1880. Viele Anmerkungen, besonders zu den pseudoplatonischen Dialogen.
15. Platons ausgew. Dialoge erkl. v. H. Sauppe: Protagoras.
16. Antisthenis fragmenta ed. Winckelmann. 1842. Reiche Notizen.
17. Aeschinis Socratici dialogi ed. Fischer. 1786. Reiche Notizen.
18. Xenophon, Scripta min. rec. Ruehl II. 1912. Notizen zu den *πόροι*.
19. Callimachi hymni et epigrammata ed. Wilamowitz. 3. Aufl. 1907. Notizen zu hymn. II; III.
20. Theokrit erkl. v. Fritzsche. 3. Aufl. 1881.
21. Dionysii Halicarnasei opuscula ed. Usener-Radermacher I; II. Besonders reiche Notizen zum Brief an Pompejus.
22. Strabo ed. Kramer I; II. Notizen besonders in Bd. II.
23. Heracliti quaestiones Homericae ed. societas philologica Bonnensis. 1910.
24. Onesandri de imperatoris officio rec. Koechly. 1860.
25. Demetrii et Libanii q. f. *τύποι ἐπιστολικοί* ed. Weichert. 1910.
26. *Περὶ ὕψους* ed. Jahn-Vahlen. 2. Aufl. 1887.
27. Gregorii Thaumaturgi panegyricus in Origenem ed. Bengel. 1722; dass. herausg. v. Koetschau. 1894.
28. Iulianus imperator ed. Hertlein I. 1875. Notizen besonders zu orat. VI und VII.
29. Marci Diaconi vita Porphyrii episc. Gazensis ed. Societ. philol. Bonn. 1895. — Nuth, De Marci Diac. vita Porph. Gaz. 1897.
30. C. Kempen, Procopii Gazaei in imperatorem Anastasium panegyricus. Bonn 1918.
31. Terenz, Phormio erkl. v. Dziatzko-Hauler. 4. Aufl. 1913.
32. Lucretius ed. Bernays. 1879.

33. Ciceronis epistulae ed. Mendelssohn. 1893. Viele Notizen zu B. VIII.
34. M. Odau, Quaestionum de VII et VIII Platonis epistula capita duo. 1900. Viele Notizen zu S. 89 ff.
35. Pohlenz, Rez. v. Arnim, Platons Jugenddialoge und Immisch, Neue Wege der Platoforschung (Göttinger Gel. Anzeigen 1916, 241 ff.).
36. C. F. Hermann, De Aeschinis Socratici reliquiis. 1860.
37. P. Lang, De Speusippi Academici scriptis. 1911.
38. E. Bethe, Proklos und der epische Kyklos (Hermes 26, 593 ff.).
39. Bonwetsch, Die apokryphen Fragen des Bartholomäus (Nachr. Gött. Ges. 1897, 1 ff.).
40. Usener, Der heilige Theodosius. 1890. Viele Notizen im Kommentar.
41. A. Dieterich, Die Grabschrift des Aberkios. 1896.
42. Kroehnert, Canonesne poetarum, scriptorum, artificum per antiquitatem fuerunt? 1897. Reiche Notizen zu S. 5—10.
43. Handexemplare eigener Werke und Aufsätze.

C. Kollegs, Vorträge usw.

44. Thukydides. Darin: Die Archäologie des Thukydides; Entwicklung des Schiffswesens bis zu den Perserkriegen.
45. Thukydides' Reden.
46. Platons Leben und Schriften; darin Materialsammlung zum Nachleben Platons.
47. Demosthenes.
48. Philon v. Alexandreia.
49. Einleitung in die griechische Literaturgeschichte.
50. Geschichte der griechischen Prosaliteratur; Material, besonders zu Prosarhythmus und Hiat.
51. Griechische Lyrik. Material zu Arbeits- und Volksliedern.
52. Attische Komödie.
53. Geschichte der attischen Beredsamkeit.
54. Alexandrinische Dichtung.
55. Eine literarische Renaissance in Byzanz; Material zur byzantinischen Literatur, besonders über Sammelhandschriften, byz. Kalender, Photios.
56. Griechische Kulturgeschichte.
57. Soziale und politische Theorien des Altertums.
58. Religion der Griechen; Material, besonders über Heraklestaten, Aretalogie, Gebet für andere, orientalische Gottheiten, allegorische Interpretation; Manuskript: Vergötterung der hellenistischen Könige.
59. Jenseitsvorstellungen der Griechen und Römer.
60. Antikes Buchwesen; reiches Material, besonders zur Handschriftenkunde, Diptychon, Kalamosbehälter, Rolle, Buchtitel, Stichoi, Kopistenfehler, Edition, Kodex, Bibliotheken; bildliche Darstellungen zum Buchwesen.

61. Römische Geschichte.
62. Römische Geschichtsschreibung.
63. Die römische Glasindustrie und ihr Export nach Ostpreußen. Der römische Grenzwall und seine Erforschung durch das Reich. Das Römerkastell Saalburg. Der Limes im Orient.
64. Material zu Seminarübungen: Xenoph. Poroi; Musaeus, Hero und Leander; Apul. Apol.; Cic. ad Cael.

D. Materialsammlungen, Manuskripte usw.

65. Verlesen und Verschreiben, z. T. geordnet; Kolleg: Methodik der Textkritik; Handexempl. v. Zur Gesch. der Schreibtafel.
66. 67. Dass. ungeordnet.
68. Zur Geschichte des Wortes καμάρα = Kammer.
69. Zur philosophischen Terminologie.
70. Zum Axiochos; dabei Buresch, Leipz. Stud. IX 3; Immisch, Philologische Studien zu Platon I; Wilamowitz, Rezens. des Vor. (Gött. Gel. Anz. 1895); Zwei Manuskripte aus der Studentenzeit. Sprachliches Material.
71. Zu den Socratici, besonders zu Phaidon v. Elis (Zopyros und das Erziehungsproblem), Fragmentsammlung des Phaidon; Manuskript: De Phaedonis Elei dialogis.
72. Zu Dionys v. Halikarnass, besonders zum Brief an Pompejus.
73. Zu Gregorios Thaumaturgos Panegyrikus auf Origenes.
74. Zu Marci Diac. Vita Porphyrii Gazensis. Meist sprachliches Material.
75. Material und Vorträge zur Rhetorik aus der Studentenzeit.
76. Der Rhetor Romanos und Chorikios; unvollendetes Manuskript, reiches Material.
77. Nikolaos v. Myra und der Anonymus Seguerianus περὶ ῥητορικῆς, unvollendetes Manuskript, Material.
78. Zum Atticismus; Manuskr. über Eustathios v. Antiocheia.
79. Zum Aberglauben, darunter: Alter Volksbrauch, Volkstümliches aus Märtyrerakten und Heiligenleben.
80. Artemis.
81. Sozon; unvollständiges Manuskript, Material.
82. Zu altchristlichen Legenden.
83. Excerpte aus Kirchenvätern.
84. Zur Epigraphik.
85. Zu Papyri.
86. Der Erfinder der griechischen Tachygraphie; unvollständiges Manuskript, wenig Material.
87. Zu Türen und Schlössern und sonstigen Privataltertümern.
88. Zum Wagen im Altertum.
89. Zu Technik und Archäologie.
90. Kleinere Sammlungen zu griech. und röm. Schriftstellern.
91. Verm. Notizen zur griechischen und römischen Literatur.
92. Verm. Notizen zur griechischen und lateinischen Sprache.
93—98. Ungeordnete Notizen verm. Inhalts.

99. Manuskripte eigener gedruckter Aufsätze.
100. Brinkmanns Seminararbeiten.
101. Nachlaß Herm. Deiters: Manuskript einer Ausgabe d. Aristides Quintilianus mit vollständigem Material dazu.

Außerdem sind in Privatbesitz von Freunden und Schülern übergegangen Handexemplare von Platons Symposion, Dion v. Prusa und Philo Mechanicus, sowie ein Kolleg über die römische Satura.

Nachtrag.

Es besteht die Absicht, aus dem Nachlaß außer Schriftenverzeichnis Nr. 67 die Fortsetzungen zu Nr. 67 und den Vortrag über Altgriechische Mädchenreigen (vgl. Nr. 66) herauszugeben. Da es unsicher ist, ob Nachlaß Nr. 76 sich für die Herausgabe wird fertigstellen lassen, sei hier wenigstens das Resultat Brinkmanns mitgeteilt. Hugo Rabe, der die Durchsicht des Materials übernommen hat, formuliert es folgendermaßen: „Camphausens Ergebnis (S. V ff. seiner Ausgabe des Romanos, Leipzig 1922), die Schrift *περὶ ἀνειμένου* gehöre dem Ausgange des Altertums an, wird bestätigt durch das nahe Verhältnis zwischen der Theorie des Romanos und der Praxis des Chorikios; dieser hat seine *διαλέξεις* bewußt (vgl. auch Philol. 54 [1895], 119, 11 ff.) im *ἀνειμένος χαρακτήρ* gehalten."

Weitere Nekrologe auf Brinkmann s. A. Elter, Chronik der Rhein. Friedr. Wilhelms-Univ. zu Bonn 1922/3 S. 5.

---

61. Römische Geschichte.
62. Römische Geschichtsschreibung.
63. Die römische Glasindustrie und ihr Export nach Ostpreußen. Der römische Grenzwall und seine Erforschung durch das Reich. Das Römerkastell Saalburg. Der Limes im Orient.
64. Material zu Seminarübungen: Xenoph. Poroi; Musaeus, Hero und Leander; Apul. Apol.; Cic. ad Cael.

D. Materialsammlungen, Manuskripte usw.

65. Verlesen und Verschreiben, z. T. geordnet; Kolleg: Methodik der Textkritik; Handexempl. v. Zur Gesch. der Schreibtafel.
66. 67. Dass. ungeordnet.
68. Zur Geschichte des Wortes καμάρα = Kammer.
69. Zur philosophischen Terminologie.
70. Zum Axiochos; dabei Buresch, Leipz. Stud. IX 3; Immisch, Philologische Studien zu Platon I; Wilamowitz, Rezens. des Vor. (Gött. Gel. Anz. 1895); Zwei Manuskripte aus der Studentenzeit. Sprachliches Material.
71. Zu den Socratici, besonders zu Phaidon v. Elis (Zopyros und das Erziehungsproblem), Fragmentsammlung des Phaidon; Manuskript: De Phaedonis Elei dialogis.
72. Zu Dionys v. Halikarnass, besonders zum Brief an Pompejus.
73. Zu Gregorios Thaumaturgos Panegyrikus auf Origenes.
74. Zu Marci Diac. Vita Porphyrii Gazensis. Meist sprachliches Material.
75. Material und Vorträge zur Rhetorik aus der Studentenzeit.
76. Der Rhetor Romanos und Chorikios; unvollendetes Manuskript, reiches Material.
77. Nikolaos v. Myra und der Anonymus Seguerianus περὶ ῥητορικῆς, unvollendetes Manuskript, Material.
78. Zum Atticismus; Manuskr. über Eustathios v. Antiocheia.
79. Zum Aberglauben, darunter: Alter Volksbrauch, Volkstümliches aus Märtyrerakten und Heiligenleben.
80. Artemis.
81. Sozon; unvollständiges Manuskript, Material.
82. Zu altchristlichen Legenden.
83. Excerpte aus Kirchenvätern.
84. Zur Epigraphik.
85. Zu Papyri.
86. Der Erfinder der griechischen Tachygraphie; unvollständiges Manuskript, wenig Material.
87. Zu Türen und Schlössern und sonstigen Privataltertümern.
88. Zum Wagen im Altertum.
89. Zu Technik und Archäologie.
90. Kleinere Sammlungen zu griech. und röm. Schriftstellern.
91. Verm. Notizen zur griechischen und römischen Literatur.
92. Verm. Notizen zur griechischen und lateinischen Sprache.
93—98. Ungeordnete Notizen verm. Inhalts.

99. Manuskripte eigener gedruckter Aufsätze.
100. Brinkmanns Seminararbeiten.
101. Nachlaß Herm. Deiters: Manuskript einer Ausgabe d. Aristides Quintilianus mit vollständigem Material dazu.

Außerdem sind in Privatbesitz von Freunden und Schülern übergegangen Handexemplare von Platons Symposion, Dion v. Prusa und Philo Mechanicus, sowie ein Kolleg über die römische Satura.

Nachtrag.

Es besteht die Absicht, aus dem Nachlaß außer Schriftenverzeichnis Nr. 67 die Fortsetzungen zu Nr. 67 und den Vortrag über Altgriechische Mädchenreigen (vgl. Nr. 66) herauszugeben. Da es unsicher ist, ob Nachlaß Nr. 76 sich für die Herausgabe wird fertigstellen lassen, sei hier wenigstens das Resultat Brinkmanns mitgeteilt. Hugo Rabe, der die Durchsicht des Materials übernommen hat, formuliert es folgendermaßen: „Camphausens Ergebnis (S. V ff. seiner Ausgabe des Romanos, Leipzig 1922), die Schrift *περὶ ἀνειμένου* gehöre dem Ausgange des Altertums an, wird bestätigt durch das nahe Verhältnis zwischen der Theorie des Romanos und der Praxis des Chorikios; dieser hat seine *διαλέξεις* bewußt (vgl. auch Philol. 54 [1895], 119, 11 ff.) im *ἀνειμένος χαρακτήρ* gehalten.“

Weitere Nekrologe auf Brinkmann s. A. Elter, Chronik der Rhein. Friedr. Wilhelms-Univ. zu Bonn 1922/3 S. 5.

---

brachten Hunderte von Artikeln und Miszellen aus Stangls Feder. Diese Parerga behaupten ihren selbständigen Wert; abgesehen davon, daß sie einen Blick in die Arbeitsweise Stangls werfen lassen, der mit unermüdlichem Fleiße und echt philologischer Treue bestimmte Gebiete der Textkritik immer wieder anbaute und erweiterte, sind sie die besten Erläuterungen zu den Hauptschriften. Wären sie nur gesammelt! Diese Sammlung gäbe ein anschauliches Bild von dem vielseitigen Interesse des Gelehrten, seinem überragenden Wissen, seinem Scharfsinn, seiner Bedeutung als Textkritiker.

Es ist ein schwerer Verlust, daß es ihm nicht vergönnt war, die noch fehlenden zwei Bände seiner Scholiastenausgabe — sie sollten die Textgeschichte und die Indices bringen — und die seit Jahren vorbereitete große Ausgabe des Curtius zu vollenden. Die Größe dieses Verlustes kann nur ermessen, wer einen Blick in die letzten Arbeiten des Verstorbenen, besonders in die zu Curtius, werfen durfte. Der handschriftliche Nachlaß befindet sich in der Münchener Staatsbibliothek.

Als Lehrer hat Stangl eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entfaltet. Seine Vorlesungen — anfänglich nicht auf das Latein beschränkt, vgl. das Verzeichnis unten — umfaßten neben der Theorie des lateinischen Stils hauptsächlich Plautus, Cicero, Horaz und Tacitus. Besonders die vorzüglichen Einleitungen zu den genannten Autoren waren bei seinen Schülern hoch geschätzt.

Beliebt und stark besucht wie die Vorlesungen war auch sein Seminar; hier darf vielleicht daran erinnert werden, daß Stangl, der einen sehr feinen Kunstsinn und nicht gewöhnliche Kenntnisse auf dem Gebiet der Kunstgeschichte besaß, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Hörer auf die neuesten archäologischen Funde aufmerksam zu machen.

Groß war die Zahl der Themen zu wissenschaftlichen Arbeiten und Dissertationen, die er seinen Schülern stellte, und unglaublich die Geduld, mit der er dem Anfänger den Weg wies, stets hilfsbereit, auch wenn er unter der eigenen Arbeitslast fast zusammenbrach. Gerade da, im persönlichsten Verkehr, lernte man sein gutes Herz ahnen, das er gern unter einer rauhen Außenseite versteckte. Denn nicht leicht gestattete er einen Einblick in sein Inneres; nur zweimal hörte ich ihn klagen und mehr aus sich herausgehen: beim Hinscheiden seiner hochbetagten, erblindeten Mutter, der allein er sich ganz öffnete, und beim Heldentod seines Sohnes Theodor. —

Bibliographie.

I. Die Hauptschriften:

1. Ciceronis orationum scholiastae. Vol. II: Commentarios continens. Lipsiae (Tempsky-Freytag) 1912.

Vgl. P. Weßner in BphW 32 (1912) Nr. 51, J. H. Schmalz in WklPh 29 (1912) Nr. 51, Fr. Luterbacher in Jahresb. d. philol. Ver. Berlin 38 (1912) 365 f., Ed. Ströbel in Bayr. Blätt. f. d. Gymn. 49 (1913) 57 f., C. Brakman in Rev. de l'instr. publ. en Belg. 1913, Heft 1, Rem. Sabbadini in Boll. di filol. class. 19 (1913) 173 f., Edg. Martini im Lit. Zentralbl. 64 (1913) 144 f., Ein. Löfstedt in Deutsche Lit. Zeitg. 1913, 679 f., Em. Thomas in Rev. crit. 47 (1913) 248 f.

2. Cicero-Ausgaben (alles bei Freytag in Leipzig):

a) de oratore libri tres rec., 1893; b) Brutus de claris oratoribus rec. 1886 [durch die Einleitung und den krit. Apparat die Grundlage aller späteren Ausgaben]; c) Orator ad Brutum rec. 1885. Handschriftliche und textkritische Vorarbeiten dazu in Bayer. Blätt. f. d. Gymn. 1882 ff. (Band 18, 19, 21, 23). — Besprochen in Burs. JB. 80, 166 f. und 319 f.

3. Q. Curti Rufi historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Schulgebrauch her. Leipzig (Freytag) 1902. „Une édition vraiment scientifique" E. Thomas in Rev. crit. 1912, Nr. 11. „Wissenschaftlich hochbedeutsam" J. Golling in Z. f. ö. G. 1912, 1075. „Die Textänderungen sämtlich wohl erwogen" Lit. Zentralbl. 1902, Nr. 44. „Die bedeutendste neue Ausgabe" A. Weinhold in seiner Curtiusausgabe 1906, p. III. „Als Unterlage für den Text galt die Ausgabe von Th. Stangl" Menge-Fried in der Curtiusausgabe 1911, p. III.

4. Virgiliana. Die grammatischen Schriften des Galliers Virgilius Maro auf Grund einer erstmaligen Vergleichung der Handschrift von Amiens und einer erneuten der Handschriften von Paris und Neapel untersucht 1891. (Festschrift zur 41. Philol.-Versammlung.) — Rez. Lit. Zentralbl. 1891 Nr. 34, WklPh. 1891 Nr. 49, BphW. Nr. 52, Neue phil. Rundschau 1892 Nr. 1, Deutsche Lit. Zeitg. 1892 Nr. 29.

II. Sonstige Veröffentlichungen:

1. Tulliana. Der Text des Thes. l. L. zu Cic. de or. in ausgewählten Stellen besprochen. Progr. Luitpoldgymn. München 1897/8. — Dieses Progr. bezieht sich auf eine Arbeit Stangls für den Thesaurus, „Text, Erklärungen und handschriftliche Varianten zu Cic. de orat. l. I—III" (1895). — Rez. BphW. 18 (1898 Nr. 17, DLZ. 1898 Nr. 7, Bayer. Bl. f. d. Gymn. 34 (1898) 315 f., Z. f. ö. G. 1899, 22, Cultura VII Bd. 9, 652 f., Rev. de l'instr. publ. en Belg. 41, 332 f., Rev. crit. 32, 124. — Einen vollständ. Index zu Cic. de orat. fertigte auf Stangls Anregung und Textunterlage hin sein früherer Hörer W. Werner.

2. Tulliana. Progr. München 1887/8. Zu Ciceros Reden. — Rez. Burs. JB. 1889, Z. f. ö. G. 40, 734 f., WklPh 1890, 265 f.

3. Vorarbeiten zur Scholiastenausgabe:

a) Asconiana, WklPh 1906, Nr. 40 und 41, 1909, Nr. 4 und 6. Philol. 69 (1910) 489—550. — Darüber schrieb die Rev. crit. 69 (1911) Nr. 19: On n' eût pas cru qu'un article de revue pût contenire autant d' excellentes choses.

b) Zu den Bobienser Scholien: Rhein. Mus. 39 (1884) 231 f. (Ergebnisse der Neuvergleichung des Mailänder Palimpsests). Bobiensia. Progr. München 1893/4. Rez. BphW 1894, 1421, DLZ 1895, 364 f., Rev. crit. 1894, 259 f.

Neue Bobiensia: Philol. 68 (1909) 71—87 und Rhein. Mus. 65 (1910), 88 ff., 249 ff., 420 ff. Vgl. bes. Luterbacher in JB. d. philol. Ver. Berlin 36 (1910) 248.

c) Zu Pseudasconius: Rhein. Mus. 39 (1884) 579 f. (Handschriftliches aus Florenz und Neapel).

Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonym. Schol. zu Ciceros vier ersten Verrinen auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften untersucht. Paderborn (Schöningh) 1909. — Rez. Lit. Zentralbl. 1910 Nr. 21, BphW 29 (1909) Nr. 52, WklPh 26 (1909) Nr. 41, JB. d. philol. Ver. Berl. 36 (1910) 244 ff., Rev. crit. 67 (1909) Nr. 19, The Class. Review 24 (1910) Nr. 6, Riv. di filol. 39 (1911) fasc. 3, Holländ. Museum 17 (1910) Nr. 8.

d) Zu den Gronovscholien: „Der sog. Gronovscholiast zu 11 Ciceron. Reden. Überlieferung, Text und Sprache auf Grund einer Neuvergleichung der Leydener Handschrift dargestellt.“ — Prag-Leipzig (Tempsky-Freytag) 1884. — Weitere textkrit. und sprachliche Untersuchungen in WklPh 1905 Nr. 16, 1906 Nr. 13, 14, 17; BphW 1906 Nr. 38, 39, 40, 41. — Außerdem hat Stangl für den Thes. l. L. 800 Zettel aus den schol. Bob. und Gronov. bearbeitet. Lexika zu Ascon. und den schol. Bob., Pseudasc. und Gronov. fertigten auf Stangls Anregung hin vier bayerische Gymnasiallehrer, die in Cic. orat. schol. II p. 4 genannt sind. Als bester Kenner der Ciceroscholien und größte Autorität auf diesem Gebiet wurde Stangl anerkannt von P. Weßner, Burs. JB. 1908 (Bd. 139) 143, E. Thomas, Rev. crit. 67 (1909) Nr. 19 und ebenda 69 (1911) Nr. 19, A. C. Clark, The Class. Review 24 (1910) Nr. 6.

4. Zu Caesar: Im Aufsatze „Die Bibliothek Ashburnham“, Philol. 45 (1886) 201—236 gab Stangl die erste genaue Beschreibung des cod. Ashburnh. mit Kollationsprobe. — Vgl. JB. d. philol. Ver. Berlin 13, 347.

5. Zu Valerius Maximus: Philol. 45 (1886) 225—236. — Vgl. K. Kempf in dessen Ausgabe des Val. Max. (1888), p. XX sq. „Zur Textkritik des Val. Max. und Julius Paris“, BphW 32 (1912) Nr. 39, 40, 42 f.

6. Zu Curtius Rufus: Stangl hat erstmals den cod. Vatic. Reginensis 971 saec. XII vollständig verglichen. S. hierüber JB. d. philol. Ver. Berlin 14, 223 f. „Der präpositionslose Richtungsakkusativ bei Curtius Rufus“, BphW 25 (1905) Nr. 39, 40, 41.

Ein alle Wörter und Stellen umfassendes Lexikon zu Curtius fertigte auf Stangls Kosten Dr. Isidor Oblinger, ein früherer Hörer († 1914); auch Oblingers Dissertation Curtiana (Würzburg 1910), ferner die Quaestiones Curtianae von O. Büttner (1903) und die Curtiana von G. Dostler (1904) sowie des letzteren Programm von Kempten (1907) beruhen auf Anregungen Stangls.

7. Zu Seneca d. J.: 'Th. Stangl ... novam me parare dialogorum editionem cum audivisset, multa atque utilia perscripsit et ad explicandum et ad emendandum Senecae sermonem', Senecae dialogi ed. Hermes (1905), praef. p. XVIII.

8. Zu Tacitus: „Zur Textkritik der Annalen des Tacitus", WklPh 1905, 327, Nr. 27 und 28. — Anerkannt von G. Andresen, JB. d. philol. Ver. Berlin 1905, 327.

9. Zu Plinius d. J.: Im Philol. 45 (1886), 220 f. die erste genauere Nachricht über den von Louis Havet wiedergefundenen cod. Riccardianus (= Ashburnham.). Philol. 45, 642—79 Stammbaum, allgemeine Wertbestimmung und Einzelverwertung für die Textgestaltung. Vgl. Burs. JB. 63, 245 und R. C. Kukula in seiner Pliniusausgabe (1908), praef. p. IV, VIII und IX, sowie p. III der Ausgabe von 1912.

10. Zu P. Annius Florus: Sprachgeschichtliches im Philol. 64 (1905), 307 ff.

11. Zu Marius Victorinus: Erste kritische Ausgabe von 'De definitionibus' auf Grund von zwei Münchener Hss. und einer Berner (Programm München 1887/8.)

12. Zu Boethius: Boethiana vel Boethii commentariorum in Ciceronis topica emendationes ex VIII codicibus haustas et auctas observationibus grammaticis composuit Th. Stangl. Gotha (Perthes) 1882 (davon S. 1—62 gesondert als Münchener Dissertation ausgegeben). — Die 8 Hss. erstmals verglichen! — Pseudoboethiana, Fleckeis. Jahrb. 127 (1883), 193—208 und 285 bis 301.

13. Zu Cassiodorius Senator: Für die Wiener Akademie hat Stangl die zu den betr. Schriften einzig erhaltene Veroneser Hs. (saec. VI/VII) neu verglichen. Näheres s. Wien. Sitz.-Ber. 1887 (Band 114), 405 f. und Bayer. Blätt. f. d. Gymn. 34 (1898) 249 bis 283 und 545—591.

Der letztere Aufsatz als sehr ergiebig für die Eigentümlichkeiten des Spätlateins sehr oft zitiert von Schmalz in dessen Lat. Synt. und Stilist. und im Antibarbarus.

14. Varia: Zu Arnobius: BphW 30 (1910) Nr. 4 und 5. — Zu Lucifer Calaritanus: Philol. 50 (1891) 74 f. — Zu den Rhet. Lat. min.: Progr. München 1887/8, S. 48 f. u. Philol. 54 (1895) 355 f. Zu den Grammat. Lat. V: Münchener Xenien 1891, S. 29 f.

Die vorstehende Zusammenstellung ist, wie bemerkt, durchaus nicht vollständig; es kam hier nur darauf an, die Hauptgebiete zu nennen, auf denen Stangl gearbeitet hat. Nicht berücksichtigt sind die vielen Aufsätze und Miszellen, die er besonders seit 1912 in den beiden Berliner philol. Wochenschriften und sonst veröffent-

licht hat, darunter wichtige Arbeiten zu der handschriftlichen Überlieferung der rhetorischen Werke Ciceros.

Es sei noch gestattet, die (vierstündigen) Vorlesungen Stangls aufzuzählen:

1. Sophokles Aias mit Einleitung über die Entwicklung des Dramas.

2. Demosthenes' Staatsreden und Einleitung über die Entwicklung der Beredsamkeit. Übersetzung und Interpretation der Kranzrede.

3. Entwicklung des vorklassischen Lateins und Erklärung von Plautus' Trinummus.

4. Ciceros Orator mit Einführung ins klassische Latein und in die Entwicklung der rhythmischen Prosa seit dem 5. Jahrh. v. Chr.

5. Horatius' Briefe mit Einleitung über die Entwicklung der von ihm gepflegten Literaturgattungen.

6. Tacitus' Annalen [abwechselnd Historien] mit Überblick über die Entwicklung der römischen Geschichtschreibung und des nachklassischen Lateins.

7. Theorie des lateinischen Stils oder über die lexikalische, grammatische, logische und ästhetische Korrektheit als die wesentlichen Merkzeichen der Kunstsprache. Mit Einleitung über die lateinische Stillehre seit der Renaissance.

In seinem stark besuchten Seminar behandelte Stangl vor allem altlateinische Inschriften, dann die Corneliabriefe, Briefe Ciceros und Plinius', ferner Cic. de orat. I, die Reden aus Sallusts historiae, die Appendix Vergiliana, die Dirae des Valerius Cato, Satiren und Oden des Horaz, Quintil. inst. X 1, Sueton. de gramm. et rhet. [hiervon hatte Stangl für Seminarzwecke eine hübsche Ausgabe veranstaltet], ausgewählte Partien von Bergks Lyrikern usw. Sehr beliebt waren seine griechischen und lateinischen Stilübungen sowie seine feinsinnigen Übersetzungen der Klassiker.

Friedrich Vollmer.

Geb. 14. November 1867, gest. 21. September 1923.

Von

Hans Rubenbauer in München.

Bei Abfassung des Lebensbildes meines unvergeßlichen Lehrers konnte ich in ausgiebiger Weise V.s erhaltene Korrespondenz benützen; außerdem ließen mir Verwandte und Freunde des Verewigten mündlich und schriftlich viele wertvolle Mitteilungen zukommen. Insbesondere erteilte Frau Professor Vollmer auf all meine Anfragen bereitwilligst jede gewünschte Auskunft.

Friedrich Karl Vollmer wurde geb. am 14. November 1867 zu Fingscheidt, einem Flecken der Rheinprovinz bei Langenberg im Regierungsbezirk Düsseldorf. Sein Vater Valentin V. war Volksschullehrer, ein Mann, der das Amt eines preußischen Schulmeisters so ernst wie nur irgend einer auffaßte. Eine Fülle reicher Tätigkeit, die seine Gesundheit allerdings vor der Zeit untergrub, leistete er vor allem in seiner Stellung als Rektor des Lehrerinnenseminars und des damit verbundenen Lyzeums in Kaiserswerth, wohin er im Jahre 1869 berufen wurde. Wie ein Nekrolog eines Kollegen bezeugt, „war er ein Anhänger jener guten alten Schule, die noch nicht den Wert und die Wirkung der ganzen, in sich geschlossenen Persönlichkeit gegen die aus allerlei Regeln und Mittelchen zusammengestoppelte pädagogische Strohpuppe eingetauscht hatte.... Schlicht, wie er dastand, rührte er alle durch die Größe und Schönheit seiner Seele. Seine pädagogische Kunst lag in der Sammlung, in dem Werte seines eigenen Wesens." Peinliche Gewissenhaftigkeit und unermüdlicher Schaffensdrang ging von ihm auf Friedrich V. über. Die Heiterkeit des rheinischen Temperaments war ihm nicht fremd; auf Schulausflügen, in den Erholungsstunden war er der Fröhlichsten einer. Aber nie verlor er das Ziel aus den Augen, seine Söhne — neben Friedrich wuchsen zwei jüngere Brüder heran — zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Mit wohlbedachtem Ernst, in früheren Jahren sogar mit einer gewissen Strenge zügelte er das Temperament der Kinder.

In schöner Harmonie ergänzte sein Wesen die Gattin, die er

im Jahre 1866 heimführte, Marie geb. Hilverkus aus Elberfeld. Unerschütterliches Gottvertrauen, echte Seelengüte und nie rastende Sorge für die Ihren bildeten die Grundzüge ihres Charakters. Das Übermaß an Arbeit, die insbesondere in Kaiserswerth, wo Seminaristinnen als Pensionärinnen den Hausstand vermehrten, auf ihren Schultern ruhte, vermochte ihr reiches Seelenleben nicht zu unterdrücken. Für fremde Sprachen, für Musik und Zeichnen hatte sie weit über den Durchschnitt hinausgehende Fähigkeiten, die sich in den besonderen Anlagen des Sohnes widerspiegelten. V. brachte ihr bis zu seinem Tode innigste Liebe und Dankbarkeit entgegen. So beglückte ihn bei der Mitteilung, daß seine akademische Laufbahn gesichert sei, vor allem der Gedanke, daß es seiner Mutter vergönnt war, diesen Erfolg des Sohnes zu erleben (Sudhaus, 2. April 1905). Der allzufrühe Hingang ihres Ältesten war der härteste Schlag, der die Mutter in ihren alten Tagen traf.

Ein selten harmonisches Familienleben verschönte V.s Jugendjahre. Ein inniges Verhältnis zur Natur bekundete sich in der sorglichen Pflege des eigenen Gärtchens und in täglichen gemeinsamen Spaziergängen. Die Abende waren gemeinschaftlicher Lektüre oder noch lieber der Pflege guter Musik gewidmet. Zeitlebens hat V. daran festgehalten, seine Erholung, deren er sich leider nur allzuwenig gönnte, in diesen Beschäftigungen zu suchen.

Ein gewisses romantisches Element wurde in das tägliche Leben durch die Besuche des Großvaters, eines einfachen Zollbeamten, gebracht. Kinder und Erwachsene wurden es nicht müde, den Erinnerungen aus seinem bewegten Berufsleben, besonders den Erzählungen von dem ewigen Kampfe mit verschlagenen Schmugglerbanden, zu lauschen. Noch als Student in Bonn empfand es V. jedesmal als große Freude, wenn den alten Herrn der Weg aus Hohenlimburg, wo er im Ruhestand lebte, zur Musenstadt herüberführte.

Den ersten Unterricht erhielt V. in der mit der Diakonissenanstalt verbundenen Waisenhausschule in Kaiserswerth. Daneben wurde er von dem Vater und Privatlehrern in Latein, Griechisch und Mathematik privatim bis zur Obertertia vorbereitet. Er faßte alles schnell auf mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregte. Mit 12 Jahren schon konnte er seinen Vater, der auch das Organistenamt in der Diakonissengemeinde zu versehen hatte, im Orgelspiel vertreten. Sein Vater hoffte, ihn auf der Fürstenschule zu Pforta unterbringen zu können; allein die Organistenfreistelle, auf die er reflektierte, war schon vergeben, und so kam der junge V., mit

tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, an das Lippesche Leopoldgymnasium in Detmold, das damals unter der energischen Leitung des Direktors Dr. Thiele stand. Er bezog im Jahre 1880 die O III des Gymnasiums; in Pension war er bei einem Freunde seines Vaters, dem Lehrer Müller in Remmighausen, untergebracht. Die erste längere Trennung von einem so liebevollen Elternhause machte den Knaben todunglücklich. Rührend sind die kindlichen Briefe aus dieser Zeit, in denen sich immer wieder brennendes Heimweh ausspricht. Als im Jahre 1882 sein Bruder Emil ihm zugesellt wurde, fühlte er sich weniger verlassen. Später bildete ihm auch sein Aufenthalt in Detmold eine liebe Erinnerung. Das verklärende Gedenken macht ihm den Ort zu einem „allerliebsten Fleck Erde" (Peters, 15. 7. 86.).

Den nicht geringen Anforderungen, die von der Schule gestellt wurden, zeigte er sich leicht gewachsen. Insbesondere glänzte er in lateinischen Exerzitien. Mit zähem Fleiß bewältigte er schon damals neben den Schulautoren ein stattliches Maß von Privatlektüre. Da sein Vater ihn für seine Klasse noch zu jung glaubte — V. war damals ein etwas zarter Junge —, nahm er die Söhne Ostern 1883 von der Anstalt weg, um ihnen ein halbes Jahr im Elternhaus Ruhe zu gönnen; zugleich sollten sie in Kaiserswerth zur Konfirmation vorbereitet werden. Im Herbst 1883 nahmen sie den Unterricht in den Klassen wieder auf, die sie zuletzt durchlaufen hatten; doch kehrten sie jetzt nicht nach Detmold zurück, sondern sie sollten den Rest der Schule am königlichen Gymnasium im benachbarten Düsseldorf erledigen. Nun konnte V. wenigstens die Sonntage regelmäßig zu Hause verbringen. Montags geleitete die Knaben gern der Vater, wenn es ihm die Zeit erlaubte, ein tüchtiges Stück Wegs zur Stadt; dieser Schulweg blieb auch dem Manne in lieber Erinnerung. Von den Lehrern machte besonders der Direktor Uppenkamp auf ihn großen Eindruck. Noch bei der Ausarbeitung seiner Horazausgabe denkt er gerne an die Zeit, da er bei ihm in der Schule den Schriftsteller gelesen.

Ostern 1886 erhielt V. das Maturitätszeugnis und verließ als unbestrittener Primus des Jahrgangs die Anstalt. Bei der Entscheidung für einen Lebensberuf kam ihm wohl der Gedanke, ob er sich nicht ganz dem Studium der Musik, worin er schon nicht gewöhnliche Fortschritte gemacht hatte, widmen sollte. Er war schon damals ein vorzüglicher Klavierspieler und auch in theoretischen Musikkenntnissen wohl beschlagen; auch in kleineren

Kompositionen versuchte er sich gelegentlich, so daß die Künstlerlaufbahn ihm wohl Aussichten auf Erfolg hätte bieten können. Doch gab V. dieser Neigung nicht nach, sondern widmete sich gleich nach seinem Übertritt zur Hochschule mit Feuereifer dem Studium der Philologie, die damals ja gerade an der von ihm zunächst bezogenen Universität Bonn besonders in Blüte stand. Klassische und germanische Philologie betrieb er mit gleicher Liebe, nicht zum Schaden der Wissenschaft, der er sich schließlich mit allen Kräften zuwandte. Die rheinische Universität hat ihn während seiner ganzen Studienzeit festgehalten; nur das Wintersemester 1887/88 studierte er an der Berliner Universität, wo ihn besonders Diels, Kirchhoff und Vahlen anzogen. In Bonn wurde er Schüler von Bücheler, Lübbert und Usener. Besonders Bücheler hat auf V. den stärksten Eindruck ausgeübt. Bei ihm reichte er im Dezember 1888 seine erste Seminararbeit ein, die sich, bezeichnend für seine späteren Neigungen, mit metrischen Dingen beschäftigte. Auch im germanistischen Seminar, das damals unter der Leitung von Francke und Wilmanns stand, wurde er ordentliches Mitglied. Es gab Wochen, in denen er in beiden Seminarien zugleich Vortrag zu halten hatte.

Das Universitätsstudium faßte er als ernste Sache auf. Schon in seinem ersten Semester ereiferte er sich gegen „das Studentenleben in seiner prägnanten Bedeutung, das ganz von schalen Vergnügungen ausgefüllt ist, für ernstes Streben aber keinen Platz hat“ (Peters, 7. 7. 86.). Außer in den Vorlesungen suchte V. auch in Privatlesekränzchen sein Wissen nach allen Richtungen zu erweitern. Besonders eifrig betrieb er englische Studien, um für die Reise nach London, die er in den ersten Ferien zu Verwandten unternehmen durfte, wohl gerüstet zu sein. Später konzentrierte sich, von Bücheler entscheidend beeinflußt, sein Hauptinteresse auf die Römer, insbesondere auf das Altlatein. Seine Erstlingsarbeiten geben hiervon Kunde. Mehrere Semester hindurch (seit 1887) war er als Amanuensis an der Universitätsbibliothek tätig, wo er die Gelegenheit, wissenschaftliche Werke aus erster Hand kennen zu lernen, eifrig ausnützte.

Die anstrengenden Studien verursachten ihm schon damals häufig nervöse Kopfschmerzen, über die er in Briefen an das Elternhaus wiederholt klagt. Sein Vater, der ja die Folgen von Überanstrengung selbst gründlich hatte kennen lernen müssen, schreibt ihm (1890): „Fritz, du darfst das nicht übertreiben; denk' an mich und halte das rechte Maß zwischen Arbeit und Erholung!“

Sauere Wochen, frohe Feste! Noch im Jahre 1886 wurde V.

Mitglied des Bonner klassisch-philologischen Vereins — später war er mehrere Semester lang sein Vorsitzender —, der damals einen auserlesenen Kreis junger Männer umfaßte. Viele Anregungen verdankte er einem älteren Freunde, Ernst Müllenbach, der sich als Erzähler und Lyriker einen Namen machte. Im philologischen Verein lernte er auch jene Feuerköpfe kennen, die ihm bis zum Tode treue Freunde waren, Sudhaus vor allem, dann Skutsch, Albrecht Dieterich u. a. Ein tragisches Geschick wollte es, daß alle diese Frühvollendeten verhältnismäßig jung hinweggerafft wurden. Als hätten sie hiervon Ahnung gehabt, nützten sie mit doppeltem Eifer ihre Jugendzeit. Auch die Feste, die sie feierten, gaben Kunde ihres Geistes. Die Samstagkneipabende waren geistsprühender Fröhlichkeit gewidmet. V. beteiligte sich auch hieran mit dem ganzen Schwung seines Naturells. Gerne steuerte er für festliche Veranstaltungen des Vereins ernste und launige Beiträge bei in Wort und Ton, die er beide weit über das Durchschnittsmaß hinaus beherrschte.

Vielleicht noch lieber waren ihm die Erholungsstunden in kleinerem Kreise, die der Pflege der edlen Musica gewidmet waren. Die Tage, an denen das Quartett zusammentrat, in dem er als Tenor mitwirkte, bedeuteten ihm jedesmal ein Fest. Am liebsten suchte er Ausspannung von seinen Arbeiten in der freien Gottesnatur. Im Winter huldigte er mit großem Eifer und schönem Erfolg dem Eissport; in der schönen Jahreszeit unternahm er gern weite Spaziergänge im anmutigen Rheintal. Gerne sah er es, wenn ihn auf diesen Wanderungen die Brüder oder gleichgestimmte Freunde begleiteten. Da wurde denn mit Lust fabuliert und philosophiert; auch die Philologie kam nicht zu kurz dabei. Das *συμφιλολογεῖν* hat V. auch späterhin gerne betätigt; des ist Zeuge sein Zusammenarbeiten mit Sudhaus und mit Skutsch, in München der innige wissenschaftliche Verkehr, den er mit Traube unterhielt. Die Lauterkeit und Ehrlichkeit seines Wesens zeigte sich in seiner Stellungnahme den Forschungen der Freunde gegenüber im schönsten Licht: rückhaltlos und ohne Neid erkannte er ihre Ergebnisse an, wenn sie ihm richtig schienen; aber ebenso offen und unbestechlich äußerte er seine Zweifel und Bedenken, wenn er glaubte, daß sie in die Irre gingen (Sudhaus in der Behandlung der Plautinischen Cantica, Skutsch in der Cirisfrage). Für die wissenschaftlichen Anregungen, die er im Kreise seiner Vereinsbrüder fand, zeigte er sich immer dankbar. Wenn er am Schluß seiner Dissertation gesteht: *„sodalitati philologae Bonnensi quae vocatur ‘Klassisch-philo-*

logischer Verein' debeo quod aliquatenus homo factus sum philologus", so bedeutet das mehr als eine bloße Phrase.

Zu der gesteigerten Arbeitslast, die der Abschluß der Studienzeit bedingte, stellten sich mehr und mehr auch äußere Sorgen ein. V.s jüngere Brüder hatten unterdes ebenfalls die Universität bezogen, und die Beischüsse, die das wenn auch bescheidene Studentenleben der drei Hochschüler erforderte, waren für die schmalen Einkünfte eines mittleren Beamten eine bedenkliche Belastung. V. wollte nicht, daß sich die Eltern Entbehrungen auferlegten, oder daß der Vater sein Einkommen weiterhin durch Nebenarbeiten zu vermehren trachtete. Lieber suchte er zu Mitteln zu gelangen, um wenigstens für seine Person den Eltern nicht länger mehr auf der Tasche liegen zu müssen. Wie glücklich war er daher, als sich ihm im Herbst 1889 eine lohnende und außerdem recht zusagende Verdienstmöglichkeit ergab. „Ein Neues gibt es zu melden," berichtet er am 25. Oktober 1889 nach Hause, „doch ist die Nachricht nur für Euch (Redaktionsgeheimnis). Ich bin zum Musikrezensenten für die Bonner Zeitung ernannt. Daß das etwas ist, was ich nicht ungern tue, könnt Ihr Euch denken. Aber davon ganz abgesehen freue ich mich, etwas verdienen zu können. Und wenn ich den Vergleich ziehe zwischen dieser Tätigkeit und Privatstunden geben, so steht die Wage doch sehr zu gunsten der ersteren."

Mehr als drei Jahre hat V. des Amtes eines Musikrezensenten mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht gewaltet; ein Jahr lang (Okt. 1889—1890) gehörte er als solcher auch der Redaktion der Bonner Zeitung an. Natürlich verleugnete er auch in seinen Besprechungen die Vorliebe nicht, die er für die großen deutschen Klassiker der Musik, Beethoven vor allem, dann Mozart, Schubert, Schumann, Brahms und andere hegte. Auch neueren Erscheinungen, wenn sie künstlerische Werte zu bieten schienen, stand er durchaus verständnisvoll gegenüber. So erkannte er schon in den ersten Werken von Rich. Strauß das große musikalische Genie. Die Werke Rich. Wagners schienen ihm von unterschiedlichem Werte; völlig ablehnend stand er den technischen Künsteleien Liszts gegenüber, die ihm anspruchsvoller aufzutreten schienen, als ihrem künstlerischen Gehalt entsprach.

Während der letzten Universitätsjahre V.s hatte sich das Befinden seines Vaters bedeutend verschlimmert. Der abgearbeitete Mann konnte sich von einem Schlaganfalle, der ihn im Frühjahr 1889 betroffen hatte, nicht mehr erholen. Ostern 1891 sah er sich gezwungen, den Schuldienst aufzugeben, was seine Angehörigen in-

sofern freudig begrüßen zu dürfen glaubten, als sie hofften, daß er sich nun endlich die wohlverdiente Ruhe gönnen würde. Für seine Söhne hatte die Pensionierung die erfreuliche Folge, daß ihre Eltern sich entschlossen, gleichfalls nach Bonn zu übersiedeln, so daß die Familie wieder vereinigt war, freilich nur mehr für kurze Zeit. Im Januar 1893 wurde der Vater durch eine tückische Lungenentzündung weggerafft, nachdem er zu seiner Freude noch den ehrenvollen Studienabschluß seiner Söhne hatte erleben können.

Friedrich V. bestand im Jahre 1891 das philologische Staatsexamen mit Auszeichnung. Im Frühjahr 1892 promovierte er bei Bücheler und Usener mit einer Arbeit über die römische Sitte, verdienten Männern von der Gemeinde aus das Begräbnis auszurichten (De funere publico Romanorum). Die Arbeit bewegte sich in den gleichen Bahnen, die er schon im vorhergehenden Jahre mit der Lösung einer Welcker-Preisaufgabe eingeschlagen hatte in der Untersuchung über die von Beamten römischer Städte gehaltenen Leichenreden (Laudationum Romanorum funebrium historia et relliquiarum editio). Die Kritik spendete dem Verfasser der Arbeit die Anerkennung, daß er das nicht geringe literarische und inschriftliche Material vollständig gesammelt und richtig gewertet und gedeutet habe. Noch heute beruht das, was wir von jenen bis dahin wenig beachteten Erscheinungen des öffentlichen Lebens der Römer wissen, im wesentlichen auf den Ergebnissen der Forschung V.s.

1892/93 nahm V. am pädagogischen Seminar am Gymnasium in Koblenz teil; anregende Stunden brachte ihm hier insbesondere der Verkehr im Hause des Provinzialschulrats Deiters, in dem namentlich gute Musik eifrig gepflegt wurde. Das Probejahr legte er am königlichen Gymnasium in Düsseldorf ab, wieder unter der Leitung Uppenkamps, in dessen Haus er viel verkehrte. Seit 1. April 1894 war er als Hilfslehrer am königlichen Gymnasium in Bonn tätig; er begrüßte es freudig, gerade hier eine Anstellung gefunden zu haben, wo auch Sudhaus am städtischen Gymnasium wirkte und die Universitätsbibliothek die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten erleichterte. Die Universitätskarriere, die ihm wohl schon damals vorschwebte, zu ergreifen, war ihm zunächst aus äußeren Gründen noch nicht möglich. Später schien es ihm ein Vorzug in seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer, daß er den Schulbetrieb am Gymnasium aus eigener Praxis kennen gelernt hatte.

V. unterrichtete gern und mit Geschick; nur der Umstand, daß durch seine Tätigkeit an der Schule mehr Zeit, als ihm lieb

war — hatte er doch bis zu 36 Wochenstunden zu geben —, seinen wissenschaftlichen Arbeiten entzogen wurde, machte ihm Unbehagen. Im Unmut darüber entschlüpft ihm auch gelegentlich das Wort von der „Tretmühle“, an die er gekettet ist. Im übrigen zeigte sich seine erstaunliche Arbeitskraft auch damals von neuem. Durch die Tätigkeit an der Schule wurden seine Schulausgaben aus der deutschen Literatur veranlaßt. 1894 erschien seine Ausgabe des Nibelungenliedes, 1895 die des Egmont. Noch 1897/98 ließ er neben den anderen Arbeiten, die auf seinen Schultern lasteten, Goethes Götz von Berlichingen und Tasso in der Bredtschen Sammlung „die deutschen Klassiker“ erscheinen. Auch diese Parerga zeigen das Einfühlen in die Gedankenwelt des Schriftstellers, das V. in besonderer Weise zu eigen war, seine Ehrfurcht gegenüber der Überlieferung, seine peinliche Gewissenhaftigkeit auch im Kleinen und scheinbar Nebensächlichen. Die Fachkritik bestätigte dem Verfasser, daß diese Werke weit über dem Niveau der landläufigen kommentierten Schulausgaben stehen. Wie beliebt sie in den Kreisen waren, an die sie sich hauptsächlich wandten, geht daraus hervor, daß ihre zweite und dritte Auflage nötig wurde; die Ausgabe des Götz kam noch 1917 in vierter Auflage heraus.

Aber auch die Arbeit auf seinem engeren Studiengebiet ruhte in jenen Jahren nicht. V. selbst gibt in dem Nekrolog auf Sudhaus ein frisches Bild von den gemeinsamen Arbeiten, die er mit dem Freund und Hausnachbar damals unternahm (S. 72): „Das waren die schönen Jahre, wo wir nach schwerer Tagesarbeit fast Abend für Abend zusammen lasen, was bald der eine, bald der andere vorschlug, bis sich dann gemeinschaftliches Interesse um das Aetnagedicht zusammenschloß.“ Im Nachlasse V.s findet sich noch der Entwurf der Ausgabe, wie sie (unter dem Titel: Aetna carmen incerti auctoris editum et commentario critico ornatum a S. Sudhaus et F. V.) ursprünglich erscheinen sollte. Wenn auch die Ausgabe schließlich den Namen von Sudhaus allein trug, so hat doch der Herausgeber selbst ausdrücklich bezeugt, daß sie trotzdem in gewissem Sinn als gemeinsame Arbeit der beiden Freunde zu betrachten sei.

Zu gleicher Zeit nahm V. die Arbeit an den Silven des Statius auf, die sich mit der Zeit zu der großen kommentierten Ausgabe des Schriftstellers verdichten sollte. Das Interesse, das er diesem schwierigen, aber anziehenden Dichter schon früh entgegenbrachte, zeigt sich auch darin, daß er schon bei seinem Doktorexamen unter die Thesen, die er verteidigen wollte, einige Emendationen

zu den Werken dieses Schrifstellers aufnahm. Seit 1892 bespricht er in einem eifrigen Briefwechsel mit Skutsch — von diesem war der Plan dazu ausgegangen — alle schwierigen Stellen der Silvae, prüft die Vorschläge des Freundes und anderer Gelehrter, gibt selbst Besserungsversuche oder beleuchtet die Überlieferung von neuen Seiten. Frucht dieser Tätigkeit waren einige kleinere Veröffentlichungen der nächsten Jahre. Gemeinsam mit Skutsch schrieb er 1893 „ad Statii silvas symbolae“, 1895 veröffentlichte er im Rheinischen Museum „Textkritisches zu Statius“.

Die Einleitung zur Ausgabe selbst konnte er noch 1895 seinem Lehrer Bücheler zur Feier seiner 25jährigen Lehrtätigkeit an der Bonner Universität vorlegen. Der Abschluß des Druckes verzögerte sich allerdings bis zum Jahr 1898. Für die Einstellung V.s zu Statius ist ein Brief, den er am 20. Februar 1895 an seine Braut richtet, so kennzeichnend, daß ich ihn hier wenigstens auszugsweise mitteilen möchte: „Es handelt sich dabei ... um historische Forschung im edelsten und weitesten Sinne. Für mich ist es ein Genuß, aus den kleinsten Dokumenten durch richtige Auslegung von Gedichten und Inschriften die treibenden Kräfte und Gedanken eines ganzen Zeitalters und die maßgebenden Persönlichkeiten in möglichst lebensvollen Bildern zu erfassen. Das erfordert natürlich eine Summe von Detailarbeit ... Wie aus kleinen Pinselstrichen das Gemälde, so setzt sich hier aus unzähligen kleinen Beobachtungen der Fortschritt des Erkennens zusammen. Nun konzentriert sich meine Arbeit vorläufig um den Statius, eine liebenswürdige neapolitanische Dichternatur, der uns in einer Reihe von Gelegenheitsgedichten zu Festen seiner Freunde und des Kaisers, Beschreibungen von Volksfesten, neuerbauten Villen und Tempeln, Totenklagen um geliebte Menschen die anschaulichsten Bilder aus dem Leben der gebildeten Menschen in Rom c. 100 n. Chr. gewährt. Diese Dichtungen sind von unschätzbarem Wert für die Kulturgeschichte des ganzen römischen Volkes. Nun sind sie aber auch riesig schwer zu verstehen, und es gibt eine ganze Anzahl von Stellen, über die man dicke Bücher geschrieben, weil man sie nicht übersetzen konnte. ... Vom 9.—15. Jahrhundert waren diese Gedichte verschollen; da tauchen sie auf einmal wieder auf, und bemühen sich gleich die größten Gelehrten der Zeit, sie zu verstehen und zu erklären. Man hatte aber damals die leidige Unsitte, das, was man nicht verstand, als einen Schreibfehler in den alten, gewiß auch oft verderbten Handschriften, die ja vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die einzige Quelle für die Gelehrten waren, zu

betrachten und zu „verbessern“, d. h. Eigenes für die Überlieferung einzusetzen. Nun bleibt es unsere Aufgabe, das Alte richtig zu erklären und zu verstehen. Das ist die Statiusarbeit. Aber diese ist für mich auch wieder nur Vorarbeit. Dahinter steht mein Lebensplan: „eine Geschichte der Zeit des Kaisers Domitian, der Zeit, wo die Kultur auf ihrer Höhe steht und doch schon den Keim des Verfalls in sich trägt. . . .“

Eine neue Ausgabe der Silven des Statius entsprach damals einem lebhaft gefühlten Bedürfnis. Seit längerer Zeit hatten gerade diese kleinen Gelegenheitsgedichte aus der Domitianischen Zeit bei den Philologen weitgehendes Interesse gefunden. Durch die V.sche Ausgabe wurde diesen ausgedehnten Studien über die Silven ein gewisser Abschluß gegeben. Der Herausgeber hatte in umfangreichen Vorarbeiten die wichtigsten Handschriften entweder selbst verglichen oder sich neue Kollationen von Freunden und anderen Gelehrten (Krohn) verschafft und sich damit für seinen Text die denkbar sicherste Grundlage geschaffen. Ein durchaus verlässiger kritischer Apparat gibt über die hauptsächlichsten Abweichungen der Handschriften Auskunft. In der Textgestaltung schließt sich V. mit gutem Grund enger als die früheren Herausgeber an die im allgemeinen doch recht gute handschriftliche Tradition an. Ein besonnenes Urteil und gründliche Kenntnis der Eigentümlichkeiten der römischen Dichtersprache leiten ihn bei der Aufnahme von Konjekturen. Dabei war er sich wohl bewußt, daß über manche Fragen der recensio auch in seiner Ausgabe das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Das geht schon daraus hervor, daß er selbst im Laufe der Jahre zweifelhaften Stellen gegenüber eine verschiedene Stellung einnahm. Daß er für die Herstellung seines Kommentars die umfangreiche Literatur über die Silven in ausgiebiger Weise durchstudiert hat, versteht sich bei der Gewissenhaftigkeit V.s von selbst. Seine Erklärungen geben nicht nur über grammatische, lexikalische und metrische Probleme reiche Auskunft, auch über einschlägige Fragen auf dem Gebiete der Geschichte, Archäologie und Kulturgeschichte orientiert der Kommentar in zwar knapper, aber durchaus treffender und verlässiger Weise. So bildet die V.sche Ausgabe auch heute noch die Grundlage für alle weiteren Forschungen in bezug auf die Silven des Statius.

Das Jahr 1895 brachte V. eine Stellung in einem beträchtlich erweiterten Wirkungskreis: er wurde als Direktor an die erst seit dem Jahre 1892 bestehende deutsche Auslandschule in Brüssel berufen. V. trat die neue Stellung an mit dem festen Willen, alles

zu tun, um auch für seinen Teil an der Erhaltung des Ansehens deutschen Volkstums im Ausland mitzuwirken. Diesen seinen Vorsatz hat er in der Folge redlich gehalten. Unter seiner energischen Führung nahm das Institut, mit dessen Leitung er betraut war, einen höchst erfreulichen Aufschwung. Die Zahl der Schüler, von denen über die Hälfte nichtdeutscher Nationalität war, verdoppelte sich in kurzer Zeit, so daß ein eigenes größeres Heim für die Schule bezogen werden mußte. Auch außerhalb seiner Berufstätigkeit nahm V. an dem kulturellen Leben der deutschen Kolonie regen Anteil. Gerne stellte er sich als Vortragsredner zur Verfügung, um weiteren Kreisen die Ergebnisse deutschen Denkens auf dem Gebiet der Wissenschaft bekannt zu machen; die Schulfeiern, die er veranstaltete, sollten in erster Linie das patriotische Empfinden für das große deutsche Mutterland lebendig erhalten. Kein Wunder, daß die Brüsseler Auslandsdeutschen sein baldiges Scheiden von dem Direktorposten lebhaft bedauerten und ihm auch späterhin treues Gedenken bewahrten. Noch während des Krieges hörte ich aus dem Munde alter Bekannter V.s in Brüssel, denen ich gelegentlich seine Grüße übermitteln konnte, Worte dankbarer Erinnerung und warmherziger Anerkennung für sein damaliges Wirken.

Bald nach seiner Berufung nach Brüssel schloß V. mit seiner rheinischen Landsmännin Ella Lücker den Bund für das Leben, der in den folgenden Jahren mit drei Kindern gesegnet wurde, von denen allerdings ein Knabe den Eltern in zartem Kindheitsalter wieder entrissen wurde. Das häusliche Leben V.s stand nach seiner Verheiratung erst recht unter dem Zeichen der Göttin der Musik. Wohl jedem Besucher werden die Stunden unvergeßlich sein, die sie in V.s gastfreundlicher Häuslichkeit verbringen konnten, besonders wenn die Wirte dem Gaste zu Ehren miteinander vierhändig Klavier spielten oder in schönem Zusammenspiel an Flügel und Harmonium musizierten. Wahre Weihestunden aber waren es, wenn V. in der Stimmung war, am Instrument zu phantasieren, ob er nun eine kurze Melodie von einem seiner geliebten Klassiker in immer neuer Folge abwandelte oder einen bunten Strauß von Volks- und Heimatliedern unter seinen kunstfertigen Händen emporsprießen ließ und die gemütvoll trauten Weisen mit einem schier unerschöpflichen Rankenwerk anmutigster musikalischer Einfälle umkleidete.

Trotz der reichen Arbeit, die die Schule verlangte — außer der Führung der Direktorialgeschäfte gab V. noch 16 Wochenstunden Unterricht —, fand der Unermüdliche auch damals noch

Zeit zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten. In Brüssel entstanden die schon erwähnten Goetheausgaben für die Schule, außerdem verschiedene kleinere philologische Aufsätze für Zeitschriften. Mit dem Artikel Claudian, den er in letzter Stunde für seinen verhinderten Freund Skutsch übernahm, begann seine Mitarbeit für die Realenzyklopädie, für die er in der Folgezeit noch mehrere wichtige Beiträge (insbesondere aus dem Gebiet der römischen Literaturgeschichte) lieferte.

Nach vierjähriger segensreicher Tätigkeit in Brüssel wurde V. im Jahre 1899 auf Büchelers Vorschlag von den vereinigten deutschen Akademien als Generalredaktor des Thesaurus linguae latinae bestellt, der nach langen Vorbereitungen jetzt zu erscheinen beginnen sollte. V.s Name ist mit diesem Monumentalwerk deutscher Wissenschaft für alle Zeiten unlösbar verknüpft. Gerade die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen in der Folge entgegentraten, bewirkten es, daß ihm die Sorge um seinen Fortbestand und seine Weiterentwicklung ganz besonders am Herzen lag. Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß zu Zeiten fast allein durch V.s tatkräftiges Eingreifen das Unternehmen über Wasser gehalten wurde.

Am 14. Oktober 1899 wurde der erste Redaktor des Thesaurus in sein neues Amt eingeführt. Bescheiden waren die Anfänge, aus denen das grosse Werk sich entwickelte: vier Zimmer, die die bayerische Akademie d. W. dem jungen Unternehmen zur Verfügung stellte, beherbergten den Stab von engeren Mitarbeitern, an deren Spitze V. trat. Der neue Leiter verstand es vom ersten Augenblick an, ein vertrauensvolles Verhältnis zu seinen Gehilfen herzustellen. Seine überragende wissenschaftliche Bedeutung fand vollste Anerkennung; seine umfassende Kenntnis der Latinität und seine in Büchelers Schule erworbene Kunst zu interpretieren befähigte ihn dazu, auch verzwickte Stellen, die allen Versuchen einer plausiblen Deutung zu spotten schienen, einleuchtend zu erklären, so daß kaum jemals ein Artikelbearbeiter das Redaktionszimmer ohne hilfreichen Rat verließ. Die Art, wie er die leitende Stellung behauptete, war frei von jedem Gelehrtendünkel. Wohl stellte er an seine Mitarbeiter hohe Anforderungen; doch wurde diesen willig entsprochen, da feststand, daß der Leiter selbst sich noch viel mehr an Arbeit für das Unternehmen zumutete. Er war im Verkehr mit seinen Mitarbeitern konziliant, wie er denn überhaupt die Geschäfte führte nach dem Grundsatze: fortiter in re, suaviter in modo.

Die neue Stellung beanspruchte nicht nur in hohem Grade wissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch ein beträchtliches Maß organisatorischer Fähigkeiten. Auch diesen Anforderungen zeigte sich V. durchaus gewachsen. Das Jahr, in dem er nach Vollendung seiner Studien als Redakteur einer Tageszeitung tätig war, erwies sich als gute Vorschule für die neue, um vieles schwierigere Arbeit. Das Material war bei Beginn der Ausarbeitung bei weitem noch nicht vollständig beigeschafft. Nicht einmal die Verzettelung der Schriftsteller war restlos abgeschlossen; viele Autoren mußten erst noch exzerpiert oder wenigstens nach den Indices der Ausgaben ausgeschrieben werden. Diese Lücke zu schließen war V.s erste Sorge.

Für die Ausarbeitung der Artikel in dem Umfang, wie es für den Thesaurus vorgesehen war, gab es, abgesehen von einigen kleinen Proben in Wölfflins Archiv, kein Vorbild. Wenn auch der Individualität der Bearbeiter der einzelnen Lemmata keine zu engen Grenzen gezogen werden sollten, erforderte doch die Rücksicht auf die Benutzer die Durchführung von allgemeinen Richtlinien, die allzu große Abweichungen in Anlage und Form der einzelnen Artikel hintanhalten sollte. Die Ausarbeitung solcher methodischer Winke war natürlich zunächst Sache des Redaktors. Da waren schon rein formelle Dinge (Verwendung von Typen, Interpunktion, Absätze usw.) bis ins einzelnste genau anzuordnen, aber auch für die sachliche Ausarbeitung einheitliche Gesichtspunkte festzulegen. Manche Änderungen, die sich als praktisch erwiesen, wurden noch während der Drucklegung getroffen. V. versäumte es jedenfalls nicht, alle Anregungen, die eine Besserung zu bedeuten schienen, für die Vervollkommnung des Werkes fruchtbar zu machen. So wurde noch unter seiner Leitung eine immer weiter fortschreitende Verfeinerung der Methode in der descriptio des usus erreicht. Natürlich brachte die spätere Fortsetzung des Thesaurus noch manche Fortschritte gegenüber den Anfängen; es ist aber ein beredtes Zeichen für den Weitblick des ersten Redaktors, daß die Grundsätze, die für die Ausarbeitung der Artikel vom ersten Band an galten, im wesentlichen aufrecht erhalten werden konnten. Wenn neben der Solidität der Arbeit sich allmählich jene äußere und innere Gleichmäßigkeit herausbildete, die die Thesaurusbände heute auszeichnet, so ist das nicht zum wenigstens das Verdienst V.s.

Über die bei Abfassung der Artikel befolgte Methode hat V. selbst anläßlich der 47. Versammlung deutscher Philologen und

Schulmänner am 7. Oktober 1903 zu Halle ausführlich referiert (N.Jhb. 1904 I. Abt., S. 47); der Vortrag diente aber nicht nur dem Zwecke, eine größere Zuhörerschaft über die Entstehung eines Thesaurusartikels aufzuklären, sondern noch mehr dem, das wohlwollende Interesse der Kreise, für die das Werk naturgemäß in erster Linie bestimmt war, zu wecken und dem Unternehmen die Unterstützung breiterer Gelehrtenschichten zu gewinnen.

Nicht gering ist die Anzahl der von V. selbst verfaßten Artikel. Manche davon können in bezug auf Zuverlässigkeit, Anordnung und Erklärung als wahre Meisterwerke einer wissenschaftlichen Lexikographie bezeichnet werden. Wie gewissenhaft V. bei ihrer Abfassung verfuhr, geht beispielsweise daraus hervor, daß er wegen der Fassung des Wortlautes zum Lemma accipetrina mit Skutsch wochenlang brieflich verhandelte. Von größeren Artikeln, die V. für die ersten beiden Bände des Thesaurus beisteuerte, seien genannt die Gruppen abeo, aequalis, aequor, afficio, aliquis, amo, an, ardeo, aut. Die Zahl der von ihm bearbeiteten Lemmata beträgt über 300 (auf ca. 150 Folioseiten). Außerdem überwachte er als Redaktor den Druck des ganzen ersten und eines großen Teils des zweiten Bandes, zu dessen Abschluß seit 1. April 1902 Dr. Ihm als 2. Redaktor berufen wurde. V. selbst behielt die Funktion des Generalredaktors bei bis zum 1. Oktober 1905. Während seiner Oberleitung wurden ca. 250 Bogen fertiggestellt, eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten in den ersten Jahren der Drucklegung zu überwinden waren.

Im Laufe der Jahre war auch der äußere Rahmen des Thesaurus weiter gespannt worden; die Zahl der Mitarbeiter hatte sich bedeutend erhöht. Dadurch wurde eine Verlegung des Bureaus notwendig. Wieder war es in erster Linie V.s Verdienst, daß das Unternehmen ein würdiges, neues Heim erhielt mit freundlichen, hellen Räumen, das für die Erweiterung des Betriebes genügend Platz bot.

V. brachte dem Thesaurus auch nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion fortgesetzt wärmstes Interesse entgegen. Bis zu seinem Tode war er als Fahnenmitleser tätig und bot hierbei für für die Gestaltung der Artikel manche nützliche Winke und Bemerkungen, die stets in hohem Grade belehrend und anregend waren. Die bayerische Akademie der Wissenschaften entsandte ihn als Delegierten in die interakademische Thesauruskommission; nach Leos Tod wurde er deren Vorsitzender. Als solcher wurde er nicht müde, für die Lebensbedingungen des Unternehmens und seiner

Mitarbeiter bei den deutschen Landesregierungen einzutreten. Die Unterhandlungen waren nicht immer leicht und forderten von dem Vertreter der Akademien außer zäher Ausdauer Takt und Geschicklichkeit. V. wußte sie mit unverdrossener Hingabe stets zu einem gedeihlichen Erfolge des Unternehmens zu führen.

Um die hauptsächlichsten Ergebnisse der großen Thesaurusarbeit auch weiteren Interessentenkreisen zugänglich zu machen, entschloß sich V., dem Ansuchen des Verlages entgegenzukommen und die Leitung eines aus dem Thesaurus herzustellenden wissenschaftlich angelegten Handwörterbuches zu übernehmen. Die Gestaltung des 1. Faszikels dieser 'Epitome Thesauri latini' durch V. (a—accedentia, ad—admodulor) und Bickel war vielversprechend; meisterhaft sind beispielsweise die knappen, die wesentlichen Entwicklungslinien klar hervortreten lassenden Extrakte der Präpositionen ab und ad. Das Unternehmen zeitigte jedoch buchhändlerisch nicht den erhofften, großen Erfolg und wurde daher nach Erscheinen der ersten Lieferung (1912) abgebrochen.

Der Ausbruch des Krieges brachte auch den Thesaurus l. l. in eine schwierige Lage. Gleich nach Kriegsbeginn eilten 5 Mitarbeiter an die Front; der Ausfall dieser Kräfte mußte die Fertigstellung des Werkes wesentlich verzögern. V. entschloß sich, selbst wieder an der Ausarbeitung von Artikeln teilzunehmen, eine wertvolle Hilfe für den ungehinderten Weitergang des Werkes. Trotz vieler anderweitiger Verpflichtungen widmete er bis in sein letztes Lebensjahr hinein fast tagtäglich viele kostbare Stunden im Bureau dieser entsagungsvollen Arbeit; er bearbeitete in dieser Zeit wiederum ca. 175 Lemmata auf etlichen 85 Folioseiten, darunter an größeren Wortgruppen filius, figo, foedus, forum, frater; der letzte Artikel von größerer Ausdehnung war funus, das Wort, dessen Bedeutung im römischen Leben er einst in seinen wissenschaftlichen Erstlingsarbeiten aufgehellt hatte. Am meisten reizten ihn Artikel, die in grammatischer und prosodischer Beziehung wichtig und schwer zu bearbeiten waren, wie die noch ungedruckte Gruppe edo und der gerade in bezug auf die prosodischen Erscheinungen mit besonderer Liebe gearbeitete, leider unvollendet zurückgelassene Artikel ego beweisen.

Als die finanzielle Basis des Unternehmens, die an sich schon schmal genug war, durch den Verfall der deutschen Währung gänzlich untergraben wurde, wurde der Thesaurus erst recht das Sorgenkind V.s, für dessen Erhaltung er sich mit seiner ganzen Energie einsetzte. Durch seine persönlichen Beziehungen zu ausländischen

Gelehrten (besonders Hollands und Amerikas) konnte er für das Unternehmen, das er in gewisser Hinsicht als sein Lebenswerk ansehen durfte, vom Ausland wenigstens insoweit Unterstützung erreichen, daß es zur Not aufrechterhalten werden konnte. Dem Werk wieder eine solide Grundlage zu geben, war seine letzte Sorge. Die Stockung im Erscheinen der Lieferungen, die durch die Umstände veranlaßt war, bekümmerte ihn tief. Noch in seinem Testament brachte er das Wohlwollen, das er dem Thesaurus gegenüber hegte, dadurch zum Ausdruck, daß er ihm einen Teil seiner reichhaltigen Bibliothek letztwillig zuwandte.

Die Berufung nach München ermöglichte es Vollmer, auch seinen langgehegten Wunsch zu verwirklichen und die akademische Laufbahn zu beschreiten. Sein cursus honorum verläuft geradlinig und ohne Stockung: am 17. Dezember 1899 habilitiert er sich an der Ludovica-Maximilianea, der er bis zu seinem Tode treu blieb; schon nach einem knappen Jahre, am 7. Oktober 1900, wird er mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Professors ausgestattet; am 1. April 1905 nach dem Ausscheiden Wölfflins wird er zum Ordinarius f. klass. Philologie ernannt. Nur einmal faßte er den Gedanken, München wieder zu verlassen, ernsthaft ins Auge; als er im Jahre 1906 einen Ruf nach Kiel erhielt, schien ihm die Aussicht, an die Seite von Sudhaus zu treten und mit dem alten Freunde, wie einst in Bonn, wieder gemeinsam arbeiten zu können, lockend, zumal ihm seine neue Stellung in München auch manche Bitternis einbrachte; am schmerzlichsten empfand er den Zwang, nach einer, seiner Meinung nach unbrauchbaren, veralteten Prüfungsordnung examinieren zu müssen. Für V.s Art ist es bezeichnend, daß er trotzdem der Lockung widerstand und auf dem schwierigeren Posten ausharrte; die Rücksicht auf den Thesaurus linguae latinae, dessen spiritus rector er auch weiterhin bleiben wollte, bestimmte ihn in erster Linie dazu; auch glaubte er jetzt gerade in München bei der Umgestaltung des philologischen Lehrbetriebes sich nützlich machen zu können; schon 1902 (13. Oktober), als Sudhaus die Möglichkeit seines Vorrückens in das Münchner Ordinariat erwähnte, hatte er ihm zurückgeschrieben: „Das Feld ist groß, und es gibt viel zu reformieren; das lockt mich. ..." Er gab auch selbst wertvolle Winke für die Umgestaltung des Studienplans beim Ministerium. Der von ihm eingereichte Entwurf einer neuen Prüfungsordnung fand vollste Anerkennung des zuständigen Referenten, der meinte (3. April 1907): „Das wäre allerdings eine ideale Prüfungsordnung,

die Sie vorschlagen.“ Wenn schießlich die Neuordnung auch nicht allen Wünschen Rechnung trug, beseitigte sie doch wenigstens die hauptsächlichsten Mängel der früheren.

Über 20 Jahre war V. als akademischer Lehrer tätig. Wie ernst er dieses Amt auffaßte, geht aus seinen nachgelassenen Papieren hervor, die von der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit zeugen, mit der er sich auf die einzelnen Vorlesungen vorbereitete. Seine Kollegien umfassten die verschiedensten Gebiete der lateinischen Philologie: in seinen Vorlesungen über die römische Literatur arbeitete er musterhaft die Hauptzüge der Entwicklung in knappen, aber klaren Strichen heraus; lieber war es ihm, wenn er die Eigenart einer großen Schriftstellerpersönlichkeit in einem eigenen Kolleg erschöpfend zur Darstellung bringen konnte: unvergeßlichen Eindruck hinterließ vor allem seine Einführung in das Studium des Plautus; ebenso packend wußte er Catull und die Elegiker, Vergil und Horaz den Hörern nahezubringen. Selbst solche Vorlesungen, die rein sprachliche und formale Probleme behandelten, wie die über lateinische Formenlehre oder über Prosodie und Metrik oder sein Epigraphikkolleg, wußte er lebendig und anziehend zu gestalten; der Hörer hatte den Eindruck, daß der Dozent den schwierigen Stoff absolut souverän beherrschte, daß die vorgetragenen Ansichten nicht nur die gesicherten Ergebnisse fremder Forschung gewissenhaft verwerteten, sondern ebensosehr auf tiefschürfender eigener Kleinarbeit fußten. Was vor allem für den Lehrer V. einnahm, war der bestimmte Eindruck, daß er nicht nur in seinem engeren Fachgebiet Meister, sondern im ganzen Bereich der Altertumskunde wohl bewandert war. Wer ihm näher treten durfte, mußte darüber staunen, mit welch regem Interesse er auch die Entwicklung der griechischen Philologie verfolgte, und wie er die Neuerscheinungen in Graecis nicht minder durchstudierte als die in Latinis.

Eine stattliche Zahl von Hörern — gelegentlich bis zu 200 — aus allen Teilen Deutschlands saß in seinen Hauptkollegien zu seinen Füßen. Freilich stellte er an die Zuhörenden keine geringen Anforderungen: jüngere Semester wurden wohl dann und wann schier entmutigt durch die Fülle von Einzelheiten, die in einem rein sachlichen, auf äußere Reizmittel bewußt verzichtenden Vortrag vor ihnen entrollt und erörtert wurden; allein wer in gewissenhafter häuslicher Nacharboit die Dinge sich recht zu Faden schlug, dem blieb die große Linie der Darlegungen nicht wohl verborgen und mit Staunen erkannte er, wie auch ein scheinbar geringer und

nebensächlicher Baustein in dem großen Gebäude seinen wohlberechneten Sinn und Zweck hatte. V. selbst wurde es nicht müde, an seinen Vorlesungen ständig weiter zu feilen, vor allem auch von dem Gesichtspunkt aus, dem Verständnis der Hörer entgegenzukommen; er begnügte sich nicht damit, die neu erschienene Literatur hineinzuarbeiten; manche Kollegien, die er öfter las, — sein Catullkolleg z. B. — hat er später unter Verwertung der früher gemachten Erfahrungen von Grund aus umgestaltet. Auch den Kreis seiner Vorlesungen hat er ständig erweitert. Die Beschäftigung mit den bayerischen Inschriften gab ihm Anlaß, die Germania des Tacitus mit einzubeziehen. Andere Vorlesungen, deren Ausarbeitung er sich nach hinterlassenen Notizen vorgenommen hatte (Ciceros Briefe, Lucrez, Ovid, latein. Paläographie und Rhetorik) blieben unter dem Drange der vielen anderen Arbeiten unerledigt.

V. selbst fühlte sich nach seinen eigenen Worten mehr zu der Lehrtätigkeit im Seminar hingezogen. Gemeinsam mit Crusius (und Rehm nach dessen Eintritt in den Lehrkörper der Universität) hat er den Seminarbetrieb an der Münchener Universität neu ausgestaltet. Als Leiter der Übungen hatte er das glänzende Vorbild Büchelers vor Augen, wie er es selbst in dem kurzen Nachruf auf seinen Lehrer (Archiv für Lat. Lex. XV [1908], S. 601) dargestellt hat: „. . er führte hinein ins tiefste Dunkel des Zweifels, ein Hoffnungsstrahl nach dem anderen erlosch, wie er aufgeblitzt, dann auf einmal brach der Meister den Riegel, und das Licht der Wahrheit umflutete alle.“ Das war auch die große Kunst V.s: durch sorgfältige Abwägung der Überlieferung aus einer umfassenden Kenntnis der Sprachdenkmäler heraus mit Hilfe einer glücklichen Divinationsgabe das Richtige auch da zu finden, wo kein einziger brauchbarer Anhaltspunkt vorhanden zu sein schien.

Immer neue Schriftwerke hat er so im Seminar behandelt. Mit Petrons cena knüpft er auch äußerlich an Bücheler an; seine Beschäftigung mit der Epigraphik führt ihn zur Behandlung altlateinischer und Pompejanischer Inschriften, aber auch des Monumentum Ancyranum.

Am liebsten wählt er lateinische Dichtwerke; seine eminente Kenntnis der lateinischen Dichtersprache und der antiken Versform ließ ihn die Interpretation jedes Autors fruchtbar gestalten: es gibt kaum einen Abschnitt der römischen Dichtung, den er nicht gelegentlich in den Übungen gestreift hätte. Plautus und Terenz, Ennius und Lucilius wechseln mit Properz und Ovid; Manilius

und Phaedrus, Martial und Juvenal, die Octavia und Ausons Mosella werden je und je einmal vorgenommen. Am ergiebigsten sind natürlich die Übungen, die an V.s eigene Editionsarbeiten anknüpfen: ob es nun Horaz oder die Appendix Vergiliana, die Ilias Latina oder des Statius Silvae, Grattius oder Dracontius war, hier schöpfte V. aus dem vollen wie kaum ein zweiter und konnte darum den Anfänger besonders gut auf die wesentlichen Gesichtspunkte hinweisen. Von dem jeweiligen Interpreten forderte V. schon in den Unterkursen des Seminars gewissenhafte schriftliche Vorbereitung; er scheute nicht die Arbeit, diese Aufzeichnungen jedesmal bis ins einzelnste genau durchzukorrigieren, um damit einen gänzlichen Mißerfolg nach Möglichkeit hintanzuhalten. Immer und immer wieder drang er auf eine saubere Textrecensio. Daß das Interesse für die Kunst der Textkritik bei der jüngeren Generation mehr und mehr abnahm, bereitete ihm oft Sorge. Er war darin einer Ansicht mit seinem Freund Skutsch, der ihm über diesen Punkt schrieb (31. Oktober 1909): „Was nützen uns die Wolkenkratzer von wissenschaftlicher Rekonstruktion, wenn der Grund darunter morsch ist? wenn die Kunst im einzelnen zu kritisieren und zu interpretieren verloren geht, die doch der Philologie wichtigste ist?" Gerade diese Kunst die jüngeren Mitstrebenden zu lehren, war seine Hauptsorge. Imponierend war die unbedingte wissenschaftliche Ehrlichkeit, mit der er es ablehnte, korrupte Stellen mit Konjekturen heilen zu wollen, für die sich nicht eine absolut verlässige Grundlage bot. Fruchtbare Anregungen auch von Jüngeren nahm er bereitwillig auf. — Im Oberkurs des Seminars hielt er an der Übung des Lateinsprechens fest. V. selbst sprach und schrieb einen gewandten lateinischen Stil, ohne auf streng klassizistische Nachahmung allzu ängstlich bedacht zu sein. (Ein gutes Bild hiervon geben vor allem die vielen lateinischen Adressen, die er für die Münchener Universität verfaßte). Durch jene Übungen wollte er auch seine Schüler dazu befähigen, über wissenschaftliche Probleme in einer dem Geist der lateinischen Sprache angemessenen Ausdrucksweise zu schreiben, weshalb er insbesondere auf korrekte Wiedergabe der grammatikalischen Terminologie drang.

Die Art, wie er den Studierenden gegenübertrat, zeigte am deutlichsten, daß er für die akademische Jugend wirklich ein warmes Herz hatte. Gern hielt er sich im Kreis der jungen Leute auch bei geselligen Zusammenkünften auf, z. B. bei den festlichen Veranstaltungen des philologischen Vereins oder bei der Rektorats-

antrittskneipe des akademischen Gesangvereins. Bei Leitung der Übungen kam ihm die pädagogische Praxis, die er als Mittelschullehrer gesammelt, trefflich zustatten. Wo er redliches Streben und wirkliche Neigung für die Wissenschaft sah, ließ er es an Ermunterung und Anerkennung nicht fehlen. Den Arbeiten seiner Schüler ließ er sein regstes Interesse und warme Förderung angedeihen; dem Vielbeschäftigten mangelte es nie an Zeit, wenn sie ihn um Rat und Auskunft angingen; seinen eigenen Arbeiten mußten dann eben noch einige Nachtstunden mehr geopfert werden. Wo Doktoranden für ihre Arbeiten schwer zu beschaffendes Material z. B. Photographien von Handschriften benötigten, lieh er bereitwilligst seine Unterstützung. Die Elemente allerdings, die das Studium seiner Wissenschaft nur als Mittel zur Erlangung einer gesicherten Versorgung betrachteten, waren ihm in der Seele zuwider. Halbheit und Lauheit fand vor seinen Augen keine Gnade. Unbarmherzig zerpflückte er auch im Examen ein aus Kompendien rasch angelerntes Scheinwissen und stellte es in seiner ganzen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit bloß. Auch nach Abschluß der Universitätsstudien konnten seine Schüler auf das wohlwollende Interesse ihres Lehrers rechnen. Nicht wenigen verschaffte er eine geeignete Stellung, die ihnen bis zur Anstellung im Staatsdienst das Fortkommen ermöglichte. Insbesondere wählte er geeignete Kräfte für die Mitarbeit am Thesaurus; war ihm doch bei seiner Ernennung zum Ordinarius von seiten der interakademischen Thesauruskommission eigens die Weisung geworden, sich die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für das Unternehmen besonders angelegen sein zu lassen; gerade aus seiner Schule sind denn auch mit die treuesten und eifrigsten Helfer am Werk hervorgegangen. Immer wieder legte er es seinen Schülern ans Herz auch im praktischen Beruf den Anschluß an die große Wissenschaft nicht ganz aufzugeben. Bereitwillig gab er jedem, der ihn darum anging, praktische Winke, wie er das unter den jeweils gegebenen Umständen am besten machen könne. Das Banausentum derer, die glaubten, mit der Hochschulreife von der Verpflichtung einer weiteren Fortbildung auf wissenschaftlichem Gebiet enthoben zu sein, verfolgte er mit ätzender Ironie.

Als schwerste Last empfand V. auch weiterhin die Verpflichtung zur Teilnahme an den philologischen Prüfungen; die Zahl der Examinanden war gerade damals in Bayern auch besonders groß; in der ersten Zeit nach seiner Ernennung zum Ordinarius wurde er auch öfters als „Ministerialkommissar für reifende Jünglinge“

zur Inspektion von Mittelschulen abgesandt, was gleichermaßen seinen eigenen Arbeiten mehr Zeit wegnahm, als er entbehren zu können glaubte.

Die doppelte Aufgabe, die V. in München übernommen hatte — Generalredaktion des Thesaurus und akademische Lehrtätigkeit —, erforderte schon jede für sich eine Unsumme von Zeit und Arbeitskraft. Daß V. außerdem auch der Wissenschaft fast Jahr für Jahr mindestens ein wertvolles Werk schenkte, zeugt von einer Energie des Gelehrten, die tiefste Bewunderung erwecken muß.

An erster Stelle sind hierbei V.s Schriftstellerausgaben zu nennen. Noch während seines Aufenthalts in Brüssel hatte auf Vorschlag Mommsens (der von Bücheler auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht worden war) die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica beschlossen (6. April 1899), V. mit der Herausgabe eines Bandes von Carmina selecta aetatis Romanae extremae zu betrauen, die im tomus XIV. der Auctores antiquissimi erscheinen sollten; vor allem waren geschichtlich interessante Gedichte aus der Zeit der vandalischen Herrschaft in Spanien und Afrika ins Auge gefaßt; insbesondere sollten die Fragmente des Merobaudes und einiges von Dracontius aufgenommen werden. Traube, der die Gesamtleitung dieses Bandes übernehmen sollte, setzte sich sofort mit V. in Verbindung; seit dieser Zeit datiert die warme Freundschaft, die beide Gelehrte bis zu Traubes allzufrühem Tode verband und für beide Teile eine Quelle wertvoller Anregungen und glücklicher Stunden wurde. V. konnte im regen Verkehr mit dem Freunde seine paläographischen Kenntnisse vervollkommnen, wodurch er jene Sicherheit in der Beurteilung und Lesung von Handschriften erhielt, die für seine Herausgebertätigkeit von größtem Vorteil war. Traube hinwiederum zog für seine Arbeiten aus V.s umfassenden Kenntnissen der lateinischen Sprache und der antiken Dichtformen reichen Gewinn. Seit dem ersten Brief Traubes an V. — datiert vom 12. April 1899 — blieben die Gelehrten in lebhaftem Gedankenaustausch, der durch einen regen Briefverkehr aufrecht erhalten wurde, der auch dann nicht einschlief, als V. selbst nach München übersiedelte. Die noch erhaltene Korrespondenz Traubes weist zuweilen 3 Schreiben an einem Tage auf, die sich auf alle möglichen Fragen wissenschaftlichen Interesses bezogen, wie sie eben den Gelehrten gerade bewegten. An den Abenden trieben sie gerne gemeinsame Lektüre in dem stillen Gelehrtenheim in Schwabing, die durch die großartige Sammlung

Traubes von Photographien und Faksimiles von Handschriften der meisten Schriftsteller besonders anregend und fruchtbar gestaltet wurde. Durch V. wurde auch Traube als Fahnenleser für den Thesaurus gewonnen, eine Arbeit, der er sich mit der gleichen Gewissenhaftigkeit unterzog, mit der er an alle ihm anvertrauten Aufgaben herantrat.

V. wurde sich bald klar darüber, daß es notwendig sein werde, außer dem Merobaudes alle Gedichte des Dracontius (samt der recensio der Laudes dei des Eugenius Toletanus) zu edieren, nicht nur, wie ursprünglich geplant war, die Ausgabe des Arevalus durch eine neue zu ersetzen. Die nächsten Jahre waren den Vorarbeiten zur Edition des schwierigen Schriftstellers gewidmet, die V. mit der ihm eigenen Sorgfalt und Umsicht durchführte. Noch in Brüssel kollationierte er die für die Laudes dei wichtigste Handschrift, den Bruxellensis 10 723. Die Hauptarbeit nahm er nach seiner Übersiedlung nach München in Angriff. Mit Feuereifer ging er daran, sich auf Grund der neuesten Vergleichungen ein exaktes Bild von der Lagerung des handschriftlichen Materials zu verschaffen; die meisten der in Betracht kommenden Handschriften kollationierte er selbst; von solchen codices, die nicht verschickt wurden, suchte er sich wenigstens Proben in photographischen Abzügen zu verschaffen oder durch andere Gelehrte authentische Mitteilung zu erhalten. In letzterer Hinsicht war ihm vor allem die Überlassung der für Peiper angefertigten Kollationen wertvoll. Verschiedene schweizerische und italienische Bibliotheken suchte V. im Herbst 1900 persönlich auf, um die für seine Zwecke nötigen Bücher an Ort und Stelle nachzuprüfen: in St. Gallen (Merobaudes) und Bern (Orestes trag.) machte er für einige Tage Station; 14 Tage blieb er in Verona, 8 weitere in Rom. Natürlich tat es auch ihm das Wunderland an; mit regen Sinnen heimste er für sich ein, was nur durch die Fahrt in Dichters Land lebendig werden kann. Hauptsächlich aber saß er fleißig in den Bibliotheken und ließ sich die saure Arbeit des Kollationierens, die freilich nach den Vorstellungen, die er von einer exakten Ausgabe hegte, unumgänglich notwendig war, nicht verdrießen.

Noch im Oktober 1902, da der Druck des Werkes schon im Gang war, suchte er auf die Nachricht hin, daß in Bamberg wichtige Alcuin-Exzerpte aus den Laudes dei aufgestöbert worden seien, sofort die dortige Bibliothek auf, um die Entdeckung für seine Ausgabe zu verwerten, wenn auch der Druck der ersten Bogen deshalb noch einmal geändert werden mußte.

Durch diese umfassenden Studien wurde es V. möglich, die handschriftliche Überlieferung richtig einzuschätzen. Er konnte die bis dahin herrschenden Ansichten von dem Verhältnis der einzelnen Handschriften zueinander in wesentlichen Punkten verbessern — insbesondere bezüglich der Gedichte des Eugenius Toletanus, deren Überlieferung er in einer eigenen Abhandlung ausführlich klarlegte (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 26 [1901] 393—409).

Die gleiche Sorgfalt, die V. auf die Aufhellung der Überlieferung verwendet hatte, widmete er auch der Textgestaltung. Wieder war es seine Vertrautheit mit der Ausdrucksweise der römischen Poesie, die ihn fast immer das Richtige erkennen ließ. Die recensio weist den gleichen vernünftig konservativen Zug auf, wodurch sich schon die Statiusausgabe empfohlen hatte.

Im Sommer 1902 wurde mit dem Druck begonnen, der sich durch 2 Jahre hinzog; denn erst im Oktober 1904 ging die praefatio zur Druckerei ab. Die Korrektur las, wie sich von selbst verstand, Traube mit; der Briefwechsel mit dem Freunde beweist, wie sehr der Herausgeber sich abmühte, den üblen cruces des Textes beizukommen, wie gewissenhaft er die Möglichkeiten der verschiedenen Überlieferungen gegeneinander abwog. Traubes unbestechlicher Scharfsinn hielt mit den Bedenken, die ihm da und dort aufstießen, nicht zurück. Da wurde dann der Text wieder und wieder geprüft, und fast immer hatte V. die Freude, seine Gründe schließlich als durchschlagend anerkannt zu sehen. Um seiner Gewissenhaftigkeit genugzutun, ging V. auch Skutsch um Unterstützung bei der Korrektur an; wie dieser kompetente Beurteiler die Arbeit des Herausgebers einschätzte, geht aus einem Brief an den Freund hervor, in dem er schreibt (29. September 1902): „Amüsant ist der Dracontius übrigens bis jetzt nicht, auch kritisch nicht, denn Du läßt einem wenig zu tun."

Endlich im Frühjahr 1905 erschien die erste Gesamtausgabe des Dracontius mitsamt den Fragmenten des Merobaudes und den Gedichten des Eugenius Toletanus. Durch Umsicht in der Textgestaltung, Zuverlässigkeit des kritischen Apparats, reiche Beigabe von exempla und testimonia und nicht zuletzt durch die sorgfältig gearbeiteten, die Benutzung wesentlich erleichternden Indices nimmt sie unter den glänzenden Bänden der Monumenta Germaniae historica einen hervorragenden Platz ein.

Die Arbeit am Dracontius war noch nicht abgeschlossen, und schon wandte sich V. neuen wissenschaftlichen Plänen zu, und zwar

war es eine neue Horazausgabe, die er für die Teubneriana anfertigen sollte. Die Vorarbeiten reichen bis ins Jahr 1904 zurück. In der Frage nach der Lagerung des handschriftlichen Materials glaubt er ebenso wie Leo (Gött. gel. Anz. 1904, 849) von der von Keller-Holder vorgenommenen Teilung der Handschriften in 3 Klassen abweichen zu müssen. In einem Aufsatz im Philologus Supplement X (1905), S. 259 ff. versucht er die Masse von Horazhandschriften auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen, nämlich auf die recensio des Mavortius, die in der Karolingerzeit in 2 verschiedenen Abschriften weitergegeben worden sei, so daß die ganze Masse unserer Codices in 2 Gruppen zerfalle. Wenn wir auch heute über die Möglichkeit der Aufstellung eines einheitlichen Stammbaumes der Horazhandschriften weniger zuversichtlich urteilen, müssen wir doch V.s Aufsatz das Verdienst zuschreiben, die Bedenken, die gegen Kellers Ansicht vom Aussehen des Archetypus geltend gemacht werden müssen, neuerdings energisch betont zu haben.

Die Ausgabe selbst (1. Auflage 1909, 2. Auflage 1912) stellt sich nicht als so revolutionär dar, wie wohl manche nach jenem Aufsatz erwartet hatten. V. beschränkt sich im wesentlichen darauf, den Wert der Lesarten der verschiedenen Handschriftenklassen gewissenhaft abzuschätzen. Konjekturen (fremden wie eigenen) gönnt er nur spärlich Raum, obwohl er überzeugt ist, daß die Worte des Dichters selbst durch die Überlieferung vielfach verdunkelt sind. (Eine Probe hierfür gibt er in einem kleinen Aufsatz im Archiv f. Lat. Lex. XV [1908], S. 30—33). Die Beschränkung des Apparates auf die ältesten Handschriften erleichtert die Übersicht und ist wohlberechtigt. Ein eingehender Abschnitt über Metrik und grammatische Eigentümlichkeiten des Dichters verleiht der Ausgabe ihren besonderen Wert.

Nach Vollendung der Dracontius- und Horazausgaben konnte V. endlich beginnen, einen Plan auszuführen, den er gleichfalls schon in Brüssel gefaßt hatte, nämlich den, die Bährenssche Ausgabe der P.L.M. durch eine neue zu ersetzen. Daß dieses Werk V.s infolge der ungünstigen Zeitumstände ein Torso blieb, ist im Interesse unserer Wissenschaft tief zu beklagen. V. wußte wohl, daß er zur Ausführung dieses Unternehmens eine gewaltige Last mühevollster Kleinarbeit auf sich nehmen mußte, die nicht einmal in Philologenkreisen überall richtig eingeschätzt wurde. Aber er war der Ansicht, daß die Herstellung verlässiger Texte zu allen Zeiten die Grundlage unserer Wissenschaft bilden müsse, und daher unterzog er sich gern der heiklen, entsagungsvollen Arbeit. Die

Arbeit gibt sich schon in der Anordnung als völlig geänderte Neubearbeitung; ebenso zeigt sie in der Gestaltung der recensio ein von der älteren durchaus verschiedenes Gepräge. Das war schon dadurch bedingt, daß V.s Auffassung von den Aufgaben eines Herausgebers antiker Schriftwerke dem Subjektivismus Bährens' diametral entgegenstand.

Den ersten Band bildet in der Neuausgabe die Appendix Vergiliana, die Sammlung jener kleinen Werke, die seit Jahren das Interesse der wissenschaftlichen Kreise besonders auf sich zog. Die Vorarbeiten gehen bis ins Jahr 1906 zurück. Wie genau er den Fragen nach Entstehung und Überlieferung dieser Kunstwerke nachging, beweisen die prolusiones, die er nach seiner Gewohnheit zur Entlastung der Ausgabe dieser vorausschickte. Sie erschienen in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, in denen er seit seiner Aufnahme in diese Körperschaft — 1906 war er außerordentliches, 1908 ordentliches Mitglied geworden — gerne seine wissenschaftlichen Parerga niederlegte. Der erste Aufsatz „die kleineren Gedichte Vergils (1907)" tritt für die Echtheit der von Sueton dem Vergil zugeschriebenen kleineren Dichtungen (einschließlich der am meisten umstrittenen Ciris) ein; der zweite, betitelt „P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus (1908)", beschäftigt sich in erster Linie mit der Entstehung und Überlieferung einer in Karolingischer Zeit veranstalteten Sammlung kleinerer, dem Vergil zugeschriebener Gedichte; dadurch aber, daß diese Gruppe der sonstigen handschriftlichen Überlieferung der jetzt in der Appendix Vergiliana zusammengebrachten Gedichte im einzelnen gegenübergestellt wird, ergibt sich ein klares, anschauliches Bild von den Schicksalen dieser Werke seit Ausgang des Altertums.

Die Durcharbeitung der handschriftlichen Tradition betrieb V. wieder mit der ihn auszeichnenden peinlichen Gewissenhaftigkeit. Von allen irgend bedeutsamen codices verschaffte er sich Photographien; die zahlreichen wichtigen Pariser Handschriften verglich er im März 1908 an Ort und Stelle. Noch während des Druckes unterzog er alle Angaben über Lesarten auf Grund seiner photographischen Reproduktionen einer erneuten gründlichen Revision. Die Korrektur las Sudhaus mit; kritische Bemerkungen des Freundes, der sich ja selbst um diese Werke viel bemüht hatte (Aetna!), gaben Anregungen dazu, alle die tausendfältigen Einzelheiten wieder und wieder zu durchdenken. So war die Ausgabe, als sie im Jahre 1909 fertiggestellt war, wirklich, wie V. es gehofft hatte (Sudhaus 19. November 1908), „ein Muster von Klarheit und Fehlerlosigkeit".

Die letzten Ausgaben von Curcio (1905/08) und Ellis (1907), deren spezielle Verdienste durch Verwertung bis dahin unbekannter Handschriften V. nicht verkleinert, wurden durch sie bedeutend überholt: insbesondere stehen jene gegenüber der methodisch konsequenten Wertung der Handschriften und der Sauberkeit und Klarheit des Apparats hinter V.s Ausgabe weit zurück.

Das erste Bändchen der neuen Ausgabe der P.L.M. wurde denn auch von allen Seiten als hoffnungsvoller Auftakt rückhaltlos anerkannt. V. freute besonders die unumwundene Zustimmung seines kritischen Freundes Skutsch (31. Oktober 1909), der früher selbst einmal daran gedacht hatte, einen Teil der Neubearbeitung zu übernehmen, was allerdings später zu V.s Leidwesen infolge anderer Aufgaben nicht zur Ausführung kam. V. selbst arbeitete an der Erneuerung der Sammlung unverdrossen weiter. Im Jahre 1911 erschien vol. II 1 Ovidi Halieuticon, Gratti Cynegeticon fragmenta. Für die Echtheit des ersteren Gedichtes war er schon 1900 in einer Sammlung von Coniectanea (Rhein. Museum 55, 528) eingetreten. Die Ausgabe des Grattius ist durch einen in knappste Form gegossenen, aber sehr inhaltreichen Kommentar (im Apparat) ausgezeichnet. Kurze Worterklärungen und Verweise auf Parallelen aus Vergil und Ovid, die für die Textgestaltung von Wichtigkeit sind, gibt er auch zu dem im Jahre 1913 als vol. II 3 erschienenen Homerus latinus id est Baebii Italici Ilias latina. (Die Angabe des Vindobonensis lat. 3509 über den Namen des Autors, auf die zuerst Schenkl aufmerksam gemacht hatte, hält V. für vertrauenswürdig). Musterhaft ist wieder die Art, wie er den gesamten krititischen Apparat aus den weitverstreuten Handschriften zusammenträgt und die literarische Überlieferung in einem προπεμπτικόν bespricht (Sitzungsber. Münch. Akad. 1913).

Der Liber medicinalis des Quintus Serenus, der in der Bährensschen Ausgabe im 3. Teil der P.L.M. enthalten war, wurde von V. dem neuerscheinenden Corpus medicorum Latinorum (vol. II 3) einverleibt (Leipzig 1916). Der Schriftsteller bietet weniger sprachliche als sachliche Schwierigkeiten wegen des ungewohnten Stoffes, den er zur Darstellung bringt. Die Art, wie V. diese bewältigt, wie er den Quellen der medizinischen Rezepte nachspürt (in einem Anhang: remediorum fontes vel testes), zeugt von seiner geistigen Elastizität, mit der er sich rasch und gründlich auch in weiter entfernt liegende Wissensgebiete einzuarbeiten verstand. Eine inhaltsreiche praefatio, die über die Streitfrage betreffs Namen des Autors und Entstehungszeit sowie Überlieferungsgeschichte des Werkes

gründlich orientiert, und ausführliche Indices, die die sachlichen und sprachlichen Eigentümlichkeiten der Dichtung erschließen, erleichtern die Benützung der Ausgabe in besonderer Weise.

Die weitere Fortführung der Editionstätigkeit V.s wurde durch den entbrannten Weltkrieg zunächst sistiert. Durch die eingetretene Unterbrechung der internationalen Beziehungen der Wissenschaft, die V. aufs tiefste beklagte, war es nicht mehr möglich, über die verschiedenen im Ausland lagernden Handschriften antiker Autoren unbedingt zuverlässige Auskunft zu erhalten, ohne die ein klares Bild der textgeschichtlichen Überlieferung nicht gegeben werden konnte. Eine Ausgabe zu machen, die nicht auf gründlicher Durcharbeitung der gesamten handschriftlichen Tradition und auf neuen Vergleichungen, wenigstens der wichtigsten codices, beruhen konnte, war aber nicht V.s Sache. Lieber beschränkte er sich wie in der Behandlung der Remedia Ovids darauf, einen vorläufigen kritischen Apparat zu geben, die Textherstellung selbst aber, so dringend wünschenswert sie ihm auch schien, auf bessere Zeiten zu verschieben. Anlaß zu dieser Arbeit (erschienen in Hermes 52 [1917], S. 453—469) war der Umstand, daß er glaubte, die Textesbesserungen durch den von seinem Schüler Tafel zuerst vollständig erschlossenen Etonensis der Wissenschaft nicht vorenthalten zu sollen, nachdem der junge Gelehrte selbst durch einen frühen Heldentod gehindert worden war, seine Kollationen für eine Neuausgabe der Liebespoesie Ovids systematisch zu verwerten.

Erst 1923 konnte vol. II 2 der P.L.M. erscheinen, worin Ovids Nux, Consolatio ad Liviam und die Priapea in neuem Gewand geboten wurden. Die Ausgabe leidet noch unter der Ungunst der Verhältnisse. Bemerkenswert daran ist, wie V.s scharfes Auge selbst die neuesten Lesungen von Handschriften auf Grund seiner photographischen Reproduktionen noch in manchen Einzelheiten richtig zu stellen vermag.

Die Beteiligung V.s an der Herausgabe des römischen Kochbuches von Apicius (Apicii librorum X qui dicuntur de re coquinaria, quae extant ediderunt C. Giarratano et Fr. Vollmer, Leipzig 1922) beruhte auf einer äußeren Veranlassung. In einem kleinen Aufsatz, Studien zu dem römischen Kochbuch von Apicius (Sitzungsber. der bayer. Akad. 1920), ordnet V. das gesamte erhaltene Material und gibt eine anschauliche Geschichte der Überlieferung. Die Textgestaltung des Werkchens ist besonders schwierig wegen der vielen technischen, sonst kaum belegten Ausdrücke und der stark vulgären Färbung der Sprache, die durch den späteren Epi-

tomator verursacht ist. V. hat auch dieser Seite der Schrift in seinen Studien eingehende Untersuchungen gewidmet; das von den Herausgebern eingeschlagene Verfahren bei Herstellung der recensio muß im allgemeinen gebilligt werden. Beide waren sich wohl bewußt, daß eine Vollendung jetzt noch nicht erreicht werden kann, daß vor allem erst die griechischen und lateinischen Quellen gründlich durchforscht werden müßten. V. versäumte denn auch nicht, einen seiner Schüler, E. Brandt, auf diese Aufgabe hinzuweisen, der schon für die Ausgabe wertvolle Hilfe leistete und die Ergebnisse seiner langjährigen, mühevollen Untersuchungen demnächst vorlegen wird.

Den lateinischen Schriftstellerausgaben V.s stellt sich die Sammlung der Inschriften des römischen Bayerns (Inscriptiones Baiuariae Romanae sive Inscriptiones prov. Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque, München 1915) würdig zur Seite. V.s Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Zeugen der Römerzeit auf heimischem Boden war zunächst durch seine akademische Lehrtätigkeit veranlaßt. Mit seinem Kolleg über die römischen Inschriften Bayerns verband er praktische Übungen an den Römersteinen des Münchener Nationalmuseums; die Art, wie er diese Denkmäler wieder zum Reden brachte, wie er auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der gesamten literarischen und inschriftlichen Quellen ein anschauliches Bild von der Römerherrschaft in Bayern vor den geistigen Augen der Hörer entwickelte, war höchst reizvoll und anregend. Als mißlich erwies sich nur der Umstand, daß gerade von den bedeutungsvollsten Steinen viele nicht in München, sondern in Provinzmuseen (Regensburg, Augsburg) aufbewahrt sind; die Inschriften sind, soweit sie im Druck veröffentlicht sind, nicht immer bequem zugänglich; daher wollte V. eine Sylloge der wichtigsten Inscriptiones Raeticae veranstalten, die den Studierenden als Hilfsbüchlein zu den epigraphischen Übungen dienen sollte. Je länger er sich aber mit diesem Gedanken trug, umsomehr erkannte er, daß auf diesem Gebiete ganze Arbeit not tue. Sobald V. diese Notwendigkeit erkannt hatte, ging er auch mit aller Energie daran, die Aufgabe endgültig zu lösen. Mit der ihm eigenen Tatkraft wußte er die bayerische Akademie für das Unternehmen zu interessieren, die tatsächlich den rüstig fortschreitenden Arbeiten wertvollste Unterstützung angedeihen ließ. Da kamen denn für V. jene fröhlichen Ferienwanderungen die alten Römerstraßen entlang, hinein in die bayerischen und tirolischen Alpentäler, zurück in die Städte uralter Kultur von Augsburg bis Passau und an jene heute noch

erhaltene Grenzwehr der römischen Provinz im Norden. Mit sichtlichem Behagen erzählte der Gelehrte noch kurz vor seinem Tode von diesen Tagen, die zwar voll der mühevollsten Arbeit, aber auch des reichsten Ertrages waren. Mit Hilfe von jüngeren Kräften und seiner Gattin wurden fast sämtliche Steine photographiert, von den wichtigsten Abklatsche genommen und wieder und wieder an Ort und Stelle nachgeprüft.

Nach getaner Arbeit zeigte sich dann V. auch umgänglich und mitteilsam, wie nicht leicht bei anderen Gelegenheiten. Wo auch immer ein Fund gemacht wurde, niemals unterließ er es, persönlich Erhaltungszustand, Lesart, Fundumstände bis ins einzelnste nachzuprüfen. Nachrichten älterer Forschung über nicht mehr auffindbare Römersteine auf bayerischem Boden wog er aufs vorsichtigste und scharfsinnigste ab, um sich über die fides der jeweiligen Gewährsmänner ein zuverlässiges Urteil zu bilden. Überraschend war die Intensität, mit der er die reiche Speziallliteratur seit Aventins und Peutingers Zeiten aufarbeitete. An den gleichgerichteten Bestrebungen seiner Mitforscher nahm er mit Wärme Anteil; er versäumte es nie, diese Veteranen der bayerischen Altertumsforschung — Ohlenschlager, Reinecke, Steinmetz, Winkelmann — um Aufklärung anzugehen auf solchen Gebieten, denen sie ihre besonderen Studien gewidmet hatten. Was seine Leistungen vor allem fruchtbar werden ließ, war seine zur Vollkommenheit ausgebildete epigraphische Technik und seine in Büchelers Schule erworbene Kenntnis der römischen Inschriften überhaupt. Er war sich wohl bewußt, wie recht Mommsen damit gehabt hatte, daß er die römischen Inschriften der einzelnen Provinzen aus ihrer Isoliertheit befreit hatte; dadurch, daß er stets und stets die Inschriften des ganzen imperium Romanum zum Vergleich heranzog, gelang ihm nicht selten die richtige Deutung auch da, wo andere jede Hoffnung aufgegeben hatten. So ist seine Ausgabe ein wahres standard work der bayerischen Inschriftenforschung geworden, ausgezeichet durch größte Zuverlässigkeit des Textes, besonnene Fassung des Kommentars und übersichtliche Anordnung des ganzen Stoffes. Ein Riesenfleiß steckt in den beigegebenen Indices, die allein schon 73 Folioseiten füllen und alle sachlichen und sprachlichen Merkwürdigkeiten sorgfältig und ausführlich zusammenstellen. Die Inscriptiones Baiuariae Romanae könnten als Lebenswerk eines einzelnen unsere volle Anerkennung erringen: für V. bedeutete die Arbeit eine Leistung neben vielen gleichwertigen; er stattete damit

Bayern, das seine zweite Heimat geworden, ein *ἀντίδωρον* ab, wie es schöner nicht gedacht werden kann.

Durch die Beschäftigung mit den römischen Inschriften in Bayern wurden wieder verschiedene kleine Aufsätze angeregt, die zeigen, wie gründlich er in allen einschlägigen Fragen Klarheit zu finden suchte. Ergötzlich und historisch interessant ist die Umdeutung eines Römersteines, über die er in den Sitz.-Ber. des Jahres 1910 und 1911 eingehend berichtet. In der Sitzung vom 2. Dezember 1911 machte er Mitteilung über Gründung und staatsrechtliche Stellung des römischen Augsburg (der Aufsatz erschien in d. Zeitschr. d. hist. Vereins v. Schwaben und Neuburg 37 [1911], 140). Unbekannte Inschriften aus Trient veröffentlichte er im Hermes 49 (1914), 311—314. Als V. am 15. November 1913 die Festrede in der öffentlichen Sitzung der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu halten hatte, wählte er das Thema auch aus dem Gebiet der Inschriftenforschung, indem er 'über Fürsorge und Verständnis für römische Inschriften in Bayern' sprach; der Vortrag hallte aus in den nachdrücklichen Appell, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und die aus römischer Vorzeit erhalten gebliebenen Denkmäler fürderhin sorglich zu pflegen.

Neben den erwähnten Arbeiten erschienen fast Jahr für Jahr aus V.s Feder Gelegenheitsaufsätze über literarhistorische und sprachliche Probleme mannigfaltigster Art (Coniectanea, Lesungen und Deutungen I. II. III. usw.). Auch bei diesen Veröffentlichungen machte es sich V. zum Prinzip, nichts in Druck gehen zu lassen, was nicht bis ins einzelnste durchdacht und ausgefeilt war. In den letzten Jahren konzentrierte sich sein Interesse hauptsächlich auf metrische und prosodische Fragen; doch fand er nicht mehr Zeit und Kraft, eine ausführliche Darstellung der altrömischen Metrik und Prosodie auszuarbeiten, die er im Geiste schon konzipiert hatte. Er wollte sich auch auf diesem Gebiete nur auf eigene Sammlungen und Beobachtungen stützen; für die römische Prosodie hatte er solche schon in nicht geringem Umfang angelegt; aber die in seinem Nachlaß erhaltenen Notizen gehen über eine rein zusammenhanglose Materialiensammlung nicht hinaus, in der Vollständigkeit natürlich keineswegs erreicht ist. Die Anlage des ganzen Werkes stand ihm schon klar vor Augen: er hatte das Konzept, wie er seinem Verleger berichtet, schon dreimal umgearbeitet, ehe er an die endgültige Ausführung schreiten wollte — ein Zeichen dafür, wie gewissenhaft er darnach strebte, seine Schriften möglichst vollkommen herauszubringen. Als Ersatz für die geplante größere

Zusammenfassung muß uns nunmehr die Neubearbeitung des Abschnitts 'Römische Metrik' in der Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke-Norden I 8 dienen.

Der Druck der übernommenen Arbeiten ließ V. lange Jahre hindurch keine Zeit zu gründlicher Ausspannung. Wohl bezog er seit seiner Münchener Zeit während der Ferien mit seiner Familie regelmäßig die Sommerfrische an einem der oberbayerischen Seen oder in einem reizenden Orte der Voralpen; aber eine kleine Handbücherei begleitete ihn auch dahin; 4—5 Stunden blieben der täglichen Arbeit gewidmet, und nicht selten machten Konferenzen, Beratungen oder Redaktionsgeschäfte ein vorzeitiges Abbrechen des Sommeraufenthaltes notwendig. Dabei hatte er sich das ihm von Jugend auf eingepflanzte innige Verhältnis zur Natur treulich bewahrt: an schönen Frühlingstagen oder im farbenglühenden Herbst, der ihm immer die liebste Jahreszeit war, unternahm er gerne weite Wanderungen ins schöne Isartal, am liebsten allein, den Problemen, die ihn eben beschäftigten, in der freien Natur nachsinnend. Besondere Freude machte es ihm, wenn er mit solchen Wanderungen einen wissenschaftlichen Zweck verbinden konnte. Eben daher waren ihm die Vorarbeiten zur Herausgabe der bayerischen Inschriften so lieb, weil sie ihn in immer neuen Studienfahrten weit in bayerischen, schwäbischen und tirolischen Landschaften herumführten.

Am meisten behagten ihm die von München aus leicht zu unternehmenden Ausflüge ins Gebirge; die Höhenluft sagte seinen während des Semesters über Gebühr angespannten Nerven besonders zu. Er war ein geschickter und ausdauernder Bergsteiger; Wanderungen bis zu 11 Stunden im Tage über 2000 m waren ihm nichts Ungewohntes; 2 Jahre vor seinem Tode bestieg er nochmals die Zugspitze vom Höllental aus. Wenn er einmal während der Ferien nicht ins Gebirge kam, fühlte er sich das ganze Semester hindurch matt und abgespannt.

So bedeutete es ihm eine besondere Freude, daß sich ihm die Gelegenheit bot, zu Füßen seiner Bergriesen im romantischen Loisachtal ein eigenes Landhaus zu bauen. Er war überglücklich, als er es Pfingsten 1906 beziehen konnte. Zu jeder Jahreszeit unternahm er seitdem dorthin seine Urlaubsfahrten. Das Landleben, an das er von Jugend auf gewöhnt war, verlor für ihn nie an Reiz; während der Ferien ging er ganz in Sorgen für sein kleines Besitztum auf. Launig schreibt er am 18. April 1910 an Sudhaus: „Ich

habe heute Holzschläge besichtigt, Holz gesteigert, Holz gehackt, einen Holzsägebock gemacht, Holz gesägt, junge Fichten gepflanzt, Bäume von Moos gereinigt; Du siehst, ich verholze ganz, aber es bekommt mir gut." So betrachtete er es später als besonders glückliche Fügung, nach München verschlagen zu sein, wo die Nähe der Alpen so köstliche Erholung bot. Am liebsten sah er es, wenn er seine Verwandten und Freunde in seinem „Felseck" beherbergen konnte, und schwer verdroß es ihn, wenn sie an seinem Tuskulum vorbei gleich in den „verfluchten Süden" fuhren.

Allerdings lichtete sich sein Freundeskreis im Lauf der Jahre immer mehr; um den Alternden wurde es zusehends einsamer. Da V. mit seltener Treue an seinen Jugendgefährten hing und in späteren Jahren nicht leicht mehr sich neuen Bekannten erschloß, traf ihn der Verlust um so schmerzlicher. L. Traube, sein erster und vertrautester Münchener Freund, wurde zuerst hinweggerafft; V. widmete ihm einen tief empfundenen Nachruf in der Chronik der Universität; ein Jahr darauf fand Albrecht Dieterich einen frühen Tod; nicht lange darnach starb ebenfalls in der Blüte seiner Jahre Franz Skutsch. Am tiefsten berührte V. der Heldentod seines ältesten Freundes S. Sudhaus, der bald nach Kriegsbeginn an der Spitze seiner Kompagnie in Flandern fiel. Die Biographie, die er dem Freunde schrieb, gibt dem innigen Verhältnis, das ihn mit dem Gelehrten ungetrübt bis zu seinem Tod verband, einen warmen Ausdruck.

Die schweren Zeiten, die Deutschland seit Kriegsbeginn durchzumachen hatte, legten sich drückend auf sein Gemüt. Das harte Ringen um den Bestand des Reiches begleitete er mit lebhaftestem patriotischen Empfinden; er hegte die bestimmte Überzeugung, daß doch alles zu einem gutem Ende kommen müsse. Jedes Kärtchen, das er mir mit seiner zierlichen, klaren Handschrift ins Feld sandte, gab dieser felsenfesten Zuversicht Ausdruck und ließ seine warme Teilnahme für seine Schüler erkennen, die da draußen „das Buch contra omnes" schreiben sollten.

Um so härter traf ihn der endgültige Zusammenbruch. Die seelische Depression, die die unerfreuliche Entwicklung der Dinge in Deutschland ihm verursachte, untergrub seine Gesundheit, zumal die Entbehrungen, die während der langen Kriegszeit auch die Heimat in reichem Maße zu tragen hatte, seinen Körper schon geschwächt hatten. Die Arbeit allein hielt ihn noch aufrecht; aber schon mußte er zuweilen mit ihr ganz aussetzen; wohl erholte er

sich wieder, aber, wie er an J. B. Hofmann schrieb (1916), „viel zu langsam seinen Arbeitsplänen“.

Seit 1920 mußte er gelegentlich seine Vorlesungen unterbrechen; im Juni 1923 versagten ihm plötzlich während einer Seminarübung die Augen den Dienst, und er mußte für den Rest des Semesters seine Vorlesungen einstellen, auch die Arbeit am Thesaurus, die er bis dahin mit gewohnter Energie fortgesetzt hatte. Die weiter fortschreitende Krankheit zwang ihn, sein Landhaus in Farchant aufzusuchen, wo er nochmals Heilung zu finden hoffte. Auch als todkranker Mann zeigte er ungemindertes Interesse für seine Wissenschaft: noch im Juli 1923 übersandte er mir einen Aufsatz 'über eine verschollene Inschrift von Trier', die er einer Nichte in die Feder diktiert hatte; als ich ihn im August darauf besuchte, sprach er noch von Plänen bezüglich Thesaurus und Universität und von Arbeiten seiner Schüler, die weiter gefördert werden müßten. Es war ihm nicht mehr vergönnt, sie ausreifen zu sehen. In den folgenden Wochen nahmen seine Kräfte zusehends ab und als am 21. September der Tod ihm nahte, kam er als Erlöser. Auf dem Friedhof von Farchant fand er seine letzte Ruhestätte, auf die seine geliebten Berge ernst und gewaltig niederschauen.

Friedrich V. hatte von Jugend an einen Zug zum Genialen, verbunden mit tiefstem Arbeitseifer; er haßte nichts so sehr, als satte Selbstzufriedenheit; nur durch strengste Arbeit, meinte er, und Selbstzucht und Selbstkritik ist der Mensch befähigt, das Beste zu leisten. Nach diesem Grundsatz lebte er; daraus entsprang die ihm eigene starke Schaffenskraft, die auch auf andere in hohem Grad anregend und aneifernd wirkte. Dieses sein Wesen ist auch seinen Arbeiten aufgeprägt, durch die er fortleben wird weit über Tod und Grab hinaus.

Schriftenverzeichnis.

(Nicht aufgeführt sind die Artikel der Bonner Zeitung, des Bonner Generalanzeigers, Rezensionen, Thesaurus-Artikel; von Artikeln der Realenzyklopädie sind nur die wichtigsten aufgenommen.)

1891: Laudationum Romanorum funebrium historia et reliquiarum editio. Leipzig Teubner. (Fleckeisen Jahrb. Suppl. XVIII 447—528). Welcker-Preisaufgabe der Bonner Universität.

Die Abfassungszeit der Schriften Quintilians. Rhein. Mus. 46, 343—348.

1892: De funere publico Romanorum. Leipzig Teubner. (Fleckeisen Jahrb. Suppl. XIX 321—364). Dissertation.
1893: Ad Statii silvas symbolae (mit Fr. Skutsch). Fleckeisen Jahrb. 147, 825—843.
1894: Das Nibelungenlied erläutert. Leipzig Bredt (2. und 3. Aufl. von Lic. H. Vollmer 1902. 1906).
1895: Goethes Egmont erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1903).
1896: Textkritisches zu Statius. Rhein. Mus. 51, 27—44.
1897: Goethes Götz von Berlichingen erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1903, 3. Aufl. 1909, 4. Aufl. 1921).
1898: Goethes Tasso erläutert. Leipzig Bredt (2. Aufl. 1909).
P. Papinii Statii silvae herausgegeben und erklärt. Leipzig Teubner.
Ad Gratti Cynegeticon symbolae. Le Musée belge II 1—8.
Artikel „Claudianus" P.-W. III 2652—2660.
Zum Homerus latinus. Rhein. Mus. 53, 165.
Epigraphica. Rhein. Mus. 53, 636—638.
1900: De recensendo Homero Latino. Festschrift für Vahlen 465—489.
Coniectanea. Rhein. Mus. 55, 520—530.
1901: Die Gedichtsammlung des Eugenius von Toledo. N. Archiv f. ält. d. Geschichtskunde 26, 393—409.
1903: Zur Überlieferung von Statius' Silvae. Hermes 38, 134—139.
1904: Vom Thesaurus linguae latinae. Ein Bericht. Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 13, 46—56.
Artikel „Dracontius" P.-W. V 1635—1644.
1905: Fl. Merobaudis reliquiae, Blossii Aemilii Dracontii carmina, Eugenii Toletani episcopi carmina et epistulae. Mon. Germ. auct. antiquiss. XIV. Berlin Weidmann.
Die Überlieferungsgeschichte des Horaz. Philol. Suppl. X 259—322.
1906: Vergils 6. Ekloge. Rhein. Mus. 61, 481—490.
1907: Q. Horatii Flacci carmina. Ed. maior. Leipzig Teubner (2. Aufl. 1912).
Nekrolog auf L. Traube. Chronik d. Münch. Univers.
Die kleineren Gedichte Vergils. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 335—374.
1908: Lexikalisches aus Horaz. Arch. f. lat. Lexikogr. XV 30—33.
Nekrolog auf F. Bücheler, ebenda 599—602.
P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 11. Abh. 1—82.
1909: Poetae lat. minores. Vol. I: Appendix Vergiliana. Leipzig Teubner.
Lesungen und Deutungen. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 9. Abh. 1—20.
Zur lat. Konjugation. Glotta 1, 113—116.
Nekrolog auf E. von Wölfflin. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 28*—31*.

1910: Zu Horaz carm. 1, 8, 1. Hermes 45, 469—474.
Die Umdeutung eines Römersteines. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 14. Abh. 1—24.

1911: Poetae lat. min. II 1: Ovidi halieuticon, Gratti Cynegeticon fragm. Leipzig Teubner.
Das älteste Zeugnis für die Gründung der civitas Augusta Vindelicorum. (Zeitschrift d. histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg 37, 140).
Die Umdeutung eines Römersteins II. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 13. Abh. 1—23.

1912: Das alte absque. aviare? Glotta 3, 46—49.
Epitome Thesauri latini vol. I fasc. I. Leipzig Teubner.

1913: Poetae lat. min. II 3: Homerus Latinus id est Baebii Italici Ilias Latina. Leipzig Teubner.
Zum Homerus latinus. Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. 3. Abh. 1—151.
Über Fürsorge und Verständnis für römische Inschriften in Bayern. Festrede d. bayer. Akad. d. W.

1914: Unbekannte Inschriften aus Trient. Hermes 49, 311—314.
Poetae lat. min. V: Dracontii carmina. Aegritudo Perdicae. Leipzig Teubner.

1915: Inscriptiones Baiuariae Romanae sive inscriptiones prov. Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque. München Akademie-verlag.

1916: Artikel „Iuvenalis". P.-W. X 1041—1050.
Quinti Sereni liber medicinalis. Corp. med. lat. II 3. Leipzig Teubner.

1917: Jambenkürzung in Hexametern. Glotta 8, 130—137.
Nekrolog auf Siegfried Sudhaus. Jahresber. f. Altertumswiss. 173 B. IV 65—81.
Kritischer Apparat zu Ovids Remedia. Hermes 52, 453—469.
Zur Geschichte des lateinischen Hexameters (Kurze Endsilben *in arsi*). Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 3. Abh. 1—59.
Kürzung durch Tonanschluß im alten Latein, ebenda 9. Abh. 1—32.

1918. Nachträge zur Ausgabe von: Sereni liber medicinalis. Philol. 75, 128—133.
Nekrolog auf W. Meyer. Jahrb. d. bayr. Akad. 20—23.
Lesungen und Deutungen II. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 4. Abh. 1—28.

1919: Lesungen und Deutungen III. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 5. Abh. 1—24.

1920: Studien zu dem römischen Kochbuche von Apicius. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 6. Abh. 1—47.
Apicii librorum X qui dicuntur de re coquinaria quae extant ediderunt C. Giarratano et F. V. Leipzig Teubner.

1921: Noch einmal ĕst und ēst. Glotta 11, 221—224.

1922: Die Prosodie der lateinischen Komposita mit *pro-* und *re-*. Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 4. Abh. 1—24.

1923: Poetae lat. min. II 2: Ovidi Nux, Consolatio ad Liviam, Priapea. Leipzig Teubner.
Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke-Norden I 8: Römische Metrik.

Ein 1921 gehaltener Akademievortrag „über Jambenkürzung" befindet sich im Druck (Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. 1924); V.s letzter Aufsatz über „eine verschollene Inschrift von Trier" wird demnächst erscheinen.

Otto Hirschfeld.

Geb. 16. März 1843, gest. 27. März 1922[1]).

Von

Ernst Kornemann in Breslau.

Otto Hirschfeld wurde am 16. März 1843 zu Königsberg i./Pr. geboren. Sein Vater war Kaufmann, später Mitbegründer der Königsberger Teekompagnie. Der junge Otto besuchte mit seinem Bruder zuerst die Castellsche Vorschule, darnach das Kneiphöfische Gymnasium der Vaterstadt. Der geistvollste und anregendste Lehrer der Anstalt war wohl Dr. Wichert, ein Onkel des Dichters. Spielend hat der geweckte Knabe das Gymnasium durchlaufen. Mit 16 Jahren bereits bezog er die Universität, zunächst diejenige seiner Heimatprovinz zum Studium der klassischen Philologie und fand in Karl Lehrs und Ludwig Friedländer Lehrer, die, insonderheit der letztere, seiner Forschung die Richtung gewiesen haben und ihm Freunde fürs Leben geworden sind[2]), wie alle großen Menschen, die später mit ihm in Berührung gekommen sind. Außer in Königsberg studierte er in Bonn, wo er als Mitglied der Arminia auch auf der Mensur als scharfer Schläger seinen Mann gestellt hat; Einfluß gewannen hier auf ihn Friedrich Ritschl und Otto Jahn. Wertvolle Freundschaften fürs Leben schloß er auch hier, so mit Johannes Schmidt, Ernst und Konrad Küster. Schließlich kam er auch nach Berlin zu August Boeckh, Moritz Haupt, Johann Gustav Droysen, endlich zu Theodor Mommsen, der seinem wissenschaftlichen Streben das große Ziel auf die lateinische Inschriftenforschung gegeben hat. Damit ist der seither vorzugsweise philologisch gerichtete junge Mann definitiv

---

[1]) Vgl. Ulrich Wilcken, Gedächtnisrede auf Otto Hirschfeld, S.Ber. Berl. Ak. 1922, 29. Juni; Hermann Dessau, Rede, gehalten am 1. Juli 1922 im Institut für Altertumskunde der Universität Berlin (maschinenschriftlich mir zugänglich); Friedrich Münzer, Otto Hirschfeld und Otto Seeck, NJahrbb. für das klass. Altertum 1923; Ernst Kornemann, Klio XIX, 1922, S. 209.

[2]) Man lese das kurze Briefchen am Kopfe von Friedländers Beitrag zur Festschrift für Otto Hirschfeld 1903, S. 8 und Hirschfelds Nachruf für Fr., abgedruckt Kl. Schriften, S. 923.

für die Geschichte gewonnen worden. Zwanzig Jahre alt (1863), veröffentlichte der Frühreife seine Friedländer und Lehrs gewidmete Doktordissertation über den Liebeszauber bei den Griechen und Römern [1]), womit er seine wissenschaftliche Laufbahn begann und seine philologischen Studien abschloß.

Die erste Arbeit auf dem neuen Arbeitsgebiet, die der nun auf die wissenschaftliche Wanderung sich begebende junge Gelehrte in Angriff nahm, bezog sich auf die römischen Priestertümer der Provinz Afrika. Das erhaltene Reisetagebuch beginnt unter dem 4. September 1865 (Berlin) mit dem Vermerk über einen Besuch bei Mommsen [2]) vor der Fahrt nach dem Süden: „Priesterarbeit durchgenommen, riet mir auch Municipalia zu geben, vielleicht als Anhang zu seinen cirtensischen Kolonien" [3]). Diese Arbeit, damals also schon im Entwurfe fertig, hat ihn dann nach Italien begleitet, ist hier Henzen vorgelegt und von ihm ins Italienische übersetzt worden. Es ist die Erstlingsarbeit [4]) des jungen Althistorikers, gewissermaßen seine historische Doktordissertation. Hier zeigen sich schon alle Vorzüge der Hirschfeldschen Arbeitsweise, auf die wir nachher zu sprechen kommen werden.

Entscheidend für H. wie für die meisten Altertumsforscher war dieser italienische Aufenthalt in den Jahren 1865/6. Die Reise ging über die Schweiz zunächst nach Südfrankreich. Hier betrat der junge Doktor das Land, dem dann zehn Jahre später seine Lebensarbeit gewidmet zu werden begann. Hier sieht er zum erstenmal die Bäume des Südens, die Zypresse und die Olive. Hier fühlt er im Theater von Orange sich zum erstenmal durch die lebendige Erinnerung an die große Römerzeit ergriffen, wie er umgekehrt beim Besuch des Papstpalastes von Avignon merkt, daß er keine Liebe zum Mittelalter hat, sondern ganz dem Altertum gehört. In Rom gerät er in die Hände von Wilhelm Henzen und Wolfgang Helbig, die beide ihn sehr freundlich aufnehmen. Von dem erstgenannten wird er in die Epigraphik, von dem zweiten in die Archäologie und die Topographie von Rom eingeführt.

---

[1]) De incantamentis et devinctionibus amatoriis apud Graecos Romanosque, Königsberg 1863.

[2]) Der erste Eintrag bezüglich Mommsens enthält außerdem die persönliche Notiz: „War recht freundlich, wenn auch mit Mommsenscher Kälte."

[3]) Die Stadtverfassung Cirtas und der Cirtensischen Kolonien. Hermes I, 1866, S. 47—63 = Ges. Schr. V, S. 470—492.

[4]) I sacerdozi dei municipj Romani nell' Africa, Annali dell' Instituto de corrispondenza archeologica 38, 1866, S. 28—77.

Henzen vor allem verdankt er sehr viel, da dieser ihm den Einblick in die Scheden des Corpus für seine Arbeiten gestattet. Aber nicht nur dadurch, daß er jetzt auf seinem Arbeitsgebiet angekommen ist, das ihm zum Lebensberuf werden sollte, sondern auch durch die Freundschaften, die er im Süden geschlossen hat, ist die römische Zeit grundlegend für sein ferneres Dasein geworden. Treu, Benndorf, Kekulé, v. Hertling, Schöne, Wilmanns, Nissen, Bormann, Studemund, Reifferscheid treten von neuem bzw. zum erstenmal in seinen Gesichtskreis und werden ihm zum Teil Freunde fürs Leben. Namentlich mit Benndorf und Bormann hat ihn seitdem zeit seines Lebens engste Freundschaft verbunden. Mit Nissen spielt er in Rom gar manchen Abend eifrig Schach. Nur langsam faßt er Fuß auf dem historisch so stark belasteten Boden Roms. Von dem heiteren Florenz, das er sehr schnell lieb gewonnen und von dem er sich, nach seinen Aufzeichnungen zu urteilen, nur schwer hatte trennen können, betritt er am 16. Oktober 1865 zum erstenmal die ewige Stadt und kann, von der Fülle der Gesichte überwältigt, nur langsam warm werden, zumal das päpstliche Rom dem Eindringenden doch ganz andere Schwierigkeiten in jeder Beziehung entgegenstellte, wie die moderne Stadt von heute. Einmal notiert er im Tagebuch, daß er ganz müde geworden ist vom vielen Sehen und Umherwandern, und es drängt ihn, den Unermüdlichen, wieder zum systematischen Arbeiten. Aber nach 10 Tagen schon heißt es an derselben Stelle: „Ich fange an, allmählich bewußt mich glücklich zu fühlen." Es setzen die Vorarbeiten ein zu seinem großen Lebenswerk über die Verwaltungsgeschichte des römischen Kaiserreiches, dem wohl vor allem die Exzerpte aus Henzens Scheden gelten, die immer wieder im Tagebuch als seine Zeit stark in Anspruch nehmend gemeldet werden. Daneben her gehen die Giri, die Teilnahme an den Adunanzen, italienische Sprachstudien, die Ausflüge und Gespräche mit den Freunden. Wie alle ihn schnell lieb gewonnen haben, geht aus dem Bericht über seine römische Geburtstagsfeier am 16. März 1866 hervor, wo abends große Versammlung der Freunde bei ihm stattfindet, auch Henzen erschienen ist. Unter den Geburtstagsbriefen werden diejenigen von Lehrs und Friedländer besonders hervorgehoben. Man erkennt hier schon einen Zug im Wesen Hirschfelds, der sein ganzes Leben hindurch ihn auszeichnet. Er bedarf der Menschen, der Freunde. Er hat schon damals viel ihnen gegeben, dafür aber auch reichlich empfangen. Er ist mitteilsam, aufgeschlossen, rührig, nur glücklich im großen Kreise, kein Einsamer, kein Abgeschlossener. So hat

er, wie soviele Berufsgenossen, als römischer ragazzo seine glücklichste Zeit verlebt, von der er nach dem Zeugnis der Gattin später noch viel und gern erzählt hat. Sowohl allgemein-menschlich wie wissenschaftlich hat er damals die Grundlagen für sein Leben gelegt.

1867 zurückgekehrt, hat er dann die ersten Studien veröffentlicht, die später in seine „Untersuchungen" übergegangen sind, über das aerarium militare[1]) und über die Getreideverwaltung der römischen Kaiserzeit[2]). Die zweite Arbeit hat er offenbar benutzt, um sich 1869 in Göttingen als Privatdozent für alte Geschichte zu habilitieren. Dem Eintritt in die akademische Laufbahn folgte 1870 die Verlobung und zwei Jahre später (1872) die Verheiratung mit Adelheid Wyneken, die ihm in langer glücklichster Ehe sechs Töchter und zwei Söhne geschenkt hat.

1872 schon bekam er den ersten Ruf als Ordinarius, und zwar an die damals noch ungeteilte Universität in Prag. Damit begann die österreichische Zeit in seinem Leben, an die er mit viel Stolz zurückdenken konnte. Die Prager Jahre sind neben angestrengter Lehrtätigkeit angefüllt mit ausgedehnter Forscherarbeit. Denn Mommsen hatte ihn frühzeitig für das Corpus inscriptionum latinarum gewonnen, und in dieser Eigenschaft ward ihm 1873 die Herausgabe der lateinischen Inschriften Galliens übertragen und damit sein Arbeitsgebiet für lange Zeit abgesteckt. Frisch ging er an die Arbeit des Sammelns, der sogar ein Prager Semester geopfert werden mußte. Den Winter 1874/75 verbringt er in Paris, mit Bibliotheks- und Museumsarbeiten beschäftigt, dann, im Frühjahr 1875, folgt eine erste kurze Reise nach der Provence, „um die dort befindlichen Inschriften und Sammlungen aus eigner Anschauung kennenzulernen" [3]). Gleichzeitig wird seitens des preußischen Staates der Versuch gemacht, ihn in die Heimat zurückzurufen, 1873 wird ihm Kiel, 1875 Halle angeboten. Beide Rufe lehnt er ab. Dafür siedelt er 1876 nach Wien über und steht nun im Mittelpunkt der österreichischen Altertumsforschung. In Wien erscheinen 1877 die „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte", und damit wird der erste Höhepunkt in seinem Leben erreicht. Der Meister bezeichnete gelegentlich der Wahl Hirschfelds in die Berliner Akademie (1883) dieses Werk als „die bestfundierte, bestgedachte und

---

[1]) Das aerarium militare und die Verwaltung der Heeresgelder in der römischen Kaiserzeit, Jahns Jahrbb. für klass. Philologie 97, 1868, S. 683 bis 697.

[2]) Philologus 29, 1870, S. 1–90 (vgl. Verwaltungsbeamte[2], S. 235 Anm. 1).

[3]) Kl. Schr., S. 920.



bestgeschriebene Monographie, welche in den letzten zehn Jahren auf diesem Gebiet geschrieben ist". Kein Wunder, daß seine wissenschaftliche Geburtsstätte Göttingen ihn 1878 als Ordinarius des Faches zurückhaben wollte; aber auch diesen Ruf, ebenso wie einen solchen nach Straßburg (1884), hat er gleichfalls abgelehnt. Er blieb in Wien, und seine intensive Beschäftigung mit den gallischen und germanischen Inschriften begann ihre Früchte zu tragen, wie die 1877 erschienene Abhandlung über die Verwaltung der Rheingrenze [1], die kleine Monographie [2] über Lyon in der Römerzeit (1878) und die 1883/4 erschienenen ausgezeichneten „Gallischen Studien" [3] beweisen. Das Wohnen auf dem Boden des römischen Imperium in der Wiener Zeit hat H. wie alle Althistoriker höchst wohltätig empfunden. Es wuchsen ihm auch gewissermaßen vom Boden her die Probleme zu. Schon seit der Übersiedlung nach Prag beteiligte er sich aufs energischste an der Erforschung und wissenschaftlichen Fruchtbarmachung des österreichischen Denkmälerbestandes, wie sein vorläufiger Bericht über eine archäologisch-epigraphische Reise in Dacien [4] und die epigraphische Nachlese zum Corpus inscr. lat. III [5] beweisen. Er stand somit, solange er in Österreich gewirkt hat, gewissermaßen auf zwei Beinen. Das eine hatte er hinübergesetzt in seine von der Corpus-Leitung ihm zugewiesene gallisch-germanische Domäne, das andere stand fest auf dem Boden seiner neuen Heimat. Die alte Geschichte, damals in erster Linie Epigraphik, und die Archäologie gingen jetzt zum erstenmal durch seine Initiative jenes enge Bündnis ein, das seitdem für beide Disziplinen so fruchtbringend geworden ist. In der Forschung zeigt sich diese so ungemein glückliche Verbindung sehr bald in der Herausgabe der „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich", der Vorläufer der stolzen Jahreshefte des K. K. archäologischen Institutes zu Wien, und, was die Lehrtätigkeit betrifft, in der Schöpfung des Wiener Archäologisch-epigraphischen Seminars gemeinsam mit Alexander Conze, in welchem er seit dieser Zusammenarbeit einen besonders hochgeschätzten Freund sein eigen genannt hat.

[1]) Commentationes phil. in honorem Theodori Mommseni. Berlin 1877. S. 433—447 = Kl. Schr., S. 369—386.

[2]) Kl. Schr., S. 133—153.

[3]) I. Sitz.-Ber. der Wien. Akad. philol.-hist. Klasse 103, 1883, S. 271 bis 328 = Kl. Schr., S. 47—95, II. ebda. 107, 1884, S. 221—238, III. ebda. S. 239—257 = Kl. Schr. 96—111.

[4]) Mitt. der K. K. Zentral-Kommission vom Jahr 1873 (Wien 1874), S. 328—333.

[5]) Sitz.-Ber. der Wien. Akad. 1874, S. 363—429.

dann mit Otto Benndorf, der ihm schon seit der Göttinger Dozentenzeit wissenschaftlich und menschlich sehr nahe gestanden hatte. Neben dem Erscheinen der „Untersuchungen" sind diese Schöpfungen, an denen H. hervorragend beteiligt war, der Ausdruck davon, daß sein Wirken die erste Höhe erklommen hat. Denn nun hatte er eine Stätte sich geschaffen, wo auch der in ihm steckende akademische Lehrer sich auswirken konnte. Im Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar, dem Vorbild der bald auch an den übrigen österreichischen Universitäten errichteten Anstalten gleichen Namens, hat H. Schule zu machen begonnen. Aus ihm ist eine ganze Reihe von Gelehrten und Lehrern hervorgegangen, die seine Wissenschaft nicht nur in den deutschen Ländern Österreichs, sondern weit darüber hinaus, in Südosteuropa, ihren Schülern weitergegeben haben. Man versteht es, daß es H. unendlich schwer geworden ist, aus dem gastlichen Österreich und speziell aus dem heiteren Wien, wo er, umgeben von einem Kreise hervorragender, um das Altertum verdienter Männer, so Großes zu leisten imstande gewesen war, zu scheiden. Es mußte sein, als ihn, den 42jährigen, im Jahre 1885 der ehrenvollste Ruf erreichte, den sein Heimatland zu versenden hatte: die Berufung an die Universität Berlin auf den seither von Mommsen, der freiwillig vom Lehramt zurücktrat, innegehabten Lehrstuhl und die Wahl zum ordentl. Mitglied der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften: suo anno consul.

Noch 32 Jahre lang, von 1885—1917, hat er dem preußischen Staat und der Berliner Universität seine wertvollen Dienste geliehen, bis zum Tode Mommsens (1. November 1903) neben dem Altmeister, der ihn, den viel jüngeren Amtsgenossen, frühzeitig seinen „Freund" genannt hat[1]), dann noch 14 Jahre lang allein, bis ihn das Alter und schweres Leid zwangen, die Entbindung von seinen Amtspflichten zu beantragen. Sowohl den Forscher wie den Lehrer sieht die Berliner Zeit zunächst noch auf der alten Höhe. Der große Inschriftenforscher konnte nun die Frucht in seine Scheuern bringen. Das lateinische Corpus der gallischen und germanischen Inschriften[2]) hat er uns in der Berliner Zeit geschenkt, dazu mehrere Supplementbände zum dritten Bande[3]), die nach den Mommsenschen Bänden

[1]) Vgl. die Widmung vor dem Abriß des Staatsrechtes.

[2]) Vol. XII Inscriptiones Galliae Narbonensis 1888. Vol. XIII Inscriptiones trium Galliarum et duarum Germaniarum 1, fasc. 1, 1899, fasc. 2, 1904, 4, Addenda 1906.

[3]) Vol. III Inscriptiones Asiae, provinciarum Europae graecarum, Illyrici. Suppl. I u. II (1899—1902) zusammen mit Th. Mommsen und A. v. Domaszewski.

zu den wertvollsten des ganzen Corpus gehören[1]). Daneben erschien die zweite Auflage seiner Verwaltungsgeschichte, vollkommen neu durch- und umgearbeitet unter dem Titel „Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diokletian" (1905), sowie viele Einzeluntersuchungen in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie und anderswo, die 1913 von ihm selber in den „Kleinen Schriften" zusammengefaßt worden sind. Die Produktion im größeren Stil auf diesem zweiten Höhepunkt ist gehemmt worden durch dreierlei, einmal durch die umfangreiche Lehrtätigkeit, die H. auch hier wie in Wien entfaltete, dann durch eine schwere Erkrankung im Winter 1899, die ihn zwang, in der rastlosen Arbeit etwas Einhalt zu tun, endlich seit dem Tode Mommsens durch die Fürsorge für die Sammlung und Herausgabe der Gesammelten Schriften des Meisters. Dieser von großer Selbstverleugnung zeugenden Arbeit hat er viele kostbare Jahre (1904—1910) seines späteren Lebens gewidmet. Was die Lehrtätigkeit betrifft, so hatte H. sich auch vom preußischen Staat als Ersatz für das von ihm in Wien verlassene archäologisch-epigraphische Seminar die Errichtung eines Instituts für Altertumskunde ausbedungen, dessen erster Direktor er mit Ulrich Koehler geworden ist. Hier hat die Hirschfeldsche Schule ihre Fortsetzung erfahren und für die preußischen und darüber hinaus die deutschen Universitäten und Gymnasien die Lehrer der Altertumswissenschaft im Geiste Mommsens erzogen.

So steht H. vom ersten Tage seines Schaffens als Historiker im Schatten Mommsens. Die größte Schöpfung des Meisters, das lateinische Inschriftenwerk, hat ihm die wissenschaftliche Richtung gegeben. Auf diese Weise ist er einer unserer besten Epigraphiker geworden; aber den Weg zur Geschichte, den er immer wieder zu gehen gesucht hat[2]), den hat er, wenn man darunter die Geschichtsschreibung im großen Stile versteht, nicht gefunden. Was Mommsens Genialität und unvergleichliche Arbeitskraft gleichzeitig zu leisten vermocht hat, wissenschaftliche Kärrnerarbeit und große zusammenfassende Darstellung, das war dem Manne zweiten Ranges versagt. So ist er wie sein treuer Freund und Nachfolger auf dem Wiener Lehrstuhl, Eugen Bormann, so recht der Repräsentant der epigraphischen Epoche unserer Wissenschaft, die Mommsen heraufgeführt hat, geworden. Es ist dies ein Durchgangsstadium der Altertumswissenschaft, dem zuliebe die besten Vertreter des Faches aus der

[1]) Dies ist auch das Urteil von H. Dessau, Gedächtnisrede, S. 14.

[2]) Vgl. die Antrittsrede vor der Berliner Akademie, Sitz.-Ber. 1885, S. 626.

letzten Gelehrtengeneration sozusagen bei der Bausteinbeschaffung auf der Strecke geblieben sind, ähnlich wie heute bei der zweiten Hilfsdisziplin, der Papyrologie, ein tragisches Schicksal, das diese Opfer der Wissenschaft getroffen hat und noch trifft. Wie in der mittelalterlichen Forschung die Monumentisten, sind in der alten Geschichte die Epigraphiker die Wegebereiter der heutigen Generation, die in eine glücklichere Zeit ihrer Wissenschaft hineingeboren sind, da durch die verfeinerten Methoden der Ausgrabungstätigkeit und durch die mächtig emporblühende Papyruskunde ganz neue Perspektiven für die Altertumswissenschaft sich eröffnen und dabei auf dem Gesamtgebiet dieser Disziplin im großen Stile wirklich geerntet werden kann. Gerade deshalb aber dürfen wir glücklicheren Nachfahren die Männer, die mit der größten Entsagung und bewundernswertem Pflichtgefühl die mühselige Arbeit der inschriftlichen Materialzusammenstellung und kritischen Reinigung vollführt haben, nicht gering achten, sondern müssen uns im Gegenteil immer bewußt bleiben, daß ohne ihre pflichttreue, hingebende Kleinarbeit die heutige Generation nicht zu arbeiten imstande wäre. Wenn wir dies im Auge behalten, müssen wir auch Otto Hirschfelds umfangreicher Arbeit auf dem Gebiete der Inschriftenedition die höchste Anerkennung nicht versagen, zumal, wie gesagt, seine Corpus-Bände zu den besten gehören, die wir besitzen.

An den Inschriften hat sich auch die Methode seiner darstellenden Arbeiten gebildet, wie gleich die Erstlingsarbeiten aus den Jahren 1866—1870 deutlich zeigen. Alle seine Untersuchungen sind Specimina ersten Ranges in der Auswertung der epigraphischen Materialien, die sich sehr wohl neben Mommsens Arbeiten der gleichen Art sehen lassen können. Wie auf den großen Mosaiken, die uns aus dem Altertum erhalten sind, mußten hier durch Zusammentragung kleiner und kleinster monumentaler Überreste aus dem Altertum Gemälde entworfen werden, die trotz der mühseligen Kleinarbeit doch als ein Ganzes erscheinen. Nirgends ist Hirschfelds Methode und Zielsetzung bei seiner wissenschaftlichen Arbeit von ihm selber so scharf charakterisiert worden wie im Schlußwort des ersten Abschnittes der Gallischen Studien[1]: „Gleichwie der Naturforscher mit Hilfe des Mikroskops die kleinsten, dem unbewaffneten Auge nicht erfaßbaren Organismen zu ergründen sich bestrebt, um aus ihrer Erkenntnis die sichtbaren Erscheinungen der Natur und ihre Gesetze zu erschließen, so wird auch der Historiker, der nicht

[1]) Kl. Schr. 87, schon zitiert bei Wilcken, Gedächtnisrede, S. 8 f.

daran ein Genüge findet, die Berichte seiner antiken Vorgänger über Krieg und große Staatsaktionen in moderne Form zu kleiden, aus der Betrachtung der unscheinbaren, aber unmittelbaren Zeugnisse der Vergangenheit den Weg zu den verborgenen Schachten zu finden suchen, in denen sich der ernsten Forschung ein, wenn auch nicht unversehrtes, so doch echtes und ungetrübtes Bild der antiken Welt erschließt. Eine Geschichte des römischen Kaiserreichs hat in erster Linie die Romanisierung der antiken Welt in allen ihren mannigfachen Abstufungen und Verschiedenheiten zu verfolgen, den Spuren nationaler Sitte sorgsam nachzugehen und die Widerstandskraft derselben gegenüber dem Eindringen fremder Bräuche und Institutionen zu prüfen.“ Zu der hier geschilderten Art von Arbeit war er so besonders geeignet, weil in ihm Philologie und Geschichtswissenschaft einen besonders engen Bund eingegangen waren. Ob er Texte interpretierte oder Inschriften edierte, stets bemerkte man den gutgeschulten klassischen Philologen, dessen ausgezeichnete kritische Sonde und feines Sprachgefühl stets ein Eindringen in die Tiefen der Probleme ermöglichten. Und dieser von der Philologie ausgegangene Althistoriker trat nun während der österreichischen Epoche, die so ungemein wichtig ist für seinen ganzen Werdegang, in enge Beziehungen zu der damals mächtig aufstrebenden Wissenschaft vom Spaten, ohne die heute kein Mann der Altertumswissenschaft mehr arbeiten kann. Die Betrachtung der Inschrift, nicht losgelöst von dem Monument, sondern im Verhältnis zu dem zugehörigen Denkmal und dem Bildwerk, wie sie in Österreich zuerst geübt und in den Tituli Asiae Minoris dann später für die Epigraphik fruchtbar gemacht worden ist, hat Hirschfeld unter den reichsdeutschen Epigraphikern zuerst praktisch betätigt. Von hier aus nun ist H. bei seiner offenbar mehr auf die Darstellung der Institutionen als der Menschen eingestellten Begabung der Mann geworden, welcher der in den Händen der Philologen erstarrten antiquarischen Forschung neues Leben eingehaucht hat. Das einzige große Buch darstellender Art, das er geschrieben, das Buch von der römischen Verwaltung, ist in gleicher Weise gewachsen, wie das lateinische Inschriften-Corpus emporwuchs. Es ward in der entscheidenden 2. Auflage erst fertig, als im Corpus ein gewisser Abschluß erreicht war. An ihm muß H. als Forscher analysiert werden. Die alte philologisch-antiquarische Systematik hatte Mommsen in der Lehre vom römischen Staat durch eine juristisch-antiquarische Methode ersetzt. Hirschfeld konnte und wollte auch eine Institution wie jedes Gebilde der Ge-

schichte nur historisch-genetisch erfassen, so daß Wilcken[1]) den Gegensatz Mommsen-Hirschfeld ganz richtig in die Worte faßt: „Während Mommsen ein juristisches System gibt, unter ausdrücklicher Ablehnung der rein historischen Probleme, bietet Hirschfeld eine historische Untersuchung über einen wichtigen Ausschnitt der kaiserlichen Regierung." Mommsens juristische, auf eine auch dem Historiker so ungemein notwendige scharfe Begriffsbildung ausgehende, sowie Hirschfelds historische Betrachtungsweise ergänzen einander so aufs glücklichste, was vor allem im letzten Abschnitt des Werkes[2]) zutage tritt[3]), und haben die alte, seit Jahrhunderten in der Philologie gepflegte Antiquitätenforschung mit ihren aus den verschiedensten Zeiten kritiklos gemachten Materialzusammenstellungen ein für allemal aus der Welt geschafft. Wenn heute das Wort gilt, das Rostowzew[4]) gegenüber einem Rückfall in das alte System einmal so treffend geprägt hat: „Lieber historisch irren, als antiquarisch verflachen", so verdanken wir dies in erster Linie dem Wirken Otto Hirschfelds.

Doch höher als der Forscher steht der Lehrer, der in H. steckt. Wie in der Forschung seine Stärke mehr auf dem kritisch-analytischen als auf dem synthetischen Gebiet lag, so auf dem Lehrgebiet nicht in dem Hörsaal, sondern im Seminar. Was sein Seminar so unbedingt anregend und bildend für den Studierenden machte, war die Gewöhnung an die Treue im Kleinen, sei es auf philologischem, sei es auf historischem Gebiete, bei gleichzeitiger Einstellung auf die großen Probleme, die aus dem behandelten Einzelfall sich entwickeln ließen. Es wurde dem Referenten nichts geschenkt, aber dafür auch der, welcher hart Holz gebohrt hatte, reichlich belohnt. H. hatte einen scharfen Blick für ernstes Streben und für das Erwachen wissenschaftlichen Geistes in seinen Schülern, die ihm nahe standen. Unvergeßlich ist es mir, als er mich gleich nach dem ersten im Seminar erstatteten Referat im Direktorzimmer, wohin er mich nach der Sitzung rief, über meinen seitherigen Bil-

---

[1]) Gedächtnisrede, S. 4.

[2]) „Rückblick." 2. Aufl., S. 466 ff.

[3]) Die Geschichte der Kaiserzeit kann ohne Berücksichtigung der hier niedergelegten feinen Bemerkungen über den augusteischen Prinzipat und seine Abwandlungen in der Folgezeit nicht geschrieben werden. Allerdings hat Hirschfeld noch nicht die Unhaltbarkeit von Mommsens Dyarchie-Theorie durchschaut, wie das neuerdings H. Dessau (Gesch. der Röm. Kaiserzeit I, 1924, S 39 u. 40) u. V. Ehrenberg (Klio XIX, 1924, S. 207) erkannt haben.

[4]) GGA 1909, S. 642.

dungs- und Studiengang Bericht erstatten ließ und als Schüler Herman Schillers mich sofort an Mommsen empfahl. Die ersten Jahre der Hirschfeldschen Wirksamkeit in Berlin an der Seite und in engster Forschungs- und Lehrgemeinschaft mit Mommsen sind überhaupt die fruchtbarsten und segensreichsten seines Lebens geworden. Zwölf auserlesene Hirschfeld-Schüler durften damals Semester für Semester draußen in dem stillen Gelehrtenheim des Altmeisters in der Marchstraße zu Charlottenburg die höheren Weihen empfangen. Nur so erklärt es sich, daß aus einer Studentengeneration der damaligen Zeit drei heute an deutschen Universitäten wirkende Ordinarien des Faches hervorgegangen sind, die dankbar des großen Glückes gedenken, das am Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre an der Berliner Universität in diesem Zusammenwirken der beiden großen Forscher und Lehrer dem werdenden Althistoriker sich erschloß. Damals trafen sich auch Männer aus anderen Wissenschaften und aus dem Ausland in Hirschfelds Seminar, die hier vor allem in die Epigraphik eingeführt sein wollten: so habe ich hier mit Otto Gradenwitz und Franz Cumont zusammengesessen und Inschriften lesen und interpretieren gelernt. Da Mommsen bei der Überfülle von Arbeit, die auf ihm als Forscher lastete, bekanntermaßen nicht Zeit genug für die Lehrtätigkeit gehabt, diese vielmehr bei ihm immer in zweiter Linie gestanden hat, ist es ein großes Glück zu nennen, daß sein erster Nachfolger auch in Berlin wirklich Schule zu machen verstanden hat.

Hinter dem Forscher und Gelehrten stand endlich ein Mensch von seltener Reinheit des Charakters, der wie in seiner Wissenschaft so auch im Leben von unbedingter Zuverlässigkeit und Pflichttreue war. Im Berufe ungewöhnlich schnell emporgestiegen, ist er niemals auch auf höchster Höhe der Hybris verfallen oder der Eitelkeit erlegen. Er blieb, was er von Anfang an gewesen war, immer sachlich, dabei schlicht und einfach und denen, die ernst mit ihm zu denselben Zielen hinstrebten, aufs treueste ergeben. Vielen seiner Schüler ist er durchs Leben hin ein treuer Freund geworden, offenbar in dankbarer Erinnerung daran, was ihm selber die Freundschaft des größten Fachgenossen bedeutet hatte. Ein Briefwechsel mit Hunderten von Männern der Wissenschaft, den er liebevoll aufbewahrt hat, legt heute noch Zeugnis ab von diesem liebenswürdigen Menschen, der das Bedürfnis hatte, mit vielen Gleichgesinnten und Gleichstrebenden weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in engster geistiger und seelischer Gemeinschaft zu leben, außer mit Männern der deutschen Gelehrtenwelt, wo der vollkommen erhaltene Briefwechsel mit

Mommsen einst einen wichtigen Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts und zur Vervollständigung des Mommsenschen Lebensbildes liefern wird, vor allem mit den Forschern aus seinen beiden wissenschaftlichen Hauptdomänen, Südosteuropa und Frankreich. Ergreifend gerade heute wirkt es, wenn man die Freundschaftsbezeugungen französischer Männer für H. liest, an der Spitze eines Auguste Allmer, dem er selbst seinerseits einen so warmen Nachruf gewidmet hat [1]). Zwei Eigenschaften Hirschfelds waren es, die ihn auch auf dem heißen Boden Frankreichs unmittelbar nach 1870/1 so schnell Fuß fassen ließen, seine angeborene persönliche Liebenswürdigkeit, verbunden mit der festen Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, und seine strenge wissenschaftliche Sachlichkeit. Diese beiden Eigenschaften sind es auch gewesen, die ihm die Herzen seiner Schüler im Fluge erobert haben. Von der Liebe und Verehrung aller derer, die ihn umgaben, zeugt die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag (16. März 1903). Und noch einmal durfte er alles, was er sich geschaffen hatte und was ihm geworden war durch die Güte des Schicksals, genießen, als er zum 70. Geburtstag nach dem geliebten Rom — begleitet von seiner Gattin und seinen nun erwachsenen Zwillingssöhnen — gepilgert war. Dann haben die furchtbaren Kriegsjahre auch über dieses an Sonnenschein so reiche Berufs- und Familienleben schwarze Schatten gelagert. Die nachgeborenen Zwillingssöhne, sein ganzer Stolz, die unterdessen zu tüchtigen Männern, der eine sogar zum Historiker, herangereift waren, sind beide ihm im harten Kampfe fürs Vaterland entrissen worden. Darauf hat die schwere Krankheit, die sich früh schon einmal gemeldet hatte, auf den in seinem Innersten tief erschütterten Vater mit immer größerer Heftigkeit gelegt. Hermann Dessau hat ihm in diesen letzten Lebensjahren, die die Leiden unserer Nachkriegszeit immer trauriger gestalteten, treu zur Seite gestanden und hat in seiner Berliner Gedächtnisrede das schwere Ende dieses sonnenumglänzten Lebens in ergreifender Weise geschildert: „Er hat nicht viel geklagt, nicht laut geklagt. Aber die Dämmerung kam über ihn. Wohl zum letztenmal zeigte er sich einem größeren Kreise, zum letztenmal bestieg er den Katheder am 30. November 1917 am 100. Geburtstag Theodor Mommsens. Die Hand versagte ihm beim Schreiben, das Auge beim Lesen. Dankbar war er jedem Besuch, der ihn über die

---

[1]) Zuerst erschienen in diesem Jahresbericht 1900, S. 71—74, wieder abgedruckt Kl. Schriften, S. 919 ff.

Fortschritte der Wissenschaft unterhielt. Und so entschlief er am 27. März 1922 in seinem Arbeitszimmer im Angesicht seiner Bücher an derselben Stelle, an der er so oft den Schüler belehrt, zu sich herangezogen, in jedem Sinne des Wortes zu sich herangezogen, sich zur Seite genötigt hat, wo er Hilfesuchenden Rat gespendet hatte."

Selten sind in einem deutschen Gelehrten der Mensch, der Lehrer und der Forscher so gleichmäßig zur Entwicklung gekommen wie in H. Daraus erklären sich auch seine großen Erfolge, vor allem im Lehramt. Sein Schicksal war es, daß er die beste Zeit seines Lebens einem Größeren, der kälter und härter war als er, hat dienen müssen und daß er dadurch zur vollen Entfaltung aus sich selbst heraus nicht hat kommen können. Das hat große Entsagung von ihm verlangt, aber auch manchen Lohn ihm gebracht. Denn Mommsens und der von diesem Heros der deutschen Altertumswissenschaft geleisteten Lebensarbeit wird wohl niemals gedacht werden können, ohne daß dabei der Name seines bedeutendsten Helfers und Mitarbeiters Otto Hirschfeld genannt wird. Aber nicht darauf, daß er auf Mommsens Wunsch in unübertroffener Weise Inschriften ediert, und daß er des Meisters Forschung nach der historischen Seite in der Lehre vom römischen Staate in wesentlichen Punkten ergänzt hat, ruht sein Hauptverdienst, sondern darauf, daß er sich der mühseligen Arbeit unterzogen hat, den durch Mommsen auf dem Gebiet der alten Geschichte erzielten Fortschritt, was Ergebnisse und Methode betrifft, Semester für Semester, erst in Österreich, dann in Deutschland, wissensdurstigen Schülern zu übermitteln. Die Mommsen-Schule in der Altertumskunde Deutschlands ist das Werk Otto Hirschfelds, der ebenso wie der Wissenschaft so auch seinen Studierenden stets das Beste zu geben bemüht war und daher nicht nur in toten Buchstaben, sondern vor allem in den Herzen dankbarer Schüler und Freunde fortlebt.

Otto Plasberg.

Geb. 24. Oktober 1869, gest. 6. April 1924.

Von

Rudolf Helm in Rostock[1]).

Wenn das Goethesche Wort wahr wäre und die Persönlichkeit allein das höchste Glück der Erdenkinder ausmachte, so müßte Otto Plasberg der glücklichste aller Menschen gewesen sein; denn von früher Jugend an war er eine in sich geschlossene Persönlichkeit wie wenige. Wer den Jüngling genauer gekannt mit seiner Bedachtsamkeit und Sorgsamkeit, die ihn in allen Fragen des Lebens ebenso wie schon in seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten beherrschte, mit seiner stillen Zurückhaltung und doch mit einer starken inneren Sicherheit, mit seinen unerschütterlichen moralischen Grundsätzen und seinem hohen Idealismus, konnte in dem gereiften Manne nur dieselben Züge wiederfinden, und die Persönlichkeit prägte sich schon in der würdevollen, festen, etwas altfränkischen Schrift aus, die, wie sie dem Studenten bereits eigen war, so bis in die letzten Jahre unverändert und sich gleich geblieben ist.

Geboren am 24. Oktober 1869 in Sobernheim, wo sein Vater Rektor des Progymnasiums war, hat Plasberg früh unter der Schwere des Lebens zu leiden gehabt. Seine Mutter starb infolge seiner Geburt, so daß ihm niemals ihr frohes Auge gelacht, ihn niemals ihre gütige Hand geleitet hat. Das war bis zu einem gewissen Grade bestimmend für sein Wesen. Er wuchs auf in der Obhut des Vaters, der wohl seine ganze Liebe und seinen ganzen Stolz auf ihn übertrug, aber, selbst offenbar stark auf das Pädagogische eingestellt, die Weichheit und das Sonnige des Mutterherzens dem Knaben nicht ersetzen konnte. Sein Augenmerk war vor allem auf die geistige Ausbildung gerichtet, und frühzeitig hatte er ihn im Lateinischen und Griechischen unterrichtet, seine späteren Mitschüler am Gymnasium in Kreuznach, die staunend vor seinem Wissen standen, behaupteten, schon vom dritten und fünften Jahre ab. Sonst äußerte

[1]) Für mannigfache Auskunft über die letzten Jahre bin ich Frau Prof. Plasberg zu großem Danke verpflichtet.

sich des Vaters Fürsorge in einer gar zu großen Ängstlichkeit um den einzigen Sohn, den er hatte. Allerdings muß dieser nach dem Bericht eines Mitschülers (E. Wendling, Öffentl. Anzeiger für den Kreis Kreuznach, Jahrg. 77 Nr. 95) in seiner Kindheit nur schwächlich gewesen sein, so daß es verständlich war, wenn er besonders gehütet wurde. Aber auch darüber hinaus lag dem Schulmann jener Tage, der hauptsächlich Humanist war, Sport und körperliche Übung fern. Turnen, Spielen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen blieben deshalb dem heranwachsenden Knaben fremd und haben auch später in seinem Leben niemals eine Rolle gespielt, so daß man ihm bei besonderen Anlässen leicht eine gewisse Ungeschicklichkeit oder Schwerfälligkeit anmerken konnte, die erst das militärische Dienstjahr beseitigt hat. Nur für Wanderungen hat er immer Sinn gehabt, bei denen neben der Ausarbeitung des Körpers das Gemüt zu seinem Rechte kam. So war er während seines Aufenthaltes in Berlin einer der regelmäßigsten Teilnehmer einer Vereinigung, die sich zu sonntäglichen Ausflügen zusammenfand, und manchen Gang in den Grunewald und die übrige Umgegend Berlins hat er mit dem Verfasser dieser Zeilen gemacht. Die größte Freude aber war's ihm, als er nach bestandenem Doktorexamen dem Freunde, der sich in gleicher Lage befand, seine Heimat und den schönen Rhein zeigen und mit ihm durch die Täler ziehen konnte. Da ging ihm das Herz auf, und so wenig er für die Einzelheiten der Natur Interesse hatte, die ästhetische Freude an ihrer Schönheit erfüllte ihn; ja, wenn es galt, die Gabe der Rebenhügel zu proben, dann konnte auch der sonst auf ihm liegende Ernst völlig zurücktreten. Beim Wandern nahm er es durchaus mit jedem auf, und von irgendeiner Schwäche war in späteren Jahren nichts mehr bei dem breitschultrigen Manne zu merken. Seine eiserne Willenskraft hat ihm ja auch ermöglicht, nach beendeten Studien mit Erfolg sein Jahr abzudienen und als einziger in der Kompagnie zum Unteroffizier aufzurücken; und an Arbeitskraft konnten nur wenige mit ihm wetteifern; Erholung gönnte er sich nie, bis spät in die Nacht saß er am Schreibtisch, und bis in seine letzten Jahre war die Zeit des Schlafes bei ihm auf ein Minimum beschränkt.

Die einzige Muße, die er sich gestattete, galt im Grunde seiner musikalischen Neigung. Schon seine Mitschüler wußten zu erzählen, daß er außer dem geliebten Klavierspiel, das er auch nur des Sonntags zu Hause pflegte, jede Ablenkung mied. Die Musik aber war ihm auch wirklich eine Freundin im Dasein, und ein besonderes Glück für ihn war es, daß er eine gleich musikalische Lebens-

gefährtin fand, die er beim Gesange begleiten konnte. Ergreifend war es für die Familie, als der nach der Straßburger Flüchtlingszeit lange entbehrte Flügel endlich in Hamburg ankam und nun das Oberhaupt den Deckel aufschlug und einen Choral spielte; so löste sich ihm jedes Empfinden in Töne auf. Wenn er als Student den Freund dazu anregte, mit ihm Beethovens neunte Symphonie oder Wagners Lohengrin zu hören, ein Genuß, der durch fünfstündiges Ausharren auf dem Stehplatz immerhin schwer erkämpft wurde, so war ihm das dieselbe Freude wie bei der Wanderung den Rhein aufwärts von Bonn.

So war seine Seele durchaus dem Frohsinn nicht unzugänglich, wie er auch einen gewissen Humor sein eigen nannte, allerdings keinen ganz ungekünstelten, sondern einen bewußten und durch eine Art Gelehrsamkeit gestützten. Als Schüler stellte er den Konflikt eines andern mit einem Lehrer in Thukydideischem Griechisch, auch in epischen Versen dar, dem Freunde verfaßte er später die Hochzeitszeitung. Aber im Grunde war sein Wesen doch ernst, in der Jugend weit über seine Jahre; in späterer Zeit wurde diese leicht in Pessimismus und Melancholie ausartende trübe Grundstimmung seiner Jünglingsjahre durch den Sonnenschein, der von seiner Ehe ausging, gemildert und erhellt; der Besitz ruhigen Friedens und das Gefühl stiller Geborgenheit gab ihm sogar eine gewisse Heiterkeit, die erst durch die unglücklichen Erlebnisse des Jahres 1918 nach dem Zeugnis seiner Frau rein fortgeweht war. Aber veranlaßt war die Neigung zu geistiger Depression wohl etwas durch seine Kopfform; sein mächtiges Haupt mit einer stark und gerade hervortretenden Stirn fiel schon seinen Mitschülern auf, von denen er einmal angedichtet wurde mit scherzhafter Beziehung auf seinen Namen: Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem plastisch gewölbeten Gipfel. Als er beim Militär eintrat, fand sich bei seiner Einkleidung zunächst durchaus kein Helm, der seiner Kopfweite von 63,5 cm genügt hätte, und bei einer Besichtigung machte ein Vorgesetzter, staunend über die Größe des Kopfes, den der Helm nur notdürftig bedeckte, die scherzhafte Bemerkung: 'Einjähriger, wenn das alles voll ist, dann gratulier' ich Ihnen zu Ihrer Zukunft'. Bei der Sektion ergab sich nach seinem Tode ein abnorm großes Gehirn. Die Erziehung in dem einsamen, mutterlosen Hause und das Vorbild des Vaters kamen hinzu, um ihm schon früh das Gepräge zu geben, das er sein ganzes Leben gezeigt hat; denn auch er hatte des 'Lebens ernstes Führen' als Erbteil des Vaters. Entschlüsse wurden ihm schwer; mit einer gewissen Pedanterie erwog er das

Pro und das Kontra und führte gleichsam Buch darüber. Gewissenhaft bis zum äußersten in den Verpflichtungen des Lebens und in seiner Arbeit, ließ er den frohen Wagemut oder gar den holden Leichtsinn völlig vermissen. Es wäre unmöglich gewesen, daß er je einen Geburtstag eines ihm nahe Stehenden vergessen hätte. Alle eingehenden und abgehenden Briefe und Karten zählte er ordnungsmäßig wie fürs Archiv, und dem Freunde wurde nach dem Tode des einstigen Empfängers die Korrespondenz seiner Jugend zurückgegeben, die sogar von dem Fliehenden aus Straßburg gerettet war.

Seine Gewissenhaftigkeit verstärkte noch den Ernst und die Schwermut, die ihn zu Zeiten bis zum Verzagen und zum Verzweifeln an seinen eigenen Fähigkeiten geführt haben, so daß er aufs tiefste litt, weil er sich selber nicht genug tun konnte; da half auch des Freundes tröstender und antreibender Zuspruch nur wenig. Er hat zeit seines Lebens die strengsten Ansprüche an sich selber gestellt, und alles wurde von ihm unter dem Gesichtswinkel der Pflicht betrachtet; so glänzte er, obwohl ausgesprochener Humanist, auf der Schule auch in andern Fächern, im Deutschen, ja selbst in der Mathematik, die ihm sonst gar nicht lag. Daß er dabei kein Streber war, haben seine Mitschüler anerkannt, die sich vor seiner Person willig beugten, und das hat sein ganzes Leben bewiesen. Im Gegenteil, eine manchmal geradezu mimosenhaft feinfühlige Natur, vermied er alles, was auch nur entfernt nach Strebertum aussehen konnte, vermied es auch, Bekanntschaften zu machen oder Persönlichkeiten aufzusuchen, die ihm hätten förderlich sein können; er wollte seinen Weg allein gehen. Allein, aber nicht ohne Freunde; denn auch er war ein 'Mensch mit seinem Widerspruch', und eine seltsame Weichheit und eine starke Sentimentalität bezeichneten sein Freundschaftsgefühl, vor allem in der Jugend, bis ihn die eigene Ehe und die Geburt seiner Söhne mehr auf den Boden der Wirklichkeit stellten. Die Fähigkeit, für andere sich aufzuopfern, behielt er auch dann noch in hervorragendem Maße; keine Hilfeleistung, etwa durch Übernahme einer Korrektur, lehnte er je ab, mochte sie ihn noch so sehr in eigener Arbeit stören, und das Urteil gegenüber den Leistungen manches seiner Berliner Bekannten und Freunde blieb eigentlich immer durch die persönlichen Beziehungen beeinflußt.

Im März 1885 verließ Otto Plasberg das Progymnasium, das unter des Vaters Leitung stand, und damit das Vaterhaus, um die Prima des Gymnasiums in Kreuznach zu besuchen. Von da ab

war er auf sich selber angewiesen, die Vereinsamung, zu der ihn das Schicksal verurteilt, da es ihm Mutter und Geschwister vorenthielt, nahm noch zu, und der ihm eigene Zug von Geschlossenheit und Selbständigkeit, den sein Wesen schon früh verriet, mußte sich allmählich bei ihm herausbilden. Seine überragende Bedeutung verschaffte ihm in seiner Klasse bald die unbestrittene Führung; mit E. Wendling hat ihn auch später noch freundschaftliches Empfinden verbunden, zumal die auf die klassische Philologie gerichteten Interessen die gleichen waren, und Wendlings Dissertation De peplo Aristotelico 1891 war für ihn selber ein Ansporn, zum Abschluß seiner Studien zu kommen. Unter seinen Lehrern hat besonders Prof. O. Kohl einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt, dem er auch später stets aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit gezollt hat. Im März 1887 wurde er aus dem Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Das Urteil im Lateinischen steht dem in allen andern Fächern weit voran; beide Prüfungsarbeiten waren sehr gut, und es wird dem Abiturienten bescheinigt, daß er 'sehr sichere Kenntnisse in der Grammatik und gewandte Fertigkeit im lateinischen Ausdruck besitzt'; aber es ist überhaupt kein Prädikat unter 'Gut', und auch in der Mathematik hat sich der Abgehende 'gute Kenntnisse erworben'.

Damit begann die fröhliche Studentenzeit; denn fröhlich war sie im schönsten Sinne des Wortes selbst für eine so ernste Natur wie Otto Plasberg. Schon der neue Einblick in die wissenschaftliche Arbeit, der sich vor ihm auftat, mußte dem Strebenden ein ungekanntes Glück bedeuten. Dazu kam, daß er seine Schritte zuerst dem von Romantik umwobenen Heidelberg zuwandte. Allerdings dem eigentlichen Studentenleben hat er stets fern gestanden; den wunderbaren Reiz des Ortes hat auch er verspürt. Zwei Semester hat er dort zugebracht. Neben Kuno Fischer hörte er vor allem Osthoff, Erwin Rohde, Zangemeister und machte bei Brandt philologische und sprachliche Übungen mit; überall wurde ihm der vorzügliche Fleiß und die rege Teilnahme bescheinigt. Die Neigung zum Sprachlichen überwog von Anfang an. Das Sommersemester wanderte der junge Student an die rheinische Universität Bonn, damals die Hochburg klassischer Philologie, an der als unbestrittene Meister Bücheler und Usener wirkten. Er hörte beide, daneben auch theologische Vorlesungen, wie er wohl ursprünglich beabsichtigt, Religion als Nebenfach für die Schule zu verwerten; das besondere theologische Interesse verrät schon das Abiturientenzeugnis mit 'Sehr gut' in der Religion und im Hebräischen. Als ein

Wunder muß es erscheinen, daß besonders Bücheler ihn nicht für immer gefesselt hat. Er hatte wohl, als er im Wintersemester 1888 sich in Berlin immatrikulieren ließ, daran gedacht, nach einiger Zeit ins Rheinland zurückzukehren. Dann wirkten persönliche Beziehungen dazu, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt verlängerte. In dem philologischen Seminar fand er nicht nur einen angeregten Kreis Gleichstrebender, die auch außerhalb der offiziellen Übungen ein Abend in der Woche regelmäßig zu gemeinsamer Lektüre vereinigte; er fand dort den Freund, mit dem er gar manches Mal auf Wanderungen, beim Glase Bier oder daheim Zukunftsträumen nachhing, Lebensprobleme erwog und die bedeutsamsten Pläne schmiedete; er fand dort in der Familie von A. Döring, der nach der Befreiung vom Amte des Gymnasialdirektors in Groß-Lichterfelde seiner wissenschaftlichen Arbeit lebte und als Dozent an der Universität Berlin wirkte, die Herzensgefährtin, der er zunächst in stiller Liebe huldigte und die dann nach manchen Schicksalswirren doch noch die Seine werden sollte; er fand schließlich in Johannes Vahlen den Lehrer, dessen Eigenart seiner Veranlagung am meisten entsprach und an den er sich mehr und mehr innerlich gebunden fühlte. Dazu starb sein Vater in jener Zeit, und für den Einsamen war damit der Zug zur Heimat wesentlich verringert. Unter den Vorlesungen, die er in jenen Semestern hörte, standen die bei Vahlen, Kirchhoff, Diels, Joh. Schmidt obenan; daneben liest man in seinem Abgangszeugnis Zeller, Paulsen, Curtius, Harnack u. a.; auch das Theologische spielte wie in Bonn noch eine, wenn auch bescheidene, Rolle. An Übungen machte er die bei Vahlen, auch zwei Semester die bei Hübner mit, im übrigen wurde er Mitglied des Seminars, dem er einige Zeit als Senior vorstand; und hier war es, wo vor allem Vahlen seine feine Interpretationskunst, seine überlegene Kritik, seine wunderbare Sprachbeobachtung in der lebendigsten, oft geradezu sprühendsten Weise zum Ausdruck brachte. Die damals noch vorhandenen lateinischen Disputierübungen, in denen die Mitglieder des Seminars selbstgewählte Thesen textkritischer Art gegen einen Angreifer zu verteidigen hatten, waren uns ein steter Genuß, und oft vereinte uns — der dritte im Bunde war Robert Fuchs, der Übersetzer und Erforscher der griechischen Mediziner — nachher ein gemütliches Beisammensein, um die gewonnenen Eindrücke auszutauschen. Als Seminarmitglied erhielt Plasberg auch das Boeckhstipendium, wofür er entsprechend den Bestimmungen gewissenhaft im Jahre 1904 einen Betrag zurückerstattete.

Verkehr hatte er außerhalb des sich von selber ergebenden Kreises keinen. Dafür nutzte er aus, was ihm Berlin an musikalischen Darbietungen gewährte, allerdings niemals im Übermaß, sondern immer durch eine gewisse, weniger erzwungene als angeborene Sparsamkeit geleitet; denn das kleine Vermögen, das ihm der Vater hinterlassen, erlaubte ihm vollauf, bis er selber eine Stellung erworben, sorglos in die Zukunft zu sehen, und hielt ihn frei von jeder Verpflichtung, seinem Studium irgendwelche Zeit für den eigenen Gelderwerb zu entziehen. Eine besondere Anregung bot ihm gleich zu Beginn seines Berliner Aufenthalts die Beziehung zu Wilhelm Studemund, mit dem der Vater befreundet war und der damals zum Zweck einer Operation in Berlin weilte. Während er sich auf dem Krankenlager befand, führte der junge Student für ihn die Privatkorrespondenz; aber außerdem entspannen sich wertvolle Gespräche, dem Philologiebeflissenen die weiteren Wege zu ebnen und ihm eine Anleitung zu eigener Arbeit zu geben. Zwar das damals als Stoff einer Dissertation empfohlene Thema: 'Bildung und Gebrauch des Optativs im älteren Griechisch' blieb unbearbeitet, aber der persönliche Umgang mit dem gerade auch auf sprachlichem Gebiet besonders tätigen Gelehrten war ein Gewinn für den Anfänger, wie er selber in seiner Vita bekannt hat. Interessant ist das Urteil, das Studemund damals dem Vater gegenüber, durch den er vielleicht irgendwie veranlaßt war, über den Sohn fällte; in einem Briefe von ihm stehen die Worte: 'Ihr Herr Sohn hat einen vorzüglichen, zuverlässigen Charakter, arbeitet stetig und ruhig, ist bei den wissenschaftlichen Studien vorsichtig im Schließen und doch entschieden mit ungewöhnlichem Talent und großer Beweglichkeit der Phantasie auf dem Gebiete der vergleichenden und historischen Grammatik ausgestattet'. Damit sind die Schranken der Begabung Plasbergs richtig gekennzeichnet.

Aus den Seminararbeiten gestaltete sich allmählich die Dissertation, zu der er das Thema sich selbst gewählt hatte; Vahlen stellte weder zu Seminar- noch zu Doktorarbeiten jemals die Aufgabe und überließ es dem Studierenden, sich durch den Gang seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit auf ein Problem führen zu lassen, das ihn zur Behandlung lockte. Die Dissertation De M. Tullii Ciceronis Hortensio dialogo hat in der philologischen Welt gar bald einen Ruf erlangt, da kein Geringerer als Hermann Usener sich dazu verstand, ihr in den Gött. Gel. Anzeigen (1892 Nr. 10, S. 377) eine eingehende Besprechung zu widmen. Darin bringt er eine Anzahl von Ausstellungen vor, erkennt aber an, daß in dieser

Erstlingsschrift 'die Reste des Ciceronischen Hortensius nicht nur vollständiger als bisher gesammelt, sondern auch, was wir bisher vermißten, nach Kräften und in Zusammenhang gesetzt werden. Auch wer sich eingehender mit diesen anziehenden und fesselnden Fragmenten beschäftigt hat, wird sich im Verständnis derselben durch diese tüchtige Leistung mannigfach gefördert fühlen und dem jugendlichen Verfasser Dank wissen. In der sorgfältigen Beobachtung des Sprachgebrauchs, in der Achtung vor der Überlieferung, in der Beherrschung der übrigen philosophischen Schriften Ciceros zeigt sich die Schule J. Vahlens und A. Kirchhoffs, denen die Schrift gewidmet ist'. Zum Schluß wird dann noch die Sauberkeit sowohl des lateinischen Ausdrucks als des Druckes betont. Und in der Tat hat der Verfasser hier die seit früher Jugend geübte lateinische Denk- und Ausdrucksweise zum erstenmal offenbart. Die Sorgfalt bei der Überwachung des Druckes entsprach nur seiner ständigen Gewissenhaftigkeit, und er hat in dieser Hinsicht nahezu die Akribie Vahlens und Büchelers erreicht. Wie peinlich er jede Unregelmäßigkeit im Drucke empfand, davon zeugt ja, daß z. B. in seiner kleinen Ausgabe der Academica unter den Corrigenda selbst bemerkt ist, daß die Bezeichnung der Zeilenzahlen auf S. 1 um ein weniges nach unten gerückt ist.

Dem Abschluß der Arbeit folgte die Prüfung am 14. Januar 1892, bei welcher dem Examinanden das Prädikat magna cum laude erteilt wurde, und am 15. März die öffentliche Promotion nach erfolgter lateinischer Disputation über drei der sententiae controversae, welche der Dissertation beigegeben waren. Der damalige Dekan Hermann Diels hatte es nicht leicht gegenüber der bei den feierlichen Promotionsakten dieses Jahres zutage tretenden Disputierlust seiner Promovenden. Ein Doktorschmaus in kleinem Kreis krönte die Feier, und dann folgte, nachdem der Freund ebenfalls die summi in philosophia honores erhalten, zur Belohnung für mondelange fleißige Arbeit eine gemeinsame Erholungsreise an den Rhein, bei der man, von allem Wissensqualm entladen, sich so recht der Schönheit der Welt und der Freude am Dasein hingeben konnte. Keine der später zusammen unternommenen Reisen oder Wanderungen nach Bornholm, durch die Vogesen, ja selbst nach Florenz hat den Zauber erreicht, der über dieser Fahrt zweier jugendfrohen Seelen lag, die nach Erlangung des ersten selbstgesteckten Zieles, noch bar jeder Pflicht, hinausschweiften in die sonnigen Täler des Rheins.

Eine Unterbrechung erfuhr die weitere wissenschaftliche Arbeit

Plasbergs dadurch, daß er am 1. Oktober 1892 in Münster im Kgl. Infanterieregiment Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 zur Ableistung des Dienstjahres als Einjähriger eintrat, wo er der 6. Kompanie zugeteilt wurde. Obwohl körperlich gar nicht geübt, brachte er es durch Pflichtgefühl und Energie zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Nationales Empfinden und soldatisches Gefühl erleichterten ihm die Anstrengungen, die der Dienst ihn kostete. Er war auch bedacht darauf, Reserveoffizier zu werden; da stellten sich nach einer militärischen Übung starke Drüsenanschwellungen am Hals ein, und in den Jahren 1894—96 mußte er sich mehrfach Operationen unterziehen. Das hatte zur Folge, daß er endlich dienstuntauglich geschrieben wurde. Ihm war es besonders im Jahre 1914 ein schweres Leid, daß er nicht zur Verteidigung des Vaterlandes mit ausrücken durfte. Das Soldatische an sich mit seiner strengen körperlichen und geistigen Zucht mußte ihm, der so ganz auf Pflichtgefühl und Selbstbeherrschung eingestellt war, sympathisch sein. Als seine beiden Jungen in dem Alter waren, ließ er sie manchmal exerzieren, und die ganze Familie staunte, wie gewandt er Kniebeuge oder Parademarsch vormachte.

Das nächste Jahrzehnt bis zu seiner Verheiratung war für Otto Plasberg trotz allen Erfolgen und Fortschritten vielleicht das trübste seines Lebens. Er geriet in eine zunehmende Depression, die ihn an seinem eigenen Können irre machte. Eine Erkrankung an Kopfrose und die mehrfach notwendig werdenden Operationen wegen tuberkulöser Drüsen waren dabei kaum von Einfluß, sondern zunächst die Ungewißheit, was aus ihm werden sollte, dann die starke Selbstkritik, welche immer nur die eigene Unzulänglichkeit betonte. Zum Staatsexamen konnte er sich nicht entschließen. Dafür bearbeitete er das 1895 von der Akademie in Berlin für die Charlottenstiftung gestellte Thema, das ja im Kreis seiner bisherigen Studien lag: 'Ciceros Timäus soll auf Grund des veröffentlichten Materials in neuer textkritischer Bearbeitung vorgelegt und knapp gehaltene Prolegomena über die Recensio, die Authentie der Übersetzung und die Komposition des beabsichtigten Dialogs vorausgeschickt werden.' Er lieferte schließlich das, was er fertiggestellt hatte, nach manchem Zureden ab, war aber innerlich von einem Mißerfolg überzeugt; schon das Motto, das er bei der Einreichung benutzte: est quadam prodire tenus, war für ihn bezeichnend. Das Resultat war, daß er seinen Mitbewerber Karl Fries aus dem Felde schlug und den Preis in Gestalt eines Stipendiums auf vier Jahre erhielt. Das Urteil der Akademie lautete: 'Zwar hat der Verfasser . . . das

Thema (durch Krankheit verhindert, wie er angibt), nicht in seinem vollen Umfange behandelt, und seine ganze Richtung zeigt ihn mehr nach der grammatischen als nach der realen Seite hin mit dem Gegenstande vertraut. Aber seine Kenntnis des klassischen Lateins und seine Sicherheit in kritisch-exegetischen Fragen verrät eine ausgesprochene philologische Begabung, die ihn für die in Aussicht genommene weitere Aufgabe, eine Neuausgabe des philosophischen Corpus Ciceros, in erster Linie geeignet erscheinen läßt.' In finanzieller Hinsicht bedeutete dies Stipendium der Charlottenstiftung für den Bedachten sehr viel, da es ihm die sorglose Fortführung seiner Studien erleichterte; in ideeller wies es ihm die Wege für seine nächste Arbeit, ja, man darf sagen, für seine Lebensarbeit, oder richtiger: legte ihm als Verpflichtung auf, was sich bei ihm schon als Absicht herausgebildet hatte. Die Satura Tulliana im Rhein. Museum LIII (1898) und die Vindiciae Tullianae in der Festschrift für J. Vahlen (1900) waren Vorarbeiten dazu. Aber gerade die Größe der Aufgabe hatte für ihn bei seiner Art, alles und auch das Kleinste und Äußerlichste aufs genaueste zu erwägen, etwas Erdrückendes. Dazu fehlte ihm die dem Leben Halt und Anregung gebende Genugtuung eines Amtes. So war es ein Glück, daß es, als Richard Heinze Straßburg verließ, für ihn möglich wurde, an dessen Stelle zu treten. Es bedurfte manches Antriebs, ihn zu einer Bewerbung zu veranlassen, und des ganzen vorbildlichen Entgegenkommens der Straßburger Ordinarien gegenüber dem jungen Gelehrten, um alle Bedenken aus dem Wege zu räumen. Besonders Richard Reitzenstein ermutigte ihn durch sein überaus freundliches Schreiben und redete ihm den Gedanken aus, die Assistentenstelle und die stilistischen Übungen ohne gleichzeitige Habilitation zu übernehmen. Es wurde ihm gestattet, als Habilitationsschrift einen Teil der Ciceroausgabe, der am weitesten vorgeschritten war, einzureichen; Arbeiten auf griechischem Gebiet wurden nicht besonders verlangt. In allem zeigte sich gewinnende Freundlichkeit und hervorragendes Wohlwollen, dem Jüngeren die Wege zu ebnen und ihm mit Rat zur Seite zu stehen. Reitzenstein empfahl ihm, zunächst nicht im Kolleg seine Hauptaufgabe zu sehen, sondern seine literarischen Arbeiten zu Ende zu führen und sich auf das Griechische auszudehnen; und für die Volesungen selber schloß er von vornherein jeden Konflikt aus: 'Ich denke, daß wir das ruhig persönlicher Einigung überlassen können, rechtliche Schranken darf es hier überhaupt nicht geben.' So konnte im

Sommersemester 1901 die Habilitation erfolgen; das Thema der öffentlichen Probevorlesung lautete: 'Metapher und Gleichnis'.

Die Straßburger Dozentenzeit hat nicht sehr lange gedauert. Neben der Fortsetzung der Arbeit an der Ciceroausgabe galt sie dem Einarbeiten in den neuen Beruf und der Ausdehnung der Beschäftigung aufs Griechische. So las er z. B. über Thukydides und über Theokrit, und es machte ihm Freude, um seinen Zuhörern auch den Begriff von dem Ganzen zu geben, dessen Pharmakeutria in eigener poetischer Übersetzung vorzutragen. Zu literarischer Produktion gab Reitzenstein, dessen Wohlwollen und Freundschaft auch über die gemeinsamen Wirkungsjahre angedauert hat und dankbar empfunden wurde, einen Anlaß, indem er dem jungen Kollegen die Veröffentlichung einer Anzahl von Stücken der Straßburger Papyrussammlung übertrug, die er selber aufgerollt und unter Glas gebracht hatte; sie erfolgte unter dem Titel 'Straßburger Anekdota' im Archiv für Papyrusforschung II, S. 185—228. Zu den Studenten wurde das Verhältnis bald ein außerordentlich freundliches; sie emfanden die gewissenhafte Hilfsbereitschaft des Institutsassistenten und zeigten dem Scheidenden dann ihre Anhänglichkeit in einer Weise, die ihm sehr zu Herzen ging. Unter den jüngeren Kollegen war es vor allem Preuner, der ihm nahe kam. Die Beziehungen zu Berlin wurden aufrecht erhalten, besonders auch zu J. Vahlen. Und wie der ehemalige Schüler schon während seines Aufenthalts in Berlin für den erkrankten Lehrer einmal die Drucklegung des Lektionskataloges, die ja diesem oblag, bereitwilligst überwacht hatte, so half er jetzt bei der Abfassung des Apparates und bei den Korrekturen der Neuherausgabe des Ennius (s. S. CXXXVII) und stellte die Indices dazu her. Es war ihm eine selbstverständliche Pflicht, der Bitte zu entsprechen, obwohl sie gerade damals ihn in eigener Arbeit wesentlich hemmte; aber es war doch eine Erleichterung, als der Druck Mitte 1903 erledigt war. Eine Unterbrechung erfuhr diese Zeit durch eine Reise nach England im Frühjahr 1903, die ebenso wie eine italienische Reise vorher (1900) der Kollation von Cicerohandschriften gewidmet war. Die Stimmung wurde in England nicht gerade besser, da das Gefühl der Vereinsamung durch den Gegensatz zu der wenigstens teilweise in Freundesbegleitung gemachten Fahrt nach dem Süden um so stärker wurde.

Auch die verhältnismäßig frühe Berufung als Extraordinarius nach Rostock im Herbst 1903 verschlimmerte im Grunde nur die Melancholie. In seiner Gewissenhaftigkeit fühlte der kaum mit ein

paar Vorlesungen Fertige sich nicht der Aufgabe gewachsen, der plötzlich zehn Wochenstunden zu übernehmen, wozu er verpflichtet wurde. Er sah sich weiter in der Produktion gehemmt durch die Vorbereitungen für die Lehrtätigkeit, und ihm selbst brannte das Verlangen auf der Seele, endlich die Verpflichtung, die er mit der Lösung der Timäuspreisaufgabe eingegangen, zu erfüllen; hatte er doch bis jetzt von der damaligen Arbeit noch nicht einmal etwas gedruckt, weil sie ihm selbst unzulänglich und nur ein Anfang schien, und nun drängten Freunde und wohlwollende Kollegen, allen voran sein alter Lehrer J. Vahlen, endlich etwas zu veröffentlichen: 'sive id non pote sive pote'. Außerdem bedrückte es sein Herz, daß er hier wie auch anderswo später immer gerade mit dem nächsten Freunde in Konkurrenz treten mußte, mit dem er in dauernder Verbindung stand und dem er oftmals Kummer und Leid seines Lebens mitteilte. Als er sich nach langem Schwanken zur Professur entschlossen hatte, die er ja nicht umgehen konnte, wünschte er doch auf den Briefadressen den Titel 'Professor' vermieden zu sehen. Auch das Aufgeben des vertrauten Wirkungskreises und des Verkehrs mit lieb gewordenen Kollegen wurde ihm schwer. Allerdings fand er auch in Rostock allmählich dafür Ersatz, besonders als Watzinger und Kolbe für Archäologie und alte Geschichte berufen wurden und Bloch ihm aus Straßburg folgte. Auch das Verhältnis zum Ordinarius der klassischen Philologie, Otto Kern, gestaltete sich immer erfreulicher und vertrauensvoller. Erst nach dessen Fortgang und mit längerer Dauer seiner Tätigkeit lastete auf dem Extraordinarius das Mißverhältnis zwischen seiner vollen Verantwortlichkeit und seiner Stellung in oder außerhalb der Fakultät; er trug die Verpflichtung wie sein Fachkollege, hatte die Staatsprüfungen mit abzuhalten, war aber von den Fakultätssitzungen ausgeschlossen. Es war begreiflich, daß diese Unzufriedenheit, welche noch die sonstige Depression steigerte, sich auch nach außen bemerkbar machte.

Eine Erlösung von dem Druck, der auf seinem Gemüt gelegen hatte, brachte erst das Jahr 1906. Nachdem schon einige Monate vorher ihm die Aussicht neuen Mut gemacht hatte, daß die stillen Wünsche seines Herzens doch noch Erfüllung finden könnten, ward die Hoffnung zur Tatsache, und nach drei herrlichen Tagen, verlebt im idyllischen, träumerischen Rheinsberg, konnte er im Juni dem Freunde, zunächst noch in aller Verschwiegenheit, mitteilen, daß er die Lebensgefährtin erhalten habe, nach der seine Seele verlangt. Für ihn, den Einsamen, der doch ein so brennendes

Sehnen nach Zuneigung in sich trug, bedeutete das ein neues, besseres Leben. Die Frühjahrsreise nach Italien, zu der ein Straßburger Stipendium den Anlaß gegeben, stand schon unter dem Zeichen der Ungeduld und der Spannung, wie das Schicksal entscheiden würde. Es entschied gut, und im Herbst fand die Hochzeit statt. Es war die denkbar glücklichste Ehe, die geschlossen wurde, in der die Charaktere sich ergänzten und die durch das gemeinsame musikalische Interesse verklärt wurde. Dem, der seit seiner Kindheit ohne die sorgende, begütigende, tröstende Frauenliebe durchs Leben gewandert, war plötzlich ein Sonnenschein gegeben, der ihm Arbeit und Amt verklärte; und nach der Geburt seines ersten Sohnes schrieb er von seinem Kolleg: 'Das ist mir noch nie so glatt gegangen wie in diesem Sommer, und ich merke daran so recht, was häusliches Glück wirkt.' Es war begreiflich, daß die nächsten Jahre auch Rostock in einem besonderen Lichte erscheinen ließen, so daß der von der Stätte seiner ersten Professur längst Entfernte später davon träumte, im Alter, wenn er sich einmal zur Ruhe gesetzt, wieder dorthin zurückzukehren, wo seit seiner Studentenzeit zum erstenmal das Dasein ein lichtes Aussehen für ihn gewonnen hatte. Erhöht wurde sein Wohlbehagen dadurch, daß im Jahre 1907 endlich der Druck des ersten Faszikels der großen Ciceroausgabe beginnen konnte, enthaltend Paradoxa, Academica und Timäus, diesen mit genauer Gegenüberstellung des Platonischen Originals, so daß die Vergleichung und die Erkenntnis der Art der Übersetzung ohne weiteres möglich war. Im Februar 1908 konnte das Vorwort geschrieben werden unter Verzicht auf eine längere Praefatio, welche nach Abschluß der gesamten Ausgabe erfolgen sollte; damit war nach zwölf Jahren zunächst einmal ein Teil jener Preisarbeit veröffentlicht und der Anfang mit der Einlösung des Versprechens gemacht; denn die Behandlung einzelner Stellen in der Satura Tulliana war doch nur ein Vorspiel gewesen. Im nächsten Jahre trug auch ein Ruf an eine preußische Universität ihm das Ordinariat in Rostock ein, da das Ministerium in jener Zeit eine starke Tendenz zur Betonung der humanistischen Studien hatte. Er blieb allerdings doch nur noch den Sommer 1909, um dann, nach Prag berufen, einen Außenposten deutscher Wissenschaft an der dortigen deutschen Universität zu beziehen. Es war ihm eine Freude dabei, daß sein Rostocker Ordinariat erhalten blieb und daß er dazu beitragen konnte, den Freund als Nachfolger zu erhalten und damit aus einer allmählich drückend gewordenen Stellung zu befreien.

Im Oktober 1909 erfolgte die Übersiedelung nach Prag. Das Einleben war nicht leicht, die Entfernungen für den jetzt an die kleine Stadt Gewöhnten recht weit, der Betrieb an der Universität anders als in Deutschland. Jegliches griechische Kolleg war durch die Rücksicht auf den Gräzisten versagt. Die Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung wuchs zusehends; Krawalle zwischen deutschen und tschechischen Studenten waren an der Tagesordnung; wenn im 'Deutschen Hause' eine Universitätsfestlichkeit stattfand, so mußten die Läden nach der Straße fest verschlossen sein, um nicht etwa durch die hell erleuchteten Räume die Tschechen zu reizen. Immerhin gelang es bald, Boden zu fassen. Die Freundlichkeit der Kollegen tat das Ihre dabei; Karl v. Kraus und seine Gattin hatten schon beim ersten Besuch, der nur der Erkundung der neuen Verhältnisse galt, die noch Unschlüssigen völlig bezaubert und zum Kommen bewogen; Brotanek, Rauchberg, Pelikan u. a. gehörten zu dem näheren Verkehr. Da die Wohnung in Weinberge sehr schön war, so wurde der Aufenthalt in Prag auf diese Weise zu einer glücklichen Zeit. Die Ciceroausgabe rückte weiter, und im Januar 1911 konnte der Schlußpunkt gesetzt werden unter die drei Bücher de nat. deor. Der Herausgeber bedauerte nur, daß er nicht vier Monate eher fertig geworden, um sie noch dem verehrten Lehrer Vahlen zum 80. Geburtstag zu überreichen, dem ja die ganze Arbeit als ein Zeugnis dankbarer Verehrung zugedacht war.

Allein so wohl Plasberg sich jetzt mit seiner Familie in Prag fühlte, — als die Möglichkeit sich bot, an die Stätte der ersten Dozententätigkeit zurückzukehren, zog es ihn dorthin zurück, um so mehr, als für die heranwachsenden beiden Söhne ihm der Besuch einer Schule in Deutschland wünschenswerter erschien. Im heißen Sommer 1911 fand der Umzug statt; dann ging's zur Erholung für einige Zeit in den Schwarzwald, wo auch J. Vahlen gerade verweilte. Einen Tag verlebten dort Lehrer und Schüler miteinander; es war das letzte Zusammentreffen; am 30. November des Jahres verschied Vahlen, und seine dankbaren Verehrer konnten ihm nur noch ein Zeugnis ihrer Pietät ablegen, indem sie herbeieilten, um seinen Sarg zur Gruft zu begleiten, sowie durch Herausgabe des zweiten Bandes seiner philologischen Schriften, die er selber nicht mehr vollendet hatte.

In Straßburg waren dem Neuangekommenen die Verhältnisse vertraut. In Bruno Keil fand er einen alten Kollegen, und als dieser einem Rufe nach Leipzig folgte, freute es ihn, Eduard Schwartz für Straßburg zurückzugewinnen, unter dem er vordem als Assistent

gearbeitet und den er stets besonders hoch geschätzt hatte. Die Beziehungen waren so die besten, und mit tiefem Danke empfand er es, daß im Jahre 1918, als er an schwerer Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankt war, der Kollege fast jeden Tag kam, um nach seinem Befinden zu fragen. Auch sonst war ein anregender und freundschaftlicher Verkehr an der Universität vorhanden; Breßlau, Spiegelberg, Lenel, Ludwig, Klostermann standen ihm näher. Die Ferien gaben Gelegenheit zu wunderbaren Reisen in die Schweiz und bis nach Oberitalien, die besonders seine Frau mit großer Freude und stetem Glücksgefühl erfüllten, zu Wanderungen in Vogesen und Schwarzwald, Fahrten nach Baden-Baden; in der Stadt selber boten das Theater, besonders durch seine Opernaufführungen, weiter Konzerte unter Fitzners Leitung den Musikfrohen Erholung und hohen Genuß. So fühlte man sich in Leben und Wirkungskreis so behaglich, daß es wie eine ausgemachte Sache schien, Straßburg nicht mehr mit einer andern Universität zu vertauschen, wenn je die Frage sich einstellen sollte. Da kam der Krieg, der in der Nähe der Grenze mit all seinen Aufregungen und Schrecken stärker empfunden wurde. Die Familie mußte sich bei der Evakuierung der Festung zunächst auf einige Zeit trennen; Fliegergefahr hielt die Bevölkerung dauernd in Spannung; die Lebensmittel waren außerordentlich knapp, und der Patriot, der schon traurig war, daß er zur Rettung und zur Ehre des Vaterlandes nicht sein Leben einsetzen durfte, hielt sich wenigstens in allem aufs genaueste an die Ernährungsvorschriften, um für die andern vorbildlich zu wirken. Die Folge war eine seltsame Erkrankung, bei der er vierzehn Tage im Dämmerzustand lag und sich die Haut, die in handgroßen Blasen aufgelaufen war, vom Körper ablöste. Er tat im übrigen, was er vermochte, um den Erfordernissen der Zeit zu genügen, arbeitete beim Roten Kreuz, tat Postdienst bei der Zensur, hielt auch einmal Vorträge hinter der Front ab; seine Tätigkeit wurde durch Verleihung des Verdienstkreuzes anerkannt. In die Kriegszeit fiel auch das Dekanatsjahr, das mit gewohnter Gewissenhaftigkeit erledigt wurde. Die eigene Arbeit war natürlich unter diesen Umständen stark gehemmt während der Straßburger Zeit. Doch lieferte der Ciceroforscher als der Berufenste die Praefatio zu der Sijthoffschen Sammlung der Faksimile von Handschriften für Bd. XVII und XIX, den Heinsianus (Leid. 118) und den Vossianus L.F. 84, beruhend auf sorgsamer Durchforschung der Handschriften und ihrer Eigenart. Trägt die erste dieser Einführungen das Datum des Aprils 1912

so ist die zweite schon in dem angstvollen Winter 1914 verfaßt, und ein zages si sinent tempora bringt auch in der sachlichen Darlegung die Gemütsspannung des Verfassers zum Ausdruck. Weit mehr noch der Schluß der Vorrede zu der kleineren Ausgabe Ciceros, welche die Teubnersche Verlagsbuchhandlung inzwischen unternommen hatte, und bei welcher der Verfasser der größeren natürlich die von ihm schon vorher fertig gestellten Schriften neu bearbeitete; da klagt er nicht sowohl, daß der Druck sich vom Herbst 1915 bis zum März 1917 hingezogen habe, wie daß nicht alles so fehlerlos sei, wie er's wünschte; ignoscent fortasse qui intellegent quam difficile sit his minutiis operam dare animo aequo iniquo patriae tempore. Das war noch, ehe das traurige Ende kam, das den vaterländisch fühlenden Mann aufs tiefste beugte, auch wenn es ihn und seine Familie nicht persönlich so schwer getroffen hätte. Sechs Tage vor Weihnachten mußten sie plötzlich, mit nur 40 Pfund Handgepäck, über die Rheinbrücke wandern unter den höhnischen Blicken und Bajonetten der Feinde; alle Habe mußte im Stich gelassen, zum Teil verschleudert werden, um in den Besitz einiger Barmittel zu kommen. Glücklicherweise war es möglich gewesen, Kolleghefte und Manuskripte, sowie einige Bücher vorher in zwei Kisten nach Frankfurt zu senden.

Der Vertriebene hat sich von dem schweren Schlage nur langsam erholt; das stille Glück, das ihm spät geworden und im eigenen Heim eine gewisse ruhige Heiterkeit verschafft hatte, war stark getrübt. Er hat Straßburgs Schicksal nicht verwinden können, und wie er selbstverständlich dem Verein der Elsaß-Lothringer im Reich beitrat und für ihn wirkte, so hielt er im Innern Sehnen und Hoffen fest, daß die Knechtschaft des Elsaß und der Niedergang der unter deutscher Verwaltung emporgeblühten Universität nur eine Episode sei im geschichtlichen Verlauf der Dinge; und als er im Oktober 1921 in Hamburg die kleinere Ausgabe der Academica abschloß, widmete er sie der Straßburger Wilhelms-Universität und den ehemaligen Kollegen mit der traurigen Erinnerung und dem zuversichtlichen Trost: vidi illam ac sensi hostium fraude et insolentia turpiter oppressam: 'non est mortua, sed dormit'. Die erste Zeit nach der brutalen Verjagung fand der Flüchtige in Gengenbach in einem kleinen Gasthaus ein vorläufiges Asyl, bis es gelang, in Tübingen eine notdürftig ausgestattete Wohnung und einen vorübergehenden Wirkungskreis zu erhalten, da ihm einige Kurse im Wintersemester übertragen wurden. So hätte sich der Aufenthalt alles in allem noch erträglich gestaltet, besonders unter

der freundlichen Teilnahme der Tübinger Kollegen und der tatkräftigen Hilfe des Archäologen Watzinger, der inzwischen nach Tübingen übergesiedelt war und die alte Freundschaft der Rostocker Jahre aufs neue bewies, wenn nicht in dem eisigen Winter den körperlich und seelisch Geschwächten ein schwerer Grippeanfall mit Bluthusten niedergeworfen hätte. Eine Befreiung aus der Ungewißheit wegen der Zukunft brachte ihm der Ruf auf die Stelle des Latinisten an der neugegründeten Universität Hamburg im Mai 1919, den er eben angenommen hatte, als auch Erlangen sich um ihn bewarb. Er ging nach Hamburg, zunächst ohne Familie, deren Mitkommen die Wohnungsverhältnisse nicht gestatteten, froh, eine sichere Stellung zu haben, ohne zu ahnen, wie kurz die Zeit der Wirksamkeit, die ihm hier noch beschieden.

Dieses letzte Lustrum seines Lebens ward ihm nicht leicht. Er lebte sich nicht ohne weiteres in die neue Umgebung ein. Seine Aufgabe wurde dadurch größer, daß er das philologische Seminar erst schaffen mußte. Die eigene Arbeit war durch den Mangel an Büchern erschwert, der ihn zwang, stets auf der Stadtbibliothek zu verweilen. Nun fehlte auch fürs erste die häusliche Pflege und Gemütlichkeit, die ihm so not tat. So fanden die Seinen, als sie im August sich mit ihm vereinten, einen elenden, abgemagerten und übernervösen Mann vor. Da half die Sorge und Pflege der Frau, die binnen kurzem ein Heim hervorzuzaubern wußte, in dem die alte trauliche Stimmung sich einstellen konnte. Leider störte schwere Erkrankung in der Familie dies neu aufkeimende Glück. Doch konnte das Weihnachtsfest wieder mit einem Tannenbäumchen gefeiert werden. Und nach langen, langen Monaten kamen auch die ausgelieferten Bücher, der Flügel, die Möbel des Studierzimmers zu ihrem Herrn zurück; es war ein weihevoller Augenblick, als ein Choral des Dankes zusammenfaßte, was die Seelen fühlten. Jetzt erst waren die Bedingungen erfüllt, daß das alte häusliche Glück wiederkehrte. Freundschaftlicher Verkehr konnte sich natürlich in der Not der Zeit und unter den besonderen Verhältnissen, in denen der Vertriebene zunächst lebte, nur langsam anbahnen. Das Vertrauen aber, das die Kollegen in seine immer gleiche Pflichttreue und seinen kritisch überlegenen Verstand setzten, wuchs schnell und äußerte sich auch darin, daß man ihm dreimal die Wahl zum Rektor anbot. Er liebte es nicht, in die Öffentlichkeit hinauszutreten, während er doch bereit war, bis zu seinem äußersten Können sich im Dienste des Ganzen aufzuopfern; wie der Dekan am Grabe sagte, 'es war allmählich fast zur Selbstverständlichkeit geworden,

daß er sich gern und freudig jeder Arbeit unterzog, die den andern zu schwer oder zu zeitraubend war'. Eine seiner letzten Leistungen für die Fakultät war die schöne Adresse zum 50jährigen Doktorjubiläum von Max Lenz, die mit feinsinnigem Eingehen auf Verdienste und Wesen des Jubilars den dem Verfasser eigenen wohldurchdachten lateinischen Ausdruck verbindet, dem selbst die bei Cicero üblichen rhythmischen Satzschlüsse nicht mangeln. Aus diesem sich mehr und mehr zu vollster Befriedigung gestaltenden Wirkungskreis riß ihn eine tückische und mit ärztlicher Kunst nicht bezwingbare Krankheit. Am Sonnabend dem 29. März fühlte er sich nicht mehr ganz wohl, am folgenden Montag wurde er ins Krankenhaus eingeliefert wegen Genickstarre, am Dienstag konnte er seiner treuen Lebensgefährtin noch ein paar Worte sagen, dann schwand das Sprachvermögen; entsetzlich waren die Qualen, die er eine lange, bange Woche zu leiden hatte und die auch ärztliche Pflege und die treue Fürsorge seiner Gattin nicht zu lindern vermochten; immer wieder reckte er die Arme wie Hilfe flehend gen Himmel, bis ihn am Sonntag, dem 6. April 1924, der Tod von den übermenschlichen Schmerzen erlöste und ihm für immer die Augen schloß; am 10. April wurde ihm auf dem wunderbaren Ohlsdorfer Friedhof feierlich die letzte Ruhe bereitet; die Ansprachen, welche dabei gehalten sind, hat die junge Hamburger Fakultät ihrem ersten Toten als eine Gedächtnisgabe drucken lassen.

Otto Plasbergs Fähigkeiten waren am stärksten auf das Formale und Sprachliche gerichtet. Wie ihm die Beherrschung der lateinischen Sprache, die er von frühester Jugend an geübt, selbst eine Freude war, so trug er alles dazu bei, ihr historisches Werden zu erkennen; selbstlos und unermüdlich las er deshalb die ersten Korrekturfahnen des Thesaurus linguae Latinae mit, um Fehler zu verhindern, und bereicherte sie mit eigenen Beobachtungen, wofür er als Mitglied der Thesauruskommission kooptiert wurde. Aber er beschränkte sich auch in seiner Arbeit auf dieses Studium, weil er bei seiner außerordentlich großen Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik anderem sich nicht gewachsen fühlte. Im Rostocker Dozentenverein hatte er einmal, durch den Zuhörerkreis zu einem allgemeinen Thema gezwungen, über ein Problem der römischen Literaturgeschichte (Liv. VII 2 die Vorgeschichte des Dramas) gesprochen; in der Diskussion erklärte sich der Fachkollege, Otto Kern, völlig überzeugt und meinte am folgenden Tage, er müsse das drucken lassen. 'Ich werd' mich hüten', schrieb er dem Freund. Der Wagemut, sich auf ein ihm weniger vertrautes Gebiet zu begeben,

ging ihm ab. Langsam nur reifte alles in ihm heran. Auch die eine durch äußere Anregung veranlaßte Papyrusarbeit hat keine gleichartige oder auch nur ähnliche Fortsetzung gefunden; für einen lateinischen Papyrus hat er einmal den Verfasser Ulpian, den man nicht erkannt hatte, festgestellt (Wochenschr. f. klass. Phil. 1901, S. 141). Dem Griechischen hielt er sich im allgemeinen fern, und auch im Lateinischen hielt er sich bis zu einem gewissen Grade in den Grenzen der Wortphilologie, obwohl sein umfassender Blick und sein Bestreben zu sichern und zu verteidigen ihn doch dazu führten, weit mehr zu liefern, als einen einfachen Text, und sein Rezensent Stangl bemerkte, daß die große Ausgabe über das schlichte Wortverständnis hinausgehe und manchmal geradezu einen gediegenen Realkommentar liefere. In der freiwilligen Umgrenzung seines Arbeitsgebietes lag jedenfalls die Schwäche, aber auch die Stärke seines Schaffens. Dabei reichte sein umfassendes Wissen viel weiter, als seine Veröffentlichungen ahnen ließen. In seinen Vorlesungen und Übungen, welche außer Paläographie, lateinischer Laut- und Formenlehre, sowie Syntax, römischer Literaturgeschichte, besonders Plautus und Terenz, Lucrez und Cicero, Virgil und Horaz, Tacitus, regelmäßig auch Theokrit und Thukydides umfaßten, im Seminar auch Platon, Antiphon, Euripides, Aristoteles, hat er sich gleiche Beschränkung überhaupt nicht auferlegt, und vielleicht hätte er sich nach Beendigung der Ciceroausgabe in mancher Hinsicht freier entfaltet; der zeitweise aufgetauchte Plan einer römischen Literaturgeschichte verrät die Absicht der Abkehr von der reinen Wortphilologie, und der vorzügliche Überblick: Neuere Ciceroforschung in den Geisteswissenschaften 1. Jahrg. Heft 13 (1913/4) bietet auf diesem Gebiet eine Probe seines Könnens. Selbst in Rezensionen ging er nicht über den Kreis hinaus, den er sich selber gezogen hatte, und abgesehen von den durch alte Liebe eingegebenen Anzeigen von Plautus- und Terenzarbeiten, bei denen das sprachliche Interesse ebenfalls wesentlich in Betracht kam, hat er nur Ciceronianisches angezeigt, bis auf die letzte, erst nach seinem Tode erschienene Beurteilung zweier Arbeiten über Augustin; aber auch dies lag ihm nahe seit seiner Erstlingsarbeit. Im Grunde ist diese unter allen seinen Publikationen diejenige, bei welcher der Rahmen am weitesten gespannt ist; denn hier hat er nicht nur textkritisch gearbeitet, sondern mit Hilfe der Interpretationskunst aus armseligen Trümmern ein Literaturwerk, das klassisch war, zu rekonstruieren versucht. Da ist mit der Gestaltung des Textes zugleich ein litterarhistorisches Problem behandelt und so gleichsam eine höhere Warte erklommen.

Alle übrigen Arbeiten beschränken sich eigentlich — von dem kleinen Aufsatz zur Erklärung des Gedichtes Anth. Lat. Riese n. 666 darf man dabei absehen — auf die Erklärung und Herstellung des Cicerotextes. Wo das Vorbild zu suchen ist, verraten ganz deutlich die Vindiciae Tullianae, welche in der Festschrift für Vahlen zu dessen siebzigstem Geburtstag (1900) S. 221—47 sich finden. Da wird ganz in der Weise des Meisters unter besonnenster Abwägung und Widerlegung der bisher vorgebrachten Konjekturen und unter Berücksichtigung des Ciceronischen Sprachgebrauchs, sowie unter Heranziehung von Parallelen auch aus der deutschen Literatur die Überlieferung erläutert und zu Ehren gebracht. Er selbst hat es einmal ausgesprochen (Rhein. Mus. LIII 80): saepe in mentem venit veteris poetae vox, quae monet diffidere esse prudentiae summam; und diesen Grundsatz, nichts ungeprüft hinzunehmen und niemals auf fremde Autoritäten zu schwören, hat er in seinen Ausgaben immer wieder erwiesen. Auch hier hatte er sich Vahlens Ausgabe von Ciceros De legibus zum Muster genommen. Was er erreicht, wird immer bewundernswert bleiben, und seine Ausgaben werden einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen deutscher Gelehrsamkeit einnehmen. Er ging zunächst bis an die Quellen der Überlieferung, die Handschriften, indem er sie aufs sorgsamste verglich und sich ein Bild von ihrer Eigenart und besonderen Schreibweise zu machen suchte. Ein solches Bemühen findet ja auch in den beiden Einführungen für die Leidener Sammlung von Sijthoff einen für alle erkennbaren Ausdruck, und an der kleineren Ausgabe von De nat. deor. hat man gerade die vorzügliche Darstellung der Handschriften rühmend hervorgehoben. Das zweite nach der Prüfung und Sichtung der handschriftlichen Zeugen war die zielbewußte Erforschung des Ciceronischen Sprachgebrauchs und der lateinischen Redeweise überhaupt, wie sich das durch Verweisungen aller Art im Apparat offenbart; was er an einer Arbeit einmal in einer Anzeige gelobt hat, genaue und vorurteilslose Beobachtung von Sprache und Stil, hat er im vollsten Maße selber bewiesen. Dabei hielt er sich von jeder schematischen Anwendung Ciceronischer Grammatik fern; er empfand in dem Schriftsteller den lebenden Menschen und fühlte, wie die einzelnen Worte und Sätze einem schaffenden und sinnenden Gehirn entströmten; darum erkannte er auch die Regelwidrigkeit an, die psychologisch verständlich ist. Eine gewisse Rolle spielen für den Cicerotext auch die indirekten Zeugnisse der Benützer, die es zu sammeln galt. Schließlich blieb die ganze Fülle von textkritischer Arbeit, die von den früheren

Herausgebern oder in gelegentlichen Aufsätzen geleistet war, zu sichten, gerade bei Cicero eine ungeheure Aufgabe. Aber bewundernswerter als der Fleiß, mit dem alles zusammengetragen, ist die Kritik, mit der es verarbeitet, und die scharfe Kürze, mit der es im textkritischen Apparat behandelt ist. Der Ausdruck ist hier aufs genaueste überlegt, um nichts zu viel und nichts zu wenig zu sagen, wie auch die äußere Form, die Art der Abkürzungen der Ausfluß langen und reiflichen Nachdenkens ist. Es wird einem andern kaum möglich sein, in gleicher Gedrängtheit und Klarheit an zweifelhaften Stellen fremde und eigene Ansichten darzulegen und gegeneinander abzuwägen. Dabei galt ihm die Wahrheit alles, und jedes Haschen nach Schein war ihm fremd; und wehmütig fragt man sich, wenn man an den treuen Menschen und den gewissenhaften Gelehrten zurückdenkt, dem nur vergönnt war, einen Teil seiner Ernte in die Scheuern zu bringen: incorrupta Fides nudaque Veritas quando ullum inveniet parem?

In seiner Geschichte der Philologie hat v. Wilamowitz bei der Schilderung des Streites zwischen Boeckh und Gottfried Hermann und der gerechten Beurteilung beider Richtungen geschrieben: 'Gottfried Hermanns Geist muß immer als Mahner lebendig bleiben.' Die Wortphilologie hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts ihr Gesicht völlig geändert, und an die Stelle geistreicher Konjekturen ist durch Johannes Vahlens mühsame Lebensarbeit eine konservative Art der Textkritik getreten, die jetzt oftmals sicherlich schon über das das Ziel hinausschießt. Aber ihre Berechtigung wird die Wortphilologie immer behalten, damit nicht die Forschung den Boden der sicheren Sprachkenntnis unter den Füßen verliere. Ohne die sorgsame Kleinarbeit, welche zuverlässige Texte als Grundlage schafft, ohne die peinliche, alles abwägende Erklärung der Schriftsteller wird keine wissenschaftliche Arbeit zu unbezweifelten Resultaten gelangen. Darum wird Vahlens Name in der Geschichte der Philologie immer leuchten und als derjenige seiner Schüler, der seine Art am treuesten wiedergab und am meisten verkörperte, nicht so beweglich wie er, aber ihm wesensgleich an Tiefgründigkeit, kritischem Scharfsinn und Akribie, wird Otto Plasberg genannt werden.

Veröffentlichungen:

De M. Tulli Ciceronis Hortensio dialogo. Diss. in. Berol. 1892.
Satura Tulliana. Rhein. Mus. LIII, 66 ff. 1898.
Zum Senecagedicht des Honorius. Rhein. Mus. LIV, 144 ff. 1899.
Vindiciae Tullianae. Festschrift f. Joh. Vahlen, Berlin 1900, S. 221 ff.
Straßburger Anecdota. Archiv f. Papyrusforschung II, 185 ff. 1903.
M. Tulli Ciceronis Paradoxa Stoic. Acad. Tim. d. nat. deor. d. div. d. fat. ed. Otto Plasberg fasc. 1. Lips. 1908; fasc. 2. 1911.
Cicero de natura deor. d. div. d. leg. Codex Heinsianus. Praefatus est Otto Plasberg Lugd. Bat. 1912.
Neuere Ciceroforschung. Die Geisteswissenschaften. I. Jahrg., 344 ff. 1913/4.
Cicero Operum philosophicorum Codex Leidensis Voss L. F. 84. Praefatus est Otto Plasberg Lugd. Bat. 1915.
M. Tulli Ciceronis Scripta fasc. 45 de nat. deor. rec. O. Plasberg. Lips. 1917; fasc. 47 de glor. rec. O. Plasberg. Lips. 1917; fasc. 42 academ. rel. cum Lucullo rec. O. Plasberg. Lips. 1922; fasc. 48 de virtutibus ed. O. Plasberg. Lips. 1923.
Rezensionen in: Deutsche Literaturzeitung 1895. 96. 97. 98. 1902. 08. 09. 10. 12. 16. 22.
Wochenschrift f. klass. Philologie 1894. 96. 98. 99. 1900. 01. 05.
Berliner philolog. Wochenschrift 1897. 1924.
Zeitschrift für die österreich. Gymnasien 1912.

Unveröffentlicht blieb eine Anzeige von Zielinsky, Der konstruktive Rhythmus in Ciceros Reden. Phil. Suppl. XIII, 1, geschrieben für 'Die Geisteswissenschaften', die dann eingingen.

Theodor Thalheim.

Geb. 25. März 1847, gest. 4. Februar 1921.

Von

Heinrich Schwarz in Jauer.

Arthur Franz Theodor Thalheim wurde am 25. März 1847 zu Öls geboren; sein Geburtshaus war schon zur Zeit seines Großvaters in das Eigentum der Thalheimschen Familie übergegangen und gehört ihr heute noch. Der Vater, Albert Thalheim, war als junger Oberlandesgerichtsassessor zum Bürgermeister von Öls gewählt worden, sah sich aber durch die Ereignisse des Jahres 1848 veranlaßt, in den Justizdienst zurückzutreten, und wurde 1849 zum Kreisrichter in Trebnitz ernannt. 1862 nach Öls versetzt, konnte er wieder das ihm gehörige Häuschen beziehen und war dort, zuletzt als Landgerichtsrat, bis zu seinem kurz nach seinem Amtsjubiläum erfolgten Tode tätig. Noch im Alter fand er, was in Hinsicht auf die griechischen Studien seines Sohnes nicht unerwähnt bleiben soll, Freude an seinem griechischen Kränzchen, das er zusammen mit dem Direktor des Lehrerseminars zu Öls und dem Konrektor des Gymnasiums unterhielt. Er war ein Mann von stark entwickelten pädagogischen und didaktischen Neigungen und betätigte diese in erfolgreichster Weise an seinen sieben Kindern. Er hielt sie zu gymnastischen Übungen an, machte mit ihnen meilenweite Spaziergänge und unterwies sie in der Kunst des Zeichnens. Theodor, sein ältester Sohn, besuchte von 1858—1865 das Gymnasium zu Öls; seiner dankbaren Gesinnung gegen die Anstalt seiner Jugend gab er dadurch Ausdruck, daß er ihr zu der Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens die vierte Auflage der Rechtsaltertümer widmete. Insbesondere hat er dem damaligen Direktor Silber stets ein warmes Andenken bewahrt. Obgleich er bei der schriftlichen Reifeprüfung in allen Fächern das Prädikat gut, im Griechischen sogar das Prädikat vorzüglich erhielt, mußte er doch — man sieht nicht ein, weshalb, da es doch seit 1856 eine Befreiung vom Mündlichen gab, wenn sie auch seltener als später ausgesprochen worden sein mag — die ganze mündliche Prüfung ablegen, wodurch das Zeugnis noch wesentlich verbessert

wurde; er erhielt nämlich in ihr fast für alle Fächer nebst dem Prädikat vorzüglich eine besonders lobende Anerkennung seiner Leistungen. Die protokollarische Form der Zeugnisse, wie sie damals üblich war, gibt einen sehr klaren Einblick in das bei der Prüfung Verlangte und hat vor der bequemen Art der Gegenwart, die sich mit einer unsäglich nüchternen Aufzählung der einzelnen Prädikate begnügt, doch auch ihre Vorzüge. Von Ostern 1865 bis Ostern 1870 studierte Th. Philologie und verwandte Wissenschaften in Jena, Leipzig, Berlin und Breslau. Zu seinen akademischen Lehrern gehörten Nipperdey, Moritz Schmidt, Goettling und Schleicher in Jena, Ritschl, Curtius und Zarncke in Leipzig, Haupt, Kirchhoff und Hübner in Berlin, Hertz, Karl Neumann und Rückert in Breslau; es ist vielleicht der Bemerkung wert, daß er sich in hohem Maße auch germanistischen Studien gewidmet hat. Als Schüler eines bestimmten Gelehrten in besonderem Sinne kann er, so viele bedeutende Männer er auch gehört hat, nicht angesehen werden. In Berlin reichte er im August 1868 eine Lösung der von der philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe de fide orationis pro Polystrato quae vicesimum locum inter Lysiacas occupavit ein, die zwar nicht den Preis erhielt, aber öffentlich belobt und später bei der Staatsprüfung als schriftliche Arbeit angenommen wurde, da sie „eine umfassende und sehr gründliche selbständige Forschung bekundete und manche originelle Resultate darbot, die für die Lösung der Frage nicht ohne Wichtigkeit erschienen". Man wird annehmen dürfen, daß diese Preisaufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit die Richtung auf die attischen Redner gegeben hat. Am 1. November 1868 unterbrach er seine Studien, um in Breslau beim 1. Schlesischen Grenadierregiment Nr. 10 sein Jahr abzudienen. Von Ostern 1870 ab widmete er sich, ohne noch Vorlesungen zu hören, der eigentlichen Vorbereitung auf die Oberlehrerprüfung. Mitten aus dieser Tätigkeit heraus wurde er im Juli 1870 zum Königsgrenadierregiment (2. Westpreußisches) Nr. 7 einberufen; er hat, seit dem 2. November 1870 als Leutnant d. R. des genannten Regiments, den ganzen Krieg mitgemacht. Von den Kämpfen, an denen er teilgenommen hat, seien vor allem die Schlachten von Weißenburg (4./8.) und von Wörth (6./8.) genannt; bei Sedan (1./9.) stand er zu seinem großen Leidwesen in Reserve und konnte nur Augenzeuge des Sieges über Mac Mahon sein. Noch im September erreichte er Versailles, nahm an den kleinen Gefechten von Bicêtre (19./9.) und Bellevue (30./9.) teil und machte die ganze Belagerung von Paris mit. Am 18. Januar 1871 hatte

er die stolze Freude, gleich mehreren Offizieren seines Regiments der Kaiserproklamation im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles beiwohnen zu dürfen[1]); einige Tage darauf wurde er zusammen mit elf anderen neuernannten Offizieren des Königsgrenadierregiments dem Kaiser Wilhelm vorgestellt. Die während des Krieges an die Eltern geschriebenen Briefe bilden einen wertvollen Besitz seiner Familie. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge nahm er seine Arbeit für die Staatsprüfung wieder auf und erwarb sich in Breslau am 25. Februar 1872 neben einer Lehrbefähigung im Französischen ein sogenanntes Zeugnis ersten Grades (Deutsch, Lateinisch, Griechisch für Prima, Geschichte und Erdkunde für Untersekunda), nicht als ob damals drei Fächer für Prima zu einem Zeugnis ersten Grades gehört hätten, sondern es wurden nach der seltsamen Auffassung der damaligen Prüfungsordnung Lateinisch und Griechisch als ein Fach gerechnet. Die Form auch dieser Zeugnisse war in jener Zeit protokollarisch, der ganze Gang der Prüfung wurde wiedergegeben; und so wird es denn möglich, festzustellen, daß, obgleich auch in den anderen Fächern seine Leistungen volle Anerkennung fanden, doch besonders rühmlich das Urteil über seine Leistungen im Deutschen ist; sie werden „als so allseitig lobenswert“ bezeichnet, „wie sie selten begegnen“. Ostern 1872 begann er sein Probejahr am Realgymnasium zu Reichenbach und setzte es Michaelis am Gymnasium zu Ratibor fort; er war während der ganzen Zeit, was in jenen Tagen häufig vorkam, vollbeschäftigt und erhielt im Sommerhalbjahr eine Vergütung von 300, im Winterhalbjahr eine Vergütung von 350 Talern jährlich. Am 1. April 1873 wurde er vom Magistrat der Stadt Breslau als vorletzter „ordentlicher Lehrer“ am Elisabethgymnasium angestellt, das damals unter der Leitung des hochangesehenen Direktors Fickert stand. So erwünscht ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Neigungen das Leben in der eine große Bibliothek und Anregungen aller Art bietenden Universitätstadt war, nahm er doch für den 1. Oktober 1882 eine Berufung als Oberlehrer — Oberlehrer hießen bekanntlich damals nicht die Lehrer an höheren Schulen, sondern die kleinere Hälfte des Lehrerkollegiums, die in der Hauptsache den Unterricht in den oberen Klassen zu erteilen hatte — an das Kgl. Gymnasium zu Brieg an. Einer Erhöhung seines Gehalts stand er mit einigem Gleichmut gegenüber; hatte ihm doch sein bisheriges

---

[1]) S. Dr. Th. Toeche-Mittler, Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 (Beiheft 1 zum Militärwochenblatt 1896), Seite 85.

Einkommen ermöglicht, eifrig in den deutschen Alpen herumzukraxeln, 1880 zwecks Vergleichung von Handschriften nach London zu reisen und 1881 Florenz, Rom und Neapel zu sehen. Aber er hatte in Breslau wenig Aussicht, in absehbarer Zeit Unterricht auf der Oberstufe zu erlangen, da man damals noch viel mehr als heutzutage nur mit steigendem Dienstalter nach oben emporstieg. Schon Ostern 1885 kehrte er nach Breslau zurück; als der Staat sich endlich entschloß, zur Hebung des Mangels an höheren Schulen in der Provinzialhauptstadt auch seinerseits etwas beizutragen, erhielt er den Auftrag, ein neues Gymnasium einzurichten, das den Namen König-Wilhelm-Gymnasium erhielt und an dem genannten Termin gleich mit den drei untersten Klassen eröffnet wurde. Der neuen Tätigkeit unterzog er sich mit hingebendem Eifer und allseitig anerkanntem Erfolge; doch wurde ihm, noch ehe das Gymnasium die erste Reifeprüfung abhalten konnte, ein anderer Wirkungskreis angewiesen, indem er mit Wirkung vom 14. Mai 1888 zum Direktor des Gymnasiums zu Schneidemühl ernannt wurde. Hier vermählte er sich am 28. Dezember 1889 mit Charlotte Nieländer, Tochter des Professors und Ersten Oberlehrers am Schneidemühler Gymnasium Franz Nieländer; sie schenkte ihm im Laufe der Jahre vier Töchter, ein kleines Söhnchen starb wenige Monate nach der Geburt. Ostern 1893 wurde er in seine Heimatprovinz zurückversetzt, und zwar wurde ihm die Leitung des Gymnasiums zu Hirschberg übertragen. Am 17. Januar 1897 wurde er zur kommissarischen Verwaltung einer Provinzialschulratsstelle nach Breslau berufen, trat aber Michaelis 1897 noch einmal in seine bisherige Stellung zurück. Ostern 1899 wurde am Gymnasium zu Hirschberg ein pädagogisches Seminar eingerichtet und ihm die Leitung übertragen. Am 1. Februar 1900 erfolgte seine Ernennung zum Provinzialschulrat. An Nebenämtern wurde ihm am 5. Februar 1900 die Stellung als Mitdirektor des Pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und Michaelis 1907 die Leitung der wissenschaftlichen Prüfungskommission anvertraut; gleichzeitig wurde er zum Mitglied der Prüfungskommission für die allgemeine Prüfung mit Ausschluß der katholischen Religionslehre ernannt. Auch den Vorsitz in der Prüfung für Zeichenlehrer hat er lange geführt. Am 22. Januar 1908 wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. Seit 1912 hatte er im Provinzialschulkollegium die sogenannten Generalien zu bearbeiten. Während des Weltkrieges mußte er so lange, als der damalige Direktor des Provinzialschulkollegiums, Schauenburg, zur Leitung des polnischen Schulwesens nach Warschau be-

urlaubt war, neben seinem eigentlichen Amte die Leitung des Provinzialschulkollegiums übernehmen. Seiner amtlichen Tätigkeit setzten körperliche Leiden ein Ziel. Er war ein Urbild der Kraft und eigentlich nie krank gewesen; jetzt stellte sich eine langsam und allmählich, aber unaufhaltsam fortschreitende Unbeweglichkeit der äußeren Gliedmaßen, zunächst der Beine, ein. Reisen konnte er nur noch mit großer Schwierigkeit unternehmen. So sah er sich genötigt, für den 1. Juli 1916 um die Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die ihm in ehrenvollster Weise unter Verleihung des Königlichen Kronenordens zweiter Klasse gewährt wurde, und legte bald darauf auch den Vorsitz in der Prüfungskommission nieder. Der Geist blieb frisch und arbeitslustig, die wissenschafliche Tätigkeit wurde bis zum letzten Tage eifrig gepflegt; auch das häusliche Glück erfuhr eine Mehrung: er erlebte noch die Geburt des dritten Enkels. Aber die letzten Jahre waren doch schwer. Der Tod, der am 4. Februar 1921 eintrat, war für ihn ein Erlöser.

Dies sind die äußeren Umrisse seines Lebens. Es gilt nun, einerseits seiner literarischen Tätigkeit, andererseits seiner Bedeutung als Lehrer, Direktor und Provinzialschulrat einigermaßen gerecht zu werden.

Seine wissenschaftliche Arbeit hatte, wie bereits erwähnt, schon auf der Universität den attischen Rednern gegolten; sie hat diese Richtung sein ganzes Leben beibehalten und erst spät eine Erweiterung erfahren. Er veröffentlichte zuerst einige Aufsätze über die Antidosis und die Dokimasie der Beamten in Athen sowie Textkritisches zu Lysias und Lykurgos; seine erste größere Arbeit war das 1876 erschienene Programm des Elisabethgymnasiums über die Rede des Lysias für Polystratos, die schon den Studenten beschäftigt hatte. Er legte in dieser dar, daß zwar die historischen Angaben der Rede keinen Widerspruch mit der sonstigen Überlieferung enthielten, so daß sie aus diesem Grunde keine Fälschung zu sein brauche; trotzdem könne sie wegen ihrer Härten und Dunkelheiten nicht von Lysias verfaßt sein. Die Rede wird als eine ἀπογραφή nachgewiesen, gelegentlich eine Emendation versucht. Dieser Abhandlung, die als fleißige und gründliche Untersuchung volle Anerkennung fand, folgte als zweite größere Arbeit die Ausgabe des Lykurgos (Lycurgi oratio in Leocratem, Weidmann 1880), über dessen Handschriftenstemma er sich schon 1877 in Fleckeisens Jahrbüchern ausgesprochen hatte. Er verfügte über eine Nachvergleichung des Crippsianus A von de Boor und eine solche des Laurentianus B von Prinz; den Oxoniensis N hatte er

sich nach Breslau kommen lassen und selbst verglichen. Seine Darlegung, daß B aus dem Crippsianus stamme, so daß seine Lesarten, wie ein Rezensent sagt, „nur aus Gefälligkeit gegen Andersdenkende aufgeführt werden", N teils absichtlich interpoliert, teils auch durch Nachlässigkeit der Abschreiber entstellt sei, fand vollkommene Billigung; die Auswahl unter den Konjekturen, unter denen es auch an eigenen guten nicht fehlte, wurde ebenso gerühmt wie die vorsichtige Behandlung des Textes. Der beste Beweis, wie vorteilhaft er sich durch seine ersten Arbeiten bei seinen Fachgenossen eingeführt hatte, war, daß Dittenberger, der die Herausgabe der dritten Auflage von K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten übernommen hatte, am 28. Mai 1881 die Anfrage an ihn richtete, ob er nicht die Bearbeitung der Rechtsaltertümer übernehmen wolle, und Iwan Müller am 29. Dezember 1883 ihn ersuchte, für Bursians Jahresberichte die Berichterstattung über die griechischen Altertümer zu leisten. Hierzu kam es nun nicht; wohl aber antwortete er auf die erste Anfrage bejahend. Die Aufgabe war nicht unbedingt lockend. Die Rechtsaltertümer hatten bisher unter dem Titel 'Rechtliche Zustände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens' den vierten Teil der Privataltertümer gebildet; sie waren so wenig ein selbständiges Ganze für sich, daß ihr erster Satz mit 'aber' an das Vorgehende angeschlossen wurde. Sie umfaßten auf 104 Seiten nur das Privatrecht; doch waren die Strafen nach dem seltsamen Plan des Wertes einbezogen. Jetzt sollten die Rechtsaltertümer auf Blümners Wunsch von den Privataltertümern getrennt werden. Der Neubearbeiter sollte zwar nicht mehr wie bisher gehalten sein, etwaige Zusätze zum Text in Klammern einzuschließen, aber doch diesen nach wie vor als Grundlage beibehalten. Die Folge davon war, daß die Anordnung des Stoffes dieselbe blieb, auch der Text zwar durch Zusätze erweitert, aber nicht wesentlich verändert wurde, die Anmerkungen dagegen eine wesentlich andere Gestalt erhielten; hier wurde ein reiches Material, auch aus den Inschriften, neu hinzugefügt. In den Anmerkungen lag jetzt der Schwerpunkt des Werkes. Neue Ergebnisse der Forschung zu geben war nicht eigentlich die gestellte Aufgabe; immerhin versuchte Th. zum ersten Male bezüglich der Stellung der Frauen außerhalb Attikas eine Zusammenstellung des Materials. Die von 160 auf 183 Seiten vermehrte vierte Auflage der Rechtsaltertümer erschien 1895; auch sie hielt an der bisherigen Anordnung des Stoffes fest, gab aber die dem Hermannschen Text gegenüber geübte Zurückhaltung auf und ermöglichte dadurch eine er

hebliche Kürzung der Anmerkungen. Sie brachte nicht nur die Berücksichtigung der inzwischen veröffentlichten Literatur, sondern vor allem auch die Verarbeitung der seit 1884 bekannt gewordenen Funde (Inschriften von Gortyn, Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία, Hypereides' Rede gegen Athenogenes). Spezialfragen des griechischen Rechts erörterte er in zwei Schulprogrammen (zu den griechischen Rechtsaltertümern, Schneidemühl 1892. II. Hirschberg 1894). In ersterem behandelte er die βούλευσις im attischen Recht, die er mit Beziehung auf Antiphon VI. der herkömmlichen Auffassung gemäß als Anstiftung, intellektuelle Urheberschaft erweist, die Rechtsmittel gegen ein Diätetenurteil, das mit Hinsicht auf Demosthenes 55 nach seiner Darstellung durch eine Gerichtsverhandlung nur entweder bestätigt oder verworfen, aber nicht abgeändert werden konnte, die Rechtsfähigkeit der Frau nach Demosthenes 41 und schließlich den Verkauf von Priesterstellen und die Inschrift von Erythrai (Dittenberger S. I. Gr. 370), die im einzelnen, besonders durch die genaue Unterscheidung von πρᾶσις und ἐπιπώλησις, erläutert wird. Das Hirschberger Programm geht auf einzelne Punkte des athenischen Eherechts ein, mit Bezugnahme auf Hruzas Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Familienrechts I. Es weist nach, daß die ἐγγύησις keineswegs Voraussetzung jeder rechtsgültigen Ehe sei, knüpft eine Erörterung über das bei Demosthenes 46, 18 erhaltene Gesetz an und definiert ἐγγύησις als einen mündlich vor Zeugen abgeschlossenen Vertrag und als eine die Ehe vorbereitende, nicht begründende Handlung; sodann legt er aufs neue dar, daß der Mann der κύριος seiner Frau bleibt, so lange die Ehe besteht, daß ferner der mündige Sohn der κύριος seiner verwitweten, im Hause des Vaters verbleibenden Mutter ist. Im dritten Teil, über die ἐπιδικασία, sucht er den Nachweis zu führen, daß nicht der Antrag (λῆξις) des Erben, sondern der Spruch der Behörde den Erbschaftserwerb herbeiführe, und daß die Behauptung, die Erbtochter selbst werde Erbin, durch Stellen des Rechtsverdrehers Isaios nicht gestützt werden dürfe. Als seine Ernennung zum Provinzialschulrat ihn der Möglichkeit beraubte, die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Schulprogrammen niederzulegen, veröffentlichte er sie nunmehr, mochten sie in das Gebiet der Rechtsaltertümer schlagen oder textkritischer Art sein, im Hermes, in dem noch i. J. 1919 ein Aufsatz über die Urkunden in der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles erschien. — Des weiteren muß seiner 1894 einsetzenden regen Mitarbeit an der neuen Ausgabe von Paulys philologischer Realencyklopädie gedacht werden, für die er von

vornherein diejenigen Artikel übernahm, die sich auf griechische Redner sowie auf griechische Staats- und Rechtsaltertümer bezogen. Er hat für sie gearbeitet, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Ich zähle etwa 260 Beiträge aus den Buchstaben A—L, R und S. Sie sind natürlich von sehr ungleicher Länge; der kürzeste umfaßt nur 3 Halbzeilen, der längste, der über Demosthenes, deren 1330. Aus den in die Literaturgeschichte einschlagenden Artikeln über die griechischen Redner möchte ich seine Aufsätze über Aischines, Andokides, Antiphon, Deinarchos, Demosthenes, Hypereides und Isaios nicht unerwähnt lassen. Die Bearbeitung der griechischen Rechts- und Staatsaltertümer gab ihm Gelegenheit, sich über viele wichtige Sachen erschöpfend zu äußern; es sei in diesem Zusammenhange seiner umfangreichen Artikel über Adoption, *ἀρχαί*, *Ἄρειος πάγος*, *διαιτηταί*, *δικασταί*, *δικαστήρια*, *εἰσαγγελία*, *ἐφηβία*, *ἐπίκληρος*, Erbrecht, Freigelassene, *ὑποθήκη* Erwähnung getan. Seine Artikel im Pauly-Wissowa wurden als zuverlässig und sorgfältig bezeichnet und hatten bei der dem Verfasser charakteristischen Eigentümlichkeit der Kürze den großen Vorzug, daß sie nicht, wie es bei manchen andern der Fall ist, den ihnen gebührenden Raum überschritten.

Neben dieser Arbeit für die Rechtsaltertümer lief die Tätigkeit als Herausgeber weiter: dem schon erwähnten Lykurg folgte die Ausgabe des Deinarchos, ebenfalls bei Weidmann erschienen, nachdem er in einem Schulprogramm von 1886 die Handschriftenfrage erörtert hatte. Das Ergebnis seiner Untersuchungen bestand darin, daß ihm der Crippsianus A und der Oxoniensis N, die er einer neuen Vergleichung unterzog, obgleich nur geringe Ergebnisse von einer Nachprüfung erwartet werden konnten, gleich gut erschienen; man müsse daher nach dem von Blaß aufgestellten, aber nicht durchweg befolgten Grundsatze die Feststellung der Lesart des archetypus auf Grund der ratio zu erreichen suchen. Im übrigen drang er auf sorgfältige Unterscheidung der Korrekturen in den codices; in der Aufnahme von Konjekturen war er sparsamer als Blaß. Die Zahl der eigenen Vorschläge betrug etwa zwei Dutzend, von denen er 15 in den Text setzte. Ein Mangel der Ausgabe wie in gleicher Weise der Ausgabe des Lykurg ist, daß keine Sammlung der Fragmente beigefügt ist. — Die fortlaufende Beschäftigung mit Lysias führte zu der neuen Bearbeitung der kleinen Frohbergerschen Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen; das zweite Heft gab er 1892 in zweiter, das erste in dritter Auflage 1895 heraus. Es ist der einzige Fall, daß er einen Redner kommentiert hat, und darum mag an dieser Stelle ein für seine Auffassung der

Redner bezeichnendes Wort angeführt werden: Man muß sich bei Erklärung der Redner gegenwärtig halten, daß, wo Unklarheit anfängt, Lüge und Entstellung nicht weit sind (Hermes 23, 345). Im übrigen gab die Neubearbeitung zu gar zu starken Änderungen keine Veranlassung, wenn auch für die Einleitungen die neueren Ergebnisse berücksichtigt, der textkritische Anhang erweitert und auch im deutschen Text die bessernde Hand angelegt wurde; an nicht wenigen Stellen wurde der handschriftliche Text wiederhergestellt. 1898 folgte der Schultext des Lysias, wie alle folgenden Ausgaben im Teubnerschen Verlage, der die neun in erster Linie für die Schullektüre in Betracht kommenden Reden mit einer kurzen Einleitung über die griechische Beredsamkeit, die politischen Verhältnisse jener Zeit und die athenischen Gerichte enthielt. 1901 kam dann die editio maior des Lysias heraus, die er seit 1887 plante, nachdem ihm Sauppe mitgeteilt hatte, daß er ihn herauszugeben nicht beabsichtige. Sie befriedigte ein wissenschaftliches Bedürfnis und wurde allgemein als ein Fortschritt in der Gestaltung des Lysiastextes anerkannt. Die Grundlage des Textes bildete natürlich der cod. Palatinus X, der in Zweifelsfällen neu für ihn eingesehen worden war. Über alles Handschriftliche erteilt die Einleitung Kunde; sie gibt sodann die neuere Literatur über Lysias, den Abschnitt aus Dionys über ihn, Pseudoplutarchs vita und schließlich kurze Inhaltsangaben zu den einzelnen Reden, die zugleich über die wichtigsten Streitfragen orientieren. Der handschriftliche Apparat unter dem Texte enthält alles Wissenswürdige in knapper und übersichtlicher Weise. Den Beschluß macht die Fragmentsammlung. Dieser Lysiastext ist das Muster für alle weiteren von ihm besorgten Editionen geworden. An die editio maior, die 1913 in verbesserter Auflage erscheinen konnte, schloß sich in demselben Jahre eine editio minor an; sie enthält nur die vita des Lysias und die argumenta orationum, dann den Text ohne jeden kritischen Apparat; auch sie kam 1913 in zweiter Auflage heraus. 1903 folgte der Isaios. Er trägt auf dem Titelblatt, im Gegensatz zu der Lysiasausgabe, noch den Namen des früheren Herausgebers (post Carolum Scheibe ed. Th. Th.), obgleich auch diese Ausgabe eine vollkommene Neubearbeitung vorstellt. Sie ist der philosophischen Fakultät der Universität Breslau gewidmet, die ihm am 28. Juli 1902 die Würde eines Dr. phil. h. c. verliehen hatte. Im Gegensatz zu Buermann und in Übereinstimmung mit der ein Jahr später erschienenen Ausgabe von Wyse (Cambridge) beruht seine Texteskonstitution auf der Annahme, daß die Lesarten des ersten

Korrektors (A[1]) nicht einem Interpolator angehören, sondern den Vorzug vor der ursprünglichen Lesung (A pr.) verdienen. In der Ausnutzung von A[1], der Rückkehr zu einer konservativeren Textgestaltung und der Beigabe der wünschenswerten Hilfsmittel lag der Fortschritt dieser Ausgabe. — Dem Demosthenes hatte er schon früher eingehende Studien gewidmet. Sie waren neben der Förderung der Einzelerklärung im besonderen darauf gerichtet, ein besseres Verständnis der betreffenden Rechtsfälle herbeizuführen; wenn häufig die Erörterungen über das Wahrscheinliche nicht hinauskamen, so lag dies in der Natur der Sache begründet. Die Ergebnisse legte er der wissenschaftlichen Welt teils in einigen Aufsätzen, teils in einem Schneidemühler Programm dar (quaestiones Demosthenicae 1889): es handelt sich in ersteren um die Reden 32. 34. 35, in letzterem um die Reden 48. 39. 40. 58. Den Abschluß fand seine Beschäftigung mit Demosthenes in der Herausgabe von neun philippischen Reden (Schultext, Teubner 1896; 2. Aufl. 1913). Diese Ausgabe gleicht in allem dem Schultext des Lysias; das auch hier beigefügte „erklärende Sachregister" ersetzt vollkommen einen sachlichen Kommentar zu den Reden. Der Schultext des Demosthenes ist an unsern Schulen gern und mit großem Nutzen gebraucht worden; die eigenen Primaner des Herausgebers mußten ihn freilich zum Buchhändler zurücktragen und eine andere Ausgabe erstehen. Offenbar wollte er in seiner vornehmen Denkart auch den leisesten Anschein vermeiden, als ob er selber zur Verbreitung eines von ihm herausgegebenen Schulbuches beitragen wolle.

Hatte er bisher nur attischen Rednern seine produktive Arbeit gewidmet, so trat nunmehr eine Erweiterung seines Arbeitsfeldes ein, als ihm die Fortführung der Blaßschen Ausgabe von Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία* übertragen wurde; die neue Ausgabe erschien 1909, in zweiter Auflage 1914, und war der juristischen Fakultät der Universität Genf gewidmet, die ihn am 2. Juli 1909 bei der Feier des 350jährigen Bestehens durch das Diplom eines docteur en droit h. c. ausgezeichnet hatte. Eine neue Bearbeitung der Blaßschen Ausgabe war um so notwendiger, als erst nach derselben die akademische Ausgabe Kenyons erschienen war, die für die Lesung des Papyrus im allgemeinen den Abschluß brachte. Im übrigen sah er hier seine Aufgabe darin, den Apparat übersichtlicher und genauer zu gestalten und durch die Ausnutzung der neueren Literatur zu vermehren, schließlich den Text von den Änderungen zu befreien, die der frühere Herausgeber auf Grund seiner von ihm auch im Hirschberger Programm 1900 bekämpften

rhythmischen Theorien vorgenommen hatte. Nachdem er den kleineren Schriften Xenophons sowohl nach der textkritischen als auch nach der Seite der Überlieferung hin einige Aufsätze gewidmet hatte, erschienen von ihm i. J. 1910 in erster, 1915 in zweiter Bearbeitung Xenophontis scripta minora, fasciculus prior, Oeconomicum, Convivium, Hieronem, Agesilaum, Apologiam Socratis continens; den zweiten, den Rest der kleinen Schriften umfassenden Teil hat bekanntlich Franz Rühl herausgegeben. Beide Teile zusammen sollten die Ausgabe von Ludwig Dindorf ersetzen. Für alle fünf Schriften durfte er die Kollationen zahlreicher von C. Schenkl verglichener Handschriften benutzen; von dem Hieron, Agesilaos und Apologie umfassenden Vaticanus 1335 saec. XII (A im Hieron und Agesilaos, B in der Apologie) hatte er eine photographische Wiedergabe zur Verfügung. Im Oikonomikos und im Symposion schloß er sich an die von C. Schenkl aufgestellte These an, daß die vorhandenen Handschriften auf einen Archetypus zurückgingen, aber in zwei verschiedene Klassen einzuteilen seien; für die drei andern Schriften sucht er zu erweisen, daß der Vaticanus, wie er für den Agesilaos schon im Hermes 43 (1908) vorweggenommen hatte, die Quelle der gesamten jüngeren Überlieferung sei. Für die Textgestaltung ist die Annahme umfassender Interpolationen im Oikonomikos bemerkenswert. Die letzte von ihm hergestellte Ausgabe war die 1914 erschienene Neubearbeitung der Blaßschen editio altera des Antiphon. Über das Verhältnis der Handschriften war kein Zweifel mehr, so daß die praefatio von Blaß sehr gekürzt werden konnte: A und N waren die einzigen Grundlagen des Textes, die in Betracht kamen. Beide lagen dem Herausgeber in photographischer Wiedergabe vor; den codex Oxoniensis N hatte er obendrein, als er den Lykurg herausgab, selbst verglichen und seinen Wert in dem schon erwähnten Programm von 1886 erörtert. So konnte er die Überlieferung einer genauen Nachprüfung unterziehen; die eigenen Vermutungen wurden in einem Aufsatz, der im Hermes 49 abgedruckt wurde, begründet. Im übrigen lag zu irgendwie bedeutenden Änderungen keine Veranlassung vor, abgesehen davon, daß er es für wünschenswert hielt, die Fragmente des Sophisten Antiphon und die Deklamationen des Gorgias mit Rücksicht darauf, daß sie Diels in den Vorsokratikern bearbeitet hatte, wegzulassen, was naturgemäß weiter dazu führte, auch von dem Wiederabdruck der Stücke des Antisthenes und Alkidamas abzusehen.

Schließlich ist noch hinzuzufügen, daß er auch eine lebhafte

Tätigkeit als Rezensent entfaltet hat, und zwar sind seine Besprechungen teils in der Deutschen Literaturzeitung, teils und besonders in der Berliner philologischen Wochenschrift erschienen. Auf diese Weise erhielt er öfter die Möglichkeit, zu wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Altertümer, so z. B. zu Gilberts griechischen Staatsaltertümern, Lipsius' Attischem Prozeß, Münschers Übersetzung des Isaios, den Rednerausgaben von Blaß und Lipsius, Stellung zu nehmen. Er hat auch nicht wenige Schriften über diejenigen Redner besprochen, über die er selber nichts veröffentlicht hat.

Wir stehen vor einer fruchtbaren und reichen wissenschaftlichen Tätigkeit, die um so mehr der Anerkennung wert ist, als doch eben für sie nur die Mußestunden zur Verfügung standen; erklärlich wird sie nur dadurch, daß er nicht nur besonders geschickt seine Zeit auszunutzen verstand, sondern auch die Gabe besaß, sehr schnell zu arbeiten, ohne daß dadurch der Gründlichkeit Eintrag geschah. Jedenfalls begreift man es, daß er nicht imstande war, allen an ihn herantretenden Möglichkeiten zu entsprechen. Aber es mag doch erwähnt werden, daß der hervorragende Rechtslehrer an der Berliner Universität Kohler ihm den Vorschlag zur gemeinsamen Ausgabe von griechischen Rechtsurkunden gemacht hat, und daß Kaibel ihn für die Bearbeitung eines ius Atticum, zunächst der Solonischen Gesetze, zu gewinnen suchte.

Auf dem Gebiete der Pädagogik ist er gar nicht schriftstellerisch hervorgetreten; an Didaktischem hat er nur ganz weniges und sehr wenig Umfängliches veröffentlicht. Ein kaum zwei Seiten füllender Aufsatz über „Übungen im unvorbereiteten Übersetzen" (Monatsschr. f. höh. Schulen I) hat bei den Schulmännern verdiente Beachtung gefunden. Am Abend seines Lebens hat er eine Didaktik des griechischen und lateinischen Unterrichts in knappster Form auf 41 Folioseiten niedergeschrieben; sie ist in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt, aber dem Drucke nie übergeben worden. Die Schrift ist der Niederschlag der langjährigen Erfahrungen, die er im eigenen Unterricht und in seinem Aufsichtsamt gemacht hat, und ist voll der lehrreichsten und nützlichsten Bemerkungen, aber durch die Veränderung der Lehrpläne und Lehrziele in ihrer praktischen Verwertbarkeit gemindert.

Als Lehrer war er wohl ursprünglich, wenn ich mich so ausdrücken darf, Naturalist; weder die Formalstufen Herbarts, die ja, als er in den praktischen Dienst eintrat, für die höheren Schulen noch nicht entdeckt waren, noch Psychoanalysen werden sein Gemüt beschwert haben. Aber so anfechtbar auch die Sitte ist, nach der

damals die jungen Kandidaten, ohne irgendwelche Anleitung zu erhalten, gleich im sogenannten „Probejahr“ eine volle Lehrerstelle zur Verwaltung erhielten, ihm hat sie nichts geschadet. Denn er brachte ein hohes Maß natürlicher Lehrgabe und den energischen Willen, den Jungen unter allen Umständen etwas beizubringen, in die Praxis mit. Sein angeborenes Lehrgeschick trat besonders in der Klarheit seines Unterrichts hervor, die er immer mehr zur bewußten Kunst ausbildete; ihm kam alles auf das Verständnis der Schüler an, und so war er ein entschiedener Anhänger der vielleicht doch nicht ganz zutreffenden Lehre, daß unter keinen Umständen die Schüler etwas auswendig lernen dürften, was sie nicht ganz verständen. Seine Anforderungen mögen, besonders anfänglich, nicht gering gewesen sein; er glaubte mit Recht, daß es den Jungen selber am wohlsten sei, wenn sie ernstlich herangenommen würden. Auch die jetzt vielverbreitete Anschauung, daß der Schüler alles in der Schule lernen müsse, zählte ihn nicht zu ihren Vertretern; so sehr er dafür war, im Unterricht jede Minute auszunutzen, so hielt er doch eine maßvolle, gut vorbereitete Hausarbeit für unentbehrlich und schätzte auch ihren erzieherischen Wert hoch ein. Daß man sich auf seinen Unterricht nicht nur im allgemeinen, sondern auf jede einzelne Stunde vorzubereiten habe, ist eine Einsicht, zu der das theoretische Studium der Didaktik nicht erforderlich ist; wie streng er diese Forderung erfüllt hat, dafür legt ein Heftchen Zeugnis ab, das sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat und seine Aufzeichnungen für den deutschen Unterricht in O III enthält; es umfaßt Dispositionen von Gedichten und Prosastücken, sachliche Erklärungen, Angaben über die Form, über metrische Eigentümlichkeiten und dgl. mehr. An Wohlwollen für seine Schüler hat es ihm gewiß nicht gefehlt, und daß auch diese dafür Empfindung hatten und ihm in ehrlicher Anhänglichkeit ergeben waren, das hat er während seiner praktischen Tätigkeit und auch später noch, als er dieser längst entrückt war, reichlich erfahren. Aber die Form des Verkehrs war, wenn er auch seinen Schülern auf Turnfahrten ein guter Kamerad war, kurz und knapp, und es darf als charakteristisch bezeichnet werden, daß er bei dem Antritt des Direktorats in Hirschberg der versammelten Schulgemeinde als seine erste Forderung Gehorsam, schweigenden Gehorsam bezeichnete. Man sieht, er würde den Modernen, die auch in der Schule die Untergrabung aller Autorität für ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, halten, schwerlich Nachfolge geleistet haben. Nicht minder bezeichnend für seine ganze Art war, daß er in derselben Rede mit zu

Herzen gehender Wärme den Schülern die Mahnung Iphigenies 'Zwischen uns sei Wahrheit' zurief und sie dringend zur Ehrlichkeit in Wort und Tat ermahnte. Was er als ordentlicher Lehrer und Oberlehrer für Unterricht erteilt hat, das im einzelnen aufzuzählen erscheint nicht angängig; als Direktor hat er in Prima immer den deutschen und den griechischen, den geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht in U II gehabt; daneben gab er Französisch in den Sekunden. in Schneidemühl, wo die Prima in einigen Fächern geteilt war, sogar in U I, in Hirschberg zeitweise auch den englischen Anfangsunterricht in O II. So kam es, daß ihm keine Zeit blieb, auch Latein in I zu übernehmen; nur in Schneidemühl hat er Horaz unterrichtet, obwohl er diesen Dichter nicht sonderlich liebte. Im Verkehr mit seinen Kollegen gehörte er als Direktor nicht zu jenen Schulleitern, die es für eine heilige Pflicht halten, die Würde des Vorgesetzten im amtlichen und womöglich auch im außeramtlichen Verkehr in jeder Weise zu wahren: daß es auch andere Direktoren geben soll, wird in den „Allgemeinen Grundsätzen" der Dienstanweisung vom Jahre 1910 zart angedeutet. Er beteiligte sich gern an den harmlosen Vergnügungen des Lehrerkollegiums, kegelte mit seinen Amtsgenossen, konnte sich eines guten Witzes, so ernsten Wesens er auch war, von Herzen freuen und erschien oft, lauflustig wie er war, am Sonnabend im Konferenzzimmer, um zu fragen, ob Stimmung zu einem gemeinsamen Sonntagsausflug in die Berge vorhanden sei. Seine große Vorliebe für körperliche Übungen veranlaßte ihn, in Hirschberg eine akademische Turnriege zu gründen, deren eifrigstes Mitglied er war. Auch auf weitere Kreise erstreckte er, wenn ihm dies wünschenswert schien, seine Tätigkeit; er gründete in Hirschberg eine Gruppe des Kolonialvereins und hat dieselbe, so lange er dort weilte, geleitet und zu hoher Blüte gebracht. Auch als Redner in größerer Öffentlichkeit ist er aufgetreten, so am Sedanfest 1895, beim Bismarckkommers 1898. Da unter den Ämtern, die er innegehabt hat, das Direktorat die meisten Gelegenheiten zum Reden bot, so mag hier ein Wort über ihn als Redner eingeschaltet werden. Zunächst ist da zu bemerken, daß er die übliche und bequeme, auch heute noch keineswegs ganz abgekommene Sitte, die Festreden abzulesen, nicht mitmachte und stets ganz frei sprach; er ist in dieser Beziehung manchem seiner Oberlehrer zum Vorbild geworden. Was die Form betrifft, so war er auch hier kurz, rhetorischem Schmuck nicht besonders geneigt, schlicht und einfach, doch energisch und wuchtig im Vortrag, und wenn er auch nach außen kühl erschien, so wurde es ihm doch

manchmal schwer, die innere Bewegung zu bezwingen. Vor allem wirkte er dadurch, daß jeder Zuhörer den Eindruck hatte, hier stehe ein Mann, dem das, was er sagt, Herzenssache ist. —

Als er 1900 der Berufung in ein umfangreicheres, verantwortungsvolleres Amt Folge leistete, tat er dies ohne Zweifel gern, wenn er auch das Gebirge sehr liebte und seine Kinder lieber in der Kleinstadt als in dem großen Breslau erzogen hätte. Aber er fühlte sich der Aufgabe gewachsen und ging mit frischem Mute an die neuen, an ihn herantretenden Aufgaben. Die Tätigkeit des Provinzialschulrats vollzieht sich nach dreifacher Richtung; sie erstreckt sich erstens auf die Gutachten und Berichte, die er an das Ministerium zu erstatten hat, zweitens besteht sie in seiner Mitwirkung an den Sitzungen des Provinzialschulkollegiums, das, wenn auch bei der Fülle der Geschäfte unendlich vieles einfach auf dem Bureauwege erledigt werden mag, doch schließlich eine kollegiale Behörde bleibt und wichtigere Angelegenheiten in gemeinsamer Beschlußfassung entscheidet; sie bezieht sich drittens auf die Fürsorge für die Anstalten seines Dezernats, wie sie durch Spezialverfügungen, Revisionsreisen, Abhaltung von Prüfungen in die Erscheinung tritt. Nur von dieser dritten Tätigkeit als der einzigen, die nach außen bekannt wird, kann hier die Rede sein; alles übrige bleibt unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit verborgen.

Das Provinzialschulkollegium hatte, als er in dasselbe eintrat, für die höheren Knabenschulen drei, seit 1910 vier Ratsstellen, von denen nicht etwa auf Grund irgendwelcher Bestimmung, aber nach festem Herkommen eine, später zwei, mit Katholiken, zwei mit Protestanten besetzt wurden; Anstalten mit ausgesprochen konfessionellem Charakter pflegten einem Schulrat ihrer Konfession überwiesen zu werden. So befanden sich unter den 22 Anstalten, lauter Gymnasien, die ihm anfänglich zur Aufsicht und Verwaltung überwiesen wurden, 16 mit ganz evangelischem Lehrerkollegium, 6 simultanen, aber doch überwiegend evangelischen Charakters. Eine nicht unerhebliche Änderung seines Dezernats wurde durch die wichtige Ministerialverfügung vom 23. Oktober 1911 herbeigeführt, die bestimmte, daß, soweit es möglich sei, die höheren Lehranstalten desselben Ortes e i n e m Provinzialschulrat unterstellt werden sollten; sie war die Veranlassung, daß ihm auch Realanstalten überwiesen wurden. Die Übernahme der Generalien führte eine Verminderung der ihm anvertrauten Schulen auf 14 herbei und verringerte so seine Tätigkeit nach außen, während die Arbeit innerhalb des Provinzialschulkollegiums an Umfang und Bedeutung wuchs.

Wenn man sich seine Tätigkeit als Schulrat vergegenwärtigt, so wird man die Behauptung wagen dürfen, daß es nur wenige Direktoren und Lehrer gegeben haben wird, die seine geistige Überlegenheit nicht empfunden und willig anerkannt hätten. Diese Anerkennung beruhte nicht in erster Linie auf seinen wissenschaftlichen Leistungen, obgleich wissenschaftliche Tüchtigkeit in den Kreisen der Gymnasiallehrer trotz allen entgegenwirkenden Umständen Gott sei Dank auch heute noch Respekt einflößt, sondern einerseits auf seiner souveränen Beherrschung aller Unterrichtsfächer — nur die Theologie stand ihm vielleicht etwas ferner — und andererseits auf seinem scharfen Blick für Menschen und Dinge. Um von seinen eigenen Hauptfächern abzusehen, so beherrschte er die beiden modernen Sprachen so, daß er, wie schon erwähnt, in ihnen Unterricht zu erteilen wagen konnte. In der Geschichte hätte er jederzeit in der Reifeprüfung den fachmännischen Examinator vertreten können, und die Erdkunde war ihm nicht etwa bloß in der Weise geläufig, in der etwa früher ein Historiker Geographie trieb, sondern auch in dem modernen Sinne, in dem sie vor allem als Naturwissenschaft aufgefaßt wird. So konnte er seinem alten Freunde, dem hervorragenden Geographen Joseph Partsch in Leipzig, im Riesengebirge ein verständnisvoller Begleiter bei seiner Untersuchung der Schneegruben sein und die Korrektur der Landeskunde Schlesiens auch mit sachlichem Urteile lesen. Eine besondere Vorliebe hatte er für die Mathematik. Als die Forderungen in diesem Fach stiegen und zur sogenannten Elementarmathematik Kegelschnitte und analytische Geometrie hinzukamen, machte er sich noch als Schulrat auch mit diesen Zweigen der mathematischen Wissenschaft vertraut. Auch in den technischen Fächern konnte er mitsprechen. Er hatte im Turnen auf Grund seiner beim Militär und im eigenen Unterricht erworbenen Erfahrungen — er ist selber in jüngeren Jahren Turnlehrer gewesen — einen solchen Einblick in den Turnbetrieb gewonnen, daß er sogar einem geprüften Turnlehrer sehr wohl Weisungen zu erteilen in der Lage war. Sogar im Zeichnen war er keineswegs Laie. Er besaß das von seiner Großmutter her in der Familie erbliche Zeichentalent (die Schwester seines Vaters war die seiner Zeit sehr geschätzte Illustrationskünstlerin Luise Thalheim, besonders glücklich in der Illustration von Kindermärchen und Kinderliedern, † 1902), hatte in der Jugend unter der Anleitung seines Vaters und später viel und gern gezeichnet und konnte daher Zeichnungen wirklich sachgemäß beurteilen. Neben dieser Beherrschung des Stoffes erwirkte ihm sein

praktischer Blick für die inneren und äußeren Bedürfnisse des Schullebens hohe Anerkennung. Er hatte, wenn er eine der ihm anvertrauten Schulen besuchte, die Augen überall und zog Kleines und Großes in den Bereich seiner Wirksamkeit. Es erschien ihm keineswegs unter seiner Würde, Weisungen darüber zu geben, wie am ehesten bei den Klassenarbeiten der Schüler eine leidliche Handschrift zu erzielen sei. Hier riet er, um den Jungen mehr Schatten auf dem Spiel- und Turnplatz zu verschaffen, den Rand desselben mit Bäumen zu bepflanzen; dort ordnete er an, die jedenfalls für Schulzimmer ganz unpraktischen Jalousien durch Vorhänge zu ersetzen. Die Ratschläge, die er für den Unterricht gab, zielten hauptsächlich darauf ab, die Aufmerksamkeit der Schüler nach Möglichkeit zu steigern; der beste Lehrer war ihm der, welcher in seiner Klasse die größte Aufmerksamkeit zu erzielen weiß. Daher wandte er sich lebhaft gegen die früher weitverbreitete Unterrichtsmethode, nach der der Lehrer bei der Übersetzung der Schriftsteller immer nur mit demjenigen, der eine Stelle übersetzt hat, verhandelt, um Fehler zu verbessern und den Ausdruck zu vervollkommnen, anstatt sofort nach dem Ende der durch keine Frage oder Bemerkung unterbrochenen Übersetzung die ganze Klasse zur Mitarbeit aufzurufen und durch die Möglichkeit, sich zu betätigen, die Mitschüler zu regem Zuhören während der Übersetzung anzuspornen. Man darf es wohl seinem Einfluß zuschreiben, daß die Frage: Nach welchen Grundsätzen ist bei dem Übersetzen aus den fremden Sprachen zu verfahren? als erster Gegenstand auf die Tagesordnung der 13. Schlesischen Direktorenkonferenz zu Jauer (1905) gesetzt wurde. — In zweiter Linie möchte ich als charakteristisch für ihn bezeichnen die Geradheit und unbedingte Zuverlässigkeit, die von allen, die mit ihm amtlich zu tun gehabt haben, als über jeden Zweifel erhaben empfunden worden ist, eine Eigenschaft, die an einem Vorgesetzten nicht minder hoch, vielleicht noch höher geschätzt zu werden pflegt als hervorragende Tüchtigkeit im Amt. Man wußte, sozusagen, immer, wie man mit ihm daran war. Was er an Ausstellungen zu machen hatte, brachte er ohne überflüssige Schärfe vor mit der Offenheit, die ihm als amtliche Pflicht und darum als selbstverständlich erschien. Drittens dünkt mir an seiner Tätigkeit als Schulrat besonderer Hervorhebung wert die Selbstbeschränkung, die er stets geübt hat. Er ließ den Direktoren, die zu seinem Dezernat gehörten, wie er schon als Direktor die Mitglieder seines Kollegiums nicht im geringsten eingeengt hatte, in weitestem Umfange freie Hand, auch dann, wenn er persönlich

vielleicht etwas anderer Ansicht war; die gerade in seinem Amte nicht geringe Gefahr, alles von oben dirigieren zu wollen, bestand für ihn nicht. So pflegte er die Stundenverteilungspläne ohne weiteres zu genehmigen, und Anträgen auf Einführung anderer Lehrbücher bewies er das weiteste Entgegenkommen.

Einen besonderen Eifer widmete er der Erziehung des Nachwuchses. Erstens geschah dies in seiner Stellung als Mitdirektor des pädagogischen Seminars in Breslau. Sodann hatte er die an den Anstalten seines Dezernats bestehenden Seminare zu beaufsichtigen. Dieser Pflicht kam er vor allem dadurch nach, daß er bis zum Weltkriege, der ja fast alle Kandidaten verschwinden ließ, die Seminare pünklich zweimal im Jahre einer gründlichen Revision unterzog. In seinen Anforderungen war er nicht rigoros; er wußte, daß Unterrichten keine so einfache Sache sei, zumal da doch nicht jeder Kandidat angeborene Lehrgabe mitbringt, und die Beherrschung des Stoffes zwar zur Voraussetzung habe, sich aber nicht ohne weiteres aus ihr allein ergebe. Seine Weisungen und Ratschläge waren bestimmt und praktisch, so daß man etwas mit ihnen anfangen konnte, hielten sich fern von allem Phrasenhaften und allen hohen Worten, die in der Pädagogik und Didaktik so beliebt sind, und hatten somit den großen Vorteil, wirklich ausführbar und erfüllbar zu sein. Gegengründe, die die Kandidaten etwa anführten, hörte er gern an und ließ sie, wenn möglich, gelten, war auch ganz frei von der Sucht, unter allen Umständen Ausstellungen zu machen, brachte es vielmehr sehr wohl fertig, zu erklären, daß er gar nichts einzuwenden habe. Auch in ihrem zweiten Vorbereitungsjahr, das damals im Gegensatz zum Seminarjahr Probejahr hieß, waren die jungen Kollegen der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge und Aufmerksamkeit; die Ausstellung des Anstellungsfähigkeitszeugnisses, das ja damals ohne die zweite Prüfung erteilt wurde, nahm er keineswegs leicht. Schließlich lohnt es sich, noch ein Wort über die Art, wie er die Reifeprüfung abhielt, hinzuzufügen. Bald nachdem er sein neues Amt angetreten hatte, wurde die Prüfungsordnung vom Jahre 1891, die sicher zur Hebung der Leistungen auf unseren Schulen nicht beigetragen hat, durch die Ordnung von 1901 ersetzt, die neben sonstigen Abänderungen die Befreiung von einzelnen Teilen der mündlichen Prüfung vollkommen in die Hände des „Königlichen Kommissars“, wie es damals amtlich hieß, legte. Von dieser Befugnis hat er einen äußerst sparsamen Gebrauch gemacht. Von einer Prüfung in der Religion sah er, wenn die Fachlehrer nicht etwa besondere Wünsche hatten, gern ab, um, wie er wieder-

holt geäußert hat, alles zu vermeiden, was dazu beitragen könnte, dem Religionsunterricht die Richtung auf die Einprägung abfragbaren Wissens zu geben. Auch von der Vorlegung einer Stelle aus Horaz oder Homer wurde öfter Abstand genommen. Bei solchen, die ganz sicher in der Mathematik standen, verzichtete er bisweilen, wenn auch selten, auf die mündliche Prüfung in diesem Fache, die ja hier der schriftlichen Leistung gegenüber wenig in Betracht kommt. In allen anderen Fächern wurden alle Prüflinge ohne Ausnahme durchgeprüft, soweit sie nicht von der ganzen mündlichen Prüfung befreit wurden. Gerade in dieser Tätigkeit als Prüfungskommissar hatten die Kollegien Gelegenheit, seine unverwüstliche Leistungsfähigkeit kennen zu lernen. Nicht selten nach einer fast schlaflosen Nacht, wie er denn viel an Schlaflosigkeit gelitten hat, dauerte er, jedem Lehrfach und jedem Prüfling die gleiche unermüdliche Aufmerksamkeit schenkend, bis in die späten Abendstunden aus, und zwar nicht einmal, wie die Mitglieder einer einzelnen Prüfungskommission, sondern Tag für Tag sechs Wochen hindurch, soweit nicht die Durchsicht der schriftlichen Prüfungsarbeiten Pausen erforderlich machte. Etwaigen Täuschungsversuchen bei diesen, die leider immer wieder vorkommen, auf die Spur zu kommen, hielt er für eine sehr ernste Pflicht, wie er denn überhaupt sich nicht gern etwas vormachen ließ und auch von Direktoren und Oberlehrern sich nichts hätte vormachen lassen, wenn es versucht worden wäre. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß er Unterschleife, die den Fachlehrern trotz aller Aufmerksamkeit entgangen waren, bloßgelegt hat. In seinen Anforderungen als Kgl. Kommissar war er schwächlicher Abminderung der Unterrichtsziele nicht geneigt, aber doch von sicherem Blick für das Erreichbare und im allgemeinen milde in seinem Urteil, und vor allem erachtete er es für selbstverständlich, über Unbedachtheiten und Versehen, die aus Aufregung und Examensfurcht hervorgingen, ohne weiteres hinwegzusehen. In die Prüfung griff er nicht selten ein und konnte dies um so eher, als er ja alle Fächer beherrschte. Die schon einmal angeführte Verfügung vom 23. Oktober 1911 beschränkte die Teilnahme der Provinzialschulräte an den Reifeprüfungen in umfangreichem Maße und legte der Regel nach die Leitung der Prüfungen in die Hände der Direktoren. Sie brachte ihm eine Entlastung von aufreibender Arbeit; ob er aber diese „Depossedierung der Schulräte“, wie er sich einmal ausdrückte, für sehr glücklich gehalten hat, darf bezweifelt werden.

Es geht den Oberlehrern, die in höhere Stellen befördert

werden, seltsam. Zweifellos werden in erster Linie diejenigen zu Direktoren ernannt, die für tüchtige Lehrer gelten; sie werden durch die Beförderung in ihrer unterrichtlichen Tätigkeit eingeschränkt. Auch bei der Beförderung zum Provinzialschulrat (heute: Oberschulrat) kommt, wenn auch gewiß nicht allein, hervorragende didaktische Tüchtigkeit sehr wesentlich mit in Frage, und der Provinzialschulrat hat gar nicht mehr zu unterrichten. Bei Th. hatte man eigentlich keinen Grund, darüber zu klagen, daß er seit 1900 dem Lehramt ganz entzogen war. Er war gewiß ein geborener Lehrer, aber nicht minder ein geborener Verwaltungsbeamter, wie auch in der Zeit, in der er das Provinzialschulkollegium leitete, sich deutlich gezeigt hat.

Was die Seinen mit ihm verloren haben, davon ist hier nicht zu reden; in der Erinnerung der schlesischen Schulmänner, die mit und unter ihm gearbeitet haben, wird er fortleben als ein aufrechter Mann, der frei war von Menschenfurcht nach oben wie nach unten. durch seine altpreußische Pflichterfüllung in guten wie in kranken Tagen weithin ein Vorbild war und trotz der ihm eigenen Wortkargheit und Zurückhaltung ein warmes Herz besaß für alles, was seiner Pflege anvertraut war. Multis ille bonis flebilis occidit.

Schriftenverzeichnis, chronologisch geordnet.

Zu Lysias. Jahrb. 111, 1875, 522 f. (betr. Lys. 19, 34—41.)

Des Lysias Rede für Polystratus. Progr. des Elisabethans zu Breslau. 1876, 40 S.

Das attische Militärstrafgesetz und Lysias 14, 7. Jahrb. 115, 1877, 269—272.

Die Antidosis. Jahrb. 115, 1877, 613—618.

Zu Lykurgos. Jahrb. 115, 1877, 673—683. (Handschriftliches u. Textkritisches.)

Zu Lysias. Jahrb. 117, 1878, 545—561. (Textkritisches.)

Zur Dokimasie der Beamten in Athen. Hermes 13, 1878, 366 bis 372.

Die Dokimasie der Beamten in Athen. Jahrb. 119, 1879, 601 bis 608.

Zu Lykurgos. Hermes 15, 1880, 412—416. (Zur Textkritik.)

Lycurgi oratio in Leocratem, ed. Th. Th. Weidmann, 1880.

Die Antidosis. Hermes 19, 1884, 80—91.

Lycurgea et Antiphontea. Rudolfo Prinz Monasterium discessuro valedicunt palicolae Vratislavienses, S. 7—8. Breslau 1882.

Lehrbuch der griechischen Rechtsaltertümer, von K. Fr. Hermann. 3. (1884) u. 4. (1895) Auflage, von Th. Th. Leipzig u. Freiburg i. B.

De Dinarchi codicibus commentatio. Progr. des Wilhelmsgymnasiums zu Breslau 1886. 13 S.

Zu Deinarchos. Hermes 22, 1887, 378—387. (Textkritisches.)

Dinarchi orationes tres, edidit Th. Th. Weidmann 1887.

Der Prozeß Demons gegen Zenothemis. (Demosthenes) 32. — Hermes 23, 1888, 202—210.

Der Prozeß des Androkles gegen Lakritos und seine Urkunden. (Demosthenes) 35. — Hermes 23, 1888, 333—345.

Der Prozeß des Chrysippos gegen Phormion. (Demosthenes) 34. Philologische Abhandlungen zum 70. Geburtstage von Martin Hertz, S. 58—64.

Quaestiones Demosthenicae. Progr. Schneidemühl 1889, 13 S. (Betrifft die Reden 48. 39. 40. 58.)

Lysias, Ausgewählte Reden, erklärt von H. Frohberger. Kleinere Ausgabe, besorgt von Th. Th. Heft II, 2. Aufl. Teubner 1892. Heft I, 3. Aufl. 1895.

Zu den griechischen Rechtsaltertümern. Progr. Schneidemühl 1892. 14 S.

Die drakontische Verfassung bei Aristoteles. Hermes 29, 1894, 458—463.

Zu den griechischen Rechtsaltertümern. II. Progr. Hirschberg 1894. 18 S.

Demosthenes' neun philippische Reden. Schultext. Teubner 1896. 2. Aufl. 1913.

Lysias' ausgewählte Reden. Schultext. Teubner 1898. 2. Aufl. 1913.

Zu Lykurgos und Lysias. Progr. Hirschberg 1900. 18 S. (Inhalt: Rhythmus im Lykurg; Textkritisches zu Lysias.)

Lysiae orationes, rec. Th. Th. editio maior u. editio minor. Teubner 1901; maior editio altera correctior. 1913; editio minor altera 1913.

Zur Eisangelie in Athen. Hermes 37, 1902, 339—352.

Übungen im unvorbereiteten Übersetzen. Monatsschrift für höhere Schulen I, 1902, S. 171—173.

Zu Isäus. Hermes 38, 1903, 456—467. (Textkritisches.)

Isaei orationes. Post Carolum Scheibium iterum ed. Th. Th. Teubner 1903.

Gesetz von Samos über Getreideankauf und -verteilung. Hermes 39, 1904, 604—610.

Zum Unterricht in der deutschen Geschichte. Monatsschrift für höhere Schulen IV 1905, 63 (Empfehlung des historischen Lesebuches v. Richard Müller).

Der Eid der Schiedsrichter in Athen. Hermes 41, 1906, 152 bis 156.

Eisangeliegesetz in Athen. Hermes 41, 1906, 304—309.

Zu Xenophons Oikonomikos. Hermes 42, 1907, 630—642. (Textkritisches.)

Zu Aristoteles' *Ἀϑηναίων πολιτεία*. Berl. philol. Woch. 1908, 977 f. u. 1640.

Zu Xenophons kleineren Schriften (Hieron Agesilaos Apologie). Hermes 43, 1908, 427—440.

Aristotelis *πολιτεία Ἀθηναίων*. Post Frider. Blaß ed. Th. Th. Teubner 1909; iterum ed. 1914.

Die Cäsuren des Hexameters und des Trimeters. Monatsschrift für höhere Schulen IX 1910, 428 f.

Testament, Adoption und Schenkung auf den Todesfall. Zeitschrift der Savignystiftung 31, 1910, 398—401.

Xenophontis scripta minora, fasciculus prior, Oec. conv. Hier. Ages. Apol. Socratis continens. Post Ludovicum Dindorf ed. Th. Th. Teubner 1910; iterum edidit 1915.

Zu Xenophons *πόροι*. Berl. philol. Woch. 1911, 123. (Konjekturen.)

Antiphontis orationes et fragmenta. Post Frid. Blaß ed. Th. Th. Teubner 1914.

Zu Antiphon. Hermes 49, 1914, 143—148. (Textkritisches.)

Zu [Herodes] *περὶ πολιτείας*. Berl. phil. Woch. 1919, 765 f.

Zu Demosthenes. Hermes 54, 1919, 108 u. 443—445. (Textkritisches.)

Die Aristotelischen Urkunden zur Geschichte der Vierhundert in Athen. Hermes 54, 1919, 333—336.

Zu Xenophons kleineren Schriften. Berl. phil. Woch. 39, 1098 bis 1101.

Dazu etwa 260 Artikel im Pauly-Wissowa und zahlreiche Rezensionen.

Alfred Gercke.

Geb. 20. März 1860, gest. 26. Januar 1922.

Von

Bruno Prehn in Breslau.

Für Überlassung von Material habe ich in erster Linie Frau Geheimrat Gercke zu danken, deren Liebenswürdigkeit mir vertrauensvollen Einblick in allerlei Aufzeichnungen, Briefe u. a. gestattete. In Einzelheiten gaben mir dankenswerte Auskunft die Herren Professoren Hoenigswald, Koepp, Kroll, Winter und Norden, auch der Direktor der Breslauer Universitätsbibliothek O. Günther. Für die Anfänge der „Einleitung" verdanke ich Herrn Dr. Giesecke Einsichtnahme in den zwischen Gercke-Norden und B. G. Teubner geführten Briefwechsel.

Alfred Gercke wurde am 20. März 1860 zu Hannover geboren. Sein Vater Otto G., damals kgl. Baurat in Hannover, entstammte einer alten Göttinger Familie, deren Stammbaum sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen läßt [1]), und die ihre Söhne schon um 1500 zur Universität schickte, um die Rechte zu studieren. Er wird als „etwas phlegmatisch und skeptisch veranlagt" geschildert [2]) und soll durch sein mit hervorragender Tüchtigkeit gepaartes auffallend ruhiges und selbstbewußtes Wesen schon früh Eindruck gemacht haben, so daß ihm eine glänzende Zukunft sicher war; sein lauterer, selbstloser und zuverlässiger Charakter wird rühmend hervorgehoben. Die Mutter, Charlotte geb. Wilmanns, war die

[1]) Der Vater war damals schon im Alter von 35 Jahren. Das Material zur Geschichte der Familie Gercke hat mit restlosem Eifer der älteste Sohn von A. G. Otto G. als Sekundaner und Primaner durch eigene archivalische Studien zusammengestellt. Die Familie besaß ein kleines Landgütchen bei Göttingen, und Jahrhunderte hindurch ist sie im Besitz dieses Lehens durch Lehnsbriefe, die zum großen Teil gesammelt vorliegen, bestätigt worden. Es ist nur zu bedauern, daß das Material, das druckfertig vorliegt, nicht veröffentlicht werden kann. Otto G. ist im Frühjahr 1918 auf dem westlichen Kriegsschauplatze als junger Offizier den Heldentod gestorben.

[2]) Vgl. L. Franzius, „Aus meinem Leben." Bremen 1896, S. 44 f., 124.

Tochter des praktischen Arztes Dr. A. Wilmanns in Vegesack bei Bremen und die Schwester des bekannten Gelehrten und späteren Generaldirektors der kgl. Bibliotheken, Geheimrat August Wilmanns[1]). An der Mutter, die den Schmerz erlebt hat, auch ihr letztes Kind noch überleben zu müssen, hat A. G. zeit seines Lebens mit innigster Liebe gehangen. Der Onkel Wilmanns hat in der Familie und in dem Leben des Studenten und jungen Gelehrten eine gewisse Rolle gespielt; er wird immer wieder mit größter Achtung genannt, scheint aber für den Neffen immer nur die Autorität geblieben zu sein.

Die ersten Jugendjahre bis Herbst 1868 verlebte A. G. in seiner Vaterstadt Hannover. 1861 wurde die Ehe seiner Eltern mit einem 2. Kinde gesegnet, einer Tochter; diese Schwester Marie ist dann in dem Grade die Gespielin seiner Jugend geworden, daß A. G. sie selbst in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1875 als „mein erster und bester Freund" bezeichnet hat[2]). Ein 3. Kind, ein Knabe, ist zu früh gestorben, als daß er dem Bruder etwas hätte sein können.

In Hannover hat A. G. auch schon kurze Zeit die Schule besucht, aber nur zu bald wurde er der Heimat, der die Familie Jahrhunderte hindurch die Treue gehalten hatte, entrissen. 1868 erfolgte die Berufung seines Vaters, der sich, wie gesagt, schon früh als Wasserbaufachmann einen Namen gemacht hatte, in das preußische Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten und damit die Übersiedlung nach Berlin, das damals eben aus den neuannektierten Gebieten alle Begabungen an sich zog.

In dem Berlin der 70er Jahre hat A. G. so die entscheidenden Jugendjahre zugebracht. Es sind durchaus glückliche Zeiten für ihn gewesen. Aus eigenen Aufzeichnungen, die vorliegen — sie setzen mit der Konfirmation durch Büchsel (Frühjahr 1876) ein —, kann man sich ein ungefähres Bild von der Umgebung machen, in der A. G. aufgewachsen ist. Es waren die ersten Beamtenkreise der damaligen Berliner Gesellschaft, in denen man lebte, in denen der Name Büchsel auch um 1876 herum noch besonderen Klang hatte. Büchsel selbst als Persönlichkeit scheint dauernden Einfluß auf A. G. nicht gewonnen zu haben; „positiv" — alles andere als das

[1]) Interessant ist, daß auch in dem Stammbaum der Wilmanns eine Reihe von Juristen und Verwaltungsbeamten sich findet, so daß man geradezu sagen könnte, A. G. stamme väterlicher- und mütterlicherseits aus einer altniedersächsischen Beamtenfamilie.

[2]) Sie ist unvermählt im Jahre 1910 gestorben.

ist A. G. später gewesen — und „reaktionäre" Anwandlungen lagen ihm ganz fern, er als „Neupreuße" hielt sich zu den Nationalliberalen, auch das ist typisch, für die er in Greifswald später eifrig agitiert hat, und später zur deutschen Volkspartei. Der Sinn für religiöse Werte, den er sich stets erhalten hat, ist aber schon damals recht wach in ihm gewesen, so daß Useners religionsgeschichtliche Problemstellungen später bei ihm auf dankbaren Boden fallen mußten. Im Elternhause begeisterte man sich vorurteilsfrei [1]) für alles Gute und Schöne; Literatur und Kunst wurden in feinsinnigster Weise gepflegt; Schauspiel und Oper, Vorträge und Konzerte, gediegene Zeitschriften, literarische Leseabende, an denen man mit verteilten Rollen las, sind Selbstverständlichkeiten. Alle Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte werden mit größtem Interesse aufgenommen; immer wieder finden sich in den Briefen des Studenten Anspielungen auf eben Erschienenes und eingehende Wertungen. A. G. selbst hat im besonderen für das Theater geschwärmt. Er selbst hat sich wiederholt in seinen Primanertagen als Schauspieler und Regisseur betätigt und auch später noch, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Im Schauspielhause hat er als Primaner als Statist gewirkt, und besonders stolz ist er damals darauf, berichten zu können, eine Aufführung des „Neffe als Onkel" vor 70 Zuschauern in Szene gesetzt zu haben.

Von der Schule — seit Herbst 1868 hat A. G. das Wilhelms-Gymnasium besucht, er trat in die Octava ein und ist auf der Anstalt bis zur Reifeprüfung geblieben — hört man nicht allzuviel in seinen Aufzeichnungen. Unter seinen Lehrern fallen die Namen O. Kübler als Direktor, Gleditsch, Rethwisch vor allem auf. Seine besondere Stärke war die Mathematik; Deutsch und Geschichte haben ihn sichtlich interessiert; in Latein und Griechisch scheint er durch besondere Leistungen nicht hervorgeragt zu haben; mit Begeisterung hat er schon damals, wenn die Schule das auch nicht so hat feststellen können, aber die Aufzeichnungen lehren es, seinen Homer gelesen, den er immer wieder zitiert, und schon damals schwärmt er für Platon. Einer seiner Lateinlehrer war später aufs höchste überrascht, als sich A. G. ihm als Privatdozent für klassische

---

[1]) Bezeichnend für die Einstellung des Elternhauses und wohl auch des größten Teils der damaligen Berliner Gesellschaft — erst in den 80er Jahren türmten sich ja die antisemitischen Wellen — ist folgende Äußerung von A. G. aus den Jahren 1878/1879 über einen Freund: „Er rechnet sich zu den Freigeistern und ist so kleinlich, bei anderen am mosaischen Bekenntnis Anstoß zu nehmen."

Philologie vorstellte. A. G. hat nur zu gern von dieser Begegnung erzählt; so sei sie hier geschildert; sie ist ja so typisch für die Schulmänner alten Schlages. Nach langen Jahren traf A. G. zufällig einen alten Lehrer, klassischen Philologen, unter den Linden, der ihn natürlich fragte, was er jetzt eigentlich treibe; die Antwort: „Ich bin Privatdozent in Göttingen," löste Erstaunen aus; als der alte Herr denn weiter fragte und hören mußte, sein ehemaliger Schüler sei Privatdozent für klassische Philologie, fiel er aus allen Wolken, rang mühsam nach Fassung und fragte dann tiefaufatmend: „Nun sagen Sie mir bloß, was halten Sie denn da für Vorlesungen?" Als A. G. ihm daraufhin erklärte, er lese vor allem über hellenistische Philosophie, da atmete der andere erleichtert auf und beteuerte: „Ich habe es mir doch gleich gedacht, daß Sie kein richtiger klassischer Philologe sind!" Kann uns diese Wertung des Hellenismus für die damalige Zeit kaum in Erstaunen setzen, so sei, um dies Entsetzen des alten Lehrers vor diesem Privatdozenten der klassischen Philologie einigermaßen begreiflich zu machen, hier noch ein Erguß des Primaners A. G. gegeben, den ich mir aus einer Aufzeichnung aus dem Frühjahr 1875 ausgeschrieben habe; das Ganze trägt die Aufschrift: Laelius oder über meine Freundschaften; den Inhalt bilden Charakteristiken seiner Freunde; es scheint eben schon damals in der Berliner Luft gelegen zu haben, „Köpfe" zu zeichnen. In diesem Schriftchen heißt es zu Beginn: „Ich muß gleich erklären, daß ich Ciceros Laelius zwar teilweise gelesen, aber so langweilig befunden habe, daß ich wenig von seinem Inhalte in mich aufgenommen. Nur soviel schwebt mir vor: Cicero galt die Freundschaft als eine auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsgesellschaft gegen Immoralität und staatliche Opposition. Mit einem Worte: seine philosophische Schrift enthält von Philosophie wenig, von Verständnis nichts; seine idealen Gedanken sind rhetorische Seifenblasen, sein Zweck Wichtigtuerei und Eitelkeit. Mit diesem Laelius habe ich nichts zu tun." Diese Ketzereien des Primaners mögen zugleich als Stilprobe dafür gelten, wie A. G. sich damals zu geben beliebte; ähnlich scharf hat er ja auch später noch gelegentlich formuliert; aber wie mußten derartige Äußerungen in den 70er Jahren wirken! Interessant ist übrigens, daß A. G. damals in Berlin in kameradschaftlichen Beziehungen zu Ludwig Traube gestanden hat.

Herbst 1879 legte er die Reifeprüfung ab, um, wie er selbst angegeben hatte, Mathematik zu studieren. Doch zunächst diente er jetzt sein Jahr ab, und zwar beim Kaiser Franz Garde-

Grenadierregiment. Er muß mit Leib und Seele Soldat gewesen sein, denn am Schluß des Jahres wurde er, obwohl er doch eigentlich „noch nichts war“, zum überzähligen Unteroffizier befördert. Er hat dann später gern und mit Leidenschaft seine Übungen gemacht und es schließlich in den 90er Jahren bis zum Oberleutnant der Gardelandwehr II gebracht; daß er sich dann beim Beginn des Weltkrieges trotz seiner damals 54 Jahre wieder zur Verfügung stellte, war Ehrensache. Während des Einjährigendienstjahres ließ er sich bereits an der Berliner Universität immatrikulieren, allerdings nicht um Mathematik zu studieren, sondern um bei Müllenhof „Deutsche Poesie“ und bei Droysen „Reformation und Gegenreformation“ zu hören. Die Angabe „Studium der Mathematik“ muß ihm von vornherein selbst wohl nicht ganz ernst gewesen sein, wenn er selbst auch gelegentlich seinen Freunden von Astronomie u. a. vorgeschwärmt hat. Seine Neigungen sprachen durchaus für ein Studium der Literaturwissenschaften, wie es ihm damals wohl vorschwebte, d. h. der Philologie.

Herbst 1880 ging er nach Bonn; hier hat er, abgesehen von 2 Semestern, die ihn nach Berlin zurückgeführt haben (S. S. 1883, W.S. 1883/4), seine Studentenjahre zugebracht, hier hat er im Frühjahr 1885 promoviert und hier auch sein „Staatsexamen“ bestanden. Hier in Bonn ist er zum begeisterten Altertumswissenschaftler geworden, und zwar unter dem Eindruck der gewaltigen Persönlichkeit eines Usener.

Den Akten nach erscheinen zunächst in dem Verzeichnis der Vorlesungen, die A. G. in Bonn gehört hat, neben Usener, Bücheler, Kekulé die Namen Maurenbrecher (Geschichte), Aufrecht (Sanskrit), Franck (Germanistik). Man sieht die Weite seiner Interessen. Aber dann liest man nun immer wieder die Namen des Bonner Dreigestirns: Usener, Bücheler, Kekulé. Bei Lübbert hat er nur ein einziges Kolleg belegt, alllerdings im Proseminar und Seminar unter ihm gearbeitet. Einmal hat er bei Bender „Religionsphilosophie“ gehört, übrigens schon S.S. 1882, also ehe der Fall Bender akut geworden war; Benders Ausführungen ist er, wie die Briefe zeigen, mit größter Anteilnahme gefolgt; W.S. 1882/83 interessieren ihn loers „Römisches Staatsrecht“ und „Geschichte der römischen Gesetzgebung“ u. a. Drei Semester ist er ordentliches Mitglied des philologischen Seminars gewesen, regelmäßig hat er an den archäologischen Übungen Kekulés teilgenommen.

Dies Bild, das die Akten bieten, ergänzt in lebendigster Weise eine Reihe von Briefen an Eltern und Schwester, die sich

erhalten haben. Bis in die kleinsten Einzelheiten hat A. G. in frischesten Farben und mit kräftiger Pinselführung das Leben und Treiben in Bonn seinerzeit geschildert. Es ist wirklich ein Genuß, diese anschaulichen Bilder an sich vorüberziehen zu lassen. Viel Scherzhaftes aus rheinischem Studentenleben wird berichtet; A. G. ist anscheinend nie Spielverderber gewesen. Wenn er sich aber in den Briefen gelegentlich als „Bierstudent" geben will, so ist das allerdings nur Motiv; denn wer nach Köln fährt, um Devrient als Faust zu sehen, ist alles andere als das. Er muß mit eiserner Energie gearbeitet haben, wenn man übersieht, wie viel an antiker Literatur er schon damals durch umfassende Lektüre in sich aufgenommen hat. In den Kreisen der Philologiestudenten ist er zunächst merkwürdig kühl aufgenommen worden; er selbst ist sich auch darüber klar, daß er das bestimmten Eigenschaften zu danken habe, die den ausgeprägten Berliner kennzeichnen; erst allmählich hat er Anschluß gefunden; am nächsten haben ihm anscheinend Winter und Koepp gestanden; neben ihnen fallen dann immer wieder die Namen Marx, Wolters, Dümmler, Münzel, später Ziehen, Fowler u. a. Im „Bonner Kreise", der damals auf der Höhe seiner Entwicklung gestanden haben soll, hat er sich recht rege am wissenschaftlichen Leben beteiligt. Bei den Herren Professoren, den Olympiern, wie er sie gern nennt, war ihm, dem Neffen von A. Wilmanns, von vornherein ein herzlicher Empfang sicher, vor allem bei Usener. Usener erklärte ihm gleich beim ersten Besuche: „Für einen so nahen Verwandten eines meiner besten und ältesten Freunde bin ich jederzeit zu sprechen." Nicht lange, so ist er in der Familie ein gern gesehener Gast; ja er scheint sich schließlich fast als „Sohn des Hauses" gefühlt zu haben; jedenfalls fällt von seiner Seite einmal der Ausdruck, und anscheinend übertreibt er nicht. Der Höhepunkt dessen, was ihm das Haus Usener menschlich gegeben hat, sind die Weihnachtstage 1882 gewesen. Er half den Christbaum mit ausschmücken; am Heiligen Abend ging man mit der ganzen Familie gemeinsam zur Kirche, dann hat er schnell noch „den Jungens" einige Soldaten aufgebaut; er steckt die Lichter am Weihnachtsbaum an: „von der ganzen Familie durfte niemand ins Zimmer." Bei der Bescherung erhielt er u. a. von Usener einen Persius ed. Casaubonus (1605) „als Anfang einer Sammlung älterer Bücher", wie Usener liebenswürdig hinzufügte. Und weiter berichtet er: „Als die Kinder zu Bett waren, haben wir unter dem Tannenbaum Nathan gelesen bis gegen 11 Uhr". Einige Zeit später schreibt er: „Sonntag haben wir bei Usener Iphigenie gelesen, Frau Usener, Fräulein Koepp.

Marx, Münzel und ich; sehr feierlich, ohne großes Pathos." — Das sind Weihnachtstage gewesen, um die man A. G. glühend beneiden möchte. Usener ist dann, wie gesagt, für den Gang seiner Studien durchaus bestimmend gewesen. In seinem ersten Bonner Semester allerdings hat A. G. noch geschwankt, ob er nicht doch Germanistik und Geschichte studieren sollte; Maurenbrecher scheint zunächst einen gewissen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben; A. G. war eine Natur, die durchaus produktiv eingestellt war; er sehnte sich danach, seine jungen Kräfte durch eigene Arbeit an den Problemen zu stählen. So fühlte er sich zunächst zurükgestoßen, wenn Usener ihm nur immer wieder die berechtigte Mahnung „Lesen, Lesen, Lesen" vorhielt und sich geradezu weigerte, ihm ein Thema für eine größere Arbeit zu stellen. Um so mehr zog es ihn damals zu Maurenbrecher, der ihm, dem 1. Semester, denn das war er doch eigentlich noch, sofort ein Korreferat über Ekkehard von Auras übertrug und ihn auch über Probleme der mittelalterlichen Geschichte arbeiten ließ. Aber nur zu bald schlug ihn Useners Persönlichkeit trotz allem unwiderstehlich in ihren Bann, wodurch er eigentlich erst der klassischen Altertumswissenschaft gesichert wurde. Und nur zu bald wird es seine Sehnsucht, wie Usener ist, zu werden. Wenn er, der junge Student, sich dann aber an dem Meister maß, dann konnten seelische Zusammenbrüche nicht ausbleiben. Aus einer solchen Krisenzeit stammen folgende Äußerungen, wie starke Selbstkritik A. G. an sich zu üben schon damals gewohnt war: „Es gibt zwei Arten von tüchtigen Leuten: die einen liefern mit emsigem Bienenfleiße Muster von Detailuntersuchungen, etwa über den Gebrauch der Partikel ἄν bei Plato oder über das Vorkommen des Basaltes im Rheinland [1]), das sind die Lumpensammler. Die anderen sind sozusagen unordentlich, sie ziehen Schlüsse, wenn die Untersätze noch nicht völlig ausgesprochen oder gesichert sind, sie wagen viel und irren oft, sie werden von jener anderen Klasse leicht als Dilettanten behandelt. Ich fühle, daß ich mehr dazu gehöre." Und immer wieder quält ihn die Frage, wie er Useners wahrer Schüler werden kann. Große Probleme will er lösen im Sinne eines Lessing, Herder, W. v. Humboldt, J. Grimm. Als Philologe, das empfindet er, wird er nicht an den Titanen Usener heranreichen. Aber so fährt er fort: „Es gibt einen bisher noch

---

[1]) Dies geologische Paradigma erklärt sich aus seinem Umgang mit Fritz Frech, dem bekannten Geologen, der später in Breslau Professor war, den er schon aus Berlin her kannte, und mit dem er auch in Bonn einige Zeit zusammen gelebt hat.

wenig kultivierten Zweig der Wissenschaft: Philosophie der Geschichte. Wenn man sich selbst ein Prognostikon stellen kann, das etwa wird die Nuß sein, an der ich mir dereinst meine Zähne — vielleicht abbrechen werde. Damit würde ich den oben genannten Männern mich direkt an den Schoß hängen" — er spielt auf die 4 Namen an, die schon erwähnt wurden —, „damit würde ich Useners wahrer Schüler werden." Das „Prognostikon" ist falsch gewesen; aber immer wieder haben A. G. später die Bahnen der sog. höheren Kritik gereizt, die zu einem ganz großen Wurfe führen sollten; da hat ihm denn herbe Kritik manchmal den Weg recht verbittert.

Usener ist es auch gewesen, der ihn für die antike Philosophie zu interessieren verstanden hat. Er hat ihn insbesondere über die späteren Philosophen der hellenistisch-römischen Zeit arbeiten lassen. Auf seine Anregung geht auch die Arbeit zurück, die A. G. noch als sodalis seminarii geschrieben hat, und die im Tirocinium philologum sodalium regii seminarii Bonnensis (Berlin 1883) zu Useners 25jährigem Doktorjubiläum veröffentlicht worden ist, Herbst 1882 ist sie geschrieben: de consolationibus, ein erster Versuch, an den Stoff heranzukommen. Bücheler war jedenfalls mit der Arbeit recht zufrieden, was A. G.s Selbstbewußtsein recht gehoben hat; stolz berichtet er auch von seinen ersten Konjekturen, die damals gedruckt wurden [1]). Auch das Thema seiner Doktorarbeit hat ihm Usener gestellt; er sollte die Fragmente von Chryssipps Schriften περὶ εἱμαρμένης und περὶ προνοίας sammeln; Sommer und Herbst 1884, als er von Berlin nach Bonn zurückgekehrt war, hat er die Dissertation geschrieben; das Rigorosum bestand er egregia cum laude. Usener hat denn auch die Unterbringung der ganzen Arbeit in Fleckeisens Jahrbüchern, Supplementband XIV (1885) vermittelt [2]). Die Promotion erfolgte am 7. März 1885; Opponenten waren Ziehen, Winter, Wolters.

Die Frage war nun, was werden sollte. Schon den ganzen Winter über war A. G. mit Usener darüber zu Rate gegangen. Usener empfahl ihm die Übernahme einer Hauslehrerstelle oder eines kleinen Postens in einer Bibliothek, um so, wirtschaftlich einigermaßen sichergestellt, in Ruhe wissenschaftlichen Studien nachgehen zu können. Er hat ihm damals schon die akademische

[1]) Vgl. Brandts Abhandlung, Aenigmata Latina hexasticha, Tirocinium S. 112 Z. 24; S. 128 Z. 303.

[2]) Nur ein Teil war als Dissertation eingereicht worden, d. h. S. 691 bis 714.

Laufbahn als möglich hingestellt. Useners Rat hat A. G. dann insofern befolgt, als er Ostern 1885 ein glänzendes Angebot annahm, das ihm die Familie Borsig machen ließ, eben mit einer Hauslehrerstelle. Für alle Fälle entschloß er sich aber, noch das Staatsexamen abzulegen; die dazu nötige philosophische Arbeit hat ihn nicht viel Mühe gekostet; als Thema wurde ihm gegeben: „Unterschied des Begriffes der Kategorien bei Aristoteles und bei Kant“; die mündliche Prüfung erfolgte Ende November 1885.

Das waren seine Bonner Studentenjahre. Ehe wir jedoch von ihnen scheiden, seien noch zwei charakteristische Urteile seiner Bonner Lehrer über ihn gegeben. Als A. G. sich 1887 um ein archäologisches Reisestipendium bewarb, haben ihm Usener und Bücheler Zeugnisse ausgestellt. Usener schreibt u. a.: „Er gehörte . . . dem angeregten Kreise an, dessen Art durch Namen wie Fr. Marx, Wolters, Dümmler genügend bezeichnet wird. Eine frische, angeregte Natur von scharfem und raschem Urteil, nahm er auch an den Arbeiten der Freunde lebhaften Anteil . . .“ Und Bücheler urteilte: „Unter den Genossen von damals nahm er leicht den ersten Platz ein durch große Gelehrigkeit, geistige Gewandtheit und Schneidigkeit im Ausnutzen verschiedener Materien . . .“

Wie oben schon erwähnt, hat A. G. während des S.S. 1883 und des W.S. 1883/4 noch einmal in Berlin studiert. An diesen Berliner Semestern dürfen wir nun aus dem Grunde nicht vorübergehen, weil er damals dem Manne zuerst näher getreten ist, der allmählich Usener bei ihm geradezu in den Schatten stellen sollte, und der ihm zeit seines Lebens ein geradezu väterlicher Freund und Berater gewesen ist, ich meine H. Diels. Es lag mir der gesamte Briefwechsel zwischen Diels und A. G. vor, beginnend mit der Mitte der 80er Jahre, und der zeigt, was A. G. an Diels gefunden hat, der ihm 1887 beim Tode des Vaters geschrieben hatte: „Sie werden nun, wo Ihnen der treueste Berater fehlt, öfter als sonst den Rat und die Hilfe Ihrer älteren Freunde in Anspruch nehmen. Mögen Sie stets in die Zahl derselben rechnen Ihren mittrauernden H. Diels.“ Tatsächlich ist Diels Jahrzehnte hindurch der gewesen, der an allem Leid und aller Freude, die dem Menschen A. G. zuteil wurde, den innerlichsten Anteil genommen, der aber auch in litteris A. G. mit Rat und Tat unterstützt und mit seiner Kritik nötigenfalls nie zurückgehalten hat. A. G. ist sich immer dessen bewußt geblieben, was er an Diels gehabt hat, und er, eine durchaus vornehme Natur, wie er war, hat kritische Äußerungen von Diels stets so hingenommen, wie sie gemeint waren, als Ausfluß

einer herzlichsten Anteilnahme am Lebenswerke des ersten Schülers, denn das soll A. G. in gewissem Sinne für Diels gewesen sein. Seine Dissertation hat A. G. dem Bonner Dreigestirn gewidmet, das grundlegende Werk, das ihm die ordentliche Professur gebracht hat, ich meine die Senecastudien, trägt den Namen Diels auf der ersten Seite. In dem Briefe zu Diels 60. Geburtstage spricht A. G. zunächst von den Berliner Semestern 1883/1884 und schließt dann: „Aber es ist unmöglich, weiter alles zu schildern, was ich von Ihnen gelernt und Gutes erfahren habe, und es wäre unbescheiden von mir, von Ihren sonstigen Verdiensten reden zu wollen. Sie und ich wissen es, daß Sie wie ein Vater gegen seinen Sohn an mir gehandelt haben. Und die Herzenswärme, die neben aller Objektivität Ihr ganzes Handeln durchzieht und bestimmt, hat Ihnen, wie Sie wissen, auch das Herz meiner Frau gewonnen, und unsere Kinder fangen an, das zu ahnen.“ Darum also, weil A. G. in diesen Berliner Semestern Diels zuerst näher getreten ist, müssen auch diese Semester hervorgehoben werden, wenn ihm auch sonst die Universität ferner geblieben ist; er hat meistens für sich gearbeitet und abgesehen von Diels eben nur bei Kirchhoff gehört und je ein Semester bei Kirchhoff und Vahlen Übungen mitgemacht.

Ostern 1885 hatte A. G. eine Hauslehrerstelle in der Familie Borsig übernommen und war dann im November 1885 noch einmal auf kurze Zeit nach Bonn zurückgekehrt, um sein Staatsexamen abzulegen. Ostern 1886 meldete er sich für den höheren Schuldienst; er wurde als candidatus probandus dem Kgl. Luisengymnasium in Berlin überwiesen, an dem er dann auch nach Abschluß des Probejahres bis Herbst 1888 als wissenschaftlicher Hilfslehrer geblieben ist. Der damalige Direktor Schwartz, der bekannte Volkskundler, scheint den jungen Wissenschaftler ordentlich zur Schularbeit herangezogen zu haben; nach A. G.s späteren Erzählungen muß er ganz eigenartige pädagogische Ideen gehabt haben, nach denen er die Kandidaten zu unterrichten zwang. In dem Triebrade der Amtsgeschäfte scheint A. G. sich zunächst nicht gerade behaglich gefühlt zu haben; bald aber hat er bei seiner ausgesprochen pädagogischen Einstellung an seiner Betätigung im Schuldienst soviel Freude gefunden, daß er später noch gern von seinen Hilfslehrerjahren erzählte. Während dieser Jahre hat A. G. wissenschaftlich trotz seiner z. T. doppelten Pflichten eifrig weitergearbeitet. An Abhandlungen aus diesen Jahren liegen vor: 1. Eine Platonische Quelle des Neuplatonismus, Rhein. Mus. 41 (1886), 266 bis 291, wo die in den Chrysippea p. 695 f. gegebenen Andeu-

ungen ausgeführt sind; 2. de Galeno et Plutarcho ebenda 470—472; 3. Alexandrinische Studien I, Rhein. Mus. 42 (1887), 262—275, 530—626; 4. Apollon der Galliersieger. Archäolog. Jahrbuch II (1887), 260—264; 5. ein angebliches Fragment des Theophrast, Archiv f. Gesch. der Philos. I (1888), 357—358; 6. Alexandrinische Studien II, Rhein. Mus. 44 (1889), 127—150, 240—257; 7. die Hypothesis in Platons Menon, Archiv f. Gesch. der Philos. II (1885), 171—174. Der Hellenismus steht also weiter im Mittelpunkt seines Interesses; in die hellenistische Dichtung hat er sich vertieft, Kallimachos, Apollonios Rhodios, Theokrit u. a. eifrigst gelesen, historische Probleme aus der Geschichte des Hellenismus beginnen ihn zu reizen. Niederschlag dieser Studien sind seine scharfsinnigen „Alexandrinischen Studien", die ihm allerdings auch manchen Angriff eingetragen haben, was an und für sich nicht Wunder nimmt, da er, der Anfänger, sich hier auf ein Gebiet gewagt hat, das selbst für einen Meister noch heute gefährliche Klippen aufweist. Zu den Abhandlungen kommen eine Reihe von Rezensionen, mit denen er an die Öffentlichkeit getreten ist[1]), die uns zeigen, wie eifrig er sich trotz angespannter Betätigung in der Schule bestrebt, auf dem laufenden zu bleiben.

In diese Zeit seiner Hilfslehrerjahre fällt der Tod seines Vaters (17. Februar 1887), der ihn in jeder Weise schwer traf.

Schon für das Jahr 1887/88 hatte sich A. G. um ein archäologisches Reisestipendium des archäologischen Institutes beworben; für das Jahr 1888/89 wurde ihm wirklich der Wunsch erfüllt. Anfang Oktober 1888 konnte er seine Reise nach dem Süden antreten, und zwar entschloß er sich mit Rücksicht auf den damaligen Kaiserbesuch in Rom, gleich nach Neapel durchzufahren. Am 10. Oktober traf er in Neapel ein, wo ihn sein Freund Winter erwartete; eine Reihe begeisterter Briefe folgen. 14 Tage lang bis zum 10. November durchstreift er Pompeii; dann geht es nach Neapel zurück,

---

[1]) 1. Rez. von F. Muche, Der Dialog Phaedrus und die Platonische Frage. Posen 1885. Deutsche Literaturz. 1885, Nr. 52; 2. Porphyrii philosophi Platonici opuscula selecta iterum cognovit A. Nauck, Leipzig 1886, ebenda 1887, S. 198 f.; 3. Karl Buresch, consolationum a Graecis Romanisque scriptorum historia critica. Leipzig 1886, ebenda S. 751 f.; 4. Procli commentariorum in Rempublicam Platonis partes ineditae ed. R. Schoell, Berlin 1886, ebenda S. 1402; 5. ebenda 1888, S. 153—161, M. Tulli Ciceronis Orator ad. M. Brutum rec. Th. Stangl, Leipzig 1885, desgl. Brutus, Leipzig 1886; 6. ebenda S. 1006 f. Rez. von Otto Roßbach, de Senecae philosophi librorum recensione et emendatione, Breslau 1888; 7. ebenda S. 1847 f. Plutarchi Chaeronensis Moralia recognovit G. N. Bernardakis Vol. I, Leipzig 1888.

von wo ein mehrtägiger Ausflug nach Amalfi, Salerno, Paestum erfolgt, alles in Begleitung von Winter; Ende November bricht er dann nach Rom auf. In Capua bleibt er einen halben Tag, um für Bücheler, mit dem er in Neapel einige Tage zusammen gewesen war, oskische Inschriften abzuschreiben, „natürlich", so berichtet er dann, „waren es die falschen, aber auch diese scheinen ganz neu und unbekannt zu sein". In Rom fühlt er sich überglücklich; es ist eine zweite schönere Studentenzeit, die ihm hier an der „Oberuniversität" zu verbringen vergönnt ist. Natürlich kosten ihn seine Stipendiatenverpflichtungen viel Zeit; aber dankbar nimmt er alles in sich auf, was ihm geboten wird. Eingehend berichtet er von Petersen, Hülsen, Mau, von seinen Besuchen bei Helbigs, von dem Kreise, in dem er lebt, Winter, Winnefeld, Schuchhardt, der damals an seinem Schliemannbuche schrieb, Bethe, Reisch u. a., von Fahrten in die Umgebung, Besuchen aus der Heimat u.s.f. Eine wahre Lust ist es für ihn, hier zu leben: „Ich schwelge in dem Vollgefühl wiedererlangter Freiheit, Muße zur Arbeit zu haben und noch Muße zum Bummeln, womit es in Berlin seit gut 2 Jahren mäßig aussah. Hier hat man Bücher und Sammlungen, Freunde und Leute zum Moquieren, dazu Sitzungen und Giri mehr als genug." Eifrig hat er in der Vaticana kollationiert, vor allem Theophrast und Senecas naturales quaestiones, aber auch Theodorus Gazes beschäftigt ihn; in den Museen treibt er ikonographische Studien. Mitte März 1889 geht er nach dem weiteren Süden — den Geburtstag feiert er mit Gundermann in Monte Cassino — und dann über Brindisi, Patras nach Athen. Hier nahm sich Doerpfeld seiner sofort in liebenswürdiger Weise an; in Wolters traf er einen alten Bonner Freund wieder. Er begeistert sich für Kawerau, rühmt sein Glück, Lolling genau kennen gelernt zu haben, was nicht gerade jedem zuteil wurde, plaudert von Maaß, Graef, Bruckner u. a. Mitte April setzt dann Doerpfelds Giro durch den Peloponnes ein mit einer interessanten Reisegesellschaft: Overbeck, Lipsius, Maaß, Strzygowski, Kromayer, Brückner, Sauer, Hude, stud. Wigand u. a. Nach einem achttägigem Aufenthalt in Olympia löst sich die Reisegesellschaft auf; zu dreien geht es jetzt durch Elis, Messenien, über den Taygetos, von dessen Wildheit A. G. auch später immer noch gern erzählte, nach Sparta, dann zu sechsen nach Gythion und von dort nach Athen zurück. Mitte Mai war er wieder in Athen. Von Athen aus erfolgen Abstecher nach Delphi und auf die Inseln: Mykonos, Delos, Naxos, Syra. Mitte Juli ist er in Smyrna, wo er bei Humann angeregte Stunden verplaudert;

dann folgen Streifzüge ins Innere: Ephesos, Tralles, Hierapolis, Magnesia; die Niobe auf dem Sipylos wird bewundert, mit Bethe der „Sessel des Pelops“ erstiegen. Ganz hingerissen ist er dann von Pergamon: „Pergamon“, schreibt er, „ist geradezu die Krone der ganzen Reise.“ Über Lesbos entschließt er sich dann mit Bethe und Brückner zu einer Fahrt nach Konstantinopel. In der 2. Augustwoche ist er wieder in Athen; 8 Tage später geht es in rasender Eile nach Italien zurück und die Ostküste entlang nach Florenz, wo er Winter noch gerade sprechen kann, der vor der Rückkehr in die Heimat stand. In Florenz hat er wieder eifrig kollationiert; aber auch für die Kunst des Quattrocento geht ihm jetzt der Sinn auf. So ist er denn bei seiner Rückkehr nach Rom erst so recht in der Lage, die Hochrenaissance wirklich verstehen zu können, und bald ist er mehr Auge für die Malereien der Renaissance als für die Marmorbilder der Antike. Bei seinem 2. Aufenthalt in Rom hat er sich vor allem Graef und Günther angeschlossen. Mit aller Energie geht er auch hier wieder an seine Arbeit auf den Bibliotheken. Ende November 1883 tritt er die Heimreise an, und zwar über Bonn, um durch persönliche Rücksprache mit Usener seine Habilitationspläne, die inzwischen zu festem Entschluß geworden waren, zu irgendeinem Abschluß zu bringen.

Er hat zunächst zwischen Berlin und Bonn geschwankt. In Berlin ergaben sich Schwierigkeiten persönlicher Art für das Glied der Bonner Schule, Usener in Bonn seinerseits, der A. G.s Absichten durchaus freundlich gegenüberstand, verlangte, er solle „durch eine solide kritisch-exegetische Arbeit seiner Wertschätzung eine neue Grundlage geben“, die doch durch die etwas zu luftigen Hypothesengebäude der Alexandrinischen Studien gelitten habe. A. G. selbst aber war sich, um seine eigenen Worte zu geben, durchaus darüber klar, daß er bei seinem Alter „zum stillen Ausreifen und Geniebilden keine lange Zeit habe“, und daß umgehend Entscheidungen fallen müßten. So hat er kurzer Hand Berlin und Bonn fallen lassen und sich an Wilamowitz nach Göttingen gewandt, wo damals neben Wilamowitz Sauppe und Leo die klassische Philologie vertraten, und konnte sich Ende November 1890 in Göttingen habilitieren. Er hatte seine bisher gedruckten Abhandlungen eingereicht, dazu im Manuskript Prolegomena Theophrastea, die als Einleitung einer Ausgabe der kleinen Schriften Theophrasts gedacht waren und mit dieser in Aussicht gestellten Ausgabe gedruckt werden sollten. Die Antrittsvorlesung hielt er über den Ursprung der Aristotelischen Kategorien, vgl. die Abhandlung gleichen Titels

im Archiv für Gesch. der Philos. IV (1891), 424—441. Bis Herbst 1893, wo ihm die kommissarische Verwaltung einer Professur in Königsberg übertragen wurde, ist er in Göttingen geblieben; seine Stellung an der Universität charakterisiert er einmal Diels gegenüber folgendermaßen: „Wenn ich auch meinen Weg allein gehe, erfreue ich mich doch unleugbaren Wohlwollens der näheren Fachvertreter.“ Er muß sich also bald ganz gut in die neuen Verhältnisse eingelebt haben. Gelesen hat er z. B. über „Aristoteles Poetik“, „Theophrasts Charaktere“, „Geschichte der antiken Philosophie von Aristoteles ab mit Berücksichtigung der Kultur- und Religionsgeschichte“, „Herodas“, „Geschichte der Satire im Altertum“. Der Kreis seiner Interessen ist also ungefähr derselbe geblieben, wie bisher: der Hellenismus im weitesten Sinne des Wortes. Das sieht man auch aus den Veröffentlichungen dieser Jahre [1]. Neben dem schon genannten Aufsatz über Aristoteles' Kategorien im Archiv für Geschichte der Philosophie IV ist eine Abhandlung über Ariston, ebenda V, 198—216 zu nennen. Als Parerga gehören hierher: „Aristoteleum“, Wiener Studien 14 (1892), 146—148: „Varros Satire Andabatae“, Hermes 28 (1893), 135—138; Literarhistorisches: „Der Lehrer des Herondas“ [zusammen mit O. Günther]. W. f. kl. Philol. 1891, S. 1320—1323; „Ein alexandrinisches Satyrdrama“, Rhein. Mus. 47 (1892), 319—321; Archäologisches: „Ein Krebsfang“, Röm. Mitt. 7 (1892), 222; „Pheidias redivivus“, Hamburger Nachrichten 1892, 14. Februar, Nr. 7 der Belletristisch-Literarischen Beilage; „Vulneratus deficiens“, Archäol. Jahrb. 8 (1893), 113—197. Besonders verdient hervorgehoben zu werden der ausgezeichnete Aufsatz: „Die Komposition der 1. Satire des Horaz“, Rhein. Mus, 48 (1892), 41—52, der ihm einen dauernden Ehrenplatz unter den Horazinterpreten sichern wird. Eifrig hat er weiter für Theophrast und vor allem für Seneca gearbeitet, wenn auch Veröffentlichungen erst später erfolgt sind. Damals beginnt er sich wieder in das Neue Testament zu vertiefen; im Sommer 1893 hat er z. B. in Übungen den Galaterbrief behandelt. Niederschlag dieser Studien ist der im Jahr 1894 im Hermes erschienene scharf-

[1]) Aus dem Jahre 1890 sind noch zwei Kleinigkeiten nachzutragen: 1. Pseudo-Aristotele Spada. Röm. Mitt. 5 (1830), S. 15—16. 2. Eine Marmorbüste der herkulanischen Villa, Bonner Studie zu Ehren von Kekulé, Berlin 1890, S. 139—142; Vorträge, gehalten in der Archäologischen Gesellschaft in Berlin, angezeigt: W. f. kl. Philol. 7 (1890), 472—476: Über Deutung von Porträts (vgl. Deutsche Literaturz. 1890, 565), und ebenda, S. 908: Über Corn. Nepotis vita Attici 3, 3.

sinnige Aufsatz „der δεύτερος λόγος des Lukas und die Apostelgeschichte: Hermes 29 (1894), 375—392; von dem Norden mit Recht bedauert, daß „diese eindringende Analyse bei den Theologen nicht die verdiente Beachtung gefunden" hat (vgl. Agnostos Theos 312 Anm. 1). Niederschlag dieser Studien ist weiter die umfangreiche Rezension des Buches von Clemen, „Die Chronologie der Paulinischen Briefe", Halle 1893, Gött. Gel. Anz. 1894, 572—595. Andere Rezensionen finden sich wieder in der Deutschen Literaturzeitung [1]).

Die Göttinger Zeit hat ihn wieder mit Günther zusammengeführt, der ihm schon in Rom näher getreten war; auch sonst scheint er sehr angeregten Verkehr gefunden zu haben, vor allem in dem Kreise der „Unsolidaria", einer freien Vereinigung von jüngeren Universitätsdozenten, Assistenten, Bibliothekaren u. a. Hier hat er als Wortführer der Geisteswissenschaftler manche „grimme Fehde" bestanden im Wortkampfe gegen die „Manuellen", deren Haupt damals Nernst war, und fröhliche Stunden in geistreichster Unterhaltung verplaudert.

Trotz alledem hat A. G. aufgeatmet, als im Herbst 1893 seine wirtschaftliche Lage durch die Übertragung eines Kommissoriums in Königsberg — Joh. Schmidt war erkrankt — gesichert wurde. Bezeichnend für den Menschen A. G. ist dabei die Freude, mit der er Diels dann aus Königsberg berichtet, er könne in seiner gebesserten wirtschaftlichen Lage jetzt auch einmal einen größeren Kreis von Studenten bei sich als Gast sehen und mache davon reichlichst Gebrauch. Auch später hat er ja immer Wert darauf gelegt, mit seinen Studenten in engster Fühlung zu bleiben, und ist manchem in seinen Nöten ein väterlicher Berater geworden. Seine Lage in Königsberg war an sich wenig beneidenswert; nur immer auf ein Semester wurde das Kommissorium erneuert, und er hatte die Empfindung, und zwar von vornherein, daß seines Bleibens nicht lange sein werde, weil das Ministerium anscheinend etwas über die Rechte der Fakultät hinweggesehen hatte, als man ihm die Vertretung des erkrankten Professors übertragen hatte. In Königsberg hat A. G. seine „Senecastudien" abgeschlossen [2]), die

[1]) Vgl. Jahrgang 1891, S. 846. F. Marchant, De Ciceronis partitionibus oratoriis commentatio. Diss. Berlin 1890, S. 1858. A. Brinkmann, Quaestionum de dialogis Platoni falso addictis specimen. Diss. Bonn 1891.

[2]) Fleckeisens Jahrb. Suppl. 22, auch gesondert als Buch erschienen, Leipzig 1895; das Vorwort ist Oktober 1894 geschrieben; Herbst 1895 war der Druck zu Ende geführt.

von der Kritik sehr beifällig aufgenommen wurden; ihre grundlegende Bedeutung — ich denke vor allem an den 2. Teil, die historisch-biographischen Untersuchungen über Seneca und seine Zeit — kann nicht hoch genug bewertet werden. Aus den Königsberger Tagen stammt auch sein bekannter Artikel Aristoteles im Pauly-Wissowa II, 1; vorangegangen waren ihm schon andere kleinere: Achaikos 1), Adrastos 7), 8), Aetios 23) im Bd. I, 1. Alexandros 91—94), Ammonios 13), Andronikos 25) im Bd. I, 2. Aristobulos 15), Aristokles 15), Ariston 52—55) im Bd. II, 1.

Als E. Maaß Ostern 1895 nach Marburg ging, wurde A. G. als sein Nachfolger nach Greifswald berufen, zunächst als außerordentlicher Professor; er ist aber im nächsten Jahre nach dem Erscheinen seiner Senecastudien in eine ordentliche Professur eingerückt. Hier in Greifswald fand er als engeren Fachgenossen Norden und Susemihl vor. Und mit Norden hat er bald engste Freundschaft geschlossen, eine Freundschaft, die nie auch nur ein Schatten getrübt, und die dem Manne A. G. so unendlich viel bedeutet hat. Über den Lehrjahren stehen die Namen des Bonner Dreigestirns, vor allem der Useners, über den Mannesjahren der Name des väterlichen Beraters Diels und der Nordens, des Freundes. In der „Einleitung" hat sich ja später diese Freundschaft ein monumentum aere perennius gesetzt.

Die Berufung nach Greifswald und die Aussicht auf die ordentliche Professur hat dann A. G. in die Lage gesetzt, einem langgehegten Herzenswunsche nähertreten zu können. Spätsommer 1895 konnte er endlich um die Hand der ältesten Tochter des Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. W. Albrecht, Anna Albrecht, bitten. Die beiderseitigen Familien waren schon seit Jahren befreundet. Dazu waren sich die beiden seit 1890 noch näher in dem Kreise getreten, der in dem sehr gastfreien Hause des Archäologen Conze des öfteren zusammentraf. Conze selbst, der damals regelmäßig mehrere Winter hindurch für den engsten Freundinnenkreis seiner Tochter Hedwig, der späteren Frau Professor Winter, Führungen durch das Alte und Neue Museum angesetzt und diese Freundinnenschar für das Altertum auch durch Homerlektüre und Erklärungen zu begeistern verstanden hatte, verdankte Anna Albrecht eine stille Liebe für die Antike, die ihr es später leicht machte, die Arbeit des Gatten mit herzlicher Anteilnahme begleiten zu können. A. G. war eine sehr mitteilsame Natur, und sein Bedürfnis nach Aussprache fand stets bei der Gattin verständnisvolles Entgegenkommen. Die 1. Auflage seiner kleinen Literaturgeschichte der Sammlung

Göschen hat er der Gattin gewidmet; und in das Exemplar, das der Gattin bestimmt war, hat er folgendes kleine Epigramm eingetragen:

Wer in dem Buche verspürt ein Stückchen vom Leben des Autors,
Dem verkündet es auch, was er der Gattin verdankt.
Muse warst Du mir erst, und dann der Ersatz des Korrektors,
Doch das warst Du: Du bleibst, inniggeliebt, meine Frau.

Frühjahr 1896 konnte A. G. dann die Braut heimführen. Ein eigenes Häuschen in der Karlstraße wurde bald erworben, das sonnigstes Glück in seinen Räumen erblühen sah. 4 Söhne und 1 Tochter wurden ihm im Laufe der Jahre geboren; bei dem jüngsten Sohne hat Diels Pate gestanden, der dann später jedesmal zum Geburtstage, zuweilen in reizenden Verschen, seinen Glückwunsch darbrachte. Rege Geselligkeit wurde gepflegt. Die Namen Norden, Siebs, Zimmer, Pernice, Heller, Körte, Kroll, Hosius, Peiper, v. Auras charakterisieren den Kreis, in dem man lebte. Reisen nach dem Süden, im Frühjahr 1901 wieder über die Alpen zu wissenschaftlichen Zwecken, und nach dem Norden brachten erwünschte Abwechslung. Jedenfalls hat A. G. später in Breslau immer gern an Greifswald zurückgedacht, an das ihn so viele Erinnerungen banden.

In den Kreisen der Universität erfreute er sich ungeteilter Hochschätzung; er war lange Zeit mit der Mittelpunkt der Dozentenvereinigung „Die Apostel"; 1904/5 wurde er zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt; 1908/9 bekleidete er die Würde des Rektors. Um das Philologie-Studium an der Universität hat er sich die größten Verdienste erworben. Seiner Initiative ist es zu verdanken, wenn dem Seminar würdige Räume gesichert wurden; er hat mit dafür gesorgt, daß bei dem Wiederaufleben des Studiums der Altertumswissenschaften nach der Jahrhundertwende von neuem in Greifswald eine gute Tradition geschaffen wurde; er hat dann auch mit rücksichtsloser Energie als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission dazu beigetragen, daß strenge Auslese unter den Kandidaten des höheren Lehramts gehalten wurde; ihm war eben der Beste nur gerade gut genug, um als Jugenderzieher im Sinne des Neuhumanismus im Schuldienste zu wirken. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit hat er seine Vorlesungsverpflichtungen zu erfüllen gesucht, wie er ja immer gerade auf seine Lehrtätigkeit den größten Nachdruck gelegt hat. So hat er in Greifswald und entsprechend später in dem größeren Wirkungskreise Breslau unendlich viel geleistet, was nur die so recht werten können, die durch seine Schule gegangen sind. Er hat in seinen Vorlesungen

fast das ganze Gebiet der griechischen Literatur behandelt: Homer, Heldensage, Lyrik, Tragiker, Komödie, Griechische Beredsamkeit, Platon, Aristoteles, die hellenistische Literatur. Er hat über Griechische Epigraphik, Griechische Laut- und Formenlehre, Griechische Dialekte gelesen, selbst hier und da sich auf das Gebiet der Archäologie gewagt, ganz abgesehen von Vorlesungen, die ihm die Pflicht des Amtes nahe legte: Geschichte der Philologie u. a. Eine ähnlich umfangreiche Tätigkeit hat er auch als Direktor des philologischen Seminars entfaltet; da hat er denn auch die lateinische Literatur in weitem Umfange herangezogen. An 20 Dissertationen sind damals auf seine Anregung hin geworden. Neben diese Lehrtätigkeit stellt sich vielseitigste Forscherarbeit; doch soll die unten zusammen mit den Arbeiten der Breslauer Zeit eingehender gewürdigt werden. Auch für das Leben, das ihn umflutete, hat er sich stets ein offenes Auge bewahrt. In den Jahren 1902 ff. hat er eine eifrige Agitation für den nationalliberalen Gedanken, der ihm von Jugend auf vertraut war, entfaltet; in Greifswald sollen damals von bürgerlichen Parteien nur die Konservativen und der Freisinn Anhänger gehabt haben; da hat er durch Gründung eines nationalliberalen Wahlvereins und durch eine Reihe von Artikeln in der Greifswalder Zeitung für die ihm so selbstverständliche Gedankenwelt zu werben gesucht. Erinnert sei auch daran, daß man immer wieder in der Nationalzeitung von ihm Aufsätze über Universitätsfragen u. a., für die er die breite Öffentlichkeit zu interessieren versuchte, finden konnte. Während des Weltkrieges hat er dann später sowohl in der Schlesischen Zeitung als auch in der Weserzeitung und sonst zu brennenden politischen Tagesfragen Stellung genommen. Es hat ihn eben immer wieder gedrängt, in weiteste Kreise zu wirken.

14 Jahre lang ist er in Greifswald tätig gewesen, und manchmal hat er sich doch wohl, wie man aus seinem Briefwechsel mit Diels entnehmen kann, nach einem größeren Wirkungskreis gesehnt. So hat es ihn trotz aller Liebe, mit der er an der alten Ostseestadt hing, froh gestimmt, als er für den Herbst 1909 einen Ruf nach Breslau erhielt, um Wendland zu ersetzen, der, 1906 als Nachfolger Nordens nach Breslau gekommen, nun nach Göttingen berufen worden war. Mit dem W-S. 1909/10 hat er seine Tätigkeit in Breslau aufgenommen. Neben ihm haben an der Universität zunächst Skutsch, Förster, Ziegler, Cichorius die verschiedenen Fächer der klassischen Altertumswissenschaften vertreten; an Skutsch' Stelle — hingewiesen sei hier gleich auf den warmempfundenen Nachruf, den ihm A. G. in der Schlesischen

Zeitung gewidmet hat, Jahrgang 171, Nr. vom 2. Oktober 1912 — trat Kroll, an Försters nach seiner Emeritierung als Archäologe Weege; auch Förster hat A. G. gewürdigt, wieder in der Schlesischen Zeitung, 172. Jahrgang, Nr. vom 2. März 1913: „Zum siebzigsten Geburtstage Richard Försters". Alte Geschichte haben dann nach Cichorius neben ihm Otto und Kornemann gelehrt. Von alten Greifswalder Bekannten traf er in Breslau Siebs und Milkau wieder, gemeinsame Interessen verbanden ihn mit Schrader und dem Indologen Hillebrandt; von anderen Universitätsprofessoren sind ihm am nächsten Kneser und Hönigswald getreten. Die Freitagabende sahen ihn im Pfahlbau im Kreise von Akademikern aller Berufe angeregte Stunden zubringen. Auch in Breslau hat er als Dozent und Seminardirektor segensreich gewirkt. Im allgemeinen hat er sich in den Vorlesungen in dem Rahmen gehalten, den er sich in Greifswald gesetzt hatte: Homer, Aischylos, Sophokles, Platon, hellenistische Dichtung u. a,, aber auch Neues angebaut, wie es ihm gerade den Bedürfnissen zu entsprechen schien: Metrik, Religion und Philosophie der Römer u. a. Die Vorlesungen fanden in dankenswerter Weise eine Abrundung in den Sitzungen der Griechischen Gesellschaft, in der in größerem Kreise unter seiner Leitung kursorische Lektüre gepflegt wurde. Im Seminar unter ihm und seiner Anleitung arbeiten zu dürfen war wirklich ein Vorzug. Aus seiner lebhaften, oft übersprudelnden Darstellung nahmen alle die reichste Anregungen mit, die mitzuarbeiten gewillt waren; faszinierend war sein Vortrag; mit einzigartiger Klarheit stellte er die Probleme heraus, in deren schärfster Formulierung er sich kaum genug tun konnte. Wie er selbst mit der ganzen großen Leidenschaft seiner Seele der Wissenschaft lebte, so verlangte er auch von seinen Studenten den ganzen Menschen. Fand er Halbheiten, griff er oft mit schneidender Ironie ein. Um so mehr bedeutete Anerkennung aus seinem Munde, mit der er nie kargte, wenn er den Eindruck ernsten Strebens gewonnen hatte. Schwer, sehr schwer war es oft, ihm zu folgen; eine Fülle von Problemen beschäftigten ihn oft zu gleicher Zeit, und nur die fähigsten Köpfe waren imstande, mit ihm Schritt zu halten. Erstaunlich war es dabei, wie begeistert er Dinge aufgriff, sie schlaglichtartig beleuchtete, so daß sie plastisch vor dem geistigen Auge des Hörers standen, um sie dann nur zu bald wieder im Dunkel versinken zu lassen. So verdanken ihm alle die eine treffliche Durchbildung, die sich ihm hingaben. Als Mitglied der Prüfungskommission stellte er sehr hohe Forderungen an seine Prüflinge

auch in Breslau, was bei seiner Art eben selbstverständlich war. Am geistigen Leben Breslaus hat er regsten Anteil genommen; an den Sitzungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, deren Mitglied er war, hat er sich regelmäßig beteiligt; im „Wissenschaftlichen Verein“ bot sich ihm des öfteren Gelegenheit, vor Akademikern aller Fakultäten zu sprechen, wobei man immer bewundern mußte, wie seine geistreichen Formulierungen zündeten. Der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums hatte an ihm ein arbeitsfreudiges Mitglied. Eifrig hat er bei alledem sein wissenschaftliches Werk zu fördern gesucht. Da brach der Weltkrieg aus. Er hat zwar zunächst noch W.S. 1914/15 Vorlesungen gehalten, u. a. ein Kolleg über Caesar; man sieht, wie ihm Gegenwart und Vergangenheit zusammenflossen. Aber es hielt ihn nicht daheim. Seine Arbeit im Vorstande des Nationalen Frauendienstes konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen; so meldete er sich zum Heeresdienst. Er wurde im Mai 1915 einberufen und zum Kommandanten eines Kriegsgefangenenlagers in der Lüneburger Heide, Hademstorf, ernannt; Aufgabe dieser Gefangenen war Kulturarbeit in den Heidemooren, die er also zu leiten hatte. Er hat sich glänzend bewährt; nach einem halben Jahre schon wurde ihm ein noch größeres Kommando in Edewecht (Oldenburg) übertragen, nachdem er zum Hauptmann befördert worden war. Daß er auch bei dieser Betätigung so bald Anerkennung gefunden, kann der nur zu gut verstehen, der weiß, eine wie ausgeprägte organisatorische Begabung ihn auszeichnete. Mit zäher Unverdrossenheit pflegte er allen Mißerfolgen zum Trotz auf das erstrebte Ziel hinzuarbeiten; er verstand nur zu gut, Menschen richtig zu nehmen und durch seine vorbildliche Energie zu Höchstleistungen anzuspornen; seine Liebenswürdigkeit ließ nur zu bald Widerspenstigkeit dahinschmelzen; aber so konziliant er oft war, so bestimmt bestand er doch wieder auf der Durchführung seiner Ideen, und bei der Unmittelbarkeit, mit der er den Dingen gegenüberstand, strömten ihm befruchtende Einfälle nur so zu. Er selbst hat in seinen Briefen an Diels eingehend über seine Arbeit berichtet; einmal meint er scherzend, jetzt sei er erst so recht der Sohn seines Vaters geworden „wo er in Moorkulturen mache“, und es hat ihn mit höchster Befriedigung erfüllt, daß selbst Fachmänner in engstem Sinne über das in Erstaunen gerieten, was er geschaffen hat. So kann man sich kaum darüber wundern, wenn er im Herbst 1916 als Kontrolloffizier über eine größere Anzahl von Gefangenenlagern und deren Arbeit eingesetzt wird. Fast ein Jahr hat er

dieses Amtes gewaltet; Herbst 1917 geht er auf kurze Zeit nach Schlesien zurück, um dann bald ins Feld an die Westfront zu rücken. Er wurde dem Stabsquartier der 12. Reservedivision als Unterrichtsoffizier zugewiesen[1]). In dieser Stellung hat er die große Frühjahrsoffensive 1918, bei der sein ältester Sohn als junger Offizier den Heldentod gestorben ist, miterlebt, dann die Erlebnisse des Sommers und den Zusammenbruch im November. Nach dem Umsturz ist er nach Breslau heimgekehrt.

Aufs tiefste durch all diese Ereignisse erschüttert, hat er aber doch nie Resignation in sich aufkommen lassen; er selbst hat nur zu bald wieder nach vorwärts geblickt. Interessant sind die Äußerungen in einem Briefe an Diels aus dem Dezember 1919, wo er schreibt: „Es ist doch ganz merkwürdig, wie die Jugend, auch die denkende, traurige Umstände und selbst verzweifelte Aussichten nimmt, nicht leicht fertig, wohl aber leicht hoffend und wagend; und es ist ein Segen, daß es so ist, und hilft auch uns über manches Schwere und Bedrückende hinweg. Denn wie wollten wir alle jetzt noch weiterleben ohne einen gewissen Leichtsinn, einen objektiv unberechtigten Optimismus" . . . Er hat Ablenkung in seiner Tätigkeit als Dozent und in der Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeit gefunden. Seinen Studenten ist er jetzt so recht nahe gekommen; er hatte für ihre Nöte ein so besonderes Verständnis; wußte er doch selbst, was es hieß, 4 lange Jahre geistiger Arbeit ferngeblieben zu sein. Dornig genug ist der Weg gewesen, den diese Kriegsstudenten gehen mußten; er hat alles getan, um ihn ihnen zu erleichtern. Geistig beweglich, wie er war, hat er sich ganz auf die Bedürfnisse dieser Übergangsjahre eingestellt. Bezeichnend sind da wieder briefliche Äußerungen Diels gegenüber: „Das Unterrichten hat mir jetzt wieder, nachdem ich es solange entbehrt habe, eine reine Freude bereitet. Ich habe namentlich in den Zwischensemestern ziemlich schulmäßig doziert und abgefragt bzw. übersetzen lassen; ich kam natürlich längst nicht so weit wie in früheren Jahren; aber ich habe die Überzeugung, daß wir auf diese Weise einen viel solideren Lehrerstand herausarbeiten, als wenn wir unseren Schülern Flügel verleihen und ihren Gebrauch lehren mit der Gewißheit, daß nur ein geringer Prozentsatz wirklich zu fliegen versucht, und auch dieser nur auf einem engumgrenzten Gebiete, das wir ihm

[1]) Vgl. „Wissenschaftlicher Unterricht an der Front". Internationale Monatschrift 13 (1918/19), 81—96. In dieser Zeitschrift sind während des Krieges auch noch andere Aufsätze erschienen, die unten genannt werden, und in Bd. 11 (1916/17) „Unser täglich Brot", vgl. S. 893—896.

auch jetzt noch für Flugversuche öffnen können und öffnen wollen. Als dann bald auch unter der Lehrerschaft der höheren Schule der Gedanke von Arbeitsgemeinschaften auftauchte — z. T. erklärt sich das auch aus dem Bedürfnis, die Kriegsjahre überwinden zu helfen — und als in Breslau eine klassisch-philologische Arbeitsgemeinschaft gegründet wurde, die sich unter der Leitung des damaligen Studienrates Linder glänzend entwickelte, da hat er seine größte Anteilnahme bezeugt und regelmäßig an den Sitzungen teilgenommen; lag doch gerade auch ihm ein möglichst enges Zusammengehen von Universität und Schule am Herzen. Jedenfalls hat er in jeder Beziehung alles getan, was in seinen Kräften stand, um diese furchtbaren Übergangsjahre einigermaßen erträglich zu machen. Dazu bot ihm hervorragende Gelegenheit das Amt des Rektors, das er, durch das besondere Vertrauen der Universität berufen, in dem Jahre 1920/21 zu verwalten gehabt hat. Man war vielfach der Überzeugung, daß gerade er sich in diesen so schweren Übergangszeiten als besonders geeignet erweisen werde. Und er ist seiner Aufgabe in jeder Weise gewachsen gewesen. Er hat eine von ihm selbst besonders hoch gewertete Leistung, den Universitätsbund Breslau, ins Leben gerufen, in dem sich zur Förderung und Ermöglichung wissenschaftlicher Forschung Vertreter vorwiegend der Industrie und des Handels und der Landwirtschaft Schlesiens zusammenschlossen. Er hat eine Wirtschaftsgemeinschaft für die gesamte Universität, Dozenten und Studenten, gegründet. Er hat das Verdienst, wesentlichen Anteil an der Linderung der furchtbaren Not in der Studentenschaft genommen zu haben. Die Fäden aller Organisationen, die damals ins Leben gerufen wurden, um dem akademischen Nachwuchs das Durchhalten zu ermöglichen, liefen in seiner Hand zusammen. Oft genug hat er von morgens bis abends in seinem Amtszimmer durchgearbeitet, sich kaum mittags einen Augenblick Rast gegönnt, und oft genug konnte man den Herrn Rektor im Studentenheim mitten unter seinen Studenten sein Mittagbrot einnehmen sehen, weil seine Zeit es ihm nicht erlaubte, daheim zu essen im Kreise der Seinen. Was er damals in seinem Rektoratsjahre geleistet hat, wird ihm die Universität Breslau nie vergessen können. Wenn er so früh dahingegangen ist, wer weiß, ob nicht diese unerhörten Überanstrengungen seinem schon durch die Strapazen und Entbehrungen der Kriegsjahre geschwächten Körper die beste Kraft genommen haben.

Der Winter 1921/22 brachte ihm eine schwere Erkrankung. Und nachdem er kaum wieder genesen war, machte am 26. Januar

1922 ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Auf dem Johannisfriedhofe, nicht allzuweit von der Stätte, wo Skutsch beigesetzt worden war, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein ganz im Geiste der von ihm so bewunderten attischen Grabreliefs gehaltener Grabstein, den sein Freund Winter entworfen hat, kennzeichnet die Kraft, die ihn, der im wahrstem Sinne ein vir vere philologus war, geborgen hat.

Uns bleibt das literarische Werk seiner Mannesjahre zu würdigen, nachdem wir die Arbeiten der Jahre von 1885/95, der Hilfslehrer- und Privatdozentenzeit, in den Rahmen des Lebens eingefügt hatten.

Der Hellenismus im weitesten Sinne, hatte im Mittelpunkt seines Interesses gestanden; im besonderen hatten ihn Philosophie und Wissenschaft interessiert: Seneka, Theophrast, Aristoteles. Seine Arbeit an Senekas Naturales Quaestiones kommt 1907, nachdem 1900 in den Studia Annaeana (Beilage zum Vorlesungsverzeichnis Greifswald) noch Vorarbeiten veröffentlicht worden waren, in seiner Textausgabe in der Bibliotheca Teubneriana zum Abschluß, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß A. G. der erste gewesen ist, der überhaupt die Naturales Quaestiones in einem wissenschaftlich fest fundierten lesbaren Text vorgelegt hat. Theophrast hat ihn weiter bis ans Lebensende beschäftigt. 1896 erscheint, wieder als Beilage zum Vorlesungsverzeichnis, seine Ausgabe von *περὶ πυρός*, gewissermaßen eine Abschlagszahlung auf das, was er schon 1890 in Aussicht gestellt hatte. Theophrast hat er regelmäßig in Seminarübungen behandelt; umfangreiche Studien hat er im Laufe der Jahre zu Papier gebracht. In seinem Nachlasse fand sich ein umfangreiches Manuskript, das aber nicht in dem Grade abgeschlossen ist, daß eine Veröffentlichung möglich ist. Auch seinem geliebten Aristoteles hat er die Treue gehalten; *περὶ ποιητικῆς* hat er oft genug Seminarübungen zugrunde gelegt; veröffentlicht hat er 1915 in der deutschen Literaturzeitung (vgl. S. 797 ff.) einen Überblick über die neuere Forschung zur Poetik: „Aristoteles Poetik seit Vahlens Bearbeitung." 1899 versucht er, auch wieder in einem Universitätsprogramm, in die Debatte über die Quellen des Diogenes Laertios einzugreifen: de quibusdam Laertii Diogenis auctoribus; 1900 rezensiert er Martinis Habilitationsschrift: Analecta Laertiana, Leipzig 1899: Deutsche Literaturzeitung 1900, S. 170—173; 1902 behandelt er „die Überlieferung des Diogenes Laertios" im Hermes 37 (1902), 401—434. Das waren aber eigentlich nur Parerga. Seine ganze Liebe gehört immer mehr Plato und

dem Sokratesproblem und allem, was mit der Platonischen Frage irgendwie zusammenhängt. Der Phaidros und der Gorgias fesseln ihn in erster Linie. 1897 gibt er aus dem Nachlasse Sauppes den Gorgias heraus; der Text und der größte Teil der Anmerkungen lagen bereits fertig vor, aber die Einleitung ist ganz sein Werk [1]). In demselben Jahre erscheint sein Aufsatz: Die alte τέχνη ῥητορική und ihre Gegner, Hermes 32 (1897), 341—381. 1899 veröffentlicht er: „Isokrates 13 und Alkidamas“ Rhein. Mus. 54 (1895), 404—413, 1907: „Die Replik des Isokrates gegen Alkidamas“ Rhein. Mus. 62 (1907), 170—202). 1898 gibt er eine Abhandlung: „Sokrates bei Platon“ in den Neuen Jahrbüchern I, 585—594 zu Druck. Die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg 1913 überrascht er mit seinen scharfsinnigen Ausführungen über Platons Protagoras: „Eine Niederlage des Sokrates“, vgl. den Bericht S. 35—37; überarbeitet liegt der Vortrag vor in den Neuen Jahrbüchern XLI (1919), 145—191. Die Lehrsysteme der andern Sokratiker haben ihn die ganzen Jahrzehnte beschäftigt; auch da fand sich allerlei im Nachlaß. Alles das, was er sich im Laufe der Jahre über die antike Philosophie erarbeitet hatte [2]), hat er zum ersten Male 1908/9 zusammenfaßt in seiner „Geschichte der Philosophie“, Gercke-Norden, Einleitung Bd. II, die 1912 in 2. Auflage, 1922 in 3. Auflage erschienen ist. Vergleicht man die verschiedenen Auflagen miteinander, so sieht man, wie angestrengt er bemüht gewesen ist, die vom Standpunkt des Philologen ausgezeichnete Darstellung auf der Höhe der Forschung zu halten. 1920/21, als die 3. Auflage in Vorbereitung kam, er aber durch seine Amtsgeschäfte als Rektor voll in Anspruch genommen war, hat er es immer wieder bedauert, dem Ganzen nicht die Gestalt geben zu können, die ihm als Ideal vorschwebte; er hätte gern die Darstellung des späten Altertums gründlichst umgestaltet und mußte sich nun zu seinem Leide damit begnügen, die Abschnitte über Sokrates und die Sokratiker neu zu formen.

---

[1]) Platons ausgewählte Dialoge, erklärt von H. Sauppe. 3. Bändchen: Gorgias, herausgegeben von A. Gercke. Berlin-Weidmann, Vorwort Februar 1897.

[2]) Auf eine Kleinigkeit, eine sehr diffizile Untersuchung, sei wenigstens in der Anmerknng hingewiesen: Rhein. Mus. 62 (1907), 116—122: War der Schwiegersohn des Poseidonios ein Schüler Aristarchs? Hier seien auch 2 Rezensionen genannt. Friedländers Juvenalausgabe 1895 hat er in den Gött. gel. Anz. 1896, S. 969—986 rezensiert; ihn interessierte immer wieder der „Juvenalis ethicus“, und Sudhaus' Aetna 1898 in der Deutschen Literaturzeitung 1899, S. 1552—55.

Die neutestamentliche Forschung, die ihn in Göttingen so lebhaft beschäftigt hatte, hat er weiter mit dem größten Interesse verfolgt; gelegentlich hat er durch Vorlesungen über Lukasevangelium oder Apostelgeschichte auf seine Hörer zu wirken gesucht; wiederholt sind auch noch Rezensionen über Neuerscheinungen von ihm gegeben worden[1]); 1911 veröffentlicht er einen an acta 11, 26 anknüpfenden Aufsatz: „Der Christenname ein Scheltname“, Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau, her. von Th. Siebs, Breslau 1911, S. 360—373. 1920/21 durfte ich an einem Lesekränzchen unter A. G.s Leitung in kleinstem Kreise teilnehmen, in dem er u. a. mit uns Abschnitte der acta interpretiert hat. Da war es geradezu erstaunlich, bis zu welchem Umfange er auch hier die neueste Literatur übersah. So kann es nicht verwundern, daß sich in seinem Nachlasse auch ein Manuskript, das Lukasprobleme behandelte, gefunden hat; leider aber ist es auch nicht abgeschlossen. Übrigens hat er auch eingehend Material gesammelt für Marcions Rezension des Lukasevangeliums und des Apostolos, Material, das durch Harnacks Marcion entwertet wurde.

Neben Platon und dem N.T. wäre ein Drittes zu nennen, was mit seiner Fülle von Problemen immer wieder seinen Scharfsinn gereizt hat: Homer. Seitdem er zum ersten Male W-S. 1895/96 „Homer“ gelesen hatte, hat ihn die Homerische Frage nicht mehr los gelassen. Tiefbohrende Untersuchungen hat er für sich angestellt, unendlich viel hat er sich erarbeitet. Alles das wurde in einem Manuskripte zusammengefaßt, das vor Kriegsausbruch fast abgeschlossen war. Nur der Krieg hat ihn verhindert, das Ganze drucken zu lassen. Später kamen dann die Bücher von Bethe und Wilamowitz, und er ist nicht mehr dazu gekommen, diese Neuerscheinungen zu verarbeiten, so daß die riesige Arbeit ein Torso geblieben ist. Eine Reihe von Abhandlungen sind aber doch schon im Laufe der Jahre erschienen. Am bekanntesten sind seine beiden in demselben Jahre 1905 herausgekommenen Aufsätze „Telegonie und Odyssee“, Neue Jahrb. XV (1905), 319—333, und „Die Einnahme von Oichalia“, ebenda 400—409, die damals großes Aufsehen erregten, und gegen deren Aufstellungen die Kritik nur zu bald Sturm lief. A. G. hat später im allgemeinen durchaus auf seiner Position bestanden. In demselben Jahre hat er „Über Dialekt und Heimat Homers“ auf dem 48. Philologentage in Hamburg ge-

[1]) Z. B. Rezension von F. Blaß, Evangelium secundum Lucam etc., Leipzig 1897. W. f. klass. Philol. 1898, S. 507—515 oder von Soltau, Eine Lücke der synoptischen Forschung, ebenda 1900, S. 57—59.

sprochen, vgl. den Bericht, S. 46—47. 1909 gibt er einen Überblick: Homer und seine Zeit, Deutsche Rundschau 35 (1909), 344—353. Im folgenden Jahre interpretiert er ι 21 ff., vgl. „Die Lage von Ithaka", Berl. philol. Woch. 30 (1910), 189—191. Im Jahre 1919 faßt er wieder zusammen: 1. Die Homerforschung, Internationale Monatsschrift 1918/19, Bd. 19, 466—486, 595—622. 2. Der Dichter Homer, ebenda 698—711. Sein zum Verständnis der Sprache des Epos unternommenes Studium der griechischen Dialekte führt ihn zu dem nur in der Aufschrift gewagten Aufsatze „Die Myrmidonen in Kyrene", Hermes 41 (1906), 447—459; an der Tatsache, daß der dorischen Siedlung bereits eine achäisch-äolische Welle wohl vom Peloponnes aus vorausgegangen war, ist nicht zu zweifeln. Auch der Vortrag: „Die Griechen und das Eisen", wiedergegeben im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 35 (1904), 138, wurzelt letzten Endes in seinem Studium des Epos, desgleichen die Abhandlung: „Volkslieder und Volksglaube der Finnen", Deutsche Rundschau 25 (1899), 373—386. Schließlich sei noch an eine Reihe von Rezensionen über Homerbücher erinnert: C. Robert, Studien zur Ilias, Berlin 1901, Deutsche Literaturzeitung 1902, S. 1119—1122; Bethe, Homer und die Heldensage, Leipzig 1902, ebenda, S. 1312—1315 u. a.[1])

Für den Homerforscher lag es recht nahe, seine Methode auch einmal an Vergils Aeneis zu erproben, über die er mit Norden in den ersten Greifswalder Jahren des öfteren gesprochen hatte. 1904 schreibt er in einem Briefe an Diels schon von der Absicht, in das Dunkel, das über der Entstehung der Aeneis lastet, hineinleuchten zu wollen. Jahre sind dann vergangen, bis er im Jahre 1913, seinen Freunden fast unerwartet, sein Buch „Die Entstehung der Aeneis" herausgab. Es hat ihm wenig Freude eingebracht; er selbst hatte in dem Erfolge dieses Buches ein Omen für die Aufnahme seines schon damals fast abgeschlossenen Homerbuches sehen wollen.

Wenn er so bei Homer, Platon, im N.T. und bei Vergil die letzten Fragen zu lösen versuchte, so kann man es weiter verstehen, wenn er sich Gedanken über die Methode seiner Forschungsarbeit zu machen begann und ganz scharf formulierte. So hat er schon 1901 ganz eingehend „Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik" behandelt; Neue Jahrbücher VII (1901), 1—22, 81—112,

---

[1]) Ich denke an die Rezension von K. Altendorf, Ästhetischer Kommentar zur Odyssee, Gießen 1904, Deutsche Literaturzeitung 1904, S. 1364 bis 1367, von E. Aßmann, Das Floß der Odyssee, Berlin 1904, ebenda 1905, S. 1904—06.

185—213. So war er auch der berufene Mann dazu, für die „Einleitung" die methodologischen Abschnitte zu schreiben, was er in glänzender Weise geleistet hat. Reizen mußte es ihn dann wieder, an einem Werke eines unserer klassischen Dichter seinen Scharfsinn und seine Methode gewissermaßen zu erproben. So ist „die Entstehung des Don Carlos I, II" geworden; vgl. Deutsche Rundschau 31 (1905), 60—84, 180—193.

Literarhistorisches hatte ihn schon in seinen Primanertagen gefesselt. Als während der Greifswalder Zeit der Verlag Göschen ihn um eine kurze Geschichte der griechischen Literatur für seine bekannte Sammlung bat, da ist er gern der Aufforderung gefolgt und hat seine später in mehreren neuen Auflagen und Neudrucken erschienene „Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaft" zu Papier gebracht, deren Tausende von Exemplaren mit ihren geistvollen Skizzen in weiteste Kreise gewirkt haben. Für das von Kroll 1905 herausgegebene Sammelwerk „Die Altertumswissenschaft im letzten Jahrhundert" (Bd. 124 des Bursian) hat er den Abschnitt über „Griechische Literatur" geliefert. An Einzelabhandlungen zur griechischen Literatur wären etwa noch zu nennen: 1. Der Froschmäusekrieg bei Plutarch, Fleckeisens Jahrb. 1896, S. 814—16. 2. Altgriechische Kriegslyrik, Internat. Monatsschrift 9 (1914/15), 1347—1399. 3. Neue Lieder der Sappho und des Alkaios, ebenda 11 (1916/17), 593—610; zu den beiden letzten Nummern ist auch zu vergleichen die Rezension von Reitzenstein, Zwei neue Fragmente der Epoden des Archilochos, Sitzber. der Akad., Berlin 1899, in W. f. klass. Philol. 1899, S. 28—30. Auf dem 1. schlesischen wissenschaftlichen Ferienkursus hat er über „die Prometheus-Trilogie" gesprochen, vgl. den Bericht Zeitschrift für Gymnasialwesen 65 (1911), S. 164 ff. Das Problem des Aischyleischen Prometheus — A. G. hielt die uns vorliegende Fassung bekanntlich für unecht — hat er auch noch in einer Dissertation vom Jahre 1913 behandeln lassen: Niedzballa, de copia verborum et elocutione Promethei Vincti Aeschyleae. Diss. Breslau 1913. Eine Frucht seiner Beschäftigung mit Aischylos' Persern ist wohl auch der Vortrag „Themistokles List", gehalten 1911 auf der 51. Philologenversammlung in Posen, vgl. den Bericht S. 18 f., abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern XXXI (1913), 617—626.

Wie er im Kolleg hier und da einmal auch eine kleine archäologische Vorlesung gehalten hatte, so findet man auch hier und da etwas Kunstgeschichtliches unter den Büchern, die er besprochen hat, so die Rezensionen von Lichtwark „Übungen in der

Betrachtung von Kunstwerken", 2. Aufl. 1898 in W. f. klass. Philol. 1899, S. 295/96, oder die von Bernoullis, Griechischer Ikonographie, München 1901, in den Neuen Jahrb. XV (1905), 454—459, wo er gewissermaßen an römische Erinnerungen anknüpft. Ein Zurückgreifen auf das, was er sich in Rom während seiner Studentenzeit erarbeitet hatte, war z. T. auch die Festschrift[1]) der Universität Greifswald zum 15. Mai 1903, die er verfaßt hatte: Theodoros Gazes. So bleibt uns nur noch weniges zu erwähnen. Er hatte bei Kirchhoff in Berlin gehört, selbst wiederholt über Epigraphik gelesen, weil er seinen Studenten die Bedeutung der Inschriften für unsere Kenntnis der Antike gewissermaßen ad oculos demonstrieren wollte; so hat er sich auch, von Kirchhoff ausgehend, mit der Geschichte des Alphabets beschäftigt: „Zur Geschichte des ältesten griechischen Alphabets", Hermes 41 (1906), 540—561. Interessant war es auch zu sehen, wie leidenschaftlich er nach seiner Rückkehr aus dem Felde die Setheschen Forschungen über die Entwicklung der semitischen Schriftzeichen aus den ägyptischen Hieroglyphen aufgenommen hat. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir begeistert von dieser Entdeckung des „Sinaialphabetes" berichtete. Aus Kollegbedürfnissen heraus ist sein „Abriß der griechischen Lautlehre", Berlin 1902, entstanden. Es fehlte damals eine knappe Zusammenfassung in einer auch dem Nichtsprachwissenschaftler verständlichen Form, die man Vorlesungen hätte zugrunde legen können. So hat er sie zunächst für sich selbst geschrieben und auch in seinen Vorlesungen verwertet. Wieweit dieser Abriß auch anderweitig verwendet worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. A. G. schwebte damals schon das vor, was Sommer später mit seiner kleinen griechischen Laut- und Formenlehre erreicht hat. Eine merkwürdige Fügung des Schicksals hat es mit sich gebracht, daß sein Werk ausklingt in dem kleinen Aufsatz „Auch ich war in Arkadien geboren", zu dem ihn das berühmte Poussinsche Gemälde: Hirten einen Sarkophag mit der Aufschrift „et in Arcadia ego" betrachtend gereizt hatte; Neue Jahrbücher XLVII (1921) 313—317.

Wir wollen nun noch einen Blick auf die Entstehung des Werkes werfen, mit dem A. G.s Name auf das engste verbunden ist, die „Einleitung", den „Gercke-Norden." Der Verlag B. G. Teubner

---

[1]) Eine von ihm am 18. Januar 1901 in der Aula der Universität Greifswald gehaltene Festrede liegt auch vor in einem Sonderabdruck, betitelt: „Das Reich der Phantasie und das Volk der Dichter." 24 Seiten stark, vgl. Münchener Allgemeine Zeitung Nr. 38 und 39 vom 15. und 17. Februar 1901.

atte 1903 schon seit längerer Zeit die Absicht gehabt, ein etwa weibändiges Werk „Einleitung in das Studium der Philologie" erauszugeben, und zwar dachte der Verlag die Sache so angelegt, daß jeweils zunächst ein kurzer Überblick über den sachlichen nhalt des Gebietes gegeben würde, etwa so wie die meisten und besten Überblicke in der Boeckhschen Enzyklopädie gehalten sind, und daß dann in einem 2. Abschnitt an Beispielen, Material bzw. Quellen Aufgabe und Methode der einzelnen Gebiete erörtert würde, wozu endlich Literaturangaben in weiser Beschränkung, aber mit Charakteristik der erwähnten Werke treten würden". Eine Zeitlang schien es so, als ob Usener nicht abgeneigt sei, diesem Plan unter Mitwirkung anderer Forscher näher zu treten; schon damals war Norden zu den Verhandlungen hinzugezogen worden und hatte seinerseits selbst auf Gercke für bestimmte Gebiete hingewiesen. Usener hatte dann aber die ganze Sache fallen lassen. Im Winter 1903/4 wandte sich nun der Verlag sowohl an Gercke (Brief vom 25. November 1903) und auch wieder, nachdem Gercke geantwortet hatte, an Norden (Brief vom 8. Dezember 1903) mit der Frage, wie sie sich grundsätzlich zu diesem Plane stellen würden. Beide erklärten ihre Zustimmung; Anfang Januar 1904 lag der Gesamtplan im Umriß bereits vor; außer einleitenden Abschnitten sollte „einmal über die einzelnen Gebiete eine kurze sachliche, die wesentlichen Züge der Entwicklung heraushebende Übersicht gegeben und dann die wichtigsten Probleme und die Wege zu ihrer Förderung oder Lösung behandelt werden". Als Einleitung dachte man eine Geschichte der Philologie und methodologische Ausführungen. Das Werk sollte im ganzen rund 74 Bogen, in 2 Bände geteilt, umfassen und folgendermaßen aufgebaut sein. (Die Zahlen in Klammern geben die Bogenzahl der 1. Auflage an, um einen Vergleich zu haben zwischen Plan und Ausführung.)

I. Geschichte der Philologie, 5 Bogen (vacat).
II. Methodologische Einleitung, 8 Bogen (8).
III. Die einzelnen Gebiete.
   1. Geschichte:
      a) Quellenkunde und politische Geschichte, 8 Bogen (rund 18),
      b) Hilfswissenschaften mit Epigraphik, 4 Bogen (vacat).
   2. Staatsaltertümer, 5 Bogen (rund 8).
   3. Privataltertümer, 5 Bogen (5).
   4. Religion (und Mythologie), 6 Bogen (6).
   5. Bildende Künste, 8 Bogen (7).
   6. Sprache, 6 Bogen (6).

7. Literatur:
   a) Griechische, 4—5 Bogen (12),
   b) Römische, 4—5 Bogen (9).
8. Philosophie, 5 Bogen (6).
9. Wissenschaften, 5 Bogen ($2^1/_2$).

Aus praktischen Gründen wollte man aber dann so teilen, daß in den 2. Band Religion, bildende Kunst, Altertümer und Geschichte kommen sollten. Gercke übernahm Methodik und Philosophie, Norden Geschichte der Philologie und römische Literatur; beide erklärten sich bereit, gemeinschaftlich die Redaktion zu führen. Anfang März 1904 fand eine persönliche Aussprache zwischen A. G., Norden und Herrn Dr. Giesecke als Vertreter des Verlags statt. Das Ergebnis dieser Besprechung war dann ein Vertrag über die „Einleitung in die klassische Philologie", der am 7. März 1904 beiden übersandt wurde. A. G. und Norden verpflichteten sich, die Leitung des Ganzen in die Hand zu nehmen und sofort je einen Probeabschnitt auszuarbeiten. Das Programm sollte Norden formulieren. A. G. übernahm im besonderen die Fürsorge für Geschichte der Philologie, auf deren Darstellung Norden schon bald verzichtet hatte (für sie hoffte man Usener zu gewinnen), weiter für Sprache, Kunst, Religion, Privataltertümer, Norden die Fürsorge für die andern Gebiete. An die Fertigstellung des geplanten Prospektes ging man sofort. Große Schwierigkeiten machte dann die Gewinnung der in Aussicht genommenen Mitarbeiter. Herbst 1904 sah man aber auch da schon klarer. Im August bekam man Useners „freudige, frische Zusage" für die Geschichte der Philologie, auf die man kaum noch zu hoffen gewagt hatte. Dieterich hatte die Religion übernommen, Heiberg die Wissenschaften, Pernice die Privataltertümer, Winter die Kunst. In die Darstellung der griechischen Literaturgeschichte teilten sich Bethe und Wendland. Für die Sprache ist dann noch Kretschmer gewonnen worden. Die Metrik zu übernehmen, die man ursprünglich nicht gesondert angesetzt hatte, fand sich Herbst 1907 Bickel auf A. G.s dringende Bitten hin bereit; doch zog er es später vor, den besonders schwierigen Stoff Spezialforschern zu überlassen: Die griechische Metrik übernahm für die 3. Auflage P. Maas, die römische der nun auch schon dahingegangene Vollmer. Geschichte, Hilfswissenschaften mit Epigraphik und Staatsaltertümern wollten ursprünglich die beiden Straßburger, Keil und K. J. Neumann, allein schreiben, und zwar erwartete man von Keil die griechischen Staatsaltertümer, dazu Epigraphik, Papyrologie, Palaiographie, von K. J. Neumann griechisch-römische Geschichte,

römische Staatsaltertümer, Numismatik und Metrologie. Tatsächlich hat dann Keil nur die griechischen Staatsaltertümer und Neumann die römischen geliefert; für Geschichte wurden 1908/9 Lehmann-Haupt, Beloch, Kornemann gesichert. So sind die Hilfswissenschaften erst in der 3. Auflage zu ihrem Rechte gekommen. 1904 hoffte man, noch in Jahresfrist an die Drucklegung gehen zu können; aber erst Winter 1908/9 wurde es wirklich ernst. Inzwischen war Usener gestorben und dann auch Dieterich. Für Dieterich forderte A. G. Wide zur Mitarbeit auf. Für die Geschichte der Philologie, die in der 1. und 2. Auflage hatte ausfallen müssen, gelang es Nordens unermüdlichen Bitten, für die 3. Auflage Wilamowitz zu gewinnen, was A. G. mit unsagbarer Befriedigung erfüllte; er erklärte geradezu, als er mir liebenswürdig, wie er war, einen Abdruck verehrte, in dieser Darstellung sehe er die Krönung des ganzen Werkes. Wilamowitz hat übrigens diesen Beitrag nach einer Mitteilung Nordens in etwa zwei Wochen niedergeschrieben. Für die 1. Auflage hatte Norden ursprünglich die Absicht gehabt, Lehrs 10 Gebote für Philologen an die Spitze des Ganzen zu stellen; er hat dann aber später vorgezogen, die „Mersprüche" voranzuschicken. Als Titel des Werkes wurde, nachdem man einige Zeit lang über das Ursprüngliche hinaus „Einleitung in das Studium der klassischen Philologie und Altertumswissenschaften" geplant hatte, der jetzige gewählt. Der 1. Auflage (I, II 1910, III 1912) hat Norden noch seine ganze Kraft gewidmet, später aber scheint er A. G. das meiste überlassen zu haben, dem von vornherein das Geschäftliche zu regeln zugefallen war. Nur so kann ich eine briefliche Äußerung Nordens verstehen, der mir geradezu geschrieben hat: „Der Erfolg der 'Einleitung' ist fast ganz sein Werk . . . und Sie werden aus unserem in Sachen der Einleitung geführten Briefwechsel, den Dr. Giesecke Ihnen zugänglich machte, die Überzeugung gewonnen haben, daß er der dirigierende Geist war. Dies sage ich nicht aus falscher Bescheidenheit oder im Gefühle übertriebener pietas, sondern im Bewußtsein des Tatsächlichen." Für die 2. und 3. Auflage (soweit er die 3. erlebte), hat A. G. jedenfalls die Hauptlast der redaktionellen Arbeit getragen; das kommt auch darin zum Ausdruck, daß während des Druckes der 1. Auflage Norden sich in Berlin einen Amanuensis gehalten hat, der für Gleichförmigkeit in Äußerlichkeiten wie Zitaten u. a. zu sorgen hatte. Später war Breslau auch in dieser Hinsicht das Hauptquartier. Aber für die 1. Auflage hat Norden als Freund dem toten Freunde doch wohl zuviel zugebilligt und

seine eigenen Verdienste zu gering eingeschätzt. Die 3. Auflage, die A. G. nur noch zum Teil erlebt hat, gibt jetzt dem ganzen Werke erst die ideale Vollendung. Die „Hilfswissenschaften" haben hervorragende Bearbeiter gefunden: Hiller von Gaertringen, Dessau, Schubart, P. Lehmann, P. Maas, Regling. Und an die Stelle der Mitarbeiter, die der Tod dem Werke entrissen hat, Wendland und Wide, sind andere getreten, deren Namen für die alte Höhe vollauf bürgen: Pohlenz, Lietzmann, Nilsson.

Es ist besonders schmerzlich, daß A. G. die Legung des Schlußsteines an diesem Werke, das das letzte Jahrzehnt seines Lebens geradezu ausgefüllt hat, nicht mehr hat erleben dürfen, dieselbe Tragik, die es ihm nicht vergönnt hat, in einem gesegneten Alter die Früchte seiner Arbeit reif vom Baum des Lebens pflücken zu dürfen.

Gestattet sei mir, diesen Nekrolog mit einer kurzen Charakteristik A. G.s zu schließen, die Freundeshand gegeben hat: „Das Charakterbild G.s zu zeichnen ist nicht ganz leicht. Nur wenige haben ihn in der ganzen Tiefe seines Gemütes gekannt; er ironisierte sich und die Welt gern, und die Vielen nahmen das für Ernst und verkannten ihn, der doch ein warmes und reiches Herz besaß. Er war auch ein sehr treuer Mensch. Der παιδαγωγικὸς ἔρως wurzelte tief in ihm; daher hatte er für Platons Phaidros stets besondere Vorliebe. Das Erzieherische seiner Natur kehrte er oft so sehr hervor, daß ihm als Hochmut oder Doktrinarismus ausgelegt wurde, was doch nur Betätigung seiner Menschenliebe war. Er lebte das Protreptische seiner geliebten alten Philosophen: Wissenschaft und Leben waren ihm eine Einheit, und wenn er über den Begriff der ἀρετή dozierte, sprach neben dem νοῦς, der in ihm exzellierte, das Herz. Das Organisatorische lag ihm im Blute; daher liebte er unter den Philosophen gerade auch Aristoteles, wie den Chrysippos wegen des auch ihn auszeichnenden Scharfsinns." Weiter heißt es in dem Briefe, dem ich diese Charakteristik verdanke: „Sie wissen ja, daß Wilamowitz in Wissenschaftlichem oft von ihm differierte; aber als ich Wilamowitz einmal sagte, daß G. ihm diese Differenzen nie verarge, erwiderte er: „Er ist eben eine vornehme Natur"; das war noch zu G.s Lebzeiten, und ich glaube, daß ich ihm das auch schrieb. Diese ethische εὐγένεια in allen ihren Erscheinungsformen möchte ich als Distinktiv seines Wesens bezeichnen."

Franz Cramer.

Geb. 10. Oktober 1860, gest. 25. November 1923.

Von

Simon Widmann in Münster (Westf.).

Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis? Das war mein erster Gedanke, als ich die schmerzliche Nachricht erhielt, daß Dr. Franz Cramer, dessen körperliche und geistige Frische ich noch vor wenigen Tagen bewundert hatte, verschieden sei. Im Auftrage des Ministers hatte er sich nach Elberfeld begeben. Da er sich erkältet hatte, suchte ihn seine Gattin von der Reise zurückzuhalten. Sein Pflichteifer besiegte die Sorge um das eigne Befinden. So unternahm er trotz seines Unwohlseins die Dienstreise. Sie ward ihm zur Reise in die Ewigkeit. Die Angst um ihn versetzte seine Gattin in solche Unruhe, daß sie ihm nachreiste. Sie fand ihn zwar, wie es schien, ziemlich wohl und munter. Am folgenden Tag aber stellte sich Fieber ein. Eine heftige Lungenentzündung kam zum Ausbruch. In den Fieberfantasien war sein Geist noch beschäftigt mit Unterrichtsfragen und der Fürsorge für Kandidaten, ein ergreifendes Zeugnis treuester Hingabe an seinen Beruf und seiner tiefen Herzensgüte. In lichten Augenblicken sprach er seine Freude aus, daß er sich von seinen Lieben umgeben sah. Gestärkt durch „die Heilsmittel der katholischen Kirche, deren treuer Diener er war", entschlief er sanft am 25. November 1923. So starb er mitten im Dienste der Schule und des Vaterlandes, bevor die Altersgrenze seinem Wirken als Schulmann im Amte ein Ziel setzte und ihm die Möglichkeit gab, seine Kräfte ganz seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen. Mit hoher Begabung verband sich ein rastloser Fleiß, der regste Drang nach eigener gründlichster Bildung und nach Belehrung anderer. Dazu befähigte ihn ein außerordentliches Lehrgeschick. Er war der geborene Lehrer. Glücklich die Jugend der Schulstube wie des Hörsaales der Universität, glücklich die Jünger des Lehramtes, die seinen Unterricht und seine Erziehung genossen! Ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue, ernstesten Strebens und Arbeitens im Dienste der Wahrheit, der Wissenschaft und der Liebe zum deutschen Volke und Vater-

lande, wirkte er als Erzieher ungemein segensreich, auch ohne daß er unterwies und von der Kraft seiner Redegabe Gebrauch machte. Ein scharfer Denker, sprach er stets Wohldurchdachtes kurz, bestimmt, in anregender Lebhaftigkeit, frei von Phrasen, zuweilen mit feinem, treffendem Humor. Niemals trug er seine umfassende Gelehrsamkeit zur Schau. Der Pädagog, der Philosoph, der Philolog, der Historiker und Altertumsforscher beherrschte nicht bloß die einzelnen wissenschaftlichen Gebiete, sondern, was dem Gelehrten, dem Lehrer und Erzieher fast mehr schien, sich selbst in einem Maße, daß seine kühle Zurückhaltung und Bescheidenheit leicht den Eindruck von Verlegenheit erwecken konnte, der aber bald der Erkenntnis wich, daß dieser schlichte Mann eine ebenso gehaltvolle als gehaltene Natur, eine hervorragende Persönlichkeit vornehmer Denkungsart, ein durch und durch gediegener Charakter sei. Je näher man ihn kennen lernte, desto höher achtete man ihn; man mußte ihn verehren und aufrichtig lieben, sobald man in sein tiefes Gemüt Einblick erhielt.

Die vorzüglichen Charaktereigenschaften verdankte er der sorgfältigen Erziehung im Elternhause. Nach den gütigen Mitteilungen seines Schulfreundes, des Professors Hürten in Münstereifel, stammte Dr. Franz Cramer, der Vater, aus Winterberg, wo er am 11. Mai 1811 geboren war. Mit Stolz rühmte sich der zum Rheinländer gewordene Sohn auf der Versammlung der westfälischen Philologen in Rheine im Jahre 1912 seiner Herkunft aus dem Sauerlande. Sein Vater kam im Herbste 1851 „als Kandidat, nachdem er längere Zeit als Lehrer und zum Teil als Vorsteher bei Anstalten zweiten Ranges gestanden hatte“, an das Gymnasium zu Münstereifel, an dem er als Vertreter der neueren Sprachen tätig war. Professor Simon in Köln, gleichfalls mit Cramer seit der Jugend in enger Freundschaft verbunden, gibt mir folgende Schilderung: „Als Cr. beim Militär war und keinen Urlaub hatte, lud Cr. sen. mich ein, zu ihnen, seinen Eltern, in die Ferien zu kommen; da sie den geliebten Sohn nicht zu Hause haben könnten, wollten sie gerne dessen Freund bei sich haben. Die guten alten Leutchen bewohnten mit der Hausmagd Marie, die mit der Treue eines Hundes an der Herrschaft hing, ein eigenes Haus, Wand an Wand mit Hotel Hillebrand, dem ersten Gasthof des Städtchens. Cr. jun. war ganz das Ebenbild seines verehrungswürdigen Vaters in Natur, Kopfbildung, Gesichtsausdruck und Sprechweise. Der Vater war äußerst gesprächig, sprach wie ein Buch und erzählte sehr interessant aus seinem Leben. Er hatte ein reiches philologisches

Wissen und besaß ein selten treues Gedächtnis. Schon länger im Ruhestand lebend, war er noch regen Geistes und las noch viel. Etwas wunderlich nahm es sich aus, als er Kopfschmerzen hatte und nun, ein weißes Tuch um Schläfe und Stirn geschlungen, mit mir durch das Städtchen ging und mich bergan führte, um mir oben auf den Höhen zu zeigen, wie die Römerstraßen rings vorbeizogen. Die Mutter, Luise, eine Tochter des Medizinalrates Dr. König zu Prüm, war eine stattliche Dame von vornehmem Gehaben und angenehmem Wesen, ernst und gütig. Zuweilen lagerte sich auf ihr Antlitz ein Anflug von Schwermut. Aber beiden strahlten die Augen, wenn man vom Sohne sprach, dem Sohne, der so wohl geraten, der den Eltern nur Freude gemacht, der ihr Stolz war, ein berechtigter Stolz! Denn er war fleißig und strebsam je und je gewesen und bei allen Menschen beliebt, bei Lehrern und Mitschülern. Eine Anima candida habe ich ihn oft nennen hören. Das ist wohl der treffendste Ausdruck für seinen Charakter. Ganz Bravheit, ganz Treue und Zuverlässigkeit. Nichts Unreines ließ er an sich heran. Daher die strahlende Heiterkeit seines Antlitzes, das Elastische in seinem Wesen bis ins höhere Alter hinein. Wer in sein offenes Gesicht sah, der mußte Zutrauen zu ihm fassen. Und wer mit ihm zu tun hatte, der merkte bald, daß er es mit einem Biedermann zu tun hatte, an dessen lauteren Motiven nicht zu zweifeln sei. Im Freundeskreise pflegte er stets aufgeräumt und lustig zu sein und liebte es, wenn ein Witz den andern jagte. Zuweilen neckte er Freunde durch Ironisieren; aber es war stets ein gutmütiges Spotten, das nie verletzte; dafür sorgte schon sein gutes Herz, das jeder kannte. Zank und Streit mochte er nicht leiden, und wo ein solcher auszubrechen drohte, da baute er gern eine Brücke, um die Streitenden zu versöhnen. Das mag an der schönen Harmonie liegen, die in dem Elternhause herrschte: zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Sohn bestand ein wahrhaft inniges Verhältnis. Unser lieber Cr. ist in einem Hause aufgewachsen, wo jeder für den andern lebte."

Er, als das einzige Kind dieser Eltern, am 10. Oktober 1860 geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und bewahrte seinen geliebten Eltern dafür eine rührende Dankbarkeit. Noch kurz vor seinem eignen Hinscheiden bat er seinen Freund Hürten in einem Briefe herzlich, sich wieder des Grabes seines „lieben seligen Vaters anzunehmen". Dieser war am 8. August 1884 gestorben. Die Mutter überlebte den Gatten und starb, 83 Jahre alt, bei dem Sohne am 8. Januar 1905.

Mit gleicher Liebe hing Cr. an seiner Heimat, dem Eifellande, und an seinem Geburtsorte Münstereifel. Das altertümliche Städtchen mit den noch erhaltenen Mauern und Torbauten, die nahen Römerstraßen und die Reste der römischen Wasserleitung nach Köln weckten früh den Sinn des Knaben für Geschichte, namentlich für die der Heimat. Die Inschrift des im Jahre 1724 erbauten Gymnasiums, auf dem er seine Vorbildung genoß, „Deo Urbi Patriae" war für ihn ein Leitstern. „Die frommgläubige Bevölkerung," — schreibt Professor Simon — „in der er aufwuchs, das Konvikt, das an das Gymnasium angegliedert war, wirkten auf seine ernste Lebensauffassung, auf die Wahl seiner Genossen an der Universität und auf seine politische Einstellung mächtig ein. Von seinem Festhalten an dem Glauben seiner Väter, von seiner tiefreligiösen Gesinnung machte er kein Hehl, auch als er in hohe Stellung aufgerückt war und mit Andersgläubigen vielfach zusammenarbeiten mußte. Gerade bei solchem Zusammenarbeiten bewährte sich sein feiner Takt, seine Weltklugheit, die keinem seine Überzeugung aufdrängte und die ihn zum höheren Beamten so geeignet machte. Cramer verstand es, in seinem Wirken stets Parität und Objektivität zu wahren. Das verdankte er zu allermeist seiner gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung, namentlich auch seinen historischen Studien, die ihn nicht zum Fanatiker werden ließen und seinen Gesichtskreis erweiterten. An dem Studium geschichtlicher Entwicklung hatte er seine helle Freude. Auch beim Studium der Sprachen fesselte ihn vor allem das Werden derselben. Etymologie auf streng wissenschaftlicher Basis — und er hat schon in seinen ersten Semestern, ja auf der Schule bereits z. T. sich die nötigen Kenntnisse dazu gesammelt — das war sein Ergötzen; das hat ihn zu dem bedeutenden Ortsnamenforscher gemacht, als der er bekannt ist. Den rechten Forschergeist, den Grüblersinn scheint er von seinem Vater mitbekommen zu haben." Sein Direktor Dr. Joseph Pohl beeinflußte seine Studien wesentlich und lenkte seine Aufmerksamkeit auch auf die Kirchenschriftsteller. Ob er anderen Lehrern des Gymnasiums viel zu verdanken hatte, erscheint fraglich, da er z. B. erzählt: „Aus meiner Obersekundazeit erinnere ich mich, wie gedankenlos aus dem Geschichtsbuche (dem damals schon alten, jetzt verschwundenen Pütz) die germanische Stammeseinteilung, die germanischen Götter- und Heldensagen g e l e r n t wurden, während diese Dinge heute zu einem Erleben im Banne der Taciteischen Darstellungskunst werden" (Der lateinische Unterricht S. 131). Und an einer anderen Stelle (S. 156) gedenkt er

des Einpaukens besonderer Regeln und Wendungen für die Prüfungsarbeiten: „Ich erinnere mich so gut, als sei es gestern gewesen, wie unser Lateinlehrer, ein in seiner Art erfolgreicher Drillmeister, uns einige Zeit vor der Reifeprüfung allerlei Phrasen und Regelchen vorbrachte und uns, wenn wir nicht gleich Lunte rochen, mit einem: 'Ja, so was merkt man sich!' aufmunterte. Flugs wurde dann die Rarität in ein eigens angelegtes Heftchen eingetragen." Cramers erste Absicht war, wie Professor Hürten aus seinem Munde erfuhr, Verlagsbuchhändler zu werden, vermutlich weil die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete ihn anzogen. Der Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Neigung und Beschäftigung entsprach eine außergewöhnlich große Kraft und Leichtigkeit des Arbeitens. Er war imstande — wie er selbst bekannte —, eine Unterhaltung zu führen und dabei weiter an einer Abhandlung zu schreiben. Das konnte auch, wer ihn auf seinem Amtszimmer besuchte, bemerken: er begrüßte kurz, hörte an, gab Antwort und schrieb, seine Aufmerksamkeit teilend, weiter, dann sprang er auf und ging entweder ein paarmal hin und her, überlegend oder Bescheid erteilend, oder er setzte sich zu dem Störenfried hin. Das befremdete vielleicht manchen, keinen aber, der ihn kannte. Und wer ihn nicht kannte, fühlte doch bald, daß er es mit einem Manne zu tun habe, der Teilnahme, Wohlwollen und Herzensgüte besaß.

Im Jahre 1879 bezog Cr. die Universität Bonn und studierte erst Rechtswissenschaft; dann siedelte er nach Freiburg i. B. über, um sein militärisches Dienstjahr abzuleisten. Da ihm beim Exerzieren beständig der Fuß umschlug, kam er ins Lazarett und wurde dann als dienstuntauglich vom Heere entlassen. Nun begab er sich nach Marburg und studierte, in enger Freundschaft mit Simon und Joh. Bapt. Keune, dem späteren Direktor des Museums in Metz, verbunden, Philologie bis Herbst 1883. Im Frühjahr 1884 bestand er glänzend die Staatsprüfung pro facultate docendi und promovierte 1886 mit der Dissertation: De perfecti coniunctivi usu potentiali apud priscos scriptores Latinos. Das pädagogische Probejahr legte er am staatlichen Gymnasium zu Düsseldorf unter Direktor Uppenkamp ab. Nachdem er vorübergehend als wissenschaftlicher Hilfslehrer in Münstereifel, Birkenfeld und Duisburg beschäftigt worden war, kam er in derselben Eigenschaft an das städtische Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf und wurde dort auch fest angestellt. Hatte schon der Provinzialschulrat Dr. Münch die hervorragende Begabung des jungen Lehrers erkannt, so erwarb er sich ebenso rasch die Wertschätzung seines Direktors Adolf Matthias, der

1898 ins Provinzialschulkollegium zu Koblenz trat und zwei Jahre später als vortragender Rat nach Berlin ins Kultusministerium berufen wurde. Am 1. April 1902 übernahm Cr. die Leitung des Gymnasiums i. E. und Realprogymnasiums in Eschweiler. Der im Frühjahr 1905 als Vollgymnasium anerkannten Anstalt gliederte er noch Realschulklassen an. Nur ungern schied er von der ihm lieb gewordenen Anstalt und Stadt, als er den ehrenvollen Ruf als Direktor des Königl. Hohenzollerngymnasiums in Düsseldorf erhielt, am 1. Juni 1908. Auch hier war ihm kein langes Wirken vergönnt, weil das Vertrauen der Behörde ihn als Nachfolger des Geheimen Regierungsrats Dr. Adolf Hechelmann in das Provinzialschulkollegium zu Münster berief (1. Oktober 1911). Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von der Lehrtätigkeit. Gern ergriff er beim Besuche von Unterrichtsstunden die Gelegenheit, selbst wieder mit der Jugend als Lehrer in Verkehr zu treten und „Kräfte zu wecken“. Darum war es ihm eine große Freude, als er an der Universität zu Münster einen Lehrauftrag für Westdeutsche Altertumskunde, sein besonderes Forschungsgebiet, für Unterrichtslehre und die Geschichte des höheren Schulwesens erhielt (9. Dezember 1919 und 20. März 1922). Jetzt konnte er doch wieder lehren und den Schatz seiner Kenntnisse und reichen Erfahrung der studierenden Jugend zugute kommen lassen, namentlich den künftigen Jugendbildnern an den höheren Schulen. Eine große Anzahl von Kandidaten des höheren Lehramts bereitete er als Leiter des pädagogischen Seminars, erst in Düsseldorf, dann in Münster, für ihren Beruf vor und lernte die meisten Studienreferendare der Provinz Westfalen kennen als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Prüfungsausschusses und viele als Examinator in Philosophie. Bei aller Gründlichkeit in der Unterweisung und Prüfung war er weit entfernt von jeder Kleinigkeitskrämerei, bei aller Gerechtigkeit stets zur milden Beurteilung geneigt, immer sachlich, ruhig, wohlwollend. Freilich mit leeren Redensarten und bloßen Schlagwörtern kam ein Prüfling bei ihm nicht zurecht; denn nun wurde ihm auf den Zahn gefühlt und doch zugleich die Möglichkeit geboten, zu zeigen, daß er wirklich mit der Sache vertraut sei und denke. Unter Umständen fertigte er Formelkram mit einer leichten spöttischen Bemerkung ab, wie z. B. im Handbuch über den lateinischen Unterricht S. 212: „Wer theoretische Fachausdrücke liebt, mag hier vom Gesetz der ‘Apperzeption’ und der ersten Formalstufe reden“. Immer legte er den Hauptwert nicht auf das Wissen einzelner Tatsachen und auf dogmatische Belehrung, sondern auf die Entwicklung des

Denkens (vgl. a. a. O. 199 und 220), nicht auf das bloße gedächtnismäßige Erlernen, sondern auf stete Verbindung des Erinnerns mit „denkendem Erfassen“ (S. 527 f.). So erklärte er es für weniger wichtig, „dem Schüler einen vollgepfropften Sack noch so schätzenswerter Kenntnisse, fix und fertig verpackt und etikettiert, mitzugeben, als ihm durch gemeinsame Betrachtung muttersprachlicher Eigenart den Sinn zu öffnen für den Reichtum, die Schönheit und die Besonderheiten der deutschen Sprache“ (Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein. 1919, S. 21). Als erste Aufgabe der deutschen Schule sah er „die Erziehung zum deutschen Menschen“ an; diesem Zwecke sollten sämtliche Unterrichtsfächer, „wenngleich in unterschiedlicher Art und in verschiedenem Grade“, dienen; sie können und müssen auf die Bildung des Willens, aber auch auf Herz und Gemüt wirken. Zur sittlichen Pflicht gehört „die Heilighaltung des vaterländischen Namens, die opferfreudige Einordnung in die völkische Gemeinschaft“, darum Niederringen der Selbstsucht und des Sondergeistes. Daher genügt ihm zur staatsbürgerlichen Erziehung nicht die Vermittlung staatsbürgerlichen Verständnisses, auch nicht die an sich gute und notwendige Deutschkunde; denn „Wissen ist und bleibt nur das Sprungbrett zum Tatwillen“ (a. a. O., S. 14 f. 21. 23). „Warmherziges Fühlen ist, anders als der kalt überlegende Verstand, die allernächste Vorstufe des Wollens. Unmittelbar und unwillkürlich wird der Wille des Jüngers beeinflußt durch das Vorbild des Lehrmeisters selbst. Nimmt der Schüler wahr, daß sein Lehrer selbst für die heilige Sache des Vaterlandes erglüht, so folgt er selbstverständlich um so williger den Anregungen, die vom Unterricht ausgehen“ und auch außerhalb der Schulstunden im Leben der Schulgemeinde mehr als früher möglich sind (a. a. O., S. 36 f.). Die Liebe zur heimatlichen Erde ist in lebendigem Zusammenhang mit dem großen Vaterlandsinne zu pflegen, wie die heimatliche Mundart und Eigenart neben der Muttersprache des Gesamtvolkes. „Schon weil wir Deutsche erziehen wollen, liegt uns daran, recht kräftig die Eigenart der Muttersprache zu betonen und an dieser Eigenart die Mittel der antiken Fremdsprache messen zu lassen“ (Lat. Unterricht, S. 493). Die deutsche Übersetzung aus der Fremdsprache „darf schon um deswillen nicht in den Hintergrund treten, weil die Pflege der Muttersprache bis zur höchsten Klassenstufe hinauf eine der vornehmsten Pflichten des gesamten Unterrichts bleiben muß“ (a. a. O., S. 1147). Der Schüler soll lernen, einwandfreies Deutsch zu reden und zu schreiben, „flüssiges Deutsch“ (S. 433), weder radebrechen noch „auf Stelzen“

einherschreiten (ebenda), „den geeigneten Ausdruck möglichst aus eigenem Empfinden, aus dem eigenen Sprachschatz heraus (unter Vermeidung des toten Übungsbuch-Deutsch) finden“ (S. 387). Mit gleichem Rechte, wie gegen das „zurechtgemachte“ Latein-Deutsch der Übungsbücher (S. 304), kämpfte Cramer gegen die Verwendung von Fremdwörtern, für die gute deutsche Ausdrücke zu Gebote stehen, zumal bei stilistischen Übungen (S. 529), und gab selbst hierin ein gutes Beispiel, indem er in Wort und Schrift jedes überflüssige Fremdwort vermied und z. B. beim Besuch von Unterrichtsstunden und bei Prüfungen ein solches verdeutschte oder verdeutschen ließ.

Gerade weil er mit aller Entschiedenheit Erziehung der Jugend zum deutschen Fühlen und Wollen, „zur tatfrohen Mitarbeit an der Erfüllung der vaterländischen Aufgaben“ (Geschichtliche Bildung. Neue Jahrb., 38. Bd. 1916) erstrebte, forderte er, daß sie „auch gründlich in der Fremde mit Eigenem vergleiche und vorurteilsfrei gegeneinander abwäge“, „daß sie die fremden Kulturvölker schaue, wie sie wirklich sind, in ihren Vorzügen, aber auch in ihren Schwächen, damit sie daran den Willen entzünde, zum Nutzen unseres Volkstums dem Guten zu folgen und das Verwerfliche zu meiden“. Daher befreundete er sich nicht mit dem „Evangelium des Ungeschichtlichen“, wie es unter dem Eindrucke des Weltkrieges in Reformvorschlägen für eine Zukunftsschule verkündet wurde. So sehr er gegen den Umsturz des Bestehenden war, ebenso lebhaft begünstigte er „die zweckmäßige Weiterbildung des bewährten Alten“. Und — so fragt er einmal — „haben nicht alle unsere Schulgattungen sich im Sinne vaterländischer Erziehung bewährt, als im August 1914 mit einem Male die Primen mit einem Schlage sich leerten?“ „Es gilt,“ — schreibt er (Der lateinische Unterricht S. 94) — „auf den ererbten Grundlagen weiter zu bauen, nicht aber Luftschlösser über unerprobtem Neuland zu wölben.“ „Die Antike stirbt nicht; aber wenn sie dieser neuen Zeit auf unserm eigenen Kulturboden etwas bedeuten soll, so muß ihre Aufgabe aus den Zielen dieser Zeit selbst herauswachsen, und diese Aufgabe kann keine andere sein als die Erziehung zum deutschen Mann im tiefsten Sinn des Wortes, die Vorbereitung zu ernstester Mitarbeit an der nationalen Gegenwart durch das Verständnis ihres Werdens in der Vergangenheit, durch die Vertrautheit mit dem dreifachen Wurzelboden, auf dem sie erwachsen: Hellas, Rom und Christentum“ (S. 120). Wenn er das Lateinische als „den Schlüssel zu den Propyläen unsers ganzen Kulturbaues“ (S. 96) bewertet, so

unterschätzt er keineswegs für den gymnasialen Gedanken eine Erziehung durch das klassische Altertum, die Notwendigkeit der Unterstützung durch die übrigen Unterrichtsfächer, besonders auch durch die Geschichte, die Literatur, die Erdkunde und die Religion. „Sie muß“ — so fordert er — „mit ihrem Einfluß alles durchdringen, und die religiöse Lehre muß heute mehr als sonst auf dem ethischen Gebiete wirken. Die Religion der Nächstenliebe predigt auch die Pflichten gegen die Mitbürger und gegen das Vaterland. Deutschtum und Christentum sind immer miteinander verbunden gewesen, und die Verinnerlichung, nach der heute die deutsche Seele ringt, kann sie nur finden in der Welt der Ewigkeitswerte. Das furchtbare Weh, das uns heimgesucht, hat die bittere Lehre gebracht, daß eine Kultur ohne religiöse Weihe, eine Kultur des nur irdischen Vorwärtshastens in den Abgrund führt. Der Glaube an die deutsche Zukunft, den wir unserer Jugend einpflanzen wollen, kann sich nur dann in werkschaffenden Willen umsetzen, wenn er sich paaren kann mit dem Glauben an die übernatürliche Kraft und Weisheit der göttlichen Weltlenkung. Dabei aber sei immer dessen gedacht — sorgsamer als es bisher meist geschah —, was deutscher Geist und deutsche Arbeit im Reiche Gottes auf Erden gewirkt. Hier sei nur an die kräftige Blüte unseres Kirchenliedes und an die großen Vorkämpfer, die beide Bekenntnisse zu den ihrigen zählen, erinnert.“

Immer kam es dem Schulmanne darauf an, „Kräfte zu wecken“, nicht bloß Belehrungen zu übermitteln. Der Schüler soll lernen selbst zu schauen, zu beobachten, zu vergleichen und zu erkennen, selbst tätig zu sein, auch sich selbst zu zügeln und seiner Verantwortlichkeit den Kameraden gegenüber und der Gemeinschaft bewußt zu werden. In diesem Sinne der Selbsterziehung zum Gehorsam, zur freiwilligen Unterordnung unter die alle bindenden großen sittlichen Ewigkeitsgesetze und somit auch zum Bewußtsein der Pflichterfüllung gegen das Vaterland und den Staat erblickte er in den Forderungen der neuen Pädagogik nach Selbstverwaltung der Schüler, nach Pflege des Vereinslebens an den Schulen gute Keime der Erziehung. Er, der selbst so gerne wanderte und besonders die Heimat durchstreifte, begünstigte daher auch die Wanderbünde und Spiel und Sport, wenn sie nur im rechten Geiste und mit Maß betrieben wurden (s. seinen Beitrag über Selbstverwaltung in Roloffs Lexikon der Pädagogik IV, 1002 ff.). Feind allem Zwange, aller Reglementierung abgeneigt, ließ er auch dem Lehrer gern seine Eigenart, vorausgesetzt, daß sie das Ziel nicht verfehlte.

Unablässig selbst an seiner wissenschaftlichen Bildung weiterarbeitend, wandte er neuen Bestrebungen und Vorschlägen stets seine Aufmerksamkeit zu und förderte, was er daran als gut erfand. So gehörte er zu den ersten, die einer vernünftigen „Wahlfreiheit der Unterrichtsfächer“ das Wort redeten, in dem Aufsatz „Die freiere Behandlung des Lehrplans auf der Oberstufe höherer Lehranstalten“ (1907). (S. auch seinen Beitrag im Lexikon der Pädagogik V, 681 ff.). Freiheit in der Wahl des klassischen Lesestoffs der Schule, natürlich in den durch die Klassenstufen und den Inhalt gebotenen Schranken, „je nach der Lehrerpersönlichkeit und den Sonderverhältnissen der einzelnen Schule“, verbürgte eher die erforderliche „liebevolle Behandlung“, „als ein stümperhaftes oder halb widerwilliges Breittreten in ausgefahrenen Geleisen“. Mit leisem Schauder dachte er „an eigene Schülerstunden zurück, in denen Vers um Vers schlecht und recht heruntergehaspelt wurde“. Dabei hat er besonders die Vergillektüre im Auge, deren Wert er voll anerkennt. Die reichen Ergebnisse langjähriger Erfahrung und sorgfältigsten Nachdenkens hat der Schulmann niedergelegt in seinem Hauptwerke: „Der lateinische Unterricht. Ein Handbuch für Lehrer“ (Berlin, Weidmann 1919), einer kostbaren Frucht seiner erstaunlichen Arbeitskraft und seiner hohen Auffassung des Berufs. Den alten wie den jungen Zunftgenossen bietet es nicht nur eine vortreffliche Geschichte des Lateinunterrichts in Deutschland, sondern einen ausgezeichneten, durchweg zuverlässigen Wegweiser für die Behandlung des Lehrstoffs und die Erreichung des Lehrzieles. Dem Geber ist der Schmerz erspart geblieben, zu sehen, wie durch „die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens“ (Denkschrift 1924) am Umsturz der „Propyläen unseres ganzen Kulturbaues“ Hand angelegt ist. Ihrer Erhaltung dient sein Werk, und mehr als je haben die Hüter und Freunde des humanistischen Gymnasiums die Pflicht, das Vermächtnis eines der treuesten Wächter unersetzlichen Kulturgutes hochzuhalten durch unentwegte Arbeit in seinem Geiste. Auch der Nichtphilologe, der Gebildete überhaupt, wird den zweiten, Grundfragen des lateinischen Unterrichts behandelnden Teil des Buches mit Nutzen und Freude lesen, da hier die engen Zusammenhänge unseres Kulturlebens mit dem Kultur- und Geistesleben des Altertums und der Wert des lateinischen Sprachunterrichts für die geistige Zucht und Bildung überzeugend dargelegt werden. Hier zeigt der Kenner, wie der ererbte Besitz für die Gegenwart fruchtbar zu machen ist, wie in ihm eine Fülle wirkender Kräfte für die eigenen Lebensfragen liegt (s. S. 94 und 129). Es

handelt sich ihm nicht darum, den Schüler mit allerhand „Altertümern“, mit einem „Wust von Kleinigkeiten“, sogenannten Realien aller Art zu füttern, sondern „geistige Kräfte zur Entfaltung zu bringen, in ihm den Trieb zu beleben, bei allem Geschehen zu fragen: Wie hängt das Werdende mit dem Gewordenen zusammen? Der Einblick aber in die verwickelten Welt- und Lebensformen des Heute wird ihm erleichtert durch das Anschauen der einfachern Formen des Einst, die die trennende Kluft zwischen dem fragenden Ich und den Aufgaben des Lebens zu überbrücken lehren.“

So faßte er auch die Aufgabe des Geschichtsunterrichts und des geschichtlichen Lehrbuchs auf. Wenngleich er eine planmäßige und zielbewußte Sichtung des Stoffes für notwendig erachtete, warnte er doch eindringlich vor Verflüchtigung der ursächlichen Zusammenhänge und der Zusammenpressung der „lernbaren“ Tatsachen und begnügte sich nicht mit dem verstandesmäßigen Erfassen der Zusammenhänge, sondern verlangte von dem Geschichtsunterricht Erziehung „zur tatfrohen Mitarbeit an der Erfüllung der vaterländischen Aufgaben“. Seinen richtigen Ansichten verlieh er namentlich Ausdruck in einem Aufsatz über „Geschichtliche Bildung“ (Neue Jahrbücher 38. Bd., 1916) und brachte sie zur Anwendung in der für Westdeutschland bestimmten Ausgabe B des Pfeiferschen Lehrbuchs der Geschichte (Breslau, F. Hirt, 1911). Für A. Meisters „Handbuch der deutschen Geschichte“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart-Berlin, 1919) übernahm er an Stelle des Dr. Richard Loewe die Bearbeitung von Band I. Abschnitt II. Germanen und Römer, §§ 7—9. Die römisch-germanische Altertumskunde war ja sein Lieblingsgebiet, und damit stand in enger Verbindung die Ortsnamenforschung. Außer zahlreichen Abhandlungen in rheinischen Fachzeitschriften, in den Blättern des Eifelvereins, in der Kölnischen Volkszeitung, in der Monatsschrift für höhere Schulen veröffentlichte er folgende Schriften: Niederrheinische Ortsnamen. Zwei niederrheinische Ortsnamen: Xanten und Birten. Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit (Düsseldorf, E. Lintz, 1901). Aus der Urzeit Eschweilers und seiner Umgebung (Aachen, J. Creutzer, 1905). Zur Geschichte des Gymnasiums von Eschweiler (Festschrift des Gymnasiums 1905). Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907). Das römische Trier (ebenda 1911). Deutschland in römischer Zeit (Berlin und Leipzig, G. J. Göschen, 1912 und 1920). Einige früher erschienene Aufsätze, vermehrt durch neue Beiträge, faßte Cr. zusammen in den außerordentlich inhaltreichen und gründlichen

Römisch-germanischen Studien (Breslau, F. Hirt, 1914). Das Erscheinen eines Büchleins: „Auf den Spuren der römischen Legionen“ (Saarbrücken, Hofer) erlebte der Verfasser nicht mehr; es ist bis jetzt noch nicht auf den Büchermarkt gekommen. Auch andere literarische Unternehmungen, zu deren Leitung oder Mitarbeit er gewonnen war, sind durch seinen Tod seiner belebenden Kraft beraubt: so das von Prof. Dr. Sprengel und Geheimem Ministerialrat Dr. Schellberg geplante „Handbuch der Deutschkunde“ (Frankfurt a. M., M. Diesterweg), so die „Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften“ und die „Sammlung von Quellenstoffen für den Geschichtsunterricht“ (Paderborn, F. Schöningh). Dagegen hatte er die Freude, die Reformgedanken für den lateinischen Sprachunterricht, wie sie sein Buch „Der lateinische Unterricht“ enthält, in der Neubearbeitung der Lateinischen Sprachlehre von F. Schultz, 30. Auflage, von Anton Führer und Franz Cramer herausgegeben (Paderborn, F. Schöningh), zur Ausführung zu bringen. Diente früher das Buch zur Erlernung der Sprachgesetze, so dient es jetzt mehr als ehedem der Belehrung über die Sprachgesetze und leitet zu sprachwissenschaftlicher Betrachtung an, die einerseits bei der Aneignung der Sprache eine gewisse Erleichterung gewähren kann, anderseits geeignet ist, den grammatischen Unterricht zu beleben und zu vertiefen.

Eine der letzten schriftstellerischen Arbeiten Cramers bot der 80. Band der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (1922): „Aufgaben der Römerforschung an der Lippe“. Wohl die letzte Schrift war sein Beitrag zur Festschrift für den Geh. Archivrat, den Direktor des Staatsarchivs Professor Dr. Friedrich Philippi, Aus Vergangenheit und Gegenwart: „Sind die keltisch-germanischen Matronen Ortsgottheiten?“ (Münster, Regensbergische Buchhandlung 1923). So sind beide Gaben Zeugen für die warme Liebe ihres Spenders zu Westfalen wie zum Rheinland. Hier wie dort war er in den verschiedenen Vereinen zur heimatlichen Geschichte und Altertumskunde ein rühriges, unablässig schaffendes Mitglied. Im letzten Brief an Professor Hürten vom 19. Oktober 1923 stellte er noch für das Eifelvereinsblatt einen Beitrag in Aussicht mit den Worten: „Gelegentlich möchte ich im Eifelblatt auch von einem ‘Spaziergang’ zu den zwei Wallburgen an der Erft plaudern.“ Die Erfüllung seines Versprechens war ihm nicht mehr vergönnt. Auch die Pläne, die er als Vorsitzender der Altertumskommission für Westfalen hegte, konnte er nicht mehr der Ausführung näher bringen. Bei seinem ganzen Wirken, in

allen seinen Forschungen, sei es mit dem Spaten, sei es mit dem die literarischen Quellen kritisch prüfenden Auge, in der Philologie wie in der Geschichte und Heimatkunde leitete ihn der hohe Gedanke, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Schule, dem deutschen Vaterlande zu dienen. Nach seinem Wunsche sollte „in der Seele eines jeden unserer Volksgenossen die Losung zum inneren Erleben werden: Deutsch' Ehr' — ist mein Ehr'!" Und so klagen um diesen echt deutschen Mann die deutsche Wissenschaft, die deutsche Schule, das deutsche Vaterland. Sein Andenken ehrt, wer in seinem Geiste arbeitet.

Verzeichnis
der in den Jahrgängen 1908—1924 (Band 138—202) enthaltenen
Nekrologe
(anschließend an das in Band 138, Seite 151—156 gegebene Verzeichnis).

a) Nach den Verstorbenen geordnet.

a) Nach den Verfassern geordnet.





